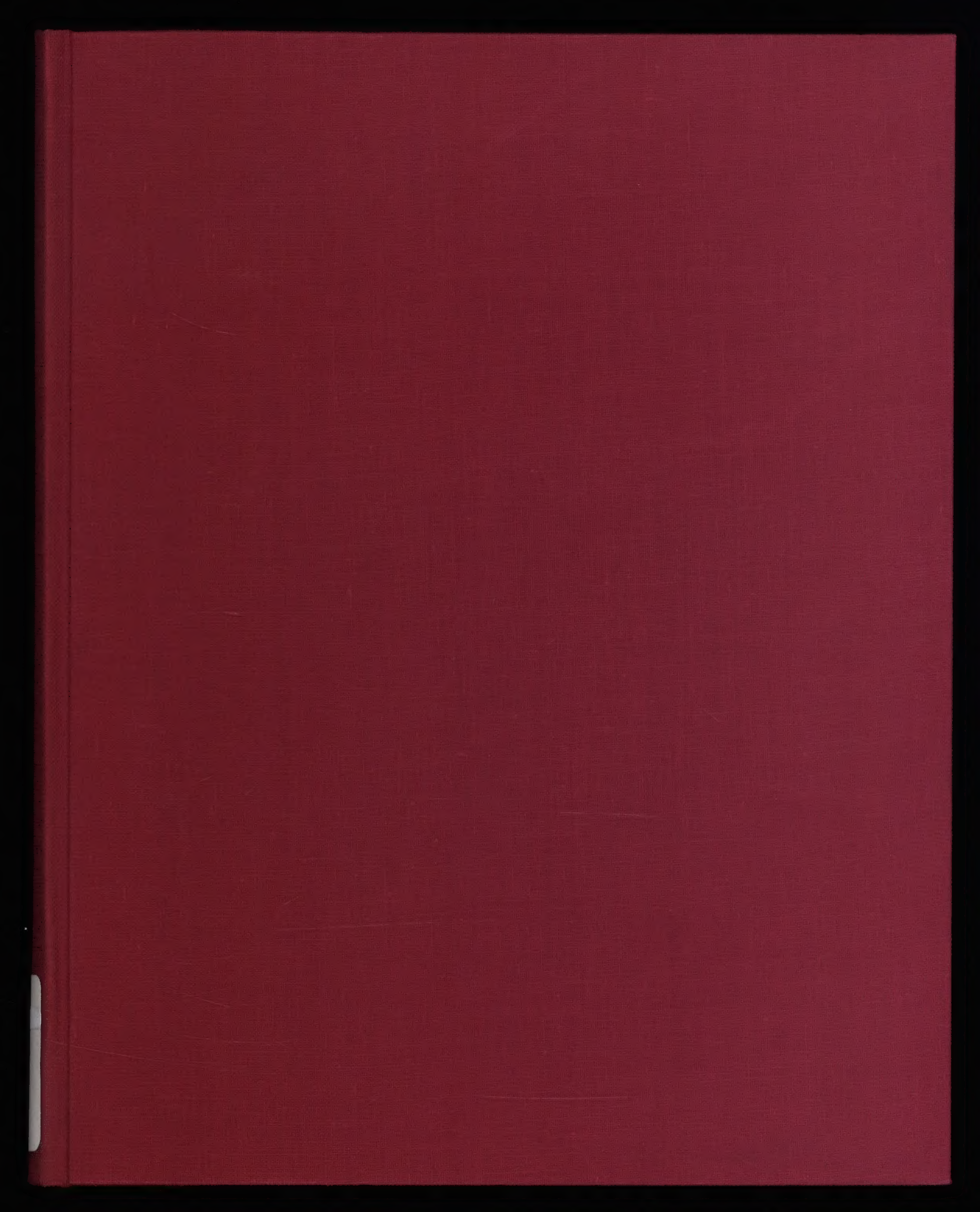
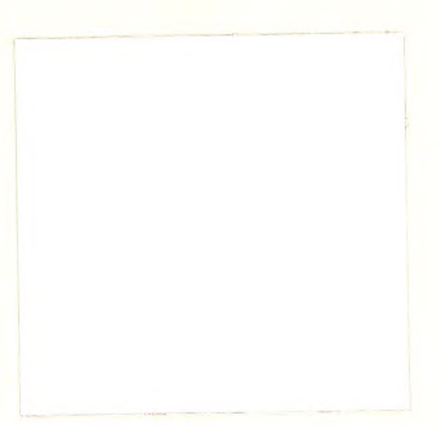
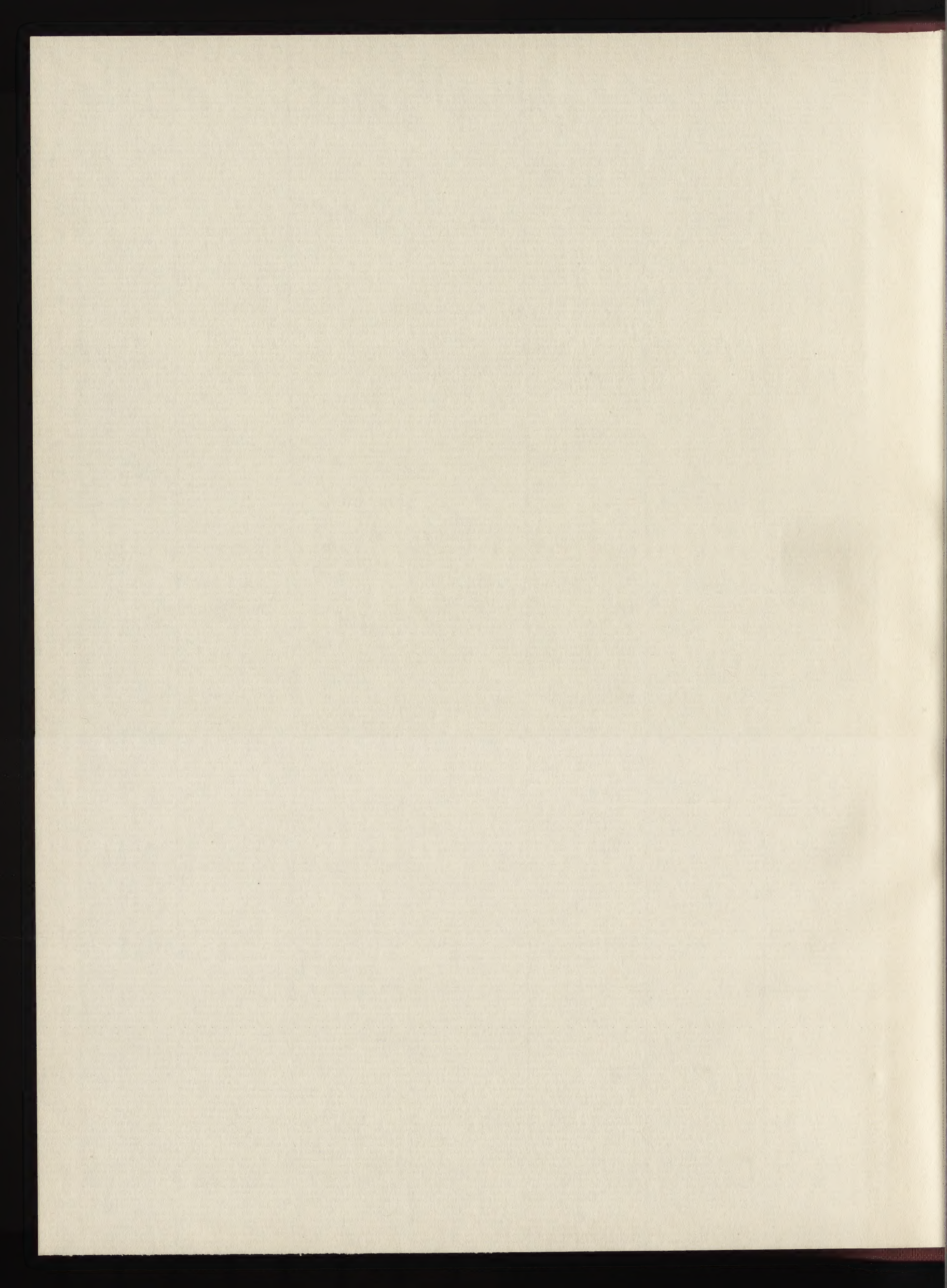








Hessenland.

Zeitschrift

für

Hessische Geschichte und Literatur.

Dritter Jahrgang.

Herausgegeben

unter Mitwirkung namhafter hessischer Schriftsteller

von

F. Zwenger.



Kassel 1889.

Druck von Friedr. Scheel.

Inhalts-Verzeichniß des Jahrgangs 1889.

Seite

Geschichtliche Aufsätze.

A. Hessen im Lichte des 17. Jahrhunderts . . . 37
Brunner, Hugo. Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst u. Erzbischof zu Köln 127, 142, 158, 214, 231, 278 294
Martin, Zur Abwehr 73
Mentzel, E. Eine Erinnerung an den deutsch-französischen Feldzug 84, 101, 117
Münscher, Friedrich. Ueber die Bedeutung von Marburg in der Geschichte von Hessen 247, 262
Neuber, K. Zur Geschichte von Wilhelmshöhe 182, 198, 216, 233, 246
Oesterheld, H. Erinnerung an Kloster Cornberg . . 94
Preser, Karl. Nochmals über die verkauften Hessen 22
Rogge-Ludwig, W. Kassels Bürger in Waffen 170 184
R., Cl. D. Deutsche Soldaten in Newport 110, 145, 160
Schwank, J. Hessische Offiziere 7, 80, 99, 115, 162
" " Ein Beitrag zur Erziehung hessischer Prinzen 48
" " Hessische Offiziere im Dienste des schwarzen Königs Heinrich I. von Haïti 361
Stendell, E. Konrad von Bemelberg, der kleine Heß, der Landsknechtsoberst 2, 18, 34, 46, 62
Zwenger, F. Johannisberg 188, 200, 235
* * * Sonderbare Fahnentreue 172

Literarisches, Kulturhistorisches, Kunst u. Verwandtes.

Bennecke, W. Aus Armands Leben 133 150
Grineau, Jos. Amalie Hassenpflug, die Freundin von Deutschlands größter Dichterin . 5 20
" Die Bonifatiusgruft im Dome zu Fulda 264
Hohenhausen, E. v. Eine Erinnerung an Geibel . 4
Münscher, Friedrich. Lebensbilder Marburger Professoren: Crocius 97
" Karl Wilhelm Robert 113
" Ernst Gottfried Baldinger 130
" Sylvester Jordan 282, 296
Rogge-Ludwig, W. Vom Tambour Braun . . . 331
Seelig, Dr. F. Der Beiname Raspe 50
" " " Zum letzten Male der Beiname Raspe 89
" " " Schlußerklärung 124
" " " Der Name Hessen und das Chattenland sowie die Gebietsentwicklung der Landgrafschaft 326, 342
Weinmeister, Paul. Ein Brief des nachmaligen Archivraths Dr. Georg Landau 147
Zwenger, F. Marburger Pandektisten I. . 193, 212
" " " " II. 313, 346 358
" " Die industriellen Verhältnisse Hessens im Anfang dieses Jahrhunderts 310, 330
* * * Brod'r Lolls 269

Seite

Erzählungen.

Friedrichstein, M. Sie schmollt 205, 218, 239, 252, 284, 300, 316
Herbert, M. Seine letzte Novelle . . . 26, 38, 53
Keller-Jordan, H. Unter dem Madonnenbilde . . 9
" " Pietà 347, 363
Opper, Friedrich. Der Josthenner. Geschichte in niederhessischer Mundart 136

Vermischtes.

Brunner, Hugo. Christian Nöll † 218
Br., K. 50 jähriges Stiftungsfest der Marburger Hasso-Nassoven 223, 241
R.-L., W. 25. Jahresversammlung des Geschichtsvereins 221
R., Dr. Wilhelm Roser † 25
Seelig, Dr. F. Wilhelm Ritter v. Breithaupt 116, 135
Zwenger. Friedrich Müller † 52, 66, 82
" Eduard Wendelstadt (Ein Lebensbild) 250, 267
* * * Abonnementseinladung 16, 32, 372
* * * Jubiläum eines deutschen Greises in Santiago 63, 78

Gedichte.

Bennecke, Wilh. Katherlieschen 208
" " Jugendklang 41
" " Der Mai in Westfalen 153
Brunner, H. Der Odenberg 125
" " Maienmorgen 152
" " Georg Wilhelm von Hasserodt . . . 229
Ch. Kirche zu W. 28
Dithmar, O. Th. Die Grabstätte der Aebtissin Marianne von Stein 352
Finck, Karl. Ein Lebensbild 197
" " Assekuranz 221
" " Hermann Riedesel von der Brackenburg 303
" " Aus dem Leben 309
Frederking, Hugo. Heimathsgruß 28
Geibel, P. Die Zeite ännern sich 153
Gläßner, G. Gruß an den Bilstein 254
Grineau, J. Wohin 87
" " Auf dem Petersberg bei Fulda . . 220
Herbert, M. Gute Lehre 254
Heß von Wichdorff, E. W. Gruß an das Hessenland 119
John, D. Frühlingsbote 77
Jordan, Ricardo. Doloras 277
Kastropp, Gustav. Neujahr 1889 11
" " Hessisches Reiterlied 182
" " Germanicus 294
Keiter, Therese. Glück 119
" " Heimweh 163
Kramer-Bangert, E. Falter 353

	Seite
Krause, C. Chr. F. Trost	367
Löwe, Beim Jahreswechsel	17
„ Gnomen	61
Mohr, Ludwig. Am Hessen-Denkmal	271
Muhn, Kurt. Hürrah die Gäil, (Schwälmer Mundart)	28
„ „ Trost, (Schwälmer Mundart)	120
„ „ Frihjohr, (Schwälmer Mundart)	164
„ „ In Schwälmer nür ö. sächs Franzose, (Schwälmer Mundart)	255
„ „ Aus der Schül (Schwälmer Mundart)	304
Preser, Karl. Zur letzten Stunde	1
„ „ Vom Wohlthun	158
„ „ Liebeslist	174
„ „ Herbstgedanken	245
„ „ Eine hessische Teufelsgeschichte	269
Ritter, R. Sehnsucht nach der Heimath	325
Saul, D. Eigenart	45
„ „ Erinnern	169
„ „ Spätherbst	341
„ „ Weihnacht	357
Schaumburger, Karl. Glückliche Kindheit	93
„ „ Die Hessen bei Einbeck	41
„ „ Das schönste Bild	262
„ „ Wehmuth	368
Siebert, C. O Hessenland	138
Spangenberg, P. St. Elisabeth-Brunnen	55
Stephan, Paul. Mein Liebchen	241
Stirn-Rivière, Anna. Beschwörung	110
„ „ Frieden in der Natur	141
Trabert, A. Götterkind	33
„ „ Dichters Vermächtniß	87
„ „ Herzens Reichthum	213
v. Trais, F. Eam Buhlsbärgk (Wetterauer Mundart)	195
„ Frühjahrs Ankunft (Wetterauer Mundart)	207
„ E gout Woart fer die Bihl (Wetterauer Mundart)	319
Walter, H. Ein frischer Trunk, ein froh Gespräch	138
Weber, Karl. Winter-Idylle	55
„ „ Trennung	87
„ „ Waldsee	319
Weidenmüller, Anna. Altgermanisches Begräbniß	68
Wepler, Emilie. Fernweh	173
„ Aus dem Vaterhaus	208

Aus alter und neuer Zeit.

	Seite
Hohes Spiel in alter Zeit. — Was meint der Name Rhön	28
Ueber die Enthüllung des Denkmals des Landgrafen Friedrich II.	56
Ueber das Gedicht „Die Hessen bei Einbeck“ in Nr. 3 dieser Zeitschrift. — Das Gefecht bei Sandershausen am 22. Juli 1758	69
Sprüche an Häusern in Oberhessen	87
Aus der Hessischen Zopfzeit. — Die Rache des Geheimen Raths Kalckhoff	104
Aus alten Kalendern. — Nachkommen Dr. Mel's	120
Ein lebendiges Familien-Lexikon. — Das Walpertsmännchen	138
Ueber Petrus Paganus	154
Inschriften	154
Marburger Erinnerungen. — Ueber den Bau der Martinskirche zu Kassel. — Alexander Hermann von Wartensleben u. sein Dragoner-Regiment. — Ergänzung zu „Hessische Offiziere“	174
Ein hessischer Träumer	195
Gelehrte Zerstreutheit. — Aufzeichnungen aus 2 alten Kalendern	208
Eine seltsame Diebeshöhle. — Ueber die Erzählung „Ein hessischer Träumer“ in Nr. 13 dieser Zeitschrift. — Hessens letzte Lehnsbraut	224
Die doppelte Ueberraschung. — Hessische Pfarreranekdoten	256
Quidquid delirant. — Kleider machen Leute. — Hessische Mitglieder des Illuminaten-Ordens	271
Die Belagerung von Valenciennes. — Johann Heinrich Kopp und die russische Krankenstation in Hanau	286
Ueber den Abt Richard vom Fuldaer Benediktinerkloster. — Allerlei über Melsungen. — Das projektirte Standbild des Kurfürsten Friedrich Wilh. von Hessen im Park zu Horowitz. — Grimm-Denkmal	305
Das Hinscheiden des Landgrafen Friedrich II. und der Regierungsantritt des Landgrafen Wilhelm IX. — Marburger Erinnerungen. — Wie die Hessen Fremdwörter zu verdeutschen wissen	321
Aus dem 30jährigen Kriege. — Das Napoleonsfest	334
Heinrich Schütz, gen. Sagittarius. — Helius Eobanus Hessus	353
Aus meiner Urgroßmutter Ausgabebuch	368

Aus Heimath und Fremde.

	Seite
Hessische Todtenschau 1888. — Zum Tode des Prinzen Alexander von Hessen. — Pensionirung von Leonhard Schultheis. — Universitätsnachrichten	12
Sterbetag des Kurfürsten. — Aufführung von D. Sauls „Stoikern“ am K. Hoftheater in Kassel — Jubiläum des Domkapitulars Erb — Pensionirung von Wilhelm Bücking. — Weihnachtsfestspiel des Dechant Müller	29
Geburtstag des Kaisers Wilhelm II. — Falckenheiners „Hohenstaufen und Hohenzollern“. — Monatsversammlung des Geschichtsvereins. — Ehrung von L. Schultheis. — Ernennung von Dr. Seelig zum Bibliotheksassistenten. — Programme hessischer Schulen. — von Buttlar's Stammbuch der althessischen Ritterschaft. — Nette Geschichtschreiberei — Grimmdenkmal. — Dr. Noll (Hanau) †. — Universitätsnachrichten. — Mundartliches	41
Vortrag Rogge-Ludwig's über von Dalwigk. — Nachlaß Dingelstedt's. — Stammbuch der althessischen Ritterschaft. — Nekrolog des F. W. Noll. — Dr. Strippelmann †. — Universitätsnachrichten	57
Monatsversammlung des Geschichtsvereins. — Moritz von Baumbach. — Bereicherung des Münzkabinets. — Schulprogramm. — Julius W. Braun. — Todesfälle (Ochsenius, Berner, Ellenberger, v. Müldner, Schmitt, Knoch, v. Uslar-Gleichen, Schneider, Wiederhold, Löser). — Ludwig Raspe (v. Pfister)	71
Personalien. — Prof. Schröder	88
Verein für hess. Geschichte. — Versetzung des Dr. Wolff (Hanau). — Dingelstedt's Nachlaß. — Universitätsnachrichten. — Todesfälle. (Philipp Weiß, Josef Lauer, Prinz Moritz von Hanau, v. Breithaupt, Dr. Heuser). — Kuriosum. — An unparteiische Leser (v. Pfister)	105
Jubiläum von Forstmeister Weber. — Kauperts (Frankfurt) Geburtstag. — Realschule. — Saul's Stoiker im Frankfurter Stadttheater. — Universitätsnachrichten. — Todesfälle (Erbgraf Ysenburg, Armand-Strubberg, Herzogin von Cambridge, General v. Schlotheim)	122

Seite

Zum Ibsenkultus. — Marmorbüste Roser's. — Jubiläum der Hasso-Nassovia 140
Vorträge über Landgraf Friedrich II. — Verein hes. Lehrer an höheren Anstalten. — Feier in Niedenstein. — Geschichte der Stadt Rauschenberg. — Grimmdenkmal. — Universitätsnachrichten. — Todesfälle (Kehr, Fleischhut, Prinz Friedrich Wilhelm von Hanau) . . . 154
Geschichtsverein. — Professor Müller's Nachlaß. — Rhönclub-Sektion Fulda. — Beerdigung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hanau . . 164
Jagdausstellung. — Ausflug des Geschichtsvereins. auf die Weidelsburg. — Jahresversammlung des Geschichtsvereins. — Personalien. — Universitätsnachrichten. — Enthüllung des Hutten-Sickingen-Denkmals. — Todesfälle (Wendelstadt, Josef Hoffmann) 177
Dingelstedt's Nachlaß. — Ehrung des Malers Katzenstein. — Die Sababurg 196
v. Bardeleben. — Vom Dom zu Fulda. — Grimmdenkmal. — Universitätsnachrichten. — Todesfälle (Füller, Finck, Frölich, Zilch, Hellwig, Vogel, Hoffa) 210
Kaiserin Augusta Viktoria in Wilhelmshöhe. — Dingelstedt's Nachlaß. — Marburger Bezirksverein für hess. Geschichte. — Universitätsnachrichten. — Todesfälle (Prinzessin Auguste von Hessen, Stöber, Schenk zu Schweinsberg). Noch einmal das Ehrenbüchlein. 225
Die Kaiserin in Wilhelmshöhe. — Ehrung Kauperts (Berlin). — Wagners Geschichte des Hessenlandes. — Blitzableiter in Rinteln (1785). — Nekrolog des Generals Ludwig Schenk zu Schweinsberg. — Nekrolog von Joseph v. Ritgen (von Dr. Röschen). Universitätsnachrichten 242
Geburtstag des Kurfürsten. — Verlobung der Prinzessin von Ardeck. — Vom Rhönklub. — Universitätsnachrichten. — Todesfälle (Augustin Möller, August von Ende) 257
Geschichtsverein. — Jubiläum Dr. Gottlieb Kellners in Philadelphia. — Kasseler Volksküche. — Hessen in Amerika. — Universitätsnachrichten. — Todesfälle (Krause, Köhler) 273
Ricardo Jordan. — Dr. Otto Braun in München. — Komposition von Hermann Gehrmann. — Universitätsnachrichten. — Personalien. — Nekrologe von (Gleim, Brack, Gegenbaur) . 288
Standbild des Kurfürsten in Horowitz. — Grimmdenkmal. — Nekrologe (Brennung, Dieterich, Kraushaar) 305
Vortrag von Dr. Seelig im Geschichtsverein. — Die Bonifatiusgruft in Fulda. — Lesebuch der Staatswissenschaft von Dr. Mollat. — Universitätsnachrichten. — Todesfälle (Kleespieß, Weber). 323
Vermählung der Prinzessin von Ardeck. — Versteigerung des Nachlasses des Prinzen Moritz von Hanau. — Oberstlieutenant von Bardeleben und der Lesekranz. — Nekrolog von Friedr. W. Hoffmann 337
Geschichtsverein. Vom historischen Verein zu Darmstadt. — Aus Horowitz. — Oberbürgermeister Hünersdorf in Gotha. — Operette „Der Gaunerkönig“ von O. Ewald und W. Bennecke (Musik von Dr. Beier). — Universitätsnachrichten 354
Hundertjähriger Geburtstag der Dichterin E. Ph. A. von Hohenhausen — 89. Geburtstag des Schriftstellers S. Hahndorf. — General von Beyer † — Versteigerung des Nachlasses des Fürsten Moritz von Hanau. — Universitätsnachrichten 369

Hessische Bücherschau.

Petrographische Untersuchungen in der Rhön (Ed. Möller). — Das Meißnerland (M. F. Jäschke) 14
Aus der literarischen Hinterlassenschaft des hl. Bonifatius und des hl. Burchardus (Dr. Nürnberger). — Ueber tertiäre Ablagerungen (E. Stremme) 43
Geschichte des 2 Großherz. Hess. Inf.-Reg. Nr. 116 (Klingelhöfer). — Bibliotheca Hassiaca (C. Ackermann) 90
Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß (Rodenberg). — Reichsabtei Hersfeld (Hafner). — Hessisches Ehrenbüchlein 165
Geschichte und Beschreibung der Stadt Rauschenberg (Bromm). Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Bd. XIV, — Das schwarze Rehwild (Brandt) . . . 179
Führer durch Kassel und das hessische Bergland (Werner). — Bericht des Vereins für Naturkunde in Kassel für die Zeit vom 18. April 1886 bis dahin 1888. — Die Steinhauer-Zunft in Obernkirchen (Hündorf) 211
Deutsche Gedichte aus Oesterreich (Trabert). — Stromschnellen (Frederking). — Die heilige Elisabeth, geistliches Festspiel (Müller). — Abriß einer Geschichte des Hessenlandes (Wagner) 258
Mittheilungen aus der Rechtspflege im Gebiet des vormaligen Kurfürstenthums Hessen. — Die Fischerei und einschlagendes Wasserrecht betreffende Entscheidungen höherer deutschen Gerichtshöfe (Seelig). — Karte des Hauptgebietes von Niederhessen 275
Beiträge zur hessischen Bücherschau von Dr. F. Seelig 291
Johann Baptista von Taxis (Rübsam). — Ueber die schriftstellerischen Leistungen des Majors a. D. Otto Wachs 307
Deutsche Gedichte aus Oesterreich III. Band. — Tröst-Einsamkeit (A. Trabert). — Die Eruptivgesteine der Sektion Schmalkalden. — Thüringer Wanderbuch (A. Trinius). — Präludium und Fuge (Lewalter). — Neues Marburger Historienbüchelche 339
Schönwissenschaftliche Werke hessischer Dichter für Weihnachten 1889: Feldspath (E. Mentzel); In Fesseln (Julius W. Braun); Stromschnellen (Hugo Frederking); Stolberg, eine Geschichte aus dem 15. Jahrhundert (Hans Elben); Sophie Junghans u. H. Brand; C. Preser's Gedichte; A. Trabert's Tröst-Einsamkeit; neue Ausgabe von Prinz Rosa-Stramin 355
C. Preser's Gedichte. — A. Trabert's Tröst-Einsamkeit — König Herwigs's Brautfahrt (R. vom Hof). — Sagenkranz aus Hessen-Nassau (Karl Heßler). — Bericht der Wetterauischen Gesellschaft. — Faustalbum 370

Briefkasten.

15 31 44 60 76 92 108 124 156 168 180 196 212 228 244 260 292 308 340 371.



№ 1. Kassel, 2. Januar 1889.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2705.

Zur letzten Stunde.

Wie oft geh'n Tage doch zur Rüste,
Fortrollend mit dem Strom der Zeit,
Daß nicht das Menschenherz es wüßte:
Sie sind dahin in Ewigkeit!
Und doch — ob Freud', ob Leid sie spenden
In ihrem ewig gleichen Gang,
Es hält ihr Scheiden, hält ihr Enden
Gefangen keines Herzens Drang.

Doch tönt der Schlag der letzten Stunde
Mit der ein Jahr von dannen zieht,
So ist's, als ob mit ehrnem Munde,
Die Ewigkeit uns mahnend rieth:
„Nun prüft, ob ihr es auch erfülltet,
Was euch an Pflichten auferlegt,
Ob ihr nicht schuldbewußt verhülltet,
Was vorwurfsvoll das Herz bewegt."

O, daß doch Jeder, der den Becher
Jetzt zwischen Gehn und Kommen hebt,
Bedenken mag, daß uns ein Rächer
Für alle Schuld im Himmel lebt,
Daß Jeder, selbst in froher Runde,
Doch prüfe, wie sein Loos er trägt,
Bevor auch ihm die letzte Stunde
Aus erz'nem Mund entgegen schlägt.

Mag auch die Wange dann erröthen,
Wenn sich ein Fehl im Herzen zeigt,
Die Prüfung reißt's aus allen Nöthen
Daß Trost und Hoffnung ihm entsteigt;
Und mag im Schlag der Jahreswende
Uns Frieden oder Sturm erstehn, —
Der Frieden wird zur Himmelsspende,
Der Sturm wird uns gerüstet sehn.

Ja, Tag' um Tage gehn zur Rüste,
Fortrollend mit dem Strom der Zeit,
Als ob das Menschenherz nicht wüßte,
Daß fort sie sind in Ewigkeit.
Doch tönt der erste Schlag der Stunde,
Die uns ein Jahr zu Grabe trägt:
Dann mahnt es uns mit ehrnem Munde,
Daß einst auch uns die Stunde schlägt!

Carl Preser.



Konrad von Bemelberg, der kleine Heß, der Landsknechtsoberst.

Eine historische Skizze von E. Stendell.

Unter Hessens edlen Familien nimmt das Geschlecht Derer von Boineburg durch sein Alter, durch die ruhmvollen Thaten seiner Söhne und den einstigen und gegenwärtigen Besitz eine hervorragende, wenn nicht die erste Stelle ein. In vielen glänzenden Namen begegnet es uns in der Geschichte des hessischen Landes; die Boineburge halfen, nachdem sie einen aussichtslosen Kampf um ihre Zugehörigkeit zum Reiche als Burgmannen der ehemaligen Reichsburg Boineburg mit den hessischen Landgrafen geführt, ihren neuen Landesherrn ihre Schlachten schlagen und dienten ihnen mit gleicher Treue im Frieden. Und wie Hessens Fürsten waren auch sie immer bereit, für deutsche Macht und Ehre in die Schranken zu treten. Mancher Mann des Geschlechts wird daher mit Ruhm in der allgemeinen deutschen Geschichte genannt; keiner wohl mit höherem als der wackere Landsknechtsoberst Konrad von Bemelberg (so nannte er sich), der in einer der stürmischsten Zeiten des deutschen Reiches gegen Welsche, Franzosen und Türken, wie gegen innere Feinde mit unerschütterlicher Treue dem Kaiser diente. Fern von der Heimath beschloß er zwar sein ruhmvolles Leben, seine Beziehungen zu derselben hatten sich gelockert, aber er hat sie nie vergessen und ihr manchen wichtigen Dienst geleistet. So mag ein Lebensbild des wackeren Kriegshelden, des „kleinen Heß,“ wie ihn seine Zeitgenossen nannten, in kurzen Zügen entworfen, an dieser Stelle gerechtfertigt sein.

I.

Ueber Zeit und Ort der Geburt Konrads von Bemelberg und über seine Jugend fließen die Quellen nur spärlich, theilweise widersprechen sie sich. Sein Geburtsjahr schwankt zwischen 1487 und 1494, für beides lassen sich gewichtige Gründe anführen. Ueber seinen Geburtsort ist vollends nichts überliefert; und es bleibt der Phantasie überlassen, ob sie ihn, den dritten und jüngsten Sohn des hessischen Raths und Hofmeisters Reinhard von Bemelberg und seiner Gemahlin Katharina von Brandenstein, auf der Stammburg des Geschlechts, die damals noch bewohnt war und für den zahlreichen Nachwuchs Raum genug bot, oder in einem der Herrenhäuser in den benachbarten der Familie gehörigen Ortschaften, Bischhausen, Wichmannshausen o. a., oder in einem der sicheren Häuser in Kassel oder Eschwege will geboren sein lassen. Denn das Geschlecht der Boineburge erfreute sich damals schon eines reichen Besitzes in der Nähe und Ferne; der Vater unseres Konrad nannte sich einen Herrn zu Bischhausen, Wichmannshausen, Röhrda, Lüder (im Fuldischen) und Bonaforth (in der Provinz Hannover), und seine Gemahlin hatte ihm das Gut Manstedt a/Losse (bei Buttstedt) zugebracht. Freilich erheischte so bedeutenden Besitz auch die reiche Nachkommenschaft des Geschlechts, das schon seit dem 13. Jahrhundert in zwei Stämmen, der schwarzen und weißen Fahne, und verschiedenen Aesten die Stammburg bewohnte. Der schwarze Stamm war allerdings im 15. Jahrhundert schon aus dem Besitz der Burg ausgeschieden; aber die drei Aeste der weißen Fahne, der Hohensteiner, der der Jungen, zu dem Konrad gehörte, und der der Weißen, hausten in den drei Schlössern, die sich auf dem Burgberge erhoben, und empfingen die Burg als Gesammtlehen von den hessischen Fürsten; ein Burgfrieden ordnete die Rechte und Pflichten der Ganerben. Da mag im 15. Jahrhundert auf der jetzt so öden Burg ein reges Leben geherrscht und nicht viel mag daran gefehlt haben, so sah es wie auf der Burg Hohenentringen bei Tübingen aus, wo damals ein Häuflein von 100 Kindern, fünf Elternpaaren entsprossen, sein munteres Wesen trieb; einer von den 100, Georg von Ehingen, hat uns das in seiner Reise nach dem Ritterstande erzählt. — Um diese Zeit aber begannen die Boineburger schon von der Burg in die Thäler hinabzusteigen und auf ihren dortigen Ansitzen eine bequemere Unterkunft zu suchen. Die Stamm=

burg aber wurde sorgsam unterhalten und blieb noch lange der Mittelpunkt der Familie.

Auch unser Konrad wird als Knabe oft auf der Burg seiner Väter geweilt, auf der weiten Ebene sich mit seinen Brüdern und Vettern um die Wette getummelt und auf seinen künftigen ritterlichen Beruf vorbereitet haben; mächtig ergriffen ihn die Geschichten aus der ruhmvollen Vergangenheit der Burg, auf der die Hohenstaufen-Kaiser, der herrliche Friedrich Barbarossa und sein hochstrebender Sohn Heinrich VI. glänzende Versammlungen abgehalten, nicht minder die Sagen und Erzählungen des eigenen Geschlechts; hier war der Horst, von dem schon so mancher ausgeflogen war, um in der Ferne ein neues Nest sich zu bauen. Ahnte er wohl, daß das Schicksal ihn weiter, als sie alle treiben würde? — Die Jugendjahre verstrichen; der Knabe verlor, kaum zum Jüngling gereift, den Vater; bald mußte er die Heimath verlassen, um an dem glänzenden Hofe von Stuttgart ritterliche Sitte zu lernen und durch seine Dienste Ansprüche auf Belohnungen an Geld und Gut zu gewinnen. Bald wird er sich hier heimisch gefühlt haben; hier fand er einen gleichaltrigen Landsmann, Heinrich Treusch von Buttlar, dessen Stammburg Brandenfels der seinigen benachbart war, hier fand er an dem glänzenden und angesehenen Hans von Hutten, an den er durch seinen Schwager Jakob von der Kur empfohlen war, einen guten Fürsprecher, hier fand er eine Reihe fröhlicher Genossen, die sich um den jugendlich überschäumenden Herzog Ulrich scharten, der alles aufbot, den erst seit kurzer Zeit herzoglichen Hof von Stuttgart zu dem glanzvollsten im ganzen Schwabenlande zu machen. Hier erhielten er und sein Landsmann Heinrich Treusch wohl auch die unterscheidenden Namen des „kleinen" und des „langen" Heß. Als langjähriger Diener des Herzogs hatte Konrad begründete Aussicht auf Entschädigungen erworben, als ein schweres Schicksal, das über das ganze Schwaben hereinbrach, alle seine Hoffnungen vernichtete. Der Aufstand des „armen Konrad" war das blutige Vorspiel zu den Wirren gewesen, zu denen die Ermordung des Ritters Hans von Hutten durch Herzog Ulrich, der jenen im Einverständniß mit seiner Gemahlin glaubte, im Jahre 1515 das Zeichen gab. Die unselige That erweckte dem Herzog Feinde auf allen Seiten; auch die beiden hessischen Edelleute verließen seinen Dienst und erklärten sich gegen ihn. Wie weit Bemelberg sich an der Entführung der Herzogin Sabine und den weiteren Schritten gegen den bald darauf geächteten Herzog betheiligte, ist nicht bekannt. Doch scheint er sich seinen schwäbischen Freunden, an deren Spitze Dietrich Späth stand, zur Theilnahme an ihren Unternehmungen verpflichtet zu haben; denn nachdem er 1518 seinem Landesherrn, dem jugendlichen Landgrafen Philipp, in seiner Fehde mit Franz von Sickingen ersprießliche Dienste geleistet, finden wir ihn 1519 wieder in Schwaben an der Seite seines Landsmanns Heinrich Treusch: das Unwetter, welches so lange drohend über dem Haupte Herzog Ulrichs gestanden, war in furchtbarer Schwere ausgebrochen.

Es war ein glänzendes Unternehmen, zu dem die Aussicht auf reichen Gewinn die Ritterschaft aus nah und fern herbeigelockt hatte,; aber gar mancher sah sich, trotzdem der Erfolg des Zuges ein vollständiger war, bitter enttäuscht. Auch unsere beiden Hessen befanden sich in dieser Lage; wenigstens liegen die Verzichtbriefe beider auf alle Ansprüche an den schwäbischen Bund aus dem Jahre 1520 vor. Dennoch trug Konrad von Bemelberg einen großen Gewinn aus diesem Kampfe davon; er hatte den berühmten Vater der Landsknechte, Georg von Frundsberg, kennen gelernt, eine Bekanntschaft, die seinem späteren Leben eine entscheidende Richtung gab. Der wackere Frundsberg befand sich damals auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes und seines Glückes, wozu nicht wenig der Krieg gegen Herzog Ulrich beitrug, in dem er das gesammte Fußvolk befehligte. Leider wissen wir nicht, wie sich die Bekanntschaft unseres hessischen Helden mit Frundsberg anknüpfte, wir können auch nur vermuthen, daß Bemelberg 1521 an dem Feldzuge gegen König Franz I. von Frankreich theilnahm, wo Frundsberg bei Valenciennes durch die Rettung des kaiserlichen Heeres sich große Verdienste erwarb. Im folgenden Jahre nahm Bemelberg im Regiment des Grafen Wilhelm von Fürstenberg an der Belagerung von Trier durch Sickingen Theil; der unglückliche Ausgang dieser Fehde verstrickte auch ihn in die Acht des Reichs. Doch fiel es ihm nicht allzu schwer, von dieser Fessel loszukommen. Auf kaiserlicher Seite kämpfte er schon 1523 wieder in Frankreich, warb 1524 in Tirol ein Fähnlein Landsknechte, mit dem er bei Pavia sich hervorthat und half dann seinem großen Vorbilde, Georg von Frundsberg, die aufständischen Bauern in Schwaben, Baiern und dem Erzstift Salzburg niederwerfen. — Wir müssen gestehen, harte Lehrjahre waren es, in denen Konrad von

Bemelberg das Kriegshandwerk erlernte; aber glänzend hatte er in ihnen seine Befähigung unter so erlauchten Führern, wie Frundsberg und den beiden Grafen Friedrich und Wilhelm von Fürstenberg, nachgewiesen; und das war der größte Gewinn, den ihm diese unruhvollen Jahre einbrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erinnerung an Geibel.

Von Fr. E. von Hohenhausen.

Bei einem Ausflug nach Norddeutschland in den sonnigen Tagen des Herbstes von 1878 verweilte ich kurze Zeit in Lübeck, um den Lieblingsdichter der Frauenwelt nach langer Zeit einmal wiederzusehen. Als ich mich bei ihm melden ließ, erfuhr ich, daß er noch leidender als sonst sei und den Arzt erwarte, also keinen Besuch annehmen könne. Im Begriff fortzugehen, wurde ich jedoch von seinem Diener zurückgerufen, mein Name auf der abgegebenen Visitenkarte war dem Dichter aus früherer glücklicherer Zeit bekannt, was ihn bewog, mich trotz seines schlechten Befindens anzunehmen. Sein Anblick erfüllte mich mit Wehmuth! sein Haar war grau, sein Antlitz bleich und mager, nur seine Augen leuchteten in noch unveränderter Schönheit und die Worte, die er mit zitternder Stimme zu mir sagte, bewiesen, daß Geist und Herz gesund geblieben waren. Er erheiterte sich zusehends, als ich seine Klagen über sein hartnäckiges Magenleiden theilnahmsvoll anhörte. Als ich ihm dann mit Begeisterung von dem Eindruck sprach, den die alte schöne Marzipan-Stadt, Lübeck, auf mich gemacht hatte, wurde er vollends ganz heiter und gesprächig. Er erzählte, daß er sich wirklich glücklich dort fühle und die ehrenvolle Stellung in seiner Vaterstadt dankbar anerkenne, auch daß seine einzige Tochter in seiner Nähe als glücklich verheirathete Frau lebe, betrachtete er mit Recht als eine schöne Lebensfreude, die ihm nach so vielen Verlusten geblieben sei. Das Bild seiner so früh verklärten Frau, seiner Amanda, die er stets „Ada" nannte, stand in einer Nische, wie auf einem Altar, von Kränzen und Blumen umgeben. Ich hatte sie leider nicht gekannt und betrachtete nun andächtig die holde Gestalt im einfachen weißen Kleide, einen blühenden Rosenkranz ohne Blätter auf dem glattgescheitelten Haar; das kindliche reizende Gesicht sah so seelenvoll aus, daß ich es vollkommen begriff, wie Geibel in diesem engelhaften Wesen, den Genius seiner Poesie zu erblicken glauben konnte. Freilich war sein heißes Herz, nach Dichterart, schon früher vom Zauber der Weiblichkeit tief bewegt worden! Außer für Cäcilie Wattenbach, hatte er auch für jenes liebliche Mädchen geschwärmt, welches er in dem schönen Liede besingt:

> Oh, sieh' mich nicht so traurig an,
> Du Röslein roth, du junges Reh" —

Es war nämlich die Tochter des Baron Karl von der Malsburg in Escheberg, wo Geibel so gastliche Aufnahme gefunden hatte. Das Fräulein verheirathete sich später mit dem bayerischen Grafen Holnstein und kehrte nach dessen Tode wieder in die hessische Heimath zurück. Meine Mittheilungen über diese Ehe erregten Geibels lebhafte Theilnahme. Auch machte es ihm viel Vergnügen, daß ich das schöne Escheberg und seine früheren Bewohner genau gekannt hatte. Die spanischen Bücherschätze, welche Geibel dort zum Studium benutzt hatte, waren durch den älteren Bruder des Besitzers von Escheberg angesammelt, welcher sich als Uebersetzer von Calderon einen geachteten litterarischen Namen erwarb. Dieser Baron Otto von der Malsburg lebte zur Glanzzeit von Tieck und Tiedge in Dresden als kurhessischer Gesandter; er hatte nach dem Beispiele der oben genannten beiden schönen Geister, auch ein Freundschaftsbündniß mit einer schönen Seele geschlossen, nämlich mit der Stiftsdame Philippine von Calenberg, welche mit ihm gemeinschaftlich an den Uebersetzungen aus dem Spanischen arbeitete. Sie war ein wahres Original, schon durch ihr Aeußeres, denn sie hatte einen starken Bart und eine rauhe Stimme, wahre Weiblichkeit besaß sie aber dennoch; ihren Schmerz um den frühen Tod ihres Freundes hat sie in wirklich schönen, rührenden Gedichten ausgesprochen. Sie starb hochbejahrt 1836 im Stifte Obernkirchen bei Bückeburg.

Geibel ließ sich alle Einzelheiten, auch manche komische Anekdoten aus ihrem Leben gern erzählen und wurde selbst immer gesprächiger, namentlich erwachten seine Erinnerungen an Griechenland, wo er einst durch seinen Freund Curtius eine Hauslehrerstelle erhalten hatte, sich aber bald davon losmachte, um in vollen Zügen aus der Quelle antiker Poesie sich zu erlaben. Aus seinen Gedichten geht hervor, daß er damals sich auch begeisterte für die schöne Frau auf

Griechenlands Thron, Amalia von Oldenburg, die er besang:

„Du Königin der Griechen und der Frauen".

Daß ich auch diese gekannt und sie in ihrer traurigen Einsamkeit auf dem Schlosse zu Bamberg besucht hatte, vernahm Geibel mit inniger Theilnahme.

Ich erfuhr beim Abschiede von ihm, daß er auch noch am Abend seines Lebens durch den Verkehr mit einer edlen Frau Herzenstrost und Seelenfreude empfing, er trug mir nämlich Grüße auf für seine hohe Brieffreundin, die verwittwete Fürstin Alma Carolath, geborene Baronesse von Fircks, welche damals in Berlin lebte, aber vor wenigen Jahren auch gestorben ist.

Amalie Hassenpflug,

die Freundin von Deutschlands größter Dichterin.

Von Jos. Grineau.

Wenn unsere Zeitschrift es als Aufgabe erkennt, die Erinnerung an alle hervorragenden Persönlichkeiten, die in unsrer Heimath Rühmliches gewirkt, dankbar wach zu halten, so drängt sich, ohne langes Suchen, eine Fülle erhebender Lebensbilder auf, soweit es die Söhne des Hessenlandes betrifft.

Anders aber ist es hinsichtlich der Frauen! Denn wäre ihr Wirken noch so segensreich und verdienstvoll gewesen, — sie, die so selten aus den enggezogenen Schranken ihrer Häuslichkeit heraustreten, finden doch selten einen Biographen. Und wenn ich nun hier einer hessischen Frau, deren Namen eng mit der Geschichte der deutschen Literatur verflochten ist, gedenken will, so muß ich auch gleich von vornherein bekennen, daß ich von dem Lebensgang derselben eigentlich recht wenig zu erzählen weiß, ja daß mir selbst fast keine biographische Daten als Anhaltspunkte zur Verfügung stehen.

Warum ich es da dennoch versuche, für eine so still aus dem Leben Gegangene die allgemeine Aufmerksamkeit anzurufen?

Nun, verehrte Leser, diese edle Tochter des Hessenlandes verdient es eben, daß ihr Gedächtniß auch über den engen Kreis ihrer Familie und ihrer Freunde hinaus gefeiert werde — und sollte da nicht vielleicht diese sehr lückenhafte Skizze immerhin einen besser Unterrichteten anregen dürfen, sie durch nähere Angaben zu ergänzen? —

Amalie Hassenpflug, die Schwester des einst vielgenannten Ministers Hans Daniel Ludwig Friedrich Hassenpflug, ist es, die insofern auch für weitere Kreise ein literar-historisches Interesse beansprucht, als sie nicht nur auf das allgemeine dichterische Schaffen der großen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff von förderndem Einflusse gewesen, sondern letztere ihr auch speziell verschiedene tiefempfundene Gedichte, welche zu den edelsten Perlen unserer Dichkunst zählen, gewidmet hat.

Es ist jetzt gerade ein halbes Jahrhundert her, als Amalie Hassenpflug die Freundschaft dieser wunderbaren Frau gewann, und zwar in deren Heimathland Westfalen, wo der hessische Exminister ein Asyl in der gastfreien Familie von Haxthausen gefunden hatte. Bekanntlich weilten ja auch die Brüder Grimm sehr gern auf den feudalen Edelsitzen der gelehrten und genialen Freiherren Werner und August von Haxthausen, die beide Brüder von Annetten's Mutter waren.

Annette selbst war damals noch nicht wie heute von allen berufenen Literarhistorikern einmüthig als „Dichterkönigin" auf den Thron erhoben worden, im Gegentheil, sie hatte erst in diesem Jahre (1838) den dringenden Aufforderungen der Freunde, mit ihren Dichtungen in die Oeffentlichkeit zu treten, endlich sich gefügt und in der Aschendorff'schen Buchhandlung zu Münster unter dem Titel: „Gedichte von Annette Elisabeth v. D. H." einen kleinen Band erscheinen lassen, der sogar recht wenig beachtet worden war. Amalie aber, eine hochbegabte schöne und hochgebildete Dame, deren feine Anmuth und edle Liebenswürdigkeit von Allen, die sie kannten, sehr gerühmt wird, stand so ziemlich in gleichem Alter mit dem interessanten westfälischen Edelfräulein, und waren auch Beide in ihrem Wesen und in ihren Anschauungen sehr verschieden, so konnte es doch nicht anders sein, als daß zwei so ausgezeichnete Frauennaturen sich gegenseitig mächtig anziehen mußten.

Von der Vertrautheit und Innigkeit des Verkehrs, der aus dieser Bekanntschaft entstand, giebt nachstehendes Gedicht von Annette Zeugniß, zu dessen besserem Verständniß bemerkt werden muß, daß Amalie ihrer Freundin den Scherznamen „Finke" beigelegt hatte.

Der Traum.

Jüngst hab' ich dich gesehn im Traum,
So lieblich saßest du behütet
In einer Laube grünem Raum,
Von duftendem Jasmin umblüthet;
Durch Zweige fiel das goldne Licht,
Aus Vogelkehlen ward gesungen,
Du saßest da wie ein Gedicht,
Von einem Blumenkranz umschlungen.

Und deine liebe Rechte trug
Das Antlitz mit so edlen Sitten,
Im Sand das aufgeschlagne Buch
Schien von dem Schooße dir geglitten;
Dich lehnend an den frischen Hag
Hauchtest du flüsternd leise Küsse,
Im Auge eine Thräne lag
Wie Thau im Kelche der Narzisse.

Dich anzuschaun war meine Lust,
Zu lauschen deiner Züge Regen,
Und dennoch hätt' ich gern gewußt,
Was dich so innig mocht' bewegen?
Da bogst du sacht hinab den Zweig,
Strichst lächelnd an der Spitzenhaube,
An deine Schulter huscht' ich gleich,
Sah einen Baum in schlichtem Laube.

Und auf dem Baume saß ein Fink,
Der schleppte dürres Moos und Reisig,
„Schau her, schau wieder!“ zirpt' er flink
Und förderte am Nestchen fleißig;
Er sah so keck und fröhlich aus,
Als trüg' er des Flamingo Kleider,
So sorglich hüpft er um sein Haus,
Als fürcht' er bösen Blick und Neider.

Und wenn ein Reischen er gelegt,
Dann rief er alle Welt zu Zeugen,
Als müsse, was der Garten hegt,
Blum' und Gesträuch sich vor ihm neigen;
Um deine Lippe flog ein Zug,
Wie ich ihn oft an ihr gesehen,
Und meinen Namen ließ im Flug
Sie über ihre Spalte gehen.

Schon hob ich meine Hand hinauf,
Mit leisem Schlage dich zu strafen,
Allein, da wacht' ich plötzlich auf
Und bin nicht wieder eingeschlafen;
Nur deiner hab' ich fortgedacht,
Säh' dich so gern am grünen Hage,
Mich dünkt, so lieb wie in der Nacht
Sah ich dich noch an keinem Tage.

Im Eise schlummern Blum' und Zweig,
Decemberwinde schneidend wehen,
Der Garten steht im Wolkenreich,
Wo tausend schönre Gärten stehen;
So golden ist kein Sonnenschein,
Daß er wie der erträumte blinke;
Doch du, bist du nicht wirklich mein?
Und bin ich nicht dein dummer Finke?

Auch die von Professor Dr. Schlüter herausgegebenen Briefe von Annette von Droste (Münster W. Russell's Verlag) werfen auf dieses Freundschaftsverhältniß ein helles Licht, da die Dichterin, die in diesen Briefen ihr Urtheil über fast alle Bekannte mit freimüthiger Unbefangenheit abgiebt, — wobei manche bedeutende Persönlichkeiten von ihrer launigen Satire scharf beleuchtet werden — Amalien's doch stets nur mit dem Ausdrucke inniger Werthschätzung und herzlicher Wärme erwähnt.

Von dem nicht geringen Einflusse der Letzteren spricht folgende interessante Stelle in einem Briefe an Schlüter, der den Datum: Hülshoff. 13. Dec. 1838. trägt:

„Die vielfachen Bitten Malchen H.'s haben mich bestimmt, den Zustand unseres Vaterlandes wie ich ihn noch in frühester Jugend gekannt, und die Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner zum Stoff meiner nächsten Arbeit zu wählen; ich gestehe, daß ich mich aus freien Stücken nicht dahin entschlossen hätte, denn für erst ist es immer schwer, Leuten vom Fache zu genügen und in dieser Sache ist jeder Münsterländer Mann vom Fache. Ich erinnere mich, daß einst ein sehr natürlich geschriebenes Buch in einer Gesellschaft vorgelesen wurde, die einen Soldaten, einen Forstmann, einen Gelehrten und einen Diplomaten in sich schloß, jeder war entzückt über alles mit Ausnahme der Stellen, die Jedes Fach betrafen. Der Soldat fand Schnitzer in den Schlachtscenen, der Forstmann in den Jagdabenteuern, der Gelehrte in den philosophischen Tiraden, und der Hofmann in dem Auftreten und Benehmen der gekrönten Häupter; wie soll es mir nun gehen, der jeder Gassenbube im Lande die geringsten Verstöße nachweisen kann? Mein Trost ist, daß ich selbst hier aufgewachsen und somit so sehr Herrin meines Stoffes bin wie keines andern. Schlimmer ist es, daß die Leute hier zu Lande es noch gar nicht gewohnt sind, sich abkonterfeien zu lassen und den gelindesten Schatten als persönliche Beleidigung aufnehmen werden. In Paris und London ist es ein Anderes, da haben sich die Leute einen breiten Buckel zugelegt und die Schriftsteller sind so frech, daß eine Tracht Prügel ihnen mitunter wahrhaft heilsam wäre. u. s. w.“

Wir erfahren hieraus, daß Amalie Hassenpflug es war, welche die Dichterin zu jener vom köstlichsten Humor durchwehten Schilderung westfälischen Lebens: „Bei uns zu Lande auf

dem Lande," — die leider Fragment geblieben — angeregt hat. Daß jedoch dieser Einfluß nicht so weit ging, um auf ein durchaus originales, ganz auf sich ruhendes Talent umgestaltend zu wirken, beweisen folgende bezeichnende Worte in demselben Briefe:

„Von meinem lieben Malchen H. bekomme ich fleißig Briefe und könnte Ihnen, wären wir nur zusammen, manches Interessante daraus mittheilen; fast keiner schließt ohne Grüße an Sie, die ich Ihnen hiermit in Bausch und Bogen übermache. Leider bin ich mit Malchen, was Kunst und Poesie betrifft, nicht einer Meinung, da sie einer gewissen romantischen Schule auf sehr geistvolle, aber etwas einseitige Weise zugethan ist; dennoch ist jedes ihrer Worte tief gedacht und sehr beherzigenswerth; sie wird mich aber nie in ihre Manier hineinziehen, die ich nicht nur wenig liebe, sondern auch gänzlich ohne Talent dafür bin, was sie verstockter Weise nicht einsehen will. Sie wissen selbst, liebster Freund, daß ich nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten kann, Malchen hingegen ist ganz Traum und Romantik und ihr spuken unaufhörlich die Götter der Alten, die Helden Calderon's und die krausen Märchenbilder Arnim's und Brentano's im Kopfe. So haben wohl nur die vielen Vor- und Gespenstergeschichten, der mannigfache Volksaberglaube u. s. w. unseres Vaterlandes sie dahin gebracht, bei meiner Halsstarrigkeit faute de mieux diesen Stoff in Vorschlag zu bringen, und ist das Buch fertig, d. h. wenn Sie mir dazu rathen, so wird es ihr schwerlich genügen. In meinen Gedichten glaubt sie ein gutes Talent auf höchst traurigem Wege zu sehen, namentlich „Die Schlacht im Loener Bruch" ist ihr durchaus fatal, sie nennt es eine ganz verfehlte Arbeit auf höchst widerhaarigem Terrain.*) — Sie werden leicht hieraus folgern, daß ihr „Des Arztes Vermächtniß" am meisten zusagt. Da sie mich aufrichtig liebt und Großes mit mir im Sinne hat, so quält sie mich unermüdet und mit Bitten, die einen Stein erweichen sollten, von meinen Irrwegen abzulassen. Das ist eine harte Nuß!"

*) Von der „Schlacht im Loener Bruch" urtheilt J. Scherr: „Dieses Gedicht darf sich kecklich zu dem Besten stellen, was im ganzen Umfange der Weltliteratur von Wehr und Waffen singt und sagt."

Ein ander Mal schreibt sie von Apenburg, einem der Güter ihrer Verwandten, unter'm 22. August 1839 in ihrer frischen, drastischen und manchmal selbst an's Burschikose streifenden Ausdrucksweise an Schlüter: „Die Onkels sind sehr gütig gegen mich und Malchen ist auch wahrhaftig kein Lump! wenn sie nur erst hier wäre! Das ärgert mich am meisten, daß Ihr Euch gegenseitig nicht kennt, obgleich ich wohl den Kürzeren dabei ziehe und am Ende etwas drüber sein könnte." Oben war schon vorausgeschickt: „Nächstens giebt es aber einen Feiertag im Kalender, Malchen H. kömmt, wann weiß ich nicht genau, doch darf ich schon in den nächsten Tagen anfangen, sie zu erwarten; das ist doch wohl ein Fest!" — — — — — —

„Nach Kassel soll ich auch noch mit Malchen, dazu wird es aber schwerlich kommen und das schadet auch nicht; ich will sie lieber drei Tage hier haben, als zehn in Kassel in einem fremden Hause und meine Zeit in Besuchen versplitternd."

Diesen hier ausgezogenen Briefstellen ließen sich noch andere beifügen, welche bekunden, was Amalie Annetten galt und wie hoch sie von ihr gehalten wurde — von ihr der unvergleichlichen deutschen Frau, die mit dem wunderbarsten Talente zugleich die seltenste Charaktergröße in sich vereinigte.

Gäbe es da wohl eine bessere Gewährleistung für den ethischen Werth und die geistige Bedeutung unserer Landsmännin als die Liebe und Anerkennung von solcher Seite? —

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Offiziere.

Ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte.

Von J. Schwank.

(Fortsetzung. S. d. Nummer 21 u. 22 des Jahrgangs 1888.)

Oberst Heinrich Wilhelm Huth trat im März 1762 als Generalmajor und Chef der Ingenieurs in kur-hannöversche Dienste, ging 15. Februar 1763 an den fürstlichen Hof nach Hanau und danach als Generallieutenant in k. dänische Dienste.

Graf Christian Ludwig von Isenburg, geboren 8. Oktober 1710, hessischer General-

lieutenant, führte die hessischen Hilfstruppen nach England und nahm 1757 seine Entlassung.

Oberst Prinz Johann von Isenburg=Birstein, seit 30. April 1748 Chef des Regiments v. Kospoth, 1. Bataillon; vorher in k. russischen Diensten. 1751 Generalmajor, 1758 Generallieutenant, blieb 13. April 1759 bei Bergen, 43 Jahre alt.

Bernd Simon von Kaersenbruch aus dem Hause Varntrupp in der Grafschaft Lippe. 1684 Oberstlieutenant und Kommandeur des Regiments Gensd'armes. 1686 Oberst, 1692 Brigadier. 1693 Generalmajor und Drost zu Rodenberg in Schaumburg. 1706 Generallieutenant, worauf er abging. Er war als Oberstlieutenant aus französischen in hessische Dienste gegangen.

Johann Friedrich von Kaggen aus Schweden, stand bei Auersoch Dragonern, wurde 1717 Oberst und Kommandeur des Leibdragonerregiments, dann Generalmajor, 18. August 1739 Generallieutenant und Gouverneur von Ziegenhain. Dort starb er 29. Januar (7. Februar) 1750.

Oberst Jakob Friedrich von Kettler, geboren 1655 zu Mietau im Kurland, 1689 Chef des Prinz Friedrich Dragonerregiments. 1693 Chef der Garde=du=Corps. 1700 Generalmajor. 1703 Generallieutenant. Starb 1. Oktober 1735, 82 Jahre alt, zugleich als Staatsminister, Oberhofmarschall und Generalkriegskommissarius.

Oberst Christian Melchior Siegmund von Kutzleben aus Sachsen, 1714 Kommandeur des 2. Bataillons des Leib=Infanterieregiments, 1718 Kommandant von Marburg. 17. September 1723 Generalmajor, 13. August 1731 Generallieutenant, seit 1734 Gouverneur zu Rheinfels, wo er 26. April 1745 starb.

Oberst Graf von Lehndorff aus Schweden, seit 1714 Kommandeur des Hess. Garde=Grenadierregiments, trat als Generalmajor in k. preußische Dienste.

Oberst Johann Christoph Lenz ging 1796 in k. preußische Dienste als Kommandant in Pillau.

Ernst von Linsingen war Rittmeister in k. schwedischen Diensten. Er wurde am 2. Sept. 1635 nebst seinem Schwager Joh. Reinhard Schenck zu Schweinsberg von kaiserlichen Dragonern in Jesberg aufgehoben und im Brückerwald unweit Amöneburg ermordet. Er hatte 1626 — 1631 in kaiserlichen Diensten gestanden.

Generalmajor August Graf von Lippe=Brakel, geboren 1643, ging in braunschweig'sche dann 1677 als Generalmajor und Gouverneur wieder in hessische Dienste, wurde 1680 des Reichs Feldmarschall=Lieutenant, 1690 Feldzeugmeister, 1694 Feldmarschall und starb am 19. Juni 1701 in Neuwied als Land=Commendur der Ballei Hessen. Er liegt zu Marburg in der Elisabethkirche begraben.

Oberst Graf Ludwig von Lottum aus Preußen, ging 1716 in k. preußische Dienste und starb 1729 als Generallieutenant und Inhaber eines Kuirassierregiments.

Generalmajor und Festungskommandant Karl Freiherr von Mardefeld aus Köske in Pommern, geboren 11. Oktober 1684, starb 11. Oktober 1761 zu Marburg, nachdem er dem Hause Hessen=Kassel 62 Jahre lang gedient hatte.

Generalmajor Johann Christoph Mauermann ging 1743 nach 41 jähriger Dienstzeit als Kommandant nach Bremen.

Oberst Jakob Mercier, „der kleine Jakob", diente als kaiserlicher Reiter in Ungarn, ging dann in k. schwedische, hierauf in hessische Dienste und stand hier an der Spitze „des rothen Regiments". Er war einer der tapfersten Führer des Landgrafen Wilhelm V. Geboren war Mercier 1588 in Mömpelgard in der Grafschaft Burgund und fiel am 31. Mai 1633 zu Lippstadt in Westphalen.

Generallieutenant Kaspar Cornelius Mortaigne de Potentes, welcher am 10. Mai 1647 Friedberg eroberte.

Oberst Christoph Ludwig Motz wurde 1713 Kommandant von Bremen und starb dort den 11. August 1742. Er hatte 17 Belagerungen und 9 Schlachten beigewohnt.

Burkhard Christoph von Münnich, geboren 15. Mai 1683, seit 1705 Capitain, seit 1709 Oberstlieutenant, 1713 Oberst, trat 1716 (1715) in polnisch=kursächsische, 1720 in k. russische Dienste und starb 16. Oktober 1767 als Graf und Generalfeldmarschall in St. Petersburg im 85. Lebensjahre.

Oberst Johann Georg von Munck aus Dänemark, 1717 Kommandeur des 1. Bataillons des Regiments Prinz Karl, 31. September 1723 Kommandant von Ziegenhain, 16. Mai 1727 Brigadier, starb 1748.

Graf Johann Ernst von Nassau=Weilburg, 1684 Oberstlieutenant, 1686 Oberst und Chef des Dragonerregiments Prinz Friedrich, ging 1696 in kurpfälzische Dienste, in welchen er 1. März 1719 55 Jahre alt gestorben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Madonnenbilde.

Von H. Keller=Jordan.

„Dieses ist der Lenbachsaal, Lucie, ich bitte ihn mit der gehörigen Andacht zu überschreiten.“

Die junge Blondine, mit dem modischrothen Costüm, welche diese Worte gesprochen hatte, wandte sich um und sah stolz, ob all' der Kunstschätze ihrer Vaterstadt, in das blasse Gesicht der Freundin, die ihr folgte.

„Gehört alles zur naturalistischen Schule,“ fuhr sie diktatorisch fort, „die sich freilich bei Portraits nicht so entschieden ausprägen läßt.“

„Zur naturalistischen Schule“ — ging es zagend über die Lippen der Anderen — während ihre sanften braunen Augen langsam über den halbdunkeln Raum glitten, der mit seinen Teppichen, Gobelins und den bedeutenden Köpfen an den Wänden, von einem mystischen Zauber durchweht war. Sie wandelte, wie im Traume, an den Bildern Moltke's, Bismarcks, Kaiser Friedrichs vorüber, bis zu der letzten ergreifenden Skizze Wilhelms I., die auf einer Staffelei stand und die in ihre nLinien und Furchen alle Sorgen und Kümmernisse der letzten neunzig Jahre trug.

Ein Seufzer hob ihre Brust und in ihre Augen drängten sich aus dem Herzen herauf ein paar Thränen.

Die junge Blondine in Roth, welche mehr mit den Menschen beschäftigt war, die den Raum füllten, als mit den Kunstschätzen an den Wänden, legte jetzt die Hand auf das schwarze Spitzenkleid Luciens und sagte in ihrer gewohnten Redseligkeit:

„Gelt', Du hättest Dir unsere Münchener Kunstausstellung nicht so großartig vorgestellt, Lucie?“

„Nein, gewiß nicht, Else — vor allen Dingen nicht so überwältigend.“

„Ueberwältigend? Wie meinst Du das?“

„Weil ich mir diesen Eindrücken und Kunstschätzen gegenüber so unwissend und klein vorkomme, daß ich mich schäme.“

„Schäme?“ fragte Else, während sie Lucie auf den Divan neben einen blonden Herrn zog, der im Studium seines Kataloges vertieft, mechanisch bis zur äußersten Ecke rückte.

„Man hat eben“, fuhr das blasse Mädchen mit gesenkten Augen fort, „in einer kleinen Stadt doch nur einen beschränkten Gesichtskreis und ist hauptsächlich auf den engen Verkehr mit der Natur angewiesen. Ich kann daher Vieles nicht verstehn, Else, was mir hier entgegentritt.“

„Das wirst Du lernen, sicherlich“, sagte die Münchnerin mit gutmüthiger Ueberlegenheit, in dem sie die Hand tröstend auf Luciens Schulter legte.

„Nicht alles. Ich glaube z. B. nicht, daß ich es je begreifen lerne, warum es Maler giebt, die so viel Talent, so viel Kunst und Farbenschönheit an so häßliche Gegenstände verschwenden. Bedenke nur die entsetzliche Fischverkäuferin im französischen Saale.“

„Aber das ist ja gerade die Richtung der neuen Zeit“, sagte Else belehrend, während sie mit einem Seitenblick auf den blonden Herrn, ihr rothes Kleid an sich zog, „die moderne Schule, die von Frankreich ausgeht und bei uns schon so viele Vertreter hat. Du würdest in den Gesellschaften anstoßen, wenn Du Dir dieses Verständniß nicht aneignen wolltest.“

Lucie richtete ihre sinnenden Augen auf das edle Gesicht Kaiser Friedrichs, dessen Bild ihr gegenüber hing und dachte darüber nach, warum sie durchaus schön und gut finden sollte, was ihrem Geschmacke widersprach.

„Du bist doch, wie man allgemein in der Familie annimmt“, fuhr Else fort, „poetisch begabt, wirst vielleicht gar einmal im Stande sein, Selbstständiges zu schaffen —“ — —

Bei den letzten Worten Else's hob Lucie ihr ausdrucksvolles Gesicht und ihre Augen flogen ängstlich über den künstlerisch ausgestatteten Raum. „Man hat in der Literatur“, fuhr Else — verständnißlos gegen Luciens Zartgefühl — fort, „ganz dieselbe Richtung, wie in der Malerei, und es ist jedenfalls geschmackvoll und zeitgemäß sich ihr anzuschließen.“

„Du meinst doch nicht Zola?“ ging es gehaucht über des schönen Mädchens Lippen.

„Nicht gerade Zola — wir jungen Mädchen sind ja — bis auf sein letztes Opus“ „Le rêve“, was beiläufig gesagt entzückend ist — von dieser Lektüre ausgeschlossen.“

„Wie Du belesen bist, Else — ich — ich bin recht unwissend. Wer gehört sonst noch zur realistischen Schule?“

„Ibsen — vor allen Dingen Ibsen — er ist ja der Messias einer neuen Zeit, Lucie, ich bitte Dich und Du wüßtest nichts von ihm?

„Doch, ich kenne ihn, habe auch seine nordischen Bilder und seine Dramen hoch geschätzt — aber ich wußte nicht, daß er“ — —

„Um seine ganze Bedeutung zu fassen, muß man das Leben der großen Städte kennen,“ unterbrach sie Else weise, „die Klippen der Ehe, in welchen die Frauen bis jetzt nur das Spielzeug der Männer waren.“

„Das Spielzeug der Männer? Else ich bitte Dich.“

Dem blonden Herrn, welcher auf der äußersten Ecke derselben Bank saß, war der Katalog längst aus den Händen geglitten und er hatte sein Ohr, während die Augen an dem Bilde des Kanzlers hingen, dem Gespräche der beiden jungen Damen geliehen. Bei den letzten Worten Luciens, die so angstgejagt über ihre Lippen geflogen, wandte er den Kopf und sah in ein fremdes, bleiches Gesicht, das von zwei großen Augen seltsam durchgeistigt wurde. Er hatte das Gefühl, als sei ein so weiches und doch selbstbewußtes Angesicht ihm bis jetzt nur in Museen auf alten Bildern begegnet, der Ausdruck ihrer Züge war so traumhaft sinnig, als habe eine ferne, stillere Zeit sie gemeißelt.

„Hast Du Ibsens „Nora“ niemals auf der Bühne gesehn?“ tönte Else's etwas scharfe Stimme in sein träumendes Sinnen hinein“, die dramatische Wirkung ist ja geradezu klassisch.“

„Ich habe das Stück gelesen — ja — antwortete Lucie langsam — jetzt wieder mit gesenkten Lidern, „es hat mich gefesselt, aber ich habe, ehrlich gestanden, nicht recht begriffen — warum — —“

„Warum sie von ihrem Manne fortgeht? Nicht begriffen? Ich bitte Dich, Lucie, hat es Dich denn nicht indignirt, wie er so gar kein Verständniß für ihr großes Opfer zeigt und wie ihm das Urtheil der Welt mehr gilt als sein Weib?“

„Er hat überhaupt keinen Charakter und ist nicht maßgebend — mich jammern nur die Kinder — aber ich glaube, ich bin nicht reif für diese Fragen, Else, sie beängstigen mich.“

„Nun ich meinentheils — ich würde gerade handeln wie Nora“, sagte Else ihren Kopf mit einer selbstbewußten Miene nach links werfend, wo der blonde Herr saß und wieder sorgfältig im Kataloge blätterte, „ich würde mich, unter allen Verhältnissen von meinem Manne trennen — wenn — —

„Wenn?“ fragte Lucie.

„Nun wenn — wenn — wenn er mir nicht gleiche Rechte einräumen wollte.“ Lucie lächelte, aber während Else ihren Platz behauptete und die Toiletten der Damen musterte, die an ihr vorüber schwebten, war sie aufgestanden und durchwandelte den ernsten Raum. Das mit Else geführte Gespräch beeinträchtigte ihren Genuß und sie hätte mit sich selbst hadern mögen, daß ihr Fühlen und Denken, durch einsames Leben, eine so einseitige Anschauung gewonnen hatte.

Was konnte das Schicksal ihrer novellistischen Skizzen sein, die sie vor kaum Monatsfrist in die Welt geschickt hatte? Sie schämte sich, mit ihren einfachen, poetischen Bildern bis in die tiefste Seele hinein und hätte Vieles darum gegeben, wenn diese Blätter niemals aus ihren Händen gegangen wären. Es überkam sie eine seltsame Angst; bei allen den großen Gedanken, die hier mit der Kunst vermählt waren, und doch wieder fühlte sie ihr eigenes Verknüpftsein mit denselben.

Hatte denn nicht schließlich Alles seine Berechtigung — und konnte nicht Jeder die Welt so malen und dichten, wie sie sich in eigener Seele gab?

Sie war wieder bis dicht vor Else angekommen, und ohne auf den jungen Mann zu achten, der noch immer auf demselben Platze saß — sagte sie:

„Weißt Du Else, daß ich, trotzdem ich gar keiner Richtung angehöre und ihre Absichten nicht verstehe, es doch gewagt habe einige poetische Skizzen in die Welt zu schicken?“

„Du Lucie?“

„Ja, ich.“ Was kann mir passiren? Höchstens, daß man sie mir als ungenügend zurückschickt und das wird mich gar nicht abschrecken, kein Bischen. Ich werde dann erst recht studiren, prüfen und denken — auch wenn ich niemals verstehen lerne, warum die neue Richtung — so durchaus „Richtung“ sein muß. —

„Und unter Deinem eigenen Namen läßt Du etwas Wirkliches drucken?“

„Ja wohl — unter meinem eigenen Namen, sagte jetzt Lucie, von ihrer eigenen Angst angefacht, während ein seltsames Leuchten über ihre Züge ging. „Skizzen von Lucie Florau“ — was weiter? Mein Bruder hat es über sich genommen, den wilden Blättern, wie er sie nennt, ein Unterkommen zu verschaffen.“

„Aber man wird sie niemals drucken!“

„Das thut nichts, so habe ich wenigstens alles empfunden und geschrieben.“

Der junge Mann, der bis jetzt regungslos gesessen hatte, erhob sich bei den letzten Worten und maß das schlanke, schöne Mädchen, über deren blasses Gesicht sich ein feines Roth ergossen, vom Kopf bis zu den Füßen.

„Ach, da ist Lilli Perser“ hörte er Elses scharfe Stimme in seine Träume hinein — „entschuldige mich ein paar Augenblicke, Lucie — ich —“

„Und ich — ich gehe noch einmal zur Madonna zurück — dort findest Du mich.“ Und während Elses rothes Kleid in einem Knäuel ähnlicher Farben verschwand, schritt Lucie, das Herz von Schönheit und Kunst geschwellt, durch die Reihe der Säle, bis zu dem schlichten Bilde der Madonna von Gabriel Max.

Der Raum war beinahe ganz leer und das Gehen und Sprechen der Menschen in den Nachbarsälen glitt wie Meeresrauschen an ihr Ohr.

Das schlichte Mutterbild, das Else vorher schlechtweg „unbedeutend“ genannt, zog sie seltsam an und aus dem Gewirre von Anschauungen und Tendenzen, die die Großstadt in ihr einfaches Denken gegeben, hob sich jetzt doch die Ueberzeugung, daß sich der Werth eines Kunstwerkes nur an der Wirkung bemessen läßt, die es auf Einzelne übt, daß wohl jede Zeit ihr Gepräge trägt, aber daß der Weg den sie führt nicht maßgebend für Alle ist.

Sie war ergriffen von der Schlichtheit und edeln Auffassung der Madonna und während sie sich dem Eindruck voll ergab, wurde es stiller und lichter auch in ihrer eigenen Brust.

„Fräulein Lucie Florau? Entschuldigen Sie, wenn ich störe.“

Sie wandte den Kopf und stand dem jungen Manne gegenüber, der vorher im Lenbachsaale mit ihr und Else auf der gleichen Bank gesessen hatte.

„Mein Name ist Paul Osten, ich bringe Grüße von Ihrem Bruder.“ — —

„Ah — Paul Osten, wie mich das freut, wie lange kannten wir uns, bevor wir uns von Angesicht zu Angesicht sahen.“

Und jetzt tauchten seine Augen in ihre feuchten braunen, als wäre es ein Märchen, das er erlebe, und als müsse er Alles ihrer tiefsten Seele geben, was in diesem Augenblicke durch die seine fluthete. Und dann sah er auf das Madonnenbild von Max und fing an die Schönheit zu verstehen, an welcher er vor einer Stunde noch achtlos vorüber gegangen war.

Giebt es Herzensoffenbarungen, die in großen — von der Kunst gehobenen — Momenten Gestaltung annehmen? Oder war es der Gruß von Seele zu Seele, den Paul Osten empfunden hatte, als er die Skizzen Luciens gelesen, die er jetzt in einem cartonnirten Bändchen aus der Brusttasche zog und in ihre Hand gab.

„Mit Grüßen Ihres Bruders und diesem Bändchen bewaffnet, Frl. Florau, war ich auf dem Wege zu Ihnen, als ich Sie vor mir her — ohne zu ahnen, daß Sie selbst es seien — in den Kunsttempel gehen sah. Warum ich Ihnen willenlos folgte und meine Aufträge vergaß? Ich weiß es nicht, aber ich möchte es jetzt Fügung des Schicksals nennen — und so verzeihen Sie mir.“

Lucie stand der Madonna gegenüber, mit glühender Wange und hochklopfendem Herzen — in ihren Händen hielt sie ihr erstes Buch. — Sie hatte, wie Paul Osten, die Welt vergessen und legte, als die Glocke zum Aufbruche mahnte, ihren Arm so selbstverständlich in den seinen, als könne es nicht anders sein.

Erst in der Vorhalle, unter der großen Reiterstatue des verstorbenen Kaisers, als sie Elsens rothes Kleid wieder leuchten sah, zog sie ihren Arm schüchtern aus dem seinen.

„Der Freund meines Bruders, Herr Paul Osten, Du hörtest seinen Namen schon, Else, und auch hier die kleinen Skizzen, von welchen ich Dir sprach.“ „Gedruckt? wirklich“ fragte Else, während sie ihre Augen bald auf Luciens Namen auf dem Titelblatt des Buches, bald auf den stattlichen jungen Mann richtete. „Ich stehe vor einem Räthsel — und gar noch in einem eigenen Buche!“

„Ja — ohne die Zugehörigkeit zu irgend einer *Richtung, gnädiges Fräulein*“, konnte sich Paul Osten nicht versagen, hinzuzufügen, — „einfache, schlichte Poesie!“

Und dann glitten seine Augen wieder über die edle Gestalt der Dichterin, die jetzt in der Straße, von der Sonne überfluthet, ihm so warm entgegen lächelte als habe sie ihn ewig gekannt — aber erst heute gefunden. — —

Neujahr 1889.

Genau gebucht ist unser Soll und Haben,
Die Rechnung eines Jahres ist geschlossen,
Gleich einem Strome ists dahingeflossen,
Uns trug's, — doch hat es manchen Freund begraben.

In Frieden ruht, ihr treuen Weggenossen!
Jetzt tönen Glocken und es krächzen Raben.
Das neue Jahr zieht ein! — es rufen Knaben:
„Prosit Neujahr!“ es wird geschrie'n, geschossen.

Glück auf! zu neuem Streben neuer Segen!
Der schönern Zukunft zu! versucht's, zu lernen
Für Wahrheit, Schönheit, Recht den Sinn zu regen!

Ein tiefer Friede wallt aus blauen Fernen
Wie Gruß aus höhern Welten mir entgegen,
Und aufwärts blick' ich zu den ew'gen Sternen.

Gustav Kastropp.

Meiner Lebensgefährtin zur Jahreswende.

Mit einem Wetterglas.

„Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang."
Goethe, (An Frau von Stein 1777).

Mag der Tag auch manche Sorgen
Bringen in der Stunden Drang:
Geh'n wir nur am frühen Morgen
„Unsre liebe Wiese lang."

Bläulich von des Teichs Gestade
Schimmert uns der Duft daher,
Alle Wege rings und Pfade
Sind noch still und menschenleer.

Mit der Zeit, der wandelbaren,
Halten wir getreulich Schritt;
Rascher geht es mit den Jahren,
Und du trippelst immer mit.

Grüne werden welke Blätter,
Immer kürzer wird der Tag;
Doch so schlecht war noch kein Wetter,
Daß man's nicht ertragen mag.

Laß darum die weisen Männer
Prophezeien dieß und das:
Wir sind doch die rechten Kenner
Und wir seh'n nach unsrem Glas.
Berlin.

Julius Rodenberg.

Triolett.

Brich mir nicht, mein blutend Herz!
Kannst du ihn auch keinem sagen,
Deinen Gram und deine Klagen,
Hast sie doch so lang getragen,
Und den lieben, süßen Schmerz.

Brich mir nicht, mein armes Herz!
Willst du deinen Engel fragen,
Zeigt er freudig himmelwärts.
Brich, o brich mir nicht, mein Herz!
Bald wird wieder Hoffnung tagen!
Kassel, 1827.

Ernst Koch.

Freundschaft.

Auf Erden wächst uns manche gute Frucht,
Der schönsten ein', erquickend, mild und süß
Und dauernd, reift in edler Freundschaft uns.
Erwünschter ist der Liebe Blume nur;
Ihr Duft entzückt mit süßer Zaubermacht
Und wunderbar ist ihrer Schönheit Glanz;
Doch wenn der Reiz der holden Blume welkt,
So trägt auch sie der Freundschaft goldne Frucht.
Fulda, 1833.

Eugen Hößling.

Aus Heimath und Fremde.

Hessische Todtenschau 1888. Herzogin Marie Friedericke Wilhelmine Christiane von Sachsen-Meiningen, Schwester des letzten Kurfürsten von Hessen. Meiningen (1. Jan.) — Buchhändl. A. Maier in Fulda (3. Januar). — Amtsgerichtsrath Eduard Hüpeden in Kassel (24. Januar). — Franz Jakob Schell in Altchemnitz, früher Gymnasiallehrer in Fulda (27. Januar). — Geh. Legationsrath a. D. Eduard von Goeddaeus zu Frankfurt a./M. (1. Februar). — Professor Pfarrer Dr. Georg Lindenkohl zu Kassel (2. Februar). — Dr. Karl Theodor Bayrhoffer, früher Professor der Philosophie in Marburg, zu Town Jordan in Nordamerika (3. Februar). — Rechtsanwalt Justizrath Wilhelm Zimmermann zu Steinau (5. Februar). — Georg Breithaupt, Chef des mathematisch-technischen Instituts zu Kassel (14. Februar). — Superintendent Konsistorialrath Dr. theol. Wilhelm Ebert in Kassel (17. Februar). — Staatsminister a. D. Karl Rohde zu Homberg (27. Februar). — Obersteuerinspektor Steuerrath Schenkheld (28. Februar). — Geheimer Justizrath Ernst Wachler in Breslau (1. März). — Amtsgerichtsrath Julius Dieterich zu Gelnhausen (2. März). — Staatsarchivar Archivrath Dr. Karl Herquet in Osnabrück (6. März). — Generalkonsul Eduard Zappe zu Yokohama in Japan (26. März). — Hauptmann Vollmar (26. März). — Landgräfin Marie von Hessen-Philippsthal zu Schloß Philippsthal (10. April). Pfarrer Ernst Neuber in Homberg (15. April). — Superintendent Dr. theol. Philipp Kümmel in Marburg (22. April). — Oberstlieutenant a. D. Friedrich von Baumbach in Kassel (28. April). — Mechanikus und Optikus Gustav Rupprecht in Kassel Justizbeamter a. D. Joseph Winter in Fulda (8. Mai). — Amtsgerichtsrath a. D. Heinrich Hirschfeld (9. Mai). — Generallieutenant z. D. Albrecht Friedrich von Bardeleben zu Wiesbaden (9. Mai). — Major a. D. Freiherr von und zu Gilsa (20. Mai). — Landrichter Heinrich Henkel zu Kassel (22. Mai). — Rechtsanwalt G. von Schutzbar gen. Milchling zu Fulda (24. Mai). — L. G. Rupprecht in New-York. — Joseph Kircher aus Fulda in Belleville, Illinois. — Rechtsanwalt Justizrath Wilhelm Jungermann in Berlin (2. Juni). — Christian Schafft, Inspektor der Taubstummen-Anstalt in Homberg (3. Juni). — Rentner Johann Philipp Jacobi, früher Apotheker, in Fulda (8. Juni). — Generalsuperintendent Wilh. Kolbe in Kassel (11. Mai). — Professor Dr. Georg Adelmann, kaiserlich russischer wirklicher Staatsrath, in Berlin (16. Juni). — Amtsgerichtsrath Joseph Hinkelbein zu Langenselbold (19. Juni).

— Polizeioberst von Berlin August Herquet, Oberst a. D., in Berchtesgaden (29. Juli). — Ulrich Freiherr von Hutten, königl. bayerischer Kämmerer, Generalmajor a. D., Oberhofmeister a. D., Stöckach (27. Juli). — Amtsgerichtssekretär a. D. Ferdinand Wolfram, Albshausen (3. August). — Regierungs- und Baurath Cyrill Rupertus, Königsberg i. Pr. (4. August). — Professor Dr. Victor Platner, Marburg (5. August). — Dr. Peter Grieß, Chemiker, Bad Bournemouth (30. August). — Ministerialrath Ludwig Metz, Straßburg (2. September). — Oberrechnungsrath Otto Rembe, Potsdam. — Senator August Nebelthau, Bremen (29. September). — Konsistorialrath Heinrich Seebohm, Kassel (2. Oktober). — Oberst z. D. Philipp Otto Schneider, Kassel (7. Oktober). — Gymnasiallehrer a. D. Joseph Wiesen, Fulda (10. Oktober). — Kantor und Schulvorsteher Otto Ringeling, Kassel (13. Oktober). — Landgraf Friedrich Wilhelm von Hessen, bei Singapore (14. Oktober). — Stadtrath Daniel Zahn, Kassel (24. Oktober). — Baron August Wilhelm Xaver von Knoblauch zu Hatzbach, Marburg (24. Oktober). — Staatsminister a. D. Siegmund von Meyer, Kassel (27. Oktober). — Hofrath Heinrich Eysell, Kassel (1. November). — Oberförster August Klemme, Oberkaufungen (2. November). — Gymnasialdirektor a. D. Dr. Georg Friedrich Eysell, Hannover (2. November). — Premierlieutenant Georg Rothe, Göttingen (6. Novbr.). — Major z. D. Karl von Gironcourt, Marburg (13. November). — Teichmeister a. D. Johann Christian Rhein, Kassel (14. Novbr.). — Regiments-Thierarzt a. D. Karl Römer, Kassel (17. November). — Realgymnasiallehrer Wilhelm Ide, Kassel (18. November). — Rittergutsbesitzer Amtsrath Eduard Blomeyer, Hornburg. — Henry A. Cassebeer, Apotheker aus Gelnhausen, New-York (18. November). — Amtsgerichtsrath Konstantin Schuchardt, Schmalkalden (24. November). — Premierlieutenant von Baumbach, Regiments-Adjutant, Hanau (26. November). — Rentner Johannes Fehrenberg, s. Z. Vicebürgermeister, Kassel (27. November). — Professor Dr. Karl Lucae, Marburg (30. Novbr.). — Landrath Karl Rohde, Kassel (3. Dezember). — Metropolitan Schember, Lichtenau (3. Dezbr.). — Pfarrer Vilmar, Zierenberg (6. Dezember). — Generalarzt a. D. K. Sackfofsky, Kassel (7. Dezember). — Provinzial-Steuersekretär a. D. Ferd. Henkel, Kassel (8. Dez.) — Kreisgerichtssekretar Nicolaus Schiebener, Frankfurt a./M. (11. Dez.) — Prinz Alexander von Hessen und b. Rhein, Darmstadt (15. Dez.) — Instituts-Vorsteher Pfarrer H. F. Henkel, Melsungen (15. Dez.). — Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Wilh. Roser, Marburg (16. Dez.) — Polizei-Insp. a. D. Hch. Fink, Fulda (22. Dez). — Pfarrer K. Boclo, Braach (23. Dez). — Apotheker Emil Mösta, Kassel (28. Dez.)

S.

Unserm Berichte in letzter Nummer über das Hinscheiden des Prinzen Alexander von Hessen und bei Rhein fügen wir noch bei, daß, nachdem am 16. Dez. die Leiche des hohen Verblichenen in dessen Palais zu Darmstadt öffentlich ausgestellt gewesen, dieselbe am 18. Abends 7 Uhr in die Stadtkirche übergeführt wurde. Am folgenden Tage 2 Uhr begann die Trauerfeier, nach deren Beendigung sich der imposante Leichenzug ordnete. Dieser wurde eröffnet durch die Leichenparade, bestehend aus 2 Bataillonen Leibgardisten, 3 Schwadronen Dragoner und 2 Batterien. Hieran schlossen sich die Deputationen der verschiedenen Regimenter, deren Inhaber der Verewigte gewesen, 4 Obersten, welche die Orden des Prinzen trugen, und unmittelbar vor dem Sarge der langjährige Adjutant, Oberst von Rotsmann. Hinter dem mit 6 Rossen bespannten Leichenwagen schritten die 4 Söhne des Prinzen. Es folgten der Großherzog von Hessen und bei Rhein, mit dem Prinzen Heinrich von Preußen zur Rechten und dem Großfürsten Sergius von Rußland zur Linken, welchen sich sämmtliche hessische Prinzen und die fremden Fürstlichkeiten nebst den Standesherren anschlossen, darunter Großfürst Paul von Rußland, der Herzog und Prinz Nikolaus von Nassau, Fürst Leopold von Hohenzollern, Prinz Hermann von Sachsen-Weimar, Prinz Wilhelm von Baden, Landgraf Alexis von Hessen-Philippsthal, die Fürsten und Grafen zu Ysenburg und zu Solms. Hierauf kamen die Minister, Staatsbeamten u. s. w. Eine Schwadron Dragoner schloß den Zug. Bis vor die Stadt wurde durch die Bevölkerung dichtes Spalier gebildet. So bewegte sich der Zug zum Mausoleum auf der „Rosenhöhe“, allwo die Einsegnung und vorläufige Beisetzung stattfand und dem verewigten Helden durch drei donnernde Ehrensalven der letzte kriegerische Gruß zugesandt wurde. Nach erfolgter Fertigstellung der Gruft auf „Heiligenberg“ wird sodann die Leiche ebendahin übergeführt werden, wo nach letztwilliger Anordnung der Prinz seine letzte Ruhestätte finden wird. —

D. A. R.

Am 1. Januar d. J. ist der seitherige Sekretar der ständischen Landesbibliothek zu Kassel Leonhard Schultheis in den Ruhestand getreten. Derselbe ist 1820 zu Fulda geboren, erhielt seine Schulbildung zunächst durch Privatunterricht, sodann an dem Pädagogium zu Marburg und vollendete dieselbe am Gymnasium zu Kassel. Von Ostern 1841 ab studirte er auf der Universität Marburg und Göttingen Philologie, praktizirte hiernach 1846 am Gymnasium zu Fulda und begann zu Ende 1847 seine Thätigkeit an der Landesbibliothek zu Kassel. Durch sein freundliches, zuvor-

kommendes, gefälliges Wesen hat er sich bei Allen, welche in der hiesigen Landesbibliothek zu verkehren pflegten, das beste Andenken gesichert. An seiner Stelle ist der seitherige Bibliotheks-Assistent Dr. Karl Hermann Scherer zum Bibliotheks-Sekretar ernannt worden. Derselbe ist am 26. Oktober 1861 zu Kassel geboren. Nachdem er das Kasseler Gymnasium von 1871—1880 besucht hatte, widmete er sich von da bis 1884 auf den Universitäten Leipzig, Marburg und Bonn dem Studium der klassischen Sprachen, der Archäologie und Geschichte, beschäftigte sich dann abwechselnd zu Bonn und Kassel speziell mit Studien auf dem Gebiete der griechischen Literaturgeschichte. Vom 10. Februar 1886 ab praktizirte er an der hiesigen Landesbibliothek und wurde am 1. Juli des genannten Jahres mit Versehung der Assistenten-Stelle an derselben betraut. Am 28. Mai 1886 bestand er zu Bonn das examen rigorosum und wurde am 9. August daselbst auf Grund seiner Dissertation „de Aelio Dionysio Musico qui vocatur öffentlich zum Doktor philosophiae promovirt. Vom 1. April 1887 bis 31. März 1888 that er als Einjährig-Freiwilliger seinen Dienst bei dem 3. hessischen Infanterie-Regiment Nr. 83 und erhielt am 30. März 1888 das Qualifikations-Attest zum Reserve-Offizier, trat dann in seine frühere Stellung als etatsmäßiger Assistent an die Landesbibliothek zurück und wurde durch Beschluß des kommunalständischen Landesausschusses vom 16. November 1888 zum Sekretär derselben vom 1. Januar 1889 ab ernannt.

Universitätsnachrichten. Die Gesammtzahl der auf der Universität Marburg immatrikulirten Studenten beträgt in diesem Wintersemester 791 gegen 905 im vorigen Sommerhalbjahr. Dazu kommen 70 Hörer. Die immatrikulirten Studierenden vertheilen sich auf die einzelnen Fakultäten wie folgt: Theologische Fakultät 185, juristische Fakultät 101, medizinische Fakultät 209, philosophische Fakultät 296. — Am 20. Dezember wurde der für das physiologische Institut errichtete Neubau an den Direktor dieser Anstalt „Professor Dr. Külz“ übergeben.

Hessische Bücherschau.

Petrographische Untersuchungen einiger Gesteine der Rhön.

Von Ed. Möller aus Hannover. — Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1. Bd., 2. Heft S. 25—116. Stuttgart 1888.

Wie unsere Referate in der Abtheilung „Hessische Bücherschau“ zeigen, wird an der naturwissenschaftlichen Durchforschung des Hessenlandes eifrig und erfolgreich weiter gearbeitet. Die vorliegende Abhandlung hat sich zur Aufgabe gestellt, drei bislang petrographisch noch nicht näher untersuchte Rhönberge in dieser Hinsicht klar zu stellen. Es sind der Linsberg, der Ulmenstein und der Pietzelstein, drei Berge, welche nördlich bezw. nordöstlich von Hofaschenbach, östlich bezw. südöstlich von Mackenzell gelegen sind, und von denen die beiden ersteren dem Kreise Hünfeld, der letztere dem Staate Weimar angehören. Mit welcher Akribie der Verf. bei seinen Untersuchungen zu Werke gegangen, erhellt daraus, daß er zur Untersuchung der die genannten Berge zusammensetzenden Gesteine von 55 Handstücken, 80 Dünnschliffe angefertigt, außerdem von allen Gesteinen quantitative chemische Analysen ausgeführt hat. Ohne uns auf nähere Details einzulassen, sei hier nur das Ergebniß der Untersuchungen mitgetheilt. Der Linsberg — die hessische Generalstabskarte (No. 26, Hünfeld) benennt ihn Lemskopf, welcher sich im Ganzen 110 m über den Aschenbach erhebt, ist von der Spitze etwa 30 m abwärts mit Wald bestanden und besteht gerade bis an diesen aus eruptiven Massen, welche den Wellenkalk, der seinen Fuß bildet, durchbrochen haben. Diese eruptiven Gesteine sind als sanidinreicher Tephrit, bezw. als Plagioklas führender Phonolith anzusprechen, und zwar tritt der erstere als dünnplattiges Gestein an der Spitze des Berges auf, während der letztere dickplattige lose Blöcke bildet und besonders an der Südseite sich findet. Außerdem steht auf der Spitze in großen Blöcken noch ein basaltisches Gestein an, das der Verfasser als Nephelinbasalt bezeichnet.

Der zweite Berg ist der 30 m höhere, mit Buchen bestandene, einem langen Dache vergleichbare Ulmenstein.*) Er liegt nur einige 100 m nördlich vom Linsberg. Seine oberste Spitze, von losen Blöcken, z. Thl. von aus der Erde herausragenden Basaltsäulen gebildet, ist unbewaldet. Auch dieser Basalt ist zum größten Theil Nephelinbasanit, zum Theil aber auch Limburgit. Der Pietzstein endlich, welcher bei Spahl auf großherzoglich-sachsen-weimar-eisenachischem Gebiete gelegen und bis auf die eine weite Umschau ins Land gewährende Spitze ganz bewaldet ist, besteht aus einem Basalt, den die neueren Geognosten mit dem Namen Nephelinbasalt bezeichnen. Der Pietzelsteiner Basalt steht in großen Blöcken an und zeichnet sich durch bedeutenden Magnetitgehalt aus. Beim Umgehen der Spitze weist in Folge dessen die Magnetnadel stets auf diese hin.

Unsere mineralogisch gebildeten Leser mögen die Abhandlung selbst zur Hand nehmen und sie studiren.

A.

---

*) Der alte Voigt nennt ihn in seiner 1783 erschienenen „Mineralogischen Beschreibung des Hochstifts Fulda“ Mulmenstein.

Das Meißnerland von M. F. Jäschke: Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Im Auftrage der Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausg. v. A. Kirchhoff. III. Bd. 2. Heft. (79 S.) Stuttgart, Engelhorn 1888. 1,90 M. (Auch Inaug. Dissert. Marburg 1888.)

Diese interessante geographisch-geologische Arbeit behandelt nicht ausschließlich unseren hessischen Bergkönig, wie man aus dem Titel vermuthen könnte, sondern mit dem Namen „Meißnerland" führt der Verf. einen bis jetzt noch nicht gebrauchten geographischen Begriff ein: er versteht darunter den Theil Niederhessens und der angrenzenden Gebiete der sächsischen Herzogthümer, sowie der Provinz Hannover, welcher zwischen der Werra- und Fuldaebene vom Seulingswalde bis nach Hannövrisch-Münden reicht.

Ohne uns auf die fachwissenschaftlichen Details einzulassen, wofür der Raum fehlt, wollen wir nur anführen, daß folgende Gebiete abgehandelt werden: zunächst die Hochfläche von Lichtenau, der geologische, orographische und hydrographische Mittelpunkt des „Meißnerlandes"; dann der Kauffunger Wald mit dem für uns hochwichtigen Niestegebiet; die Söhre; die Spangenberger Hügelketten; das Richelsdorfer und Sontraer Zechsteingebirge, welches bekanntlich einst lebhaft betriebenen Kupfer- und Kobaltbergbau*) aufzuweisen hatte, jetzt ein Karstgebiet im Kleinen geworden ist; der Ringgau, welcher mit seinem cyklopischen Mauerwerke der Boyneburg, des Brandenfels, der Grabburg und des Heldrasteins eine natürliche Riesenburg vorstellt; weiter das paläozoische Werragebirge, das manche zu einer hessischen Schweiz stempeln wollen. Dann Meißner und Hirschberg, die beiden berühmten Eruptionskegel. Bei der Schilderung dieser stellt sich Verf. entschieden auf die Seite Moesta's, welcher die Ansicht ausgesprochen, daß die verschiedenartige Ausbildung der Eruptionsgesteine nicht Folge getrennter Herkunftsorte aus dem Erdinnern sei, sondern vielmehr zurückgeführt werden müßte auf die veränderten physikalischen Bedingungen der Abkühlung der gluthflüssigen Massen. Den Beschluß macht die Schilderung des Fulda- und Werrathals, sowie der Wasserscheide zwischen beiden Flüssen, soweit sie in das zur Untersuchung gestellte Gebiet hineinragt.

Sechs vom Verf. entworfene Profile der Gebirgsgruppen des Gebietes in Rede, ausgeführt in dem Maßstab vom 1 : 200 000, bilden eine willkommene Beigabe.

A.

*) Wie der Frankenberger Kupferbergbau kürzlich seinen Bearbeiter gefunden hat (vergl. Hessenland Nr. 19 S. 304), so auch der Richelsdorfer in Bergr. Graffmann in der Zeitschrift f. d. Bergwesen im Preuß. Staate XXXIV, S. 195 — 207.

Durch zahlreiche Bestellungen von

Einbanddecken

für den Jahrgang 1888 unserer Zeitschrift „Hessenland", ist deren Herstellung gesichert. Im Interesse solcher Leser, welche die früheren Ankündigungen übersehen haben sollten, haben wir die Anfertigung noch um einige Tage hinausgeschoben und erklären uns bereit, **Bestellungen bis zum 10. Januar 1889 einschließlich** anzunehmen. Später einlaufende Meldungen haben keinen Anspruch auf Berücksichtigung.

Wir wiederholen, daß die Einbanddecken einfach und geschmackvoll hergestellt werden und bei postfreier Zustellung im Inlande **eine Mark** kosten. Bestellungen sind unverzüglich durch Postkarten vorzunehmen.

Verlag und Redaktion des „Hessenlandes".

An die verehrl. Verlagsbuchhandlungen.

Wir sehen uns genöthigt, die verehrlichen Verlagsbuchhandlungen darauf aufmerksam zu machen, daß **alle Bücher**, welche im **„Hessenland" besprochen werden sollen, unmittelbar an die Redaktion desselben, Kassel, Jordanstraße 15, einzusenden sind.** Andernfalls kann keine Gewähr für Empfang und Besprechung der Bücher geleistet werden. **Die Redaktion.**

Briefkasten.

Unsern Mitarbeitern und Lesern bringen wir hier die freundschaftlichsten Wünsche anläßlich des Jahreswechsels dar. Wir hoffen, daß die Bande, welche das „Hessenland" mit seinen Freunden verknüpfen, immer enger und fester werden.

H. K.-J. München. Freundlichsten Dank. Sehr geeignet.

H. O. Kassel. Vielleicht im Laufe dieses Jahres.

L. A. Melsungen. Wir werden Ihnen in aller Kürze schreiben.

F. S. in H. Vielleicht senden Sie uns noch einige Sachen.

A. T. Wien. „Götterkind" erhalten; wird bald verwandt.

R. S. Berlin. Ihr Wunsch ist in der vorliegenden Nummer erledigt.

W. K. Kassel. Die beiden in der heutigen Nummer unserer Zeitschrift: „Triolett" von Ernst Koch und „Freundschaft" von Eugen Höfling sind u. W. bis jetzt noch ungedruckt.

Inhalt der Nummer 1 des „Hessenlandes": „Zur letzten Stunde", Gedicht von Karl Preser; „Konrad von Bemelberg, der kleine Heß, der Landsknechtsoberst", historische Skizze von E. Stendell; „Eine Erinnerung an E. Geibel" von Fr. E. von Hohenhausen; „Amalie Hassenpflug, die Freundin von Deutschlands größter Dichterin", von Jos. Grineau; „Hessische Offiziere", ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte, von J. Schwank; „Unter dem Madonnenbilde", von H. Keller-Jordan; „Neujahr 1889", Gedicht von Gustav Kastropp; „Meiner Lebensgefährtin zur Jahreswende", Gedicht von Julius Rodenberg; „Triolett", Gedicht von Ernst Koch; „Freundschaft", Gedicht von Eugen Höfling; Aus Heimath und Fremde: Hessische Todtenschau, Leichenfeier für den Prinzen Alexander von Hessen und bei Rhein, Bibliotheksnachrichten, Universitätsnachrichten, Hessische Bücherschau, Briefkasten.

Abonnements-Einladung.

Das **„Hessenland“** tritt in seinen dritten Jahrgang ein. Daß es ein Recht zu bestehen hat, hat es bewiesen, bewiesen vor Allem dadurch, daß es ihm gelungen ist, sich zahlreiche und anhängliche Freunde hier wie in der Ferne zu gewinnen. Wir hoffen, daß unsere Mitarbeiter und Leser uns auch im kommenden Jahre treu zur Seite stehen und das Ihrige thun werden, um das **„Hessenland“** zu fördern.

Unser Programm ist bekannt; aus dem Inhalte jeder Nummer unserer Zeitschrift kann es sich der Leser zusammenstellen. Wir wollen die **hessische Geschichte und Literatur** in allen ihren Verzweigungen pflegen und der geistigen Arbeit unseres Stammes einen Boden darbieten, da sie Wurzeln schlagen und sich frei entfalten kann.

Wir werden demgemäß auch in Zukunft in unserer Zeitschrift den wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bestrebungen, die von Hessen ausgehen oder das Hessenland berühren, Raum gewähren; ganz besonders aber wird es auch unser Bestreben sein, die Vergangenheitskunde zu pflegen. So hoffen wir, hessischen Sinn wach zu halten und die Liebe zum engern Heimathlande zu stärken und zu festigen.

Was den Inhalt des **„Hessenlandes“** anlangt, so wird derselbe sich demjenigen der ersten beiden Jahrgänge anschließen, mit der Maßgabe natürlich, daß die Redaktion allezeit bemüht sein wird, ihn reichhaltiger zu gestalten. In erster Reihe steht die **Erforschung der heimathlichen Sondergeschichte**; größere Aufsätze aus berufenen Federn wechseln mit kleinen Mittheilungen ab. Auch **Literar- Kultur- und Kunstgeschichte** sowie **Verwandtes** finden Berücksichtigung. Nicht minder soll das Hessenland dem literarischen Schaffen eine Stätte bieten; es wird deshalb nicht nur die **Volks- und Mundartdichtung** pflegen, sondern auch durch eine Auswahl von guten **Erzählungen** und **Gedichten** dem Unterhaltungsbedürfniß Rechnung tragen.

So sei denn der neue Jahrgang begonnen mit dem Wunsche, daß die alten Freunde uns treu bleiben und neue zu ihnen gewonnen werden.

Die Redaktion des „Hessenlandes“.

F. Zwenger.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 2. Kassel, 15. Januar 1889.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 2 des „Hessenlandes“: „Beim Jahreswechsel“, Gedicht von Feodor Löwe; „Konrad von Bemelberg, der kleine Heß, der Landsknechtsoberst“, historische Skizze von E. Stendell (Fortsetzung); „Amalie Hassenpflug, die Freundin von Deutschlands größter Dichterin“, von Jos. Grineau (Schluß); „Nochmals über die verkauften Hessen“ von Karl Preser; „Wilhelm Roser“, Nekrolog von Dr. R.; „Seine letzte Novelle“, von M. Herbert; „Heimathsgruß“, Gedicht von Hugo Frederking; „Kirche zu W,“ Gedicht von Ch.; „Hürrah, die Gail!“, Gedicht in Schwälmer Mundart von Kurt Nuhn; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; Briefkasten 2c.

Beim Jahreswechsel.

Das alte Jahr, das nun den Lauf vollbracht,
Hat mich mit guten Tagen karg bedacht,
Doch viel der herben Stunden mir beschert
Die mir das Herz mit Gram und Leid beschwert.
Und blick' ich nun dem kaum vergangnen nach,
Da wird auch schon die Frage in mir wach
An das gekommene: was birgt dein Schooß,
Ist mir's ein freundlich oder dunkles Loos?
Doch keine Antwort gibt's als die allein:

Was ich auch bringen mag, ergib dich drein
Mit Mannesmuth, der fest entgegennimmt
Was vom Geschick zu werden ihm bestimmt
Und weil er weiß, daß er's nicht wenden kann,
Es zu bestehn die Kraft in sich gewann,
Der, wenn ihm auch im Kampf der Sieg gebricht
Doch werth des Kranzes den man Siegern flicht.
Drum forsche nicht was dir mein Schooß verhüllt
Und warte still der Zeit wo sich's erfüllt.

Feodor Löwe.



Konrad von Bemelberg, der kleine Heß, der Landsknechtsoberst.

Eine historische Skizze von E. Stendell.

(Fortsetzung.)

II.

Es wollte kein Friedensjahr der geängstigten Christenheit tagen. Gewaltiges Gähren im Schooße der einzelnen Länder; Feindschaft um dynastischer Interessen willen zwischen den beiden mächtigsten weltlichen Herrschern des Abendlandes; der Papst dem einen der beiden verbündet; Italien wiederum die Wahlstatt für das Ringen der Herrscher. Da zogen die Deutschen im November des Jahres 1526 von Bozen und Trient her auf wilden, in Eis und Schnee starrenden Alpenstraßen durch die mit so viel Blut getränkten Klausen in das gepriesene Land Italia, um das von dem Heere der Liga unter dem Herzog von Urbino in Mailand belagerte kaiserliche Heer zu entsetzen; nicht wie in den früheren Jahrhunderten glänzende Ritter in schweren Panzern und Helmen mit wallendem Federbusch, nein — derbe Bauernsöhne aus allen Theilen des weiten heiligen römischen Reiches, die dem Pfluge entlaufen waren, um reiche Beute zu machen oder auf fremder Erde einen rühmlichen Soldatentod zu finden — vergessen, verschollen, beweint von Niemand. Der Ruhm des deutschen Ritterthums lag bei Morgarten und Sempach gefällt unter den Spießen der schweizer Bauern; nicht des Einzelnen Tapferkeit galt mehr, die Schlachten wurden durch die Wirkung der Masse entschieden. Diese Masse, die Gemeinde der Landsknechte, in Ordnung zu halten, in dem Kampf an geeigneter Stelle zu verwenden, vor allem aber bei guter Laune zu erhalten, war der Führer Hauptaufgabe. Sonst hatte die Gemeinde ihre unantastbaren Gesetze, die kein Offizier verletzen durfte; der Offizier war nur der Beamte, der diese Gesetze zur Ausführung brachte. Alles kam naturgemäß auf den Obersten an, dem sich die Landsknechte auf einen Artikelbrief hin verpflichtet hatten; er mußte nicht nur ein geschickter und besonnener Führer und ein tapferer Kriegsmann sein, wichtiger war es für ihn, durch unerschütterliche Ruhe und durch die Gabe der Rede und der Ueberredung den schwierigen Geist der Landsknechte zu lenken, nicht minder, stets bei Kasse zu sein. Alles das traf bei Georg von Frundsberg und seinem Locotenenten Konrad von Bemelberg zu, der sich im Juni 1526 dem Kaiser auf 3 Jahre verpflichtet hatte. Mit 38 Fähnlein Landsknechte erschienen sie im November 1526 in Oberitalien; in blutigen Gefechten wiesen sie den Ligisten die Eisenrechen ihrer Vierecke und erzwangen den Uebergang über den Po. Der Herzog von Urbino ließ nunmehr von dem in Mailand eingeschlossenen Connetable von Bourbon ab, der sich endlich am 7. Februar 1527 bei Fiorenzuola mit dem deutschen Heere vereinigte. Schon das lange Warten auf den Herzog von Bourbon, der dann den Oberbefehl über das kaiserliche Heer übernahm, hatte die Landsknechte verdrossen; als man endlich Ende Februar in das päpstliche Gebiet einrückte, traf die Nachricht ein, der Vicekönig von Neapel, Lannoy, habe mit dem Papst einen Vertrag abgeschlossen, kraft dessen das kaiserliche Heer den Kirchenstaat räumen sollte; jetzt brach der Unwille der spanischen und deutschen Söldner in offene Meuterei aus; Bourbon's Quartier wurde geplündert, er selbst rettete nur das nackte Leben. Frundsberg berief, im Vertrauen auf seine Macht über die rohen Gemüther, die Gemeinde der Landsknechte; aber wüthendes Geschrei unterbrach seine Rede; ja die Wildesten richteten die Speere auf seine Brust. Das war zuviel für den alten Helden; vom Schlage getroffen, brach er zusammen; mühsam raffte er sich noch einmal auf, verließ aber das Heer und kehrte siech zur Heimath, wo er schon im August 1528 verschied. Bemelberg hatte unter diesen schwierigen Verhältnissen die Führung der Landsknechte übernommen, ohne dabei durch das Ansehen und die Würde Frundsbergs unterstützt zu sein; denn er blieb Hauptmann und Locotenent und handelte nur im Auftrage des Obersten.

Auch war seine hessische Herkunft nicht gerade förderlich für seine Beliebtheit unter den meist dem Süden Deutschlands entstammten Kriegsknechten. Nichtsdestoweniger zeigte er sich der Aufgabe gewachsen; er und Bourbon führten das Heer, den Herzog von Urbino, der in den Pässen der Apenninen lauerte, täuschend, in kühnem Zuge über das Gebirge und bedrohten zu gleicher Zeit Florenz und Rom. Da aber auch hier die Stimmung des Heeres sich nicht besserte und Florenz von dem Herzog von Urbino gedeckt wurde, beschlossen die beiden Heerführer, gerades Weges in Eilmärschen auf Rom loszugehen, um durch einen entscheidenden Schritt alle Truggespinste, die welsche Tücke geschäftig wob, zu zerstören. Es blieb kaum ein anderer Ausweg, als durch einen Sturm sich der heiligen Stadt zu bemächtigen; denn hinter ihnen drängte das ligistische Heer heran, und in der armseligen Campagna grinste ihnen das Gespenst des Hungertodes mit jedem Tage schrecklicher entgegen. Am 5. Mai war das kaiserliche Heer vor Rom angelangt, am 6. in aller Frühe schritt man zum Sturm, den der dichte Nebel begünstigte. „Es war ein herber Sturm, denn das Geschütz, sonderlich die Handrohren, gingen immer auff sie ab, doch hat Gott merklich ob ihnen gehalten, denn so oft sie einfielen, fiel ein dicker Nebel an, der sie bedeckt und uberschattet. Es haben auch etliche Kriegsleut bekennt und gesagt, Gott sey ihnen vorgangen im Nebel, und hab sie uber die Mauer hineingezogen." Bourbon sank, als er eine Leiter anlegte, von einer Kugel tödtlich im Unterleib getroffen, mit den Worten: „Nach Rom! Nach Rom!" zu Boden. Das entflammte die Wuth der Stürmenden noch mehr; der verlorene Haufen, das erste Treffen der Landsknechte, drang unwiderstehlich vor; der Profoß Klaus Seidenstücker bahnte, mit seinem gewaltigen Schlachtschwert die Feinde niedermähend, den Seinen den Weg. Konrad von Bemelberg drang an der Spitze des gewaltigen Haufens nach; auch die Spanier erklommen die Mauer; die Leostadt war in den Händen der Kaiserlichen. Bemelberg „versammlet auff dem Platz bei St. Peters Burgk den verlorenen Hauffen, die den Sturm erobert hatten, und ließ ausruffen, daß keiner plünderte oder sich vom Hauffen ließ, bey Verlust seines Lebens, und thät sich nach diesem Sieg alles Kriegsvolck wieder in Ordnung, und blieben stehen, bis sie alle zusammen kamen, haben eine starcke Ordnung gemacht und musten sorgen, die aus der Statt möchten in sie fallen." So wurde (denn „der Hunger wolt kein Verzug leiden") auch das Trastevere erstürmt. Bis gegen 6 Uhr Abends war die harte Blutarbeit gethan; aber erst gegen Mitternacht — bis dahin hielt sie die Erwartung eines Angriffs zusammen — zerstreuten sich die Sieger zur Plünderung, die jeder Schilderung spottet: das Rom der Renaissance ging unter den Händen roher Kriegsknechte zu Grunde. Und doch sind sämmtliche Berichte darin einig, daß die Deutschen dabei weit glimpflicher verfuhren als die Spanier. „Die Teutschen haben sich an Essen und Trinken begnügen lassen und die Leut umb wenig Geld geschätzt." Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir diese Haltung der deutschen Landsknechte auf Rechnung Bemelbergs setzen.

Auf dem wackeren Konrad ruhte in dieser Zeit, die der Einnahme Roms folgte, eine große Last; denn die Lage des kaiserlichen Heeres war noch immer eine bedenkliche. Papst Klemens, dessen Geiz und Ränkesucht es über sich gewonnen hatte, die ewige Roma dem Wüthen einer zügellosen, wüthenden, hungrigen Soldateska Preis zu geben, hielt sich noch in der festen Engelsburg und erwartete Hülfe vom Herzog von Urbino. Doch wagte dieser keinen entschiedenen Angriff, bei dem die Kaiserlichen in große Bedrängniß gerathen wären. Diesen fehlte ja vor allem ein Führer; Philibert von Chalons, der Prinz von Oranien, der nach anfänglichem, heftigem Widerspruch dem Connetable im Oberbefehle gefolgt war, vermochte es nicht, dessen Ansehen zu gewinnen. Auch als der Papst endlich nach Urbinos Rückzug jeden Gedanken auf Entsatz aufgab und am 5. Juni kapitulirte, war nicht viel gewonnen. Zwar hatte Klemens VII. sich verbindlich gemacht, in 3 Raten 400,000 Dukaten zu zahlen; aber die Zahlungen erfolgten so lässig und so ungenügend, daß 14 Fähnlein keinen Sold bekamen. Die Spanier wurden dabei entschieden bevorzugt; ein Spanier wurde auch Kommandant der Engelsburg. Der Papst schürte geflissentlich die Zwietracht zwischen beiden Nationen, bei der er nur gewinnen konnte. Die Unmäßigkeit in der Lebensweise, die Ausdünstungen der Leichen machten das Klima in dem sommerlichen Rom immer mörderischer; unsichere Gerüchte über die im Anzuge begriffene Pest durchschwirrten die Straßen der Stadt, die die Landsknechte eine „Mördergrube" nannten. So brach endlich die lang verhaltene Wuth der rauhen Krieger, die sich verrathen glaubten, in helle Flammen aus; sie richtete sich zunächst gegen Oranien, der mit Mühe ihnen entkam und in Siena Zuflucht fand. Das war nicht geeignet, die Stimmung der Landsknechte zu ändern, die endlich am 10. Juli — nur 3 Fähnlein blieben unter Veit Wähinger als Besatzung der Engelsburg zurück, auch die Leibwache des Papstes bildeten deutsche Landsknechte unter Sebastian Schertlin — Rom den

Rücken wandten, um in den gesünderen Gegenden am obern Tiber ein Lager zu beziehen und die Auszahlung der versprochenen Summen abzuwarten. Bald war ihre Geduld aufs neue erschöpft; sie stürmten in hellen Haufen gegen das Zelt Bemelbergs heran, der, gewarnt, sich in Sicherheit gebracht hatte; in ihrer Wuth zerstörten sie das Zelt. Als Bemelberg annehmen konnte, daß sie Vernunftgründen zugänglich wären, trat er, nicht ohne sich sicheres Geleit ausbedungen zu haben, in ihren Ring, forderte jeden auf, der Klagen gegen ihn vorbringen könne, hervorzutreten; er wolle ihm „Fuß halten und Antwort geben"; zugleich legte er seine beiden Stellen als Locotenent Frundsbergs und Hauptmann nieder. Das brachte sie zur Ernüchterung: sie drangen in ihn, sie in dem wildfremden Lande nicht im Stiche zu lassen, er gab endlich ihren Bitten nach und wählte sich den Hauptmann Wendelin von Weyhers zu seinem Locoteneuten. Aber alle Anordnungen und Bemühungen des wackern Konrad, der die Seinen nicht verlassen wollte, wie es damals viele ihrer Hauptleute thaten, machten die Intriguen des Papstes zu nichte, der jetzt wieder neue Hoffnung schöpfte, da ein französisches Heer unter dem Marschall Lautrec, das schon Alessandria und Pavia erobert hatte, zu seinem Schutze heranrückte. Auch war die Haltung des Vicekönigs von Neapel, Lannoy, eine höchst zweideutige. Kaum waren daher die Landsknechte nach Rom zurückgekehrt, so brach ein neuer Aufruhr unter ihnen aus; sie setzten ihre Hauptleute in Gewahrsam und übertrugen einem aus ihrer Mitte gewählten Ausschuß von 20 Männern die Wahrung ihrer Rechte. Wie vorauszusehen, wurde die Verwirrung dadurch noch gesteigert. Zum Unglück gelang es dem Papst, Anfang Dezember aus den Händen seiner Feinde zu entrinnen, und die Landsknechte, die sich um den Lohn aller ihrer Mühen gebracht sahen, verlangten am 14. Januar 1528 ihren Abschied. Nur mit Mühe gelang es Oranien und Bemelberg, sie zurückzuhalten, bis sie von ihrer Reise nach Neapel zurückgekehrt wären. Der neue Vicekönig von Neapel Moncada bewilligte ihnen angesichts der drohenden Lage ausreichende Gelder, so daß endlich die Knechte den rückständigen Sold erhalten konnten. Leichten Herzens zogen die Kaiserlichen, nur noch 13,000 Mann stark, aus dem unseligen Rom, das so vielen der Ihrigen zum Grab geworden war; aber nicht gen Norden zur Heimath, sondern auf Umwegen, um die Feinde zu vermeiden, nach Neapel.

Neues Ungemach wartete ihrer hier; zu Lande und zu Wasser von Lautrec und dem Dogen Doria von Genua belagert, vom frischen Wasser abgeschnitten, sahen sie den Tod in schrecklichster Gestalt vor Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Amalie Hassenpflug,

die Freundin von Deutschlands größter Dichterin.

Von Jos. Grineau.

(Schluß.)

„Mein Blick war klar und mein Erkennen stark!" Wohl durfte Annette von Droste-Hülshoff dieses stolze Wort im Bewußtsein ihrer wahrhaft phänomenalen Seelenkenntniß ausrufen; und mit diesem klaren, scharfen Blicke, der allen Dingen auf den tiefsten Grund schaute und selbst die verborgensten Herzensfalten durchdrang, hat sie auch das Wesen ihrer Freundin erfaßt und es dann im Spiegel der eigenen Seele zurückgestrahlt, als ein lebenstreues, von idealster Auffassung verklärtes Portrait.

Das Bild.

1.

Sie steh'n vor Deinem Bild und schauen
In Dein verschleiert Augenlicht,
Und sagen dann: „Du sei'st es nicht;
Zu klar die Stirn, zu voll die Wange,
Zu üppig in der Locken Hange,
Ein lieblich fremdes Angesicht."

O wüßten sie es, wie ein treues
Gemüth die kleinsten Züge hegt,
Ein Zucken nur, ein flüchtig scheues,
Als Kleinod in die Seele legt;
Wie nur ein Wort, mit gleichem Klange
Gehaucht, dem Feinde selbst das bange,
Bewegte Herz entgegen trägt —

Sie würden besser mich begreifen,
Säh'n deiner Locken dunklen Hag
Sie mich mit leisem Finger streifen,

Sie prüfen Lippe, Kinn und Brauen
Als lüft' ich sie dem jungen Tag;
Den Flor mich breiten dicht und dichter,
Daß Deiner Augen zarte Lichter
Kein Sonnenstaub verletzen mag.

Was fremd, dahin will ich nicht schauen,
Ich will nicht wissen, wo sie brennt,
Ob an der Lipp', ob an den Brauen,
Die Flamme, die Dein Herz nicht kennt;
Ich will nur seh'n in Deine Augen,
Den einen reinen Blick nur saugen,
Der leise meinen Namen nennt.

Ihn, der wie Aether mich umflossen,
Als in der ernsten Abendzeit
Wir saßen Hand in Hand geschlossen
Und dachten Tod und Ewigkeit;
Ihn, der sich von der Sonne Schwinden
Heilig gewendet, mich zu finden,
Und lächelnd sprach: ich bin bereit.

2.

Und wär' es wahr auch, daß der Jahre Pflug
Die Furchen in die klare Stirn getrieben,
Nicht so elastisch Deiner Lippen Zug
Bezeichne mehr Dein Zürnen und Dein Lieben,
Wenn dichter auch die Hülle Dich umschlingt,
Durch die der Strahl, der gottbeseelte, dringt:
Mir bist die immer Gleiche Du geblieben.

Wenn minder stolz und edel die Gestalt,
Ich weiß in ihr die ungebeugte Seele;
Wenn es wie Nebel Deinen Blick umwallt,
Ich weiß es, daß die Wolke Gluthen hehle;
Und Deiner weichen Stimme tief'rer Klang,
Verhallend, geisterhaft wie Wellensang,
Ich fühl' es, daß kein Liebeswort ihm fehle.

O Fluch des Alters, wenn das beff're Theil
Mit ihm dem Gottesbilde müßte weichen!
Wenn minder liebewarm ein Lächeln, weil
Der Kummer ihm gelassen seine Zeichen,
Ein Auge gütig nur, so lange leicht
Und anmuthsvoll die Thräne ihm entschleicht,
Und ros'ge Wangen zücht'ger als die bleichen.

Und dennoch hält sie Alle uns bethört,
Die Form, die staubgeborne, wandelbare,
Scheint willig uns ein Ohr, das leise hört,
Kühn einer frischen Stimme Siegsfanfare;
Wir Alle sehen nur des Pharus Licht,
Die Gluth im Erdenschooße seh'n wir nicht,
Und Keiner denkt der Lampe am Altare.

3.

Ich weiß ein beff'res Bild zu finden
Als jenes, das Dir ferner weicht.
Wie tiefer Deine Wurzeln gründen
Und reifer sich die Aehre neigt;
Ein beffres, als zu dessen Rahmen,
Wenn Jahre schwanden, Jahre kamen,
Man wie sein eigner Schatten schleicht.

Lausch' ich am Strande ob der lauen
Entschlaf'nen Fluth mit scheuer Lust,
Wird unter'm Flore dann, dem blauen,
Lebendig mir die ernste Rust,
Ich seh' am Grunde die Korallen,
Ich seh' der Fischlein goldig Wallen
Und schaue tief in Deine Brust.

Und wieder an der Grüfte Bogen
Seh' ich der Mauerflechte Stab
Mit tausend Ranken eingesogen
In des Gesteines Herz hinab,
Von Thaue schwer die grünen Locken,
Leuchtwürmer in der Wimper Flocken,
Das ist Dein Lieben über's Grab.

Und wenn an der Genesung Bronnen
— Im Saale tafeln Stern und Band —
Sich Mittags kranke Bettler sonnen,
Begierig schlürfen über'm Rand
Und emsig ihre Schalen schwenken,
Dann muß ich an Dein Geben denken,
An Deine warme, off'ne Hand.

O jener Quell, der glüh und leise
Ein Sprudel Deiner Brust entquillt,
Der nichts von Flocken weiß und Eise,
Mit Segen seine Steppe füllt,
Ihm kann nur gleichen, wessen Walten
Nie siechen kann und nie veralten,
Und die Natur nur ist Dein Bild.

Die nächste Veranlassung zum Entstehen dieser Gedichte soll ein gemaltes Bildniß Amaliens gewesen sein, das auf der Meersburg hing. Dort, in dem schon von den Merovingern gegründeten Schlosse am Bodensee, verweilte die Dichterin ja oft bei ihrer Schwester, die an den berühmten Germanisten Joseph von Laßberg verheirathet war; und wie dort nicht nur die uralte, spukhafte Burg, „wo Träume lagern langverscholl'ner Zeit, seltsame Mär und zorn'ge Abenteuer", mächtig ihre Phantasie inspirirt hatte, sondern wo auch in der großartigen landschaftlichen Umgebung ihre Muse die Motive zu ihren erhabenen und gewaltigen Naturbildern gefunden: dort war es ihr auch beschieden, im Mai des Jahres 1848, fern von der heißgeliebten Heimath, zu ewigem Schlummer gebettet zu werden.

Ihre um drei Jahre jüngere Freundin Amalie Hassenpflug aber überlebte die allzufrüh Verblichene noch um dreiundzwanzig Jahre, um dann

an ihrer Seite, ebenfalls auf dem schönen Friedhofe von Meersburg, die letzte Ruhestätte zu finden.

Am Abende ihres Lebens scheint Amalie selbst noch literarisch thätig gewesen zu sein. Wenigstens findet sich in dem in Münster erscheinenden „Literarischen Handweiser", Jahrg. 1870, No. 93 folgende Notiz:

„Bei C. Meyer in Hannover erschien soeben: „Margarethe Verflassen, ein Bild aus der katholischen Kirche von A. H." 248 S. Das hier geschilderte Leben wird in seiner ersten Periode von Versuchen ausgefüllt, sich im Ordensstande der Charitas oder der christlichen Jugenderziehung zu widmen, nach deren Fehlschlagen aber von dem Bestreben, die Nachfolge Christi in der Welt durch Selbstverleugnung und angestrengte Arbeit an dem eigenen inneren Fortschritt anzutreten. Für den glücklichen Erfolg, mit dem es Margarethen gelang, ihre von Natur edle und wahre, aber auch lebhafte und fast bis zum Stolz unabhängige Seele unter das Kreuz des Herrn zu bringen, legt hier eine protestantische Freundin derselben Zeugniß ab in einer geistreichen Biographie, welche mit ruhiger Klarheit und edler Einfachheit überall die tieferen religiösen Grundströmungen und bedeutenden Beziehungen in diesem so stillen und anspruchslosen Lebensgang aufweist. Unter den Initialen verbirgt sich der Name Amalie Hassenpflug, deren vertraute Freundschaft mit unserer großen westfälischen Dichterin Annette von Droste durch ein Gedicht der Letzteren bekundet wird" u. s. w.

Diese mit G. B. unterzeichnete Kritik hat wahrscheinlich der gelehrte Orientalist Professor Dr. Gustav Bickell geschrieben, Amaliens und auch unser Landsmann.

Ob das so wohlwollend besprochene Buch große Verbreitung gefunden, vermag ich nicht zu sagen; mir ist es bis jetzt unbekannt geblieben. Doch wenn es auch nicht dazu bestimmt war, den Namen seiner Verfasserin der Nachwelt zu bewahren —: ihr hat Annette von Droste-Hülshoff ein Monument gesetzt von unvergänglicher Dauer, welches auch nur den oberflächlichsten Betrachter ungefesselt lassen kann.

Wir aber dürfen uns freuen, daß Deutschlands größte Dichterin, ja — um mit Betty Paoli zu reden —, „die größte Dichterin aller Länder und aller Zeiten", das Bild einer edlen hessischen Frau an ihre unsterblichen Dichtungen gebannt hat. Annettens Bildniß dagegen, d. h. den Spiegel ihrer äußeren Erscheinung mit dem so verklärten und erdenfremden Ausdrucke mit der Gewalt seiner Kunst festgehalten zu haben, war das Verdienst eines hessischen Künstlers. Und dieser Künstler, der nach ihrem Tode in treuer und dankbarer Erinnerung ihre Marmorbüste geschaffen hat, war der Neffe Amaliens, Karl Hassenpflug.

Nochmals über die verkauften Hessen

von Carl Preser.

Gleich nach dem Erscheinen meiner Arbeit über die historisch gewordene Lüge von den angeblich seitens hessischer Landgrafen nach Amerika verkauften Hessen in Nr. 1 bis 5 des „Hessenlandes" von 1888, ging der Redaktion von Herrn „Ph. L." in Kassel ein Gedicht zu, welches den Zug der Hessen nach Amerika behandelt und mir von der Redaktion für ein weiteres Referat in dieser Sache zugewiesen wurde.

Dieses Gedicht ist im Jahre 1776 unter dem Titel „Gedanken eines hessischen Grenadiers" in der Waisenhausbuchdruckerei zu Kassel erschienen, also aller Welt zugänglich gewesen, und sehr richtig bemerkt Herr „Ph. L." dazu, „wenn dasselbe auch keinen großen poetischen Werth in sich birgt, so ist es doch deshalb zu schätzen, weil man aus ihm erkennen kann, welcher Geist unter den hessischen Soldaten herrschte. Diese hielten sich nicht für unglückliche verkaufte Sklaven, wie leider noch jetzt von vielen, ja bedeutenden Historikern, gefabelt wird, sondern folgten willig dem Rufe ihres Landesherrn, um für dessen nahen Verwandten und Verbündeten, den König von England, gegen dessen aufständische Unterthanen, die Yankees, zu kämpfen und sich neue Lorbeeren zu den alten zu erwerben."

Der Dichter besingt erst die Ruhe Europa's. Mars ist „voller Unmuth" auf seinen Waffen eingeschlafen und Alles befleißigt sich, „seine Tempel einzureißen"; dann jedoch heißt es:

> Aber Zwietracht ruht nicht lange,
> Die mit Gift erfüllte Schlange,
> Führt nur Raserey im Sinn,
> Athmet nichts als Krieg und Morden,
> Stürzt sich durch der Hölle Pforten
> Nach Amerika nun hin.

In das Land, wofür die Britten tapfer gegen die Franzosen fochten, wofür Wolff (der eng-

lische General James Wolff) sein Blut vergoß und bei Quebeck erschossen wurde, dort schüttet nun die „giftige Schlange“ ihren Geifer aus. Boston läßt sich bethören, die Furie anzuhören, und durch seine Verführung wird Undank, Hochmuth und Empörung geschürt, worauf der Dichter weiter singt:

Dieses Feuer gleich zu dämpfen,
Haß mit Sanftmuth zu bekämpfen,
War Brittaniens Bemühn.
Aber Krieg — Krieg hört man schreyen
Weil von schwarzen Meutereyen
Die Amerikaner glühn.

England spricht, und ganze Haufen
Krieges=Schiffe sieht man laufen
Durch Atlantes tiefe Fluth;
Und es folgen ganze Heere
Nach und nach durch weite Meere
Zu bestreiten diese Brut.

England bleibt es unvergessen,
Welche Tapferkeit die Hessen
Seit Jahrhunderten gezeigt,
Weiß es noch, wie brav die Catten
Für es einst gestritten hatten
Als es Frankreichs Stolz gebeugt.

Die letzte Strophe zeigt in ihrer Anspielung auf die alte Waffengenossenschaft im spanischen Erbfolgekriege 2c. 2c. so recht das hessische Soldatenblut und daß unter den hessischen Truppen der neue Feldzug als nichts anderes denn eine Erneuerung der alten Waffenverbrüderung angesehen wurde. Denn

Hessens Friedrich zu dem Ende,
Daß er seine Truppen sende
Wird von Georg d'rum ersucht;
Catten sind zum Krieg erzogen,
Friedrich winkt — und alle zogen
Schnell dahin, wo Ruhm sie sucht.

Hessens Nachruhm wird bewähret,
Da dies Volk durch Meere fähret,
Die kein Catte je gesehen;
Standhaft bleibt es in den Stürmen,
Muthig, wenn sich Wellen thürmen,
Denkt es an kein Untergehn.

Furchtbar ist der Wellen sausen,
Schreckensvoll der Wogen brausen,
Wann die See im Orcan rast;
Schaudernd, wann des Abgrunds Rachen
Scheint mit hohlem bangen Krachen
Zu verschlingen Schiff und Mast.

Alles wird umsonst erschüttert,
Keines Hessen Herz erzittert,
Er verläßt sich auf sein Glück;
Nichts kann ihn zur Furcht bewegen,
Bis sich Wind und Stürme legen,
Baut er auf sein gut Geschick.

Nun so eilt denn, tapfre Leute,
Eilet! Freunde! eilt zum Streite!
Seht es eilt voran ein Held!
Fechtet mit gewohnter Hitze!
Heister ist an eurer Spitze,
Heister's Muth kennt alle Welt.

Ein Knyphausen=Stirn wird zeigen
Wie der Lorbeer zu erreichen,
Den in Schlachten man erringt,
Mirbach, Schmidt und Loßberg werden
Weisen, wie man schon auf Erden
Zur Unsterblichkeit sich schwingt.

Man übersehe in den letzten beiden Strophen nicht, wie sich an die Aufführung der Namen hessischer Oberbefehlshaber die Hoffnung knüpft, unter solcher Führung unsterblichen Ruhm zu erlangen, und vergleiche dann damit die wahrhaft lächerlichen Angriffe. Die folgende Strophe klingt alsdann wie auch Herr „Ph. L.“, der Einsender des Gedichtes, hervorhebt, wahrhaft prophetisch, wenn man an den ruhmvollen, in Liedern mehrfach besungenen Tod des Oberst Donop bei dem Sturm auf Fort Redbank (21. Oktober 1777) denkt. Der Dichter nämlich fährt fort:

Einst wird die Geschichte melden
Eines Donop, eines Helden,
Welchen Ruhm er sich erstieg.
Nach der Einsicht ächter Kenner
Solche Führer, solche Männer,
Leiten jederzeit zum Sieg.

Ringt d'rum sieggewohnte Catten
Nach Trophäen, werthen Thaten,
Eilt, wohin der Nachruhm winkt!
Beugt mit edler Britten Feuer
Der Empörung Ungeheuer,
Daß es in den Abgrund sinkt!

Zum Schlusse wendet sich dann der dichtende Grenadier, dessen Verse damals „zum Besten einer armen Grenadiers=Frau mit vier Kindern“ gedruckt wurden, an die Engländer mit folgender Begrüßung:

Tapfre Britten — edle Freunde! —
Volk — das uns mit sich vereinte,
Seht, wir weih'n euch wahren Muth!

Kommt, laßt uns nach Siegen eilen,
Laßt uns die Gefahren theilen;
Uns beseele Römisch' Blut!

Wenn nun auch wirklich das Gedicht keinen großen poetischen Werth hat, so sind doch die Verse bis etwa auf zwei oder drei metrisch ganz gut und die Strophen formgerecht aufgebaut. Die paar schlechten Reime kann man füglich dem Sänger nicht einmal auf's Kerbholz schneiden; zu jener Zeit durften sich die Poeten solche Reime schon erlauben und noch heute glauben leider gar Manche sich dergleichen Sünden an der deutschen Sprache und an deutschen Ohren gestatten zu dürfen. Den Dichter-Grenadier können wir uns also ganz gut als einen Mann vorstellen, der damals über die Durchschnittsbildung ziemlich hinaus ragte. Das aber ist gerade wichtig bei der Sache. Denn wenn es schon überhaupt der reinste Blödsinn wäre, einen Sklavenzustand zu besingen, so ist von einem Grenadier, der in der Dichtkunst Bescheid weiß, nicht anzunehmen, daß er mit mehr oder weniger poetischem Schwunge in gebundener Sprache Ruhm und Unsterblichkeit für ein Heer in Anspruch nimmt, dessen Soldaten sich als Sklaven verkaufen ließen und dessen Uniform er selber trug. Von diesem Gesichtspunkt aus das Gedicht betrachtet, schlägt es alle die „vielen und bedeutenden Historiker", welche nicht ablassen, die Lüge in der Seume'schen Biographie nachzuschreiben.

Seume war mir immer, trotz manchen kühlen Zuges, ein sympathischer Dichter, und da seine Gedichte von jenem weißen Sklavenhandel nichts wissen, so wäre ich nicht abgeneigt, die betreffenden Stellen der Selbstbiographie für eine Fälschung seiner späteren Nach-Biographen zu halten. Allein wer will heute noch darüber Auskunft geben? Die Lüge findet sich nur einmal, und zwar als solche erkennbar, in dem selbst geschriebenen Theile seiner Biographie, hochgelehrte Männer schreiben und reden sie gedankenlos nach, und somit hat Seume uns Hessen eine Beleidigung hinterlassen, die wir ihm nicht vergessen können, und gegen die wir uns so lange wehren müssen, als die Lüge weiter gedruckt wird.

Augenblicklich*) fühle ich mich überdies persönlich aufgefordert, gegen die Sache Front zu machen, indem Seume mit seinem Märchen sogar in meine Familie eingedrungen ist. Denn als ich dieser Tage von meinen Amtsgeschäften nach Hause komme, tritt mir mein kleines zehnjähriges Töchterchen mit den Worten entgegen: „Aber Papa, die hessischen Fürsten waren recht garstige Menschen, die haben ja Seelen verschachert und ihr Volk als Sklaven verkauft!"

Tableau! Wie war es nur möglich, daß Seume das Gehirn von diesem unschuldigen Guckindiewelt berücken konnte? Woher nahm das Kind diese historische Lüge, da es doch unsere hochgelehrten „bedeutenden Historiker" noch nicht in die Hände bekommt? . . . Sehr einfach! In Nürnberg erscheint eine prachtvoll ausgestattete und sehr weit verbreitete „Kinder-Gartenlaube", zur Bildung der deutschen Jugend, und der eben heftweise erscheinende sechste Band enthält einen Artikel „Aus Seumes Leben" von Ludwig Göhring, darin ich, wieder einmal gedankenlos nachgeschrieben, aber auch mit einigen neuen Abgeschmacktheiten versetzt, folgendes lese:

(Seite 79.) „Der Landgraf von Hessen-Kassel war der größte Soldatenlieferant. Vom Jahre 1776 an hatte er alljährlich Kanonenfutter über das Meer geschickt und dafür ein hübsches Geld eingesteckt. Wie sich aber zuletzt auch der tiefste Brunnen ausschöpfen läßt, so geschah es auch hier, daß gar bald auf gewöhnlichem Wege keine Rekruten mehr aufzutreiben waren. Die Werber des Landgrafen, an Niederträchtigkeiten längst gewöhnt, wußten aber Abhülfe zu schaffen, indem sie sich fortan aufs Rekrutenstehlen verlegten . . . . Ueberredung, List, Betrug, Gewalt —, alles galt. Man fragte nicht nach den Mitteln zu dem verdammlichen Zwecke."

(Seite 91.) Außer dem glänzenden Antrag kitzelte mich (Seume) vorzüglich, dem Ehrenmanne von Landgrafen für seinen Seelenschacher einen Streich zu spielen."

(Seite 168.) Hier schreckte uns die Besorgniß, daß wir bei Minden würden an die Preußen verkauft werden. Es wurde laut davon gesprochen und der gewissenlose Seelenschacher des alten Landgrafen machte die Sache nicht unwahrscheinlich."

(Seite 169.) „Das Leben war gerettet, . . . und der Landgraf erlitt einen Verlust von einer Hand voll Thaler, die er aus meinem (übrigens von Seume nicht geschrieben!!) zweiten Verkaufe hätte lösen können."

So also wird die alte Lüge selbst in die weitesten Kreise der deutschen Jugend gebildeter Stände getragen und dieser als geistige Kost vorgesetzt, damit dies pikante Gericht nicht von der Tafel des politischen Gaumenkitzels verschwindet. Und daß Herr Göhring nicht an-

*) Der Artikel ist zu Anfang December v. J. geschrieben.

Anm. d. Red.

steht, dies den Kindern unter dem Titel „Hessischer Soldat“ zu bieten, beweist nur, daß er die hessische Kriegsgeschichte überhaupt nicht kennt.

Natürlich wird meine Kleine der Redaktion der Nürnberger Kindergartenlaube das Erforderliche schreiben und Herrn Göhring es ermöglichen, sich in dieser Sache zu belehren, da ich indessen überzeugt bin, daß die mir noch nicht zu Gesicht gekommene neueste Auflage des Meyer'schen Konversations-Lexikons unter den Artikeln „Friedrich II.“ und „Seume“ die hessische Seelenverkauferei ebenfalls wieder auftischt, so erinnere ich wiederholt daran, daß es eine Pflicht des hessischen Geschichtsvereins ist, diesem literarischen Unfug mit größter Entschiedenheit entgegen zu treten. Das ist ja doch höchst einfach.

Wilhelm Roser.

Nekrolog von Dr. R.

Am 15. des vorigen Monats verstarb in Marburg der Geh. Rath, Professor der Chirurgie Wilhelm Roser.

Er war 1817 in Stuttgart geboren, ein Neffe Ludwig Uhlands. In Tübingen studirte er Medizin. Hier wie schon auf dem Gymnasium stand er in regem Verkehr mit seinen Altersgenossen Wunderlich und Griesinger, die sich später als Kliniker einen hochgeachteten Namen erwarben.

Nach beendetem Studium 1839 besuchte Roser die großen Krankenhäuser Deutschlands und des Auslandes. In Wien fesselten ihn besonders Rokitansky und Skoda. 1841 habilitirte er sich in Tübingen und bald darauf begründete er im Verein mit Wunderlich das Archiv für Heilkunde. 1850 wurde er nach Marburg als ordentlicher Professor der Chirurgie berufen und hatte diesen Lehrstuhl inne bis zum Frühjahr 1888.

Roser, als ein Mann von durchaus nüchterner und klarer Denkweise, hatte von Anbeginn seiner Studien Partei für die rationelle Schule in der Medizin ergriffen. Diese Geistesrichtung zeigte sich in dem gründlichen Studium, welches er dem Verhältnissen des normalen und kranken Körpers an der Leiche widmete. Dem Zwecke, die Wichtigkeit solcher Untersuchung so eindringlich wie möglich seinen Schülern und Kollegen vorzustellen, dienten seine in vielen Auflagen verbreiteten Hauptwerke: das Handbuch der anatomischen Chirurgie und das chirurgische Vademecum. Auf dieser Grundlage erwuchs ihm die oft bewunderte Sicherheit seines diagnostischen Könnens. Diesem anschaulichen Denken verdanken wir eine Reihe werthvoller Abhandlungen. Seine Arbeiten über Mechanik der Bruchbildung und Brucheinklemmung, über Gehirndruck, den Mechanismus der Verrenkungen und viele andere zeigen sämmtlich das Bestreben, einfache anatomische Verhältnisse zur Erklärung jener pathologischen Veränderungen heranzuziehen und darauf den Heilplan zu begründen. Dieses anatomische Denken ließ ihn neue Krankheitsbilder definiren, deren Symptome bis dahin unverstanden unter denen der rheumatischen Affektionen verzeichnet wurden. Zur Klärung des Begriffes der infektiösen Knochenmarksentzündung, der Hüftgelenksentzündung und ihrer Diagnostik hat Roser vor andern beigetragen.

Mit dieser wissenschaftlichen Tüchtigkeit verband Roser eine hohe Auffassung seiner ärztlichen Pflichten. Zu jeder Zeit war er hilfebereit. Den alten Doktoreid welcher dem Arzte vorschreibt, Kranken ohne Ansehen des Standes und der Person ärztliche Pflege zu Theil werden zu lassen, hat Roser getreulich gehalten. Aufrichtig war daher in weiten Kreisen die Trauer, als der hochgeachtete Mann nach fast 40jähriger Thätigkeit uns entrissen wurde und selten mag Marburg einen größeren Leichenzug gesehen haben als den, welcher am 18. Dez. seinem Sarge folgte.

Rosers Büste wird von den Aerzten der Provinz in der chirurgischen Klinik aufgestellt werden. Das schönste Denkmal hat er sich selbst durch seine uneigennützige Thätigkeit in den Herzen der oberhessischen Bevölkerung gesetzt.

Seine letzte Novelle

von M. Herbert.

Herr Peters war ein Mensch, der nach Ereignissen jagte und sein Jagdrecht sowohl im „Vermischten" der Zeitungen, als in biographisch gehaltenen Weltgeschichten, sowohl im Sommer in Bädern und auf Reisen, als im Winter im kleinen Neste seiner Heimath ausübte. Sehr willkommen waren ihm „Stimmungen", denn er lieferte Novellen für die Feuilletons verschiedener Tagesblätter. Er war ein Gegenstück zu Alphonse Daudet's „L'homme à la cervelle d'or" —, er zog einen goldenen Faden aus seinem Gehirn und verwebte ihn — nur zu oft mit baumwollenem Einschlag — in irgend einen Stoff.

Eigentlich verfluchte er den Tag, an welchem er entdeckte, daß hin und wieder ein Journal klingendes Geld bezahlt für klingendes Wort, hinter welchem irgend ein Gedanke sich birgt.

Er hatte sich mit seinen Stimmungen und Gedanken wohl befunden, als er noch als Rector in der Knabenschule das Scepter schwang und begeistert den alten Homer mit den Jungen las. Damals waren sie gekommen wie friedliche Nächte nach schwerem Tag, wie Spiel nach Arbeit, wie der Klang von Sonntagsglocken nach dem Gewühl der Woche, liebe Freunde, die eintraten, wenn sie ihn allein wußten — oder wie eine Geliebte, die mit reinen Lippen seine Stirne berührte.

Seit er aber den Schulmeister an den Haken gehängt und das Musenroß gesattelt hatte, waren sie nur noch wie Freunde, deren Güte wir schon einigemal mißbraucht haben — sie trauen der Uneigennützigkeit unserer Freundschaft nicht mehr.

Es war kein toller Gaul, den Herr Peters ritt, und doch war der Pegasus tausendmal liebenswürdiger, zuthunlicher und anmuthiger gewesen, als er noch wie ein gehorsames Hündlein ungerufen hinter Herrn Peters herlief.

Es ist nicht klug, aus einer Freude sich eine Pflicht zu machen; eine poetisch-schwärmerische Geliebte wird nicht immer eine gute Ehefrau — und es bleibt demüthigend und zeugt nicht gerade von einem Schritt vorwärts, wenn man verpflichtet ist, sein Reitpferd vor eine Miethdroschke zu spannen.

Herr Peters hatte etwas von dem Unabhängigkeitsgefühl eines Poeten von Gottes Gnaden in seiner Charaktermischung, und er empfand die Journalistik als ein unangenehmes und störendes Metier, trotz aller Weisheit der Schriftstellerzeitung und der vorzüglichen Rathschläge von Dr. Joseph Kürschner. Die strickenden Herausgeber und störrischen Redakteure warfen immer und immer wieder Steine in die Fluth seines Lebens, wenn sie sich eben bereitete, in glatter Oberfläche freundlich die Bilder ihrer Ufer zu spiegeln. Unbewußt machte Herr Peters die Erfahrung, daß kein Mensch weniger zu sensationeller Tagesschriftstellerei befähigt ist, als einer, dem das zweite Gesicht der Poesie gehört und dessen Herz Gott mit besonders zarten, bei jeder Berührung klingenden, unter jedem Druck reißenden Saiten bezog. Herr Peters hatte auf dem neuen Felde seiner Thätigkeit tausend Unebenheiten und Schwierigkeiten gefunden.

Er nahm sich in acht, eines Menschen wirklicher, vertrauter Freund zu werden, denn diesem Menschen hätte etwas sensationell Interessantes begegnen können, und dann hätte Herr Peters sich unfehlbar versucht gefühlt, eine Novelle daraus zu machen. Es ist ja ein weiter Schritt von poetischer Anlage zu schöpferischer Kraft, und es liegt in der Natur der meisten Vögel, sich die Wolle zu ihren Nestern von den Hecken oder vom Rücken der Schafe zu holen; nur wenige haben die Kraft, sich die Federn zu ihrem Bau aus der eignen Brust zu reißen. Herr Peters wäre gewiß nie mit Willen indiskret gewesen, dennoch wäre ihm das Ereigniß gewiß eines Tages unbewußt aus der Feder geflossen; denn jemehr seine Empfindung betheiligt war, um so weniger konnte er einen solchen Zufall verhindern. Er betrachtete also das Leben seiner Mitmenschen ziemlich von ferne — nicht zum Vortheil seiner Arbeiten; denn oft standen seine Gestalten nicht fest mit beiden Füßen auf dem Boden, wie die Gestalten Rafaels, sondern sie tänzelten auf den Wolken, wie die von Perugino. Dennoch konnte er nichts dazu, wenn er doch zufällig viel mehr von seinen Mitmenschen hörte und erfuhr, als Andere, die kein so theilnehmendes Auge hatten.

Aus einem ganz geringfügigen Ereigniß verstand Herr Peters viel zu machen. Er drückte seinem von Natur träumerischen und nachdenklichen Pegasus die Sporen in die Weichen, daß er kurbettirte und emporstieg wie ein Schulpferd im Cirkus Renz. Er zog den friedlichen Gestalten seines Gemüthes bunte Jacken an. Besonders gern verlegte er den Schauplatz seiner Handlungen nach Ungarn oder Rußland und ging gern auf Borg zu Jokai oder Turgenjeff.

Magyarenblut und Magyarenstolz waren sein drittes Wort. Er ließ seine Helden gern Aristokraten sein, denn er schrieb für ein bürgerliches Publikum, das wenigstens im Feuilleton seines Tageblattes gern in den höchsten Kreisen verkehrte. Er schilderte mit Vorliebe, was er noch nie gesehen; aber dazu war er gedrängt worden. Versuchte er eine Erzählung, schlicht und echt, wie sie im Leben sich abspielt, wie sein Herz sie spiegelte, dann lehnten die Herren Redakteure ab und meinten: „Unser verwöhntes Publikum verlangt nach anderen Gewürzen!"

Herr Peters sah ein, daß selbst die Menschen des sterbenden neunzehnten Jahrhunderts, der großen Menge nach, noch Kinder sind, denen das Märchen oder der Polizeibericht interessanter ist, als eine ehrliche, gesunde Wirklichkeit. Zugleich empfand er freilich, daß er auf diese Weise wohl den Redakteuren und großen Kindern, nicht aber sich selbst genug thun würde. Er kam sich vor wie einer der pomphaften Deklamatoren der alten Schule, der um die Welt nicht in einen natürlichen Ton verfallen wäre, oder wie ein Mensch, der sein Gesicht verzerrt, um Andere zu unterhalten. So oft seine brillanten, aktuellen Novellen erschienen, sagte er zu sich: Das ist ja, als hätte ich es in wirrem Fiebertraum gesprochen, das ist keineswegs, was ich gern gesagt hätte.

Herr Peters war auch außerdem unzufrieden mit seinem Leben. Es gab ihm nicht genug her, es beantwortete wenige seiner Fragen, es erfüllte fast keines seiner geistigen Bedürfnisse, denn er lebte zurückgezogen in einem kleinen, hessischen Neste, einem Orte, gerade gut genug zu eifrigem Schaffen, aber eine Warte, von der aus man hätte Zeit und Leben beobachten können, war es nicht.

Freilich that Herr Peters in dieser Beziehung viel, um sich auf der Höhe seines Berufes zu erhalten. Er reiste zuweilen Monate lang; sein Kopf war voll von Bildern der bewegten Zeit, sein Tisch von Journalen. Auf seinen Büchergestellen versammelten sich die feinsten und größten Geister der Vergangenheit und Jetztzeit — aber er schämte sich vor ihnen. Er verstand sie, und er wußte, daß ein Mensch, der das Höchste versteht, es entweder erreichen — oder es stillschweigend über sich hinausragen lassen muß. Woher hatten jene Helden des Geistes den Muth genommen, so groß, einfach und wahr zu sein? Hatte ihre Zeit die Wahrheit besser zu würdigen gewußt? Im Gegentheil, die Meisten von ihnen hatten gehungert und gedarbt. Er dachte an Cervantes, an Schiller, an Wagners Anfang.

Aber er mußte Geld haben, so viel Geld als nur immer möglich und die aktuellen Feuilletons nahmen ihren Fortgang. Wozu brauchte er, die bescheidenste Kreatur unter der Sonne, Geld und immer wieder Geld?

Nicht für sich, lieber Leser, sondern für seinen Sohn Heinrich, der ein Taugenichts war. — —

Herr Peters stand am Fenster und fand die uralten, schlafmützigen, schlummertrunkenen Häuser des Städtchens schmutzig und langweilig.

Er verwünschte den Jungen in den großen, schleppenden rothen Plüchepantoffeln, der pfeifend mit den Wassereimern vom mägdeumstandenen Stadtbrunnen kam. Er sah den Wachtmeister gravitätisch durch die Straßen stolzieren und hörte die eintönige Stimme des Ausrufers an der Ecke. „Es sollen am Freitag den 25. Februar meistbietend verkauft werden" —. Er hatte diese Scene tausendmal gesehen, und es schien ihm, als seien die Bewegungen und Stimmen an den Leuten festgewachsen. Er fand nichts Anregendes oder Daseinbelebendes in seiner Umgebung.

Er nimmt die Brille ab, putzt sie und nachdem er sie wieder auf die blöden Augen gesetzt, gewinnt er durch die Spalte zwischen den Nachbarhäusern einen Blick auf den in steter Regung schimmernden Fluß und die darüber sich erhebende sonnenbeschienene Bergschlucht. Auf ihren Bäumen liegt ein leichter, grüner Hauch, wie Verheißung kommender Frühlingsherrlichkeit.

Selbst der Frühling verjüngte Herrn Peters nicht mehr, denn er stand seinem sechzigsten Jahre nahe, und sein Kopf litt an der Müdigkeit geistiger Ueberanstrengung. Aber der Frühling weckte die Jugend der Erinnerung.

In einem der alten, bescheidenen Patricierhäuser des Städtchens hatten Herrn Peters Eltern gelebt, gute, christliche, kreuzbrave Leute. Längst waren sie gestorben, und ihr Sarg war über die holperigen Pflastersteine getragen worden, die sie lebenslang zufrieden betraten.

Er hatte eine schöne Schwester gehabt, die dem Geliebten über das weite Meer gefolgt und eine große Dame in New-York geworden war — weltlich vornehm, der Heimath entwachsen. Ihre Kinder — reizende, blonde, englische Babies, spitzenumhüllt und zartgliederig wie Puppen, waren als Photographien zu Herrn Peters gekommen, sie lagen in Seidenpapier gewickelt in seinem Pult.

(Fortsetzung folgt.)

Heimathsgruß.

Du, mein geliebtes Hessenland,
Ich grüße dich mit Mund und Hand!
Bist Du auch noch so weit von mir,
Mein Herz, Du Theures, wohnt in Dir!
Es hält getreu an Deinem Wald,
An Deiner Berge Wohlgestalt,
Es streift durch Weiler, Dorf nud Stadt
Und wird der Wonne nimmer satt
Zu schauen Deine blüh'nden Gauen
Wie Deine wunderschönen Frauen
Und Deiner Männer Biederkeit,
Die weltbekannt seit grauer Zeit.
Daß alles Das im neuen Jahr
So bleibe, wie's im alten war,
Nur, daß mit meinem Herzen gleich
Ich selber, sel'ger Wonne reich
Mit Weib und Kind und Freunden mein
Durchzöge Deinen Buchenhain,
Daß jede gute Eigenschaft
Gewahrt Dir bleib' durch eigne Kraft,
Daß Schriftgelehrte mit dem Wort
Dich freudig zeichnen fort und fort,
Sei's in Geschichte, sei's zum Preise
In treuer, vaterländ'scher Weise,
Das wünsch ich uns, mein Hessenland,
Und grüße dich mit Mund und Hand!

Bromberg. **Hugo Frederking.**

Kirche zu W.
(Gothik.)

Altersgraue Kathedrale,
Stehst im Morgensonnenstrahle,
Ein Gedanke, wie aus Erz.
Gleichst den ewigen Gedanken,
Die ohn' Wechsel, Zeit und Schranken
Füllen unsers Gottes Herz!

Trotz der Erdgeschlechter Brandung
Dienst Du einer höheren Landung,
Kühn nach Oben weisest Du;
Läßt Dich niederm Thun und Treiben
Sterblicher nicht einverleiben —
Mahnest an des Himmels Ruh! —

Eh.

Hürrah, die Gäil![1])
(Schwälmer Mundart.)

Ich seng[2]) in freier Schwälmer Bür,[3])
Weß, bär ö bos[4]) ich seng.
Ich fercht[5]) de liewe Härrgött nür
Ö söst kee eenzig Deng.
Es frei bei mer ööch[6]) Knächt ö Mähd —
So seng ich doch im Häus de Häd.[7])
Hürrah, die Gäil!

Ee Schwälmer Mäje namm ich nür
Zür Fräh,[8]) bann[9]) ich mol frei;
Ö kreiht ee Schwälmer menge Schwür,
Da lang[10]) ich see herbei
Om Kammerwähnj met vier bis öcht.[11])
Meng Voter höt dos ööch gemöcht.
Hürrah, die Gäil!

Ich kanns so gütt, bie jehrer Fescht.[12])
Ich hons, ich kanns, ich dühs.[13])
Ee Hahnd bei mer die ahner wäscht.
Es kreiht vo mer in Grüß,
Nür bämm ich gütt vo Häze seng,
Allglich, äb[14]) groß hä,[15]) äb gereng.
Hürrah, die Gäil!

Da ich, in freier Schwälmer Bür,
Weß, bär ö bos ich seng,
Fercht ich de liewe Härrgött nür
Ö söst[16]) kee eenzig Deng.
Ich seng ö bleiw, bie ich gesäht,[17]).
I mengem eejne[18]) Häus de Häd.
Hürrah, die Gäil!

Kurt Nuhn.

---

[1]) Pferde, [2]) bin, [3]) Bauer, [4]) weiß, wer und was, [5]) fürchte, [6]) auch, [7]) das Haupt, [8]) Frau, [9]) wenn, [10]) hole, [11]) auf dem Kammerwagen mit vier bis acht Pferden bespannt, [12]) wie jeder Fürst, [13]) Ich habe es, ich kann es, ich thu es, [14]) ob, [15]) er, [16]) sonst, [17]) gesagt, [18]) in meinem eignen.

Aus alter und neuer Zeit.

Hohes Spiel in alter Zeit. Landgraf Philipp der Großmüthige war 1530 zum Reichstag nach Augsburg gereist und hielt sich dort vom 12. Mai bis 6 August auf. Er war damals 26 Jahre alt, und ist es wohl nur seinem jugendlichen Alter zuzuschreiben, wenn er sich der Leidenschaft des Spieles hingab. Hatte er doch in Augsburg an den Grafen zu Ortenburg 10,000 Gulden (damals eine sehr große Summe) im Spiel verloren. Dieser Verlust muß dem Landgrafen zur Warnung gedient und ihn abgehalten haben, späteren Verlockungen zum Spiel zu folgen. Wenigstens deutet nachstehender Vorfall darauf hin: Im Jahre 1562 wollte Kaiser Ferdinand I. seinen Sohn Maximilian II. in Frankfurt zum Könige wählen lassen und lud deshalb den Landgrafen ein, als „einen verständigen, vornehmen und ansehnlichen Fürsten des Reichs, den er gern wieder einmal sehen möchte, um seinen getreuen Rath, Hülfe und Beförderung zu vorfallenden Sachen zu

gebrauchen.“ Philipp erschien aber nicht selbst, sondern sandte seine zwei ältern Prinzen Wilhelm und Ludwig mit seinen zwei Räthen Anton von Versabe und und Reinhard Scheffer nach Frankfurt. Am 24. Oct. 1562 berichten nun die Räthe über ihren Aufenthalt daselbst und sagen u. a., es sei ein großes Spielens unter den Herren, und der Herzog zu Bayern (des Kaisers Schwiegersohn) habe geäußert, wenn der Landgraf nicht nach Frankfurt komme, so wolle er ihn zu Marburg besuchen. Sie achten es aber dafür, daß er in Frankfurt so viel Spieler habe, daß er sich mit denselben diesmal begnügen lassen und den Landgrafen verschonen werde.

Darauf antwortete Philipp am 25. October 1562: — — — „Was nun betrifft, das Herzog Albrecht zu Beiernn sich überm spielen so viell habe verlauten laßen, wan wir nicht gen frankfurth kemenn, daß er nicht unbedacht, uns alhie zu Marpurg zu besuchen. Darauf geben wir euch zu erkennen, wann solches widder vorlieffe, und ir es höretet, daß ir euch darauf vernehmen lasset, daß wir morgens Montags von Marburg ziehen, und vor Weihnachten alhir nchit anzutreffen sein würden.“ — — — Bei diesem Schreiben lag noch folgende Nachschrift an seinen Sohn Wilhelm: — — — „wolltest König Maximilian von unserm wegenn sagen, obwoll wir unsers leibs halber nicht gein frankfurth khommen konten, so wolten wir doch befordernn, — — — daß er zu der würde eines Romischen Konigs khommen möge, so vil an uns ligt.“ —

Philipps Sohn, Landgraf Wilhelm der Weise ermahnte und warnte auch in seinem Testamente vom 25. Juni 1586 seinen Sohn, daß er „vor großem Spiel sich hüte, dan die spieler seindt müsslich und brauchen natürliche und übernatürliche Mittel, nur daß sie einen umbs geld bringen.“ Und er hatte dazu gerechte Veranlassung; verspielten doch die Ritter ganze Dörfer, ihre Pferde und Kleider, die Knechte aber Zäume und Sättel, wobei sie sagten: „hat detr Teufel die Gäule gefressen, so fresse er auch die Zäume.“

J. Sch.

Was meint der Name „Rhön“? Mit vielen deutschen Örtlichkeiten hat auch unser heimatliches Gebirge das Loß gemein, eine heute uns verdunkelte Benennung zu tragen: Grund genug für manche, weder sprachlich geschulte noch allzu vaterländisch gesonnene Forscher, sich in recht abenteuerlichen Vermutungen zu ergehen. — Zunächst haben wir einfach uns an die Muttersprache zu halten. Da im Worte sich keine der Lautverschiebung unterworfene Muta befindet, so darf die indogermanische Wurzel-Gemeinschaft vollends alle keltische Ausschau ferne laßen; obwohl ja selbst keltische Lehenwörter aus so früher Zeit die deutsche Verschiebung mit gemacht und dadurch das wesentlichste Kennzeichen ihrer Fremdheit eingebüßt hätten. —

Im Namen Rhön, dessen urkundliche älteste Schreibung Röyn, ist h nur gelehrter Schnörkel, ohne Wert für Herkunft des Wortes. Röyn möchte, nach örtlicher büchischer Mundart, ein althochdeutsches Rônia, Raunia voraus setzen, im Ablauts-Verhältnisse zu Rûna. Meinet dieses doch mysterium Geheimnis, so möchte jenes etwa solitudo Einöde bedeuten. Beide flößen aus einem erloschenen starken Zeitworte: riunan raun — runun, dessen Sinn zu raten bliebe. Ob mhd. rienzen (rionazôn), d. i. dumpf hallen, eine Fortbildung daraus sei, scheint fraglich; vielleicht entfiel hier h oder w vor dem r.

Rônia, als Einöde verstanden, sollte im Begriffe gar wol auf die dortige Landschaft zutreffen, deren erste geschichtliche Erwähnung gerade solche Verfaßung hervor hebt. Übrigens will ich diese Erklärung hier nur als Mutmaßung geboten, und vor allen Dingen mich selber in weiterem Forschen durchaus nicht gebunden haben.

Sollte etwa der Umdichter des Hildebrands-Liedes: Kaspar von der Roen (Roon) diesen Zunamen vom Gebirge tragen, so wäre es zumal bedeutsam, da die Dichtung selbst, auch in ihrer ursprünglichen Faßung, ja dem Buchengaue angehört.

Der Ablauts-Reihe: iu au u, nicht der von i a u (rin ran run) möchte vielleicht auch die wiederholt vorkommende Benennung „Roneberg“ zufallen; allenfalls im Sinne einer geheimnisvollen Höhe? Hier beruht das o als Brechung auf älterem kurzem u, ist nicht Verengung aus au; einmal erschiene also der Ablaut der Mehrzahl, das andere Mal der der Einzahl der Vergangenheit in solchen Namen.

Hermann v. Pfister.

Aus Heimath und Fremde.

Am 6. Januar, dem Sterbetage des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen, war, wie alljährlich, dessen Grabmal auf dem alten Friedhofe reichlich mit Lorbeerkränzen, Blumen und Schleifen in den hessischen Farben, roth und weiß, geschmückt. Die Grabstätte wurde des Tags über vom Publikum zahlreich besucht.

Am Sylvesterabend wurde das einaktige Lustspiel des hochgeschätzten Mitarbeiters unserer Zeitschrift D. Saul „Die Stoiker“ zum ersten Male am hiesigen königlichen Theater aufgeführt. Der Erfolg war ein durchschlagender. Herr D. Saul hat sich bereits als lyrischer Dichter einen geachteten Namen erworben — unseren Lesern sind seine tiefempfundenen Gedichte wohl bekannt —, hier hat er auch gezeigt, daß er die Begabung zur dramatischen Poesie in hervorragender Weise besitzt. Sein Einakter **zeugt von einem guten Blicke für das bühnen-**

mäßig Wirksame, geistvoll=witziger Behandlung des Dialogs und trefflichem Charakterisirungstalent. Sein Humor ist ein ungekünstelter und reißt unwillkürlich zur Heiterkeit hin. Daher kann es auch nicht Wunder nehmen, daß das Lustspiel, sein dramatisches Erstlingswerk, außerordentlich beifällig angenommen wurde und allseitig unumwundene Anerkennung fand. Auch die Darstellung war eine vortreffliche und die Mitwirkenden sowohl, wie der Dichter selbst, der während der Aufführung im Theater anwesend war, wurden am Schlusse wiederholt gerufen. Der Held des Saul'schen Lustspiels ist Dr. Steiner, ein junger Botaniker, welcher von einer afrikanischen Forschungsreise zurückgekehrt, mit den Waffen des Geistes und des echten Humors wider die Schrullen des alten kurzsichtigen pedantischen Professors Eberhard, seines Onkels, ankämpft. Dieser, ein Schwärmer für die alten Stoiker und deren strenge Tugendlehre, hat seine Denkart auch auf seine liebreizende Tochter Emma übertragen und dieselbe kopfhängerisch gemacht. Die junge Dame, welche ihrem Vetter schon früher gut gewesen war, weicht jetzt seiner Liebeswerbung aus, bis ihr derselbe in köstlicher Weise nach dem pythagoräischen Lehrsatz beweist, daß das Quadrat der Tugenden eines Ehepaares nothwendig größer sein müsse, als die Summe der Quadrate der Tugenden der einzelnen Ehegatten, wenn dieselben unverheirathet geblieben wären. Er stützt sich dabei auf die Lehre eines fingirten Stoikers jüngerer Schule, Pipifax. Dieser Beweis leuchtet dem Bäschen ein und nach verschiedenen komischen Zwischenfällen, in denen die alte Haushälterin Wohlgemuth und der Professor kostbar gezeichnet sind, giebt der letztere seine Zustimmung zu der Verlobung seiner Tochter mit ihrem Vetter Dr. Steiner, der nach einem zu guter Stunde eingelaufenen Telegramme zum Professor der Botanik an der Universität B. berufen worden ist. Die Afrikaschwänke des jungen lustigen Doktors, sowie die von ihm neu erfundenen stoischen Lehren, welche er seiner Geliebten und der alten Haushälterin vorträgt, bilden den nachhaltigsten Stoff zur Heiterkeit. — „Die Stoiker“ werden ihren Weg über die deutschen Bühnen nehmen und bald ein beliebtes Repertoirestück derselben werden. Dessen sind wir gewiß.

F. Z.

Am 1. Januar feierte der Domkapitular Johannes Erb zu Fulda sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum. Obgleich sich die Feier auf den Wunsch des Jubilars und dem bescheidenen Sinn desselben entsprechend nur in der Stille vollzog, konnte das doch nicht verhindern, daß aus Nah und Fern zahlreiche Gratulationen einliefen. Der Bischof an der Spitze des Domkapitels brachte dem Jubilar am Vorabend des Festes die herzlichsten Glückwünsche dar. Er wies in seiner Ansprache auf die segensreiche Wirksamkeit hin, die der würdige Priester Johannes Erb in der Seelsorge als Kaplan, Pfarrer und Dechant entfaltet habe und noch immer entfalte mit voller Körperkraft und geistiger Frische in seiner gegenwärtigen Stellung als Domkapitular. Als Jubelgabe überreichte ihm der Bischof einen im St Bernwartsinstitut zu Hanau kunstvoll gearbeiteten kostbaren Kelch. Johannes Erb ist 1812 zu Brandlos als der Sohn eines wohlhabenden Landwirths geboren. Er besuchte das Gymnasium und Lyceum zu Fulda und widmete sich vom Herbst 1833 ab an der katholisch=theologischen Lehranstalt zu Fulda dem Studium der Theologie. Nachdem er 1836 in das Priesterseminarium als Alumnus aufgenommen worden war, erhielt er vom Bischof Johann Leonard Pfaff die niederen und höheren Weihen und feierte am 1. Januar 1839 seine Primiz. Hiernach war er Kaplan an verschiedenen Pfarreien, bis er 1845 in gleicher Eigenschaft nach Kassel versetzt wurde. Hier war Dechant Christoph Florentius Kött sein geistlicher Vorgesetzter. Dieser erkannte den Werth und die Vorzüge des Charakters seines Kaplans und als er am 1. Mai 1849 auf den bischöfligen Stuhl zu Fulda erhoben wurde, wählte er Herrn Erb zu seinem bischöflichen Kaplan. In dieser Stellung verblieb derselbe bis 1859, in welchem Jahre er zum Dechant und Pfarrer von Johannesberg ernannt wurde. Nach wir vor blieb er Vertrauensmann des Bischofs bis zu dessen am 14. Oktober 1873 erfolgtem Tode, und in schwierigen und diskreten Fällen zog ihn sein geistlicher Oberhirte meist zu Rathe, den er auch auf dessen Dienstreisen in kirchlichen Angelegenheiten begleiten mußte. Dieses Vertrauen war ein vollständig gerechtfertigtes und wohlverdientes, denn stets handelte Herr Erb nach bestem Wissen und Gewissen. Nach Wie erbesetzung des bischöflichen Stuhles zu Fulda durch Dr. Georg Kopp am 26. December 1881 wurde zu Anfang Mai 1882 Dechant Erb zum Domkapitular ernannt. In allen Stellungen, welche der Jubilar bisher eingenommen, erfreute sich derselbe in hohem Grade der allgemeinen Hochachtung und Beliebtheit. Möge es dem hochverehrten Herrn noch recht lange vergönnt sein, in gleich segensreicher Weise wie seither zu wirken, und möge der vom Herrn Bischof Joseph Weyland bei der Gratulation ausgesprochene Wunsch in Erfüllung gehen, daß dem goldenen Jubiläum auch das dimantene nachfolge.

F. Z.

Am 1. Januar ist zu Marburg der in den weitesten Kreisen Hessens bekannte Lehrer Wilhelm Bücking, der verdienstvolle Forscher auf dem Gebiete der Geschichte Marburgs, nach einer nahezu fünfzigjährigen Thätigkeit als Lehrer und Organist der St. Elisabethkirche aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand getreten. „Seine musterhafte Berufstreue, seine Berufsfreudigkeit und Zufriedenheit“, schreibt die Oberhessische Zeitung, „haben ihren schönsten Lohn darin gefunden, daß es ihm vielfach

vergönnt war, neu-eintretenden Schülerinnen sagen zu können: Deine Mutter und Großmutter haben schon Lesen und Schreiben bei mir gelernt.“ — Der Oberbürgermeister und die Stadtschuldeputation von Marburg sprachen Herrn W. Bücking persönlich im Namen der Stadt und der Königl. Regierung zu Kassel den Dank und die Anerkennung für seine langjährige Thätigkeit als Lehrer und Organist, sowie ganz besonders auch für seine hervorragenden Forschungen im Bereich der hessischen, wie speciell der Marburger Lokalgeschichte aus. — Der „Verein für hessische Geschichte und Landeskunde“ ließ demselben durch den Vorstand des Marburger Zweigvereins, Herrn Archivrath Dr. Könnecke, ein Diplom überreichen, durch welches er in Anbetracht seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte Hessens wie der Stadt Marburg zum Ehrenmitgliede ernannt wurde. — Die philosophische Fakultät der Universität Marburg ehrte Herrn W. Bücking durch Verleihung der Doktorwürde honoris causa. — Geboren am 20. Dezember 1818 zu Marburg, trat W. Bücking am 13. November 1839 eine Stelle als Hülfslehrer in Löhlbach an, amtierte später kurze Zeit in dem nahen Dorfe Marbach und widmete seit dem 14. Oktober 1841 seine Kräfte als Lehrer seiner Vaterstadt Marburg. — Seine zahlreichen historischen Arbeiten veröffentlichte W. Bücking theils in besonderen Schriften, theils in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, sowie namentlich auch in der „Oberhessischen Zeitung“. Auch unsere Zeitschrift „Hessenland“ verdankt ihm schätzenswerthe Beiträge, wir wollen hier nur an seinen größeren Artikel „die Kirche der hl. Elisabeth zu Marburg“ erinnern. S. „Hessenland“ Jahrgang 1888, Nr. 1—7.

F. Z.

Wie alljährlich, so brachte Herr Dechant H. F. Müller auch diesmal ein Weihnachtsfestspiel zu wohlthätigen Zwecken zwei Mal und zwar bei voll besetztem Hause (großer Stadtparksaal) zur Aufführung. Der verdienstvolle geistliche Tondichter benutzte für sein neuestes Werk als grundlegenden Text die Simrock'sche Uebersetzung des altsächsischen Gedichtes „Heliand“, welche er mit einer weihevollen ansprechenden Musikbegleitung versah. Sehr wirkungsvoll sind auch die Soli für Tenor und Sopran. Die zugehörigen lebenden Bilder wurden von Professoren der hiesigen Kunstakademie künstlerisch wohlgelungen arrangirt. Der Komponist leitete die Aufführung selbst mit bekannter Umsicht und Geschmack.

M.

Im Verlage von Paul Voigt in Kassel erschien kurz vor Weihnachten ein neues Lied unseres geehrten Mitarbeiters Johann Lewalter, auf welches wir unsere Leser aufmerksam machen wollen. Dasselbe führt den Titel: „Du holder, du goldener Jugendtraum“, Gedicht von Friedrich Frevert, einem Bremenser Dichter, und ist für eine mittlere Stimme komponirt. Da das Lied einen sehr geringen Stimmumfang aufweist und melodiös gehalten ist, können wir dasselbe den musikliebenden Lesern bestens empfehlen. Interessiren dürfte es auch, zu erfahren, daß der Komponist Hermann Spielter, zur Zeit in Schwelm, das Gedicht Johann Lewalter's „Schlafe süß, mein herz'ges Kind“, welches vor etwa 5 Jahren, von Lewalter selbst komponirt, im Verlage von Paul Voigt in einer Sammlung von 6 Liedern erschien, sehr schön in Musik gesetzt hat. Das Lied ist bei Gebr. Boßwinkel in Schwelm erschienen und durch alle Musikalien-Handlungen zum Preise von 80 Pfg. zu beziehen.

R.

Briefkasten.

P. Sp. Marburg. Besten Dank für das Zugesandte, das gelegentlich benutzt werden wird. Der Abdruck des früher empfangenen Gedichtes erfolgt in Bälde.

L. A. Melsungen. Wir haben Ihre Beiträge erhalten, bitten Sie indeß, uns gef. einen Namen (nicht Buchstaben) angeben zu wollen, unter welchem dieselben erscheinen sollen.

F. L. Stuttgart. Wie Sie sehen, ist bereits ein Beitrag verwandt; der andere wird alsbald gebracht werden. Für die Erfüllung unserer Bitte freundlichsten Dank.

A. St.-N. Kassel. Beitrag erhalten und angenommen.

Berichtigung.

In dem Artikel der letzten Nummer „Konrad von Bemelberg, der kleine Heß, der Landsknechtoberst“, Seite 3, erste Spalte, Zeile 26 muß es heißen: „von der Keer“ statt von der Kur.

☛ **Den geehrten Abonnenten, welche Einbanddecken für den Jahrgang 1888 unserer Zeitschrift „Hessenland“ bestellt haben, die Mittheilung, daß dieselben Ende dieses Monats geliefert werden.**

Die Redaktion.

Abonnements-Einladung.

Das **„Hessenland“** tritt in seinen dritten Jahrgang ein. Daß es ein Recht zu bestehen hat, hat es bewiesen, bewiesen vor Allem dadurch, daß es ihm gelungen ist, sich zahlreiche und anhängliche Freunde hier wie in der Ferne zu gewinnen. Wir hoffen, daß unsere Mitarbeiter und Leser uns auch im kommenden Jahre treu zur Seite stehen und das Ihrige thun werden, um das **„Hessenland“** zu fördern.

Unser Programm ist bekannt; aus dem Inhalte jeder Nummer unserer Zeitschrift kann es sich der Leser zusammenstellen. Wir wollen die **hessische Geschichte und Literatur** in allen ihren Verzweigungen pflegen und der geistigen Arbeit unseres Stammes einen Boden darbieten, da sie Wurzeln schlagen und sich frei entfalten kann.

Wir werden demgemäß auch in Zukunft in unserer Zeitschrift den wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bestrebungen, die von Hessen ausgehen oder das Hessenland berühren, Raum gewähren; ganz besonders aber wird es auch unser Bestreben sein, die Vergangenheitskunde zu pflegen. So hoffen wir, hessischen Sinn wach zu halten und die Liebe zum engern Heimathlande zu stärken und zu festigen.

Was den Inhalt des **„Hessenlandes“** anlangt, so wird derselbe sich demjenigen der ersten beiden Jahrgänge anschließen, mit der Maßgabe natürlich, daß die Redaktion allezeit bemüht sein wird, ihn reichhaltiger zu gestalten. In erster Reihe steht die **Erforschung der heimathlichen Sondergeschichte**; größere Aufsätze aus berufenen Federn wechseln mit kleinen Mittheilungen ab. Auch **Literar- Kultur- und Kunstgeschichte** sowie **Verwandtes** finden Berücksichtigung. Nicht minder soll das Hessenland dem literarischen Schaffen eine Stätte bieten; es wird deshalb nicht nur die **Volks- und Mundartdichtung** pflegen, sondern auch durch eine Auswahl von guten **Erzählungen** und **Gedichten** dem Unterhaltungsbedürfniß Rechnung tragen.

So sei denn der neue Jahrgang begonnen mit dem Wunsche, daß die alten Freunde uns treu bleiben und neue zu ihnen gewonnen werden.

Die Redaktion des „Hessenlandes“.

F. Zwenger.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 3. Kassel, 1. Februar 1889.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 3 des „Hessenlandes“: „Götterkind“, Gedicht von Ad. Trabert; „Konrad von Bemelberg, der kleine Heß, der Landsknechtsoberst“, historische Skizze von E. Stendell (Fortsetzung); „Hessen im Lichte des 17. Jahrhunderts,“ von A.; „Seine letzte Novelle“, von M. Herbert (Fortsetzung); „Jugendklang“, Gedicht von W. Bennecke; „Die Hessen bei Einbeck (1478)“, Gedicht von Carl Schaumburger; Aus Heimath und Fremde; Hessische Bücherschau; Briefkasten.

Götterkind.

I.

Sie nannten Dich das Götterkind,
Weil Du von droben schienst zu sein;
Wie Aethers Hauch so leicht und lind,
So mild und klar wie Sternenschein.

Doch als Du mir am Arme gingst,
Da fühlt' ich Deines Blutes Lauf;
Und als an meinem Mund Du hingst,
Ging alles Erdenglück mir auf.

Und keines fragte, wer wir sind;
Es war ja alles mein und Dein.
Ob Götter= Du, ob Menschenkind,
Ich meinte selbst, ein Gott zu sein.

II.

Nein, ich will es noch nicht glauben,
Daß Du durch des Todes Pforten,
Dich der Erde konntest rauben,
Die Dir doch so lieb geworden.

Doch wo fänd' ich Deine Spuren?
Nur in Träumen und Gedanken,
Aber nicht auf Erdenfluren,
Deren Lenze schon erkranken.

Nicht in eisbedeckten Gründen,
Nicht in öden Meeresfernen;
Doch ich hoffe, Dich zu finden,
Götterkind, bei Deinen Sternen.

A. Trabert.



Konrad von Bemelberg, der kleine Heß, der Landsknechtsoberst.

Eine historische Skizze von E. Stendell.

(Fortsetzung.)

Bemelberg entwickelte eine rastlose Thätigkeit; es gelang ihm, die Deutschen bei guter Laune zu erhalten, indem er sie an ihre Pflicht gegen den Kaiser mahnte und auf bessere Zeiten vertröstete. Wie durch ein Wunder geschah die Rettung; das stolze französische Heer, wenigstens 40,000 Mann stark, wurde durch ansteckende Krankheiten schrecklich decimirt; Lautrec selbst beschloß auf solche Weise sein glänzendes Kriegerleben; der Doge Doria, der die kaiserliche Flotte vernichtet hatte, war durch das hochfahrende Wesen des Königs Franz I. gereizt, schon vorher abgefallen und ging nun zur kaiserlichen Sache über. Der traurige Rest des französischen Heeres zog ab und unterlag auf dem Rückzuge dem Schwerte der nachsetzenden Kaiserlichen; nicht eine Kompagnie kehrte nach Frankreich zurück. Der Krieg nahm nunmehr mit einem Schlage eine für den Kaiser günstige Wendung; die Friedensschlüsse zu Barcelona und Cambrai sicherten Italien dem Kaiser, der sich zu Bologna am 22. Februar 1530 die eiserne Krone Italiens und am 24. die römische Kaiserkrone aufs Haupt setzen konnte. Aber nicht als deutscher Kaiser beherrschte Karl V. nunmehr Italien, sondern als König von Spanien. Das zeigte auch das äußere Gepränge dieser letzten Kaiserkrönung auf italienischem Boden. Spanier und Italiener dienten dem deutschen Kaiser; kein deutscher Fürst war geladen; nur die deutschen Landsknechte, die veterana Germanorum legio, vertraten die deutsche Nation; ihre Hauptleute in dunkler Gewandung, mit goldenen Ketten geziert. Unter denen, die hier vom Kaiser den Ritterschlag empfingen, befand sich auch Konrad von Bemelberg; als eques auratus führte er nunmehr goldene Sporen. Doch er hatte berechtigte Ansprüche auf größere Gnadenerweise; und um diese geltend zu machen, fand auch er sich in Augsburg auf dem Reichstage ein. Hier eröffneten sich ihm Aussichten auf die an der oberen Donau gelegenen Herrschaften Schelklingen, Ehingen und Berg; doch ehe diese Sache zu einem ersprießlichen Ende gedieh, mußte er aufs neue zum Schwerte greifen, um ein Versprechen, welches der Kaiser dem Papste im Frieden zu Barcelona gegeben, einzulösen. Der schlaue Mediceer, dem die Selbständigkeit Italiens wenig galt, war für die Interessen seines Hauses überaus besorgt und hatte vom Kaiser verlangt, seinem Hause den Besitz des widerspenstigen Florenz zu verschaffen. Sieben Monate währte schon die Belagerung, als der Kaiser Bemelberg entsandte. Wenige Tage nach dessen Ankunft öffnete die Stadt die Thore, um sich dem Hause Medici zu unterwerfen. Bemelberg und mit ihm die Reste der Landsknechte, die vor fast 4 Jahren Italiens Boden betreten hatten, von 12,000 nur noch 1500, kehrten zurück. Reiche Ehren wurden unserem Konrad nun zu Theil: Herzog Ludwig von Baiern nahm ihn zu seinem Diener auf 10 Jahre an; bald darauf ernannte ihn König Ferdinand, des Kaisers Bruder, zu seinem Rath. Auch als wohlhabender Mann war er heimgekehrt; mit einem nicht ungewöhnlichen Sinn für Ordnung und Sparsamkeit begabt, hatte er seinen Antheil aus der Beute sich zu erhalten gewußt; auch heißt es von ihm, er sei „ein geschwinder Spieler“ gewesen und habe dem Prinzen von Oranien „alles abgewonnen“. Ja, die deutschen Hauptleute erzählten von ihm, er habe „alles Gold, das Caspar Schwegler, des von Frundsberg Feldzahlmeister, hinter ihm verlassen, zu seinen Händen genommen.“

III.

So konnte Konrad von Bemelberg an die Gründung einer Häuslichkeit denken. Der Heimath schon seit langer Zeit fremd geworden, auf den Dank des Hauses Habsburg angewiesen, das ihm so viel verdankte und es an Versprechungen auch nicht fehlen ließ, dem Herzog Ludwig von Baiern als Diener verpflichtet, sah sich Konrad veranlaßt, auf schwäbischer Erde einen Fleck zu suchen, auf dem er, wenn auch nur für kurze Zeit, eine Zuflucht aus dem wilden Kriegs- und

Lagerleben finden konnte. Hier lagen rings zahlreiche Besitzungen des Habsburgischen Hauses verstreut, die als Pfandobjekte aus einer Hand in die andere wanderten: freilich kein Vergnügen für die Unterthanen, aber für die jeweiligen Pfandherren eine Quelle reicher Einnahmen. Dazu gehörten auch die Herrschaften Ehingen, Schelklingen und Berg, auf die unserm Bemelberg Aussichten eröffnet waren. Doch sollte derselbe bald bitter erfahren, wie wenig gewinnbringend der Dienst der Fürsten im Vergleich zu dem der reichen Städte war. Während er nach langem Warten statt der versprochenen Herrschaften, die günstig an der Donau gelegen waren, sich mit dem abgelegenen Graveneck begnügen mußte, das er 1531 bezog, hatte sein alter Waffengefährte Sebastian Schertlin, der Schorndorfer Bürgersohn, der seit 1530 als Feldhauptmann im Dienste der Reichsstadt Augsburg stand, schon nach kaum zwei Jahren so viel erworben, daß er die beträchtliche Herrschaft Burtenbach am Mindelfluß kaufen konnte, die seinen Nachkommen noch heute zuständig ist. Unser Konrad begann indessen auf Graveneck sich einzurichten; hatte er doch schon 1530 in Erwartung des in schwerer Arbeit verdienten Besitzes sich ein Ehegemahl heimgeführt in Osanna von Neuhausen, der Wittwe seines Jugendgefährten Hans Dietrich von Westerstetten, der im grauenvollen Blutbade von Weinsberg unter den Spießen der Bauern seinen frühen Tod gefunden hatte. Um so lieber war Konrad gerade dieses Besitzthum, als seine Eheliebste auch mit ihrem ersten Gemahl hier gehaust hatte; dazu kam noch, daß auch der lange Heß, Heinrich Treusch, in der Nähe, in Hundersingen, sich niederließ.

Das junge Eheglück, das bald durch die Geburt eines ersten Sohnes noch erhöht wurde, wurde freilich bald getrübt. Immer gebieterischer klopfte der Türke im Osten an die Pforten des heiligen deutschen Reiches um Einlaß; im Jahre 1529 hatte das stolze Wien den Halbmond vor seinen Thoren gesehen; 1532 rückte der große Soliman, mit dem Franzosenkönig im Einverständniß, aufs neue mit seinen wilden Schaaren heran und verwüstete die grüne Steiermark aufs entsetzlichste. Da galt kein Säumen; die Kaiserstadt war wiederum bedroht. Bald war denn auch die Reichshülfe zur Stelle; Pfalzgraf Philipp hatte den Oberbefehl, während Bemelberg als Oberst das ganze Fußvolk befehligte; Sebastian Schertlin stand ihm als Locotenent zur Seite. In den Schluchten des Wienerwaldes kam es zum Zusammenstoß; bald sahen sich die Türken zum Rückzuge genöthigt. Besonders viel wurde in deutschen Landen von einem Ueberfalle (camisada) gesprochen, der bei Altenmarkt einen Haufen von 15,000 Türken fast völlig der Vernichtung preisgab. Dennoch war der Erfolg des Krieges für den türkischen Großherrn überaus günstig; im größten Theile des Ungarlandes herrschte von nun an der Halbmond. Aber der Kaiser und sein königlicher Bruder fühlten sich den wackern Führern, die ihre österreichischen Erblande gerettet, zu Dank verpflichtet; Sebastian Schertlin, schon nach der Schlacht bei Pavia vom Vicekönig von Neapel zum Ritter geschlagen, erhielt nun auch von des römischen Kaisers Majestät den Ritterschlag, Bemelberg kehrte als kaiserlicher Kriegs-Rath nach Graveneck zurück. — Nach kurzer Friedensrast mußte er aufs neue das bequeme Hauswams mit der schweren Rüstung vertauschen. Der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg, den die lange Verbannung und Unthätigkeit in Mömpelgard wohl gereift und geläutert hatte, der aber sein gutes Württemberger Land nimmer vergessen konnte, kehrte 1534 zurück, und kein geringerer als Landgraf Philipp von Hessen war es, der sein Ansehen und seine Macht für seine Wiederherstellung einsetzte. Da rührte es sich im Schwabenlande allerorten; auch Bemelberg folgte dem kaiserlichen Rufe und stellte sich an die Spitze des Fußvolkes. Aber das Kriegsglück war diesmal dem Württemberger hold; der Tag von Laufen entschied den kurzen Krieg zu seinen Gunsten, und hatte auch Bemelberg, der selbst verwundet wurde, bei der allgemeinen Flucht der Kaiserlichen die Landsknechte in guter Ordnung zurückgeführt, so mußte er es doch geschehen lassen, daß man im Württemberger Land die Spottverse sang:

„Der lang' und auch der kurze Heß,
„Die fiengen an zu fliehen,
„Der Staufer floch auch aus der eß,
„Die Landsknecht mußten ziehen."

Und zu dem Spott kam auch der Schaden hinzu: als Herzog Ulrich im Frieden zu Kadan sein Land zurückerhielt, mußte Bemelberg, sein Feind, Graveneck, das württembergisches Lehen war, räumen. Als Entschädigung wurde ihm vom Kaiser Schelklingen eingegeben, wohin er 1535 als Obervogt übersiedelte.

Es war ein beschwerlicher Dienst, einem so viel beschäftigten Fürsten wie Kaiser Karl V. hold und gewärtig zu sein; aber mit seltener Ausdauer und Aufopferungsfreudigkeit folgte Bemelberg jeder Aufforderung, die an ihn erging. Schon 1536 hob er wieder 10 Fähnlein Landsknechte aus, die dem Kaiser nach Piemont zum neuen Kampf mit König Franz I. zuzogen; im folgenden Jahre erschien er selbst an der Spitze einer gleich starken Macht in den Niederlanden. Bei S. Pol erhielt er eine so schwere Wunde, daß er den Oberbefehl über die Knechte seinem Locotenenten Konrad von Hanstein überlassen

mußte. Lange lag er an der Wunde siech darnieder, aber sein freudiger Muth und sein Gottvertrauen verließen ihn nicht. Das leuchtet aus jeder Zeile eines Briefes hervor, den er vom Schmerzenslager in Brüssel aus an seinen gnädigen Herrn, Herzog Ludwig von Baiern, richtete: „Das dann E. F. G. schreibt, ob ich schun ein khrumbs Detzlin darvon bring, so sey ich ihm doch lang gnug nachgangen; das bekhenn ich wol, daß ihm lang gnug nachzogen bin, und ist ain sprichwort: wann man den krug lang zum brunen trag, werd er zur letzt zerbrochen. Aber ich dankh gott dem allmechtigen mit diser gnedigen straf; dann nach gestalt meines schadens hat sich die sach wol geschickt. Es sein mir erst zu Brüssel in kurtzen tagen bain und Ring bis in 13 stuckh aus meinem arm genommen worden und lig noch stets bis in die 11 wochen am Rucken, daß mich nie umgewendt hab, hoff aber zu gott, wöll mich nun mer aufmachen und lernen umgen, daß mein sach sich baß schicken werd, dann Jemands, der ihn (den Schaden) gesehn hat, vermeint het. Gnedig her, und ob ich schon ein khrumm Datzen überkhem, so dunkte mich, ich woll damit, wo es sich begeb, als vil ungrads anfahen khinden als ainer der gleich grad sei.“ Die Zuversicht täuschte den trefflichen Mann nicht: er lernte bald wieder dreinschlagen wie wenig andere; und jene unruhigen Tage erheischten solche Männer, über weichere Seelen schritt diese eiserne Zeit erbarmungslos hinweg. In Schelklingen, wo Konrad volle Genesung suchte und fand, wurde es ihm bald unbehaglich; denn die Spannung zwischen Württemberg und Baiern wurde von Tag zu Tag größer, und Bemelberg mußte als Diener des Herzogs von Baiern und abgesagter Feind Herzog Ulrichs aus alter Zeit her viel Ungebührliches auf sich nehmen. Auch mußte er als treuer Anhänger der alten Lehre in den meist der Lehre Luthers zugefallenen Gegenden mancherlei Anfeindungen über sich ergehen lassen; und sein Verhältniß zu dem einstigen Waffenbruder Sebastian Schertlin trübte sich Ende der 30er Jahre so, daß beide Männer sich nicht mehr verstehen konnten. Alles das mußte unserm Konrad den Aufenthalt in dem Städtchen Schelklingen verleiden, und gern ging er darauf ein, als Herzog Ludwig von Baiern ihn als Pfleger nach seiner Stadt Friedberg, am Lech gegenüber von Augsburg gelegen, berief. Hier blieb er bis Ende 1549, wo er seinen Wohnsitz nach Ehingen an der Donau verlegte.

Die Friedberger Jahre waren aber die unruhvollsten und unbefriedigendsten im ganzen langen Leben Bemelbergs. Kaum begann das Herrenhaus in Friedberg, das eine Feuersbrunst eingeäschert, sich wieder aus dem Schutt zu erheben, als der große Türkenkrieg, an den man die hochgespanntesten Hoffnungen knüpfte, ihn ins Feld rief. Die erlauchtesten Führer waren es, die sich an die Spitze der Reichshülfe stellten: Graf Friedrich von Fürstenberg, Graf Maximilian von Büren u. a., vor allem aber Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der schon als Kurprinz im Türkenkrieg des Jahres 1532 sich ausgezeichnet und sich den Namen Hektor verdient hatte und der, als protestantischer Fürst, aufs wärmste für die Gewährung der Reichshülfe eingetreten war. Ihm fiel der Oberbefehl über das ganze Heer zu. Bemelberg hatte 22 Fähnlein Landsknechte angeworben, derbe Bauernsöhne aus Baiern und Schwaben, die dem Ruf des berühmten Obersten freudig folgten und nach Friedberg aufs Schloß zogen. Das gesammte Fußvolk bestand aus 84 Fähnlein, über die Bemelberg den Oberbefehl übernahm. Schertlin, der als Kriegsrath ebenfalls in Vorschlag gebracht war, wurde von König Ferdinand, bei dem der unruhige Mann in Ungnade gefallen war, verworfen; mit Schadenfreude verfolgte er die Mißerfolge des glänzenden Unternehmens. Und diese Mißerfolge waren in der That so vollständig, daß sie im schreiendsten Widerspruch zu den Zurüstungen und den daran geknüpften Hoffnungen standen. Die „Bergesfeste“ Ofen, seit Jahresfrist unter der Botmäßigkeit eines türkischen Paschas, wurde vergeblich berannt; der Halbmond erhob sich stolz auf ihren Zinnen seitdem mehr als 100 Jahre. Das Glück blieb hier vor den Wällen der stolzen Donaustadt zurück; überaus kläglich war das Ende des großartig begonnenen Zuges des Jahres 1542, so kläglich, daß man es für angezeigt hielt, ein Kriegsgericht zur Untersuchung niederzusetzen. Auch Bemelberg entging den Verdächtigungen, durch Lässigkeit und Schlaffheit zu dem Mißlingen beigetragen zu haben, nicht; aber er wurde glänzend gerechtfertigt, seine Vorsicht als begründet anerkannt; er hatte zudem sein Kriegsvolk „frisch“ und „in guter Ordnung“ wieder zurückgebracht. Daß die Rechtfertigung ihm vollständig gelungen war, beweist am besten der Umstand, daß er schon im folgenden Jahre 1543 mit 20 Fähnlein wieder auf dem Plane erschien, um dem Kaiser gegen König Franz I., den ewigen Ruhestörer, gewärtig zu sein. Ein hervorragender Antheil an dem schnellen und glücklichen Erfolge dieses Feldzuges ist unserm Konrad zuzuschreiben; die Tage von Vitry und Meaux sind schöne Ruhmesblätter in dem reichen Ehrenkranze des „kleinen Heß.“ Und nicht minder ehrenvoll war der Auftrag, den ihm der Kaiser ertheilte, eine Landsknechtsordnung auszuarbeiten; der Auftrag ehrte nicht bloß den Kriegsrath und Obersten in Bemelberg,

er stellt ihm auch ein schmeichelhaftes Zeugniß für seine Bildung aus. Das Werk, das er damals (1544 und 45) im Bunde mit seinem Freunde, dem Grafen Reinhard von Solms, verfaßte und das m. W. bisher noch nicht gedruckt ist, ist das militärische Testament des merkwürdigen Mannes, das ihn hoch ehrt. Es führt den Titel: „Ein Kriegsordenong von allen Ampter des Kriegs, wie die versechen, beställt und regirt werden sollen und was einer jeden Person zu thun gehören will, ein jedes mit seiner figuern besonders angezeigt und beschrieben" und ist mit farbigen Bildern aller Aemter (Chargen) reich geziert. Bemelberg erscheint in diesem Werk als begeisterter Lobredner der militärischen Zucht: „Wo nun gehorsame, forcht, Sorg und vleis ist, da wirt alles wol aufgericht und steet Alles in gueter Huet und achtung." „Darumb dann einem jeden kriegsherren von nöten, uff diese Hauptstuck eines gueten und bestenndigen regiments vleissige achtung zu haben, dieweil on dieselben weder glück, Victory noch auch einige wolfart und herrliche löbliche that verhoffet mag werden." Und ebenso tritt er warm für die ehrliche Kriegführung, die bona guerra ein, die freilich immer mehr durch die Spanier verdrängt wurde, welche die mala guerra, die von den Schweizern erfunden war, erst zur vollen Ausbildung brachten.

(Fortsetzung folgt.)

Hessen im Lichte des 17. Jahrhunderts.

Durch Zufall wurden wir auf ein merkwürdiges Buch, eine Reisebeschreibung aus dem Jahre 1632, aufmerksam, welches folgenden, hier nur zum kleinsten Theil citirten Titel führt: Teutsches Reyßbuch durch Hoch vnd Nider Teutschland. auch angräntzende, vnd benachbarte Königreich Fürstenthumb vnd Lande, als Vngarn, Siebenbürgen, Polen, Schweden u. s. w. u. s. w. Durch **Martinum Zeillerum.** Straßburg. In Verlegung Lazari Zetzners Seligen Erben. Anno MDCXXXII. Wir können es uns nicht versagen, unseren Lesern hier *einen kleinen Auszug, unser Hessenland betreffend,* zu geben, der weniger des Inhaltes wegen, als wegen der Form, der eigenthümlichen, naiven Darstellung eines gewissen Reizes nicht entbehrt.

St. Giessen. 2 meil.*) Abraham Saur sagt, dasz Giessen vorzeiten ein kleines Dorff, Dewungen genant, gewesen, so in einem Sumpff gelegen, vnd, wie man sag, auff dem Markt so tieff gewesen, dasz die Wägen bisz an die Axen sein eingangen. vnd weil das Regenwasser hauffenweisz dahin geflossen, so seye es Giessen genant worden. Wann und zu welcher zeit aber man ein Statt allhie erbawt habe, das ist vnbewust: Jedoch helt man dafür, dasz schon zu S. Elisabethae zeiten da ein Statt gewest seye, weil Landgraff. Otto in Jahr 1325. Ihr Privilegien ertheilet, dasz die so in den Vorstätten daselbst wohnen, eben solche burgerliche Freyheiten haben sollen, als die so in der Ringmawren wohnen. Anno 1530. ist sie vom Landgraff Philipsen zu Hessen mit einem Wahl und Graben bevestigt worden. Als aber besagter Landgraff. Anno 1547. gefänglich angenommen ward, so hat Graff Reinhard von Solms, auff Keysers Caroli bevelch, diese Vestung niederreissen lassen: die aber Anno 1560. zum andernmal zubawen angefangen, vnd innerhalb fünff Jahren vollendet: auch Anno 1571. von Landgraff Ludwigen dem Eltern, an vielen orthen verbessert, vnd Anno 86 mit einem schönen Zeughausz versehen worden ist. Anno 1607. hat Landgraff Ludwig, der Jüngere, zu Hessen allda ein schönes Collegium erbawt, und ein Hohe Schul angerichtet, so aber der derzeit nicht mehr daselbst ist, sondern die Proffesores nach Marpurg gezogen sein. Zum eingang der Frankfurter Pforten stehen diese Versz in Stein gehawen, so Petrus Paganus gemacht hat:

> Captus erat Princeps, non Marte, sed arte Philippus,
> Cum bene munitum destrueretur opus.
> Nominis hoc patrii Ludovicus amore refecit,
> Anno bis septem lustra sequente novo.
> Principe dignus, honos, Patriae sarcire ruinas,
> A quibus Hassiacos, Christe tuere polos.

St. Marpurg, 3 meil. Disz ist die Haupt Statt im Fürstenthumb, oder Lande an der Löhn, oder im Ober Fürstenthumb Hessen, so vorzeiten Mattium geheissen, und der Mattiacorum Hauptfleck gewest ist. Dann diese Mattiaci, so Hessen waren, nicht in See- oder Nord Holland, oder an der Insel, wie theils wollen, sondern in der Wetterau, vnd in einem theil von Hessen gewohnt haben. Vnd haben sie im Jahr Christi 49. den Namen der Catten verlohren, vnd sein dafür Mattiaci genant worden, wie Cluverius beweiset. Es wollen theils, das sie Martisburgum vorhin geheissen habe, als ob sie dem Heidnischen Abgott Marti zu ehren erbawt worden were. Andere führen den Namen von einem Marcomiro her, nach welchem sie vmbs Jahr 140. Marco-

*) Von Butzbach.

mirisburg, vnd folgents Marpurg, oder, wie andere wollen, Marckburg, weil sie an der Marck vnd Gräntz des Lands, nach dem Westerwald zu gelegen, seye genannt worden. Zun zeiten der Heyligen Elisabeth (die alda in der Burg ihren Wittib-sitz gehabt.) ist Marpurg noch ein offener Flecken gewesen, welchen ihr Sohn, Landgraff Herrmann, hernach vmbmawren, vnd zu einer Hauptstatt hat machen lassen. Anno 1261 vnd 1311 ist sie gantz auszgebronnen. Der zeit ist es ein fein erbawte zimbliche grosse Statt, am Wasser Lohn oder Löhn genant, vnd am Gebürg gelegen, daselbst ein schöner Marckt vnd darauff ein feines Rathhausz stehet. St. Elisabethen Kirch ist ein prächtig vnd schöns Werck, von gehawenen Steinen auffgeführt, vnd mit zween hohen und schönen Thürmen gezieret. Hat drey Chör in deren einem S. Elisabethen Grab, in dem anderen der Hohe Altar, vnd im dritten die Begräbnissen der mehrertheils Landgraffen, So bis Anno 1500 regiert haben, zusehen sein. Das Teutsche Hausz allda, so unten im Thal, an dem Wasser vnd das Schlosz so zimblich hoch ligt, vnd in demselben das Gieszhausz, der Rennplatz, Lustgarten, allerhand Wasserkünste, vnd Brunnen sein, sambt der fürstlichen Cantzley wol zubesichtigen. So gibt es auch bey der Statt kunstreiche Mahl- Schlag- Papir- und Kupffer Mühlen, ein schönes Vorwerck zum Schwan, vnd andern vornehme Gebäw mehr. Anno 1527. wurde allhie ein Hohe Schul von Landgraff Philipsen zu Hessen eingeführt, dabey jederzeit vornehme Professores gelebt, die solche sonderlich berümbt gemacht haben. Besihe obgedachten Sawium, Dilichium in der Hessischen Chronic, vnnd andere so davon geschrieben.

St. Rauschenberg, so oben am Berg ein Schlosz vnd fürstlich Jagthausz, 1 grosse meil.

D. Gilsenberg. 2 m. Von dannen man raiset durch den Löwensteinischen Grund. Darinn gelegen der fleck Geszburg, daselbsten der vornehme Poet vnd Jurist Bernhardus Praetorius gebohren.

St. Fritzlar. 3 meil. Gehört zum Ertzstifft Meyntz, hat ein Graben vnd Ringmawer mit vielen Hohen Thürmen, vnd ligt auff einer anmütigen Höhe: Gibt auch gut Obs, vnd etwas Weinwachs herum, so aber vielleicht von Demjenigen sein wird, davon jener Hispanier, zun zeiten Keyser Caroli V. in Hispania referirt hat dasz in Hessen der Natürliche Essig wachse. Allhie ist Kayser Henricus I. erwehlt worden. Anno 1232. hat sie Landgraff Conrad zu Thüringen und Hessen gantz eingeäschert. Die schöne St. Peterskirch allhie hat St. Bonifacius erbawt. Besihe, was von diesem orth Albertus Cranzius, vnd Georgius Braun schreiben.

St. vnd Vestung Cassel. 3 meil. Disz ist die Haupt Statt im Vndern oder Nidern fürstenthumb Hessen, vnd eine fürstliche Landgräffliche Residentz. Hat vorzeiten Castellum Cattorum geheiszen, vom Druso erbawt, wie solches Cluverius vnd Bertius beweisen, vnd francissi Irenici, der sie vor des Ptolemaei dtereontium halten thut, vnd anderer Irrtuhmb, so sie Cassulam, Casselam vnd Casselas nennen, anzaigen thun. Sie ligt gantz lustig an der Fulda, so sie gleichsam in zwey theil theilet, vnd daselbst erst Schiffreich wird. Ist mit schönen Gebäwen, sondern, mit einem ansehnlichen Schlosz, herlichen Marstall, lustigen Garten vnd dergleichen, auch einer fürsten Schul, oder Collegio, herrlich gezieret: Vnd allberait Anno 1382. 85. vnd 1400. drey belagerungen auszgestanden, vnd sich erhalten, ehe dann der Wahl Anno 1523. vmb das Schlosz, vnd Anno 26 vmb die Statt, von Landgraff Philipsen, ist geführt worden. Vnd obwoln er, wie obwermelt, vom Keyser Carolo V. gefänglich angenommen, die Vestung von den Spaniern zu nichte gemacht, das Geschütz vnn Munition nach frankfurt, vnd ferners den Rhein hinab geführt worden: So ist doch dieselbe, nach sein, des Landgraffen erledigung, von ihme, sonderlich von seinem Sohn Wilhelmo, wieder mit Wählen vnd Bollwerken guter massen versehen worden. In der Stifftkirchen zu St. Martin sonsten die freyheit genant ligt obgemelter Landgraff gantz herrlich begraben, wie Michael Heberer schreibet. Auff den H. drey Könige tag ist allhie ein stattlicher Jahr Markt, sonderlich mit Pferden, Stockfische, vnn dergleiche.

A.

Seine letzte Novelle

von M. Herbert.

(Fortsetzung.)

Auch Peters hatte einst ein schönes Mädchen geliebt, die war sein Weib geworden und hatte ihm einen Sohn geschenkt. Aber der Sohn kostete Herrn Peters die Frau. Gar nicht weit von seinem Hause auf dem grünen, kleinen Gottesacker lag sie, tief unter der Erde — eine jugendlich schöne Gestalt, im weißen Kleid — mit auf der Brust gefalteten Händen — wie Herr Peters sie zuletzt gesehen. Zuweilen schien es ihm, als habe er nur dorthin zu gehen, um sie wieder zu holen. Daß sie dort schlummerte, verhinderte Herrn Peters, die kleine Stadt zu verlassen, um

dem Ruhme besser die Hand bieten zu können. Sein Geist wäre frei genug dazu gewesen, aber sein Herz konnte nicht los. Er blieb ein stiller, einsamer Mann, der aktuelle Novellen schrieb und einen Sohn ernährte, der ein unliebenswürdiger Taugenichts war. Heinrich schien mit einem jener Köpfe und Herzen auf die Welt gekommen zu sein, die von Natur ein Leck im Boden haben. Was man auch hineintrichtert, es bleibt nichts darin. Sein Gemüth war von Anfang an wie eine glatt geschliffene Basaltkugel, sie rollt dahin und nimmt keinen Eindruck.

Heinrich war zu nichts auf der Welt gut. Er hatte auf dem Gymnasium herumgelungert und auf der Universität gebummelt, ja, er war nie zu einem Examen zugelassen worden.

Endlich brachte ihn der kummervolle Vater als Volontair in einem Engrosgeschäft unter. Heinrich war faul, verschwenderisch, selbstsüchtig, dumm und lieblos, aber dennoch opferte Herr Peters sich für den Schlingel auf. Sein Weib war ja um seinetwillen gestorben und sterbend hatte sie gesagt: „Du mußt dem Jungen Mutter und Vater sein!" und so hatte Herr Peters dem Kinde niemals wehe gethan, weil er die mütterliche Zartheit ersetzen wollte. Unser guter Wille macht oft die gröbsten Fehler. Herr Peters hatte Heinrich jeden Wunsch erfüllt — aber das Kind war ein Mann geworden und forderte noch heute die Erfüllung eines jeden Wunsches von dem Vater mit derselben Rücksichtslosigkeit und Unbedenklichkeit. Und Herrn Peters Geduld wurde größer mit Heinrich's Wachsthum, er drückte die Basaltkugel an das Herz und meinte, eines Tages müsse sie doch erwarmen. Er glaubte zuweilen, wenn er sein Aeußerstes für Heinrich gethan, dann müsse Heinrich doch einmal herzlich und dankbar werden — vor allen Dingen hätte es ihn sehr gefreut, hätte der Sohn nur ein einziges Mal ein kleines, kleines Interesse für seine Geschichtchen und Novellen gehabt. Hin und wieder war es vorgekommen, daß ihm der eine oder andere Fernstehende sagte oder schrieb: „Ich hab' Ihre Sachen mit Interesse gelesen" — „Ihre Gedanken treffen sich mit den meinen!" Aber Heinrich — Gott bewahre — der las nur französische und deutsche Kolportage-Romane, und aus diesen nur die bedenklichsten Stellen. Herr Peters hätte sich aber eher die rechte Hand abhauen lassen, ehe er damit ein Wort geschrieben hätte, das ein Kinderohr verletzt hätte. Dennoch war Heinrich das treibende Motiv in Herrn Peters poetischen Leistungen, der Schlüssel zu dem Heller'schen Spielwerk.

Heinrich hatte noble Passionen. Er liebte ein „schneidiges Auftreten", und Freunde, die reicher, vornehmer und von höherem Stande waren als er selbst. Solche Freundschaften kosten nach vielen Seiten viel.

Wenn Heinrich seinem Vater eine lange Rechnung seines Pariser Schneiders oder über die Kosten eines Champagner-Frühstücks präsentirte, dann fühlte der Vater eine große Anregung und schrieb eine Novelle, lustig, geistsprühend, oder traurig, wie sie für das Blatt, für welches er schrieb, eben paßte.

Herr Peters nahm seinen Stock und ging hinaus. Die frische Luft vertrieb ihm die Grillen. Es war ein vorzeitig warmer Tag. Die Sonne brannte schon Sommerflecken auf die Haut, während Einem noch die Hände erfrieren konnten. Ein unangenehm trügerisches Wetter; die Kinder trauen ihm und die Alten hüllen sich wärmer ein als je. Kommender Frühling! Eigenthümliches Leben weckt seine Ahnung in den abgelegenen Straßen des Nestes.

Leise zog die graue, feindliche Stimmung, die der Umgebung jeden Reiz absprach, aus Herrn Peters Seele. Die kleinen Leute sieht er dem Frühling förmlich entgegen gehen. Sie begegnen Herrn Peters mit Hacken, Grabscheiten und Handwagen. Er biegt in eine zweite Gasse ein, da kommt eine seltsame Prozession auf ihn zu. Lauter kleine, ärmlich gekleidete Knaben und Mädchen, wenigstens zwölf an der Reihe. Sie sind alle rein gewaschen, frisch gekämmt und so entsetzlich pomadisirt, daß die hübschen blonden Haare dunkel und naß um die Stirnen liegen. Den Jungen sind mit Gewalt die Locken hinter die rothen Ohren gestrichen und den Mädchen hängt der Zopf chinesenhaft gerade den Rücken herunter. Einige haben ganze Schuhe an, aber den Meisten gucken die Zehen aus großen, klaffenden Löchern, dennoch sehen Alle sehr feierlich aus, sehr wichtig und sehr vergnügt — denn jedes trägt einen grünen Buchsbaumkranz mit roth gefärbten Immortellen und einer ungeheueren weißen Atasschleife von billigster Qualität in den weit vorgestreckten Händen, es sind Todtenkränze.

Herr Peters hält den Führer der kleinen Schaar an.

„Zu wem tragt ihr denn die Kränze?"

„Zur Madame Grünen! Der Madame Grünen ist ihr kleines Kind gestorben!"

Der rothbackige Bengel lacht, während er diese Antwort giebt; er ist überhaupt nur nothgedrungen traurig, wenn er Prügel bekommt, und daß Sterben ein ernstes Ding ist, wissen nur die Großen, welche über die Tiefen und Höhen des Lebens gegangen sind, die Kleinen, Reinen, Unschuldigen kennen nichts davon, außer daß es schön ist, Flügel zu erhalten, mit denen man den Himmel erreicht. Die Kleinen trippeln

die Straße entlang und Herr Peters sieht ihnen nach. Plötzlich fällt es ihm auf, wie die Leute eilig aus den Häusern stürzen und neugierig nach der Hauptstraße drängen. Dort tönt Halloh und Gejauchz, und über den Häuptern des armen in graue Lumpen gehüllten Volkes blitzt es auf von Scharlach und schreiendem Blau. Da fällt es Herrn Peters ein, daß heute Fastnacht ist. Prinz Karneval hält seinen Umzug im Flecken. An einem der Durchgangsgäßchen bleibt der Alte stehen und sieht den kleinen, bunten Narrenzug vorüberbrausen. Prinz und Prinzessin Karneval voran im bunten Flitter auf weißen Gäulen — dann Wagen mit Leuten aus Kamerun, schwarz berußte Mohren, weiß bestäubte Harlequins, ungeheuerliche Thiermasken — toller Unsinn — ausgeführt mit kleinstädtischer Erbärmlichkeit. Nur Prinz Karneval ist ein glänzender Kavalier — sein Kostüm ist nicht von Futterkattun gleich dem der Andern — sondern von Sammt und Seide; und er hält eine große Champagnerflasche in der Hand. Aus deren silbernen Hals quillt der köstliche Schaum und lachend trinkt der lustige Prinz der gaffenden Menge zu. Herr Peters kennt diese ausgelassenen übermüthigen Gesten nur zu gut.

Mit einem seltsam schneidenden Herzweh sieht er dem Zuge nach. Also Heinrich, den er zehn Stunden weit von hier entfernt in seinem Geschäfte glaubte, ist schon den ganzen Tag über im Städtchen gewesen, ohne ihn auch nur zu begrüßen. Heinrich hat zu dieser neuen, tollen Ausgabe den Vater gar nicht um Erlaubniß gefragt. Heftiger Zorn schüttelt plötzlich das Herz des alten Mannes; aber da sagt er sich mit dem lebendigen Gerechtigkeitsgefühl, welches ihn stets die Ursache der Verschuldungen Anderer erkennen läßt: „Deine eigene Schuld hat den Jungen zu dem gemacht, was er ist. Du hast ihn nie erzogen, du hast ihn verzogen. Nun mußt du sehen, wie du ihn durchbringst."

Das Jubeln und Hussahschreien verklingt in der Ferne und Herr Peters hört wieder das dünne Kinderstimmchen sagen:

„Der Madame Grünen ihr kleines Kind ist gestorben."

„Madame Grünen!"

Herr Peters denkt nach — da sieht er weit zurück im Lande seiner Erinnerung. — Das große alte vorübergebeugte Schulhaus, dessen Giebel so schief nach der Seite hängt wie der berühmte Thurm zu Pisa, die gelbangestrichenen Fensterleisten bilden einen angenehmen Kontrast zu der abgebröckelten grünen Wasserfarbe an den Wänden. Auf der großen, abgetretenen Steintreppe davor kniet ein kleines, schmächtiges Mädchen. Das Kind trägt ein verwaschenes, blaues Baumwollkleidchen und dünne Strümpfe. Die langen, magern Arme kommen eckig aus den kurzen Aermeln, und die kleinen Hände verunstalten Ringe von geschnürten blauen Glasperlen; sie sind Sophiechens höchster Stolz. Die blonden Haare sind fest in vieltheilige Flechten gedreht und am Hinterkopf sinnreich in einen Bretzel gewunden.

Färbers Sophiechen liegt auf den Knieen und reibt den Griffel an den Steinen, daß er spitz werde. Aber sie will immer eine zu entschiedene Spitze erlangen, und dann bricht der Schiefer ab — und Sophiechen beginnt unermüdet von vorne.

Ja, wie die Zeit vergeht. Herr Peters hat längst nichts mehr mit der Erziehung der Jugend zu thun, und Färbers Sophiechen ist schon so lange Madame Grünen. Herr Peters seufzt. Welch ein seltsames, kleines Geschöpf doch Färbers Sophiechen war!

Er erinnert sich ihrer, wie sie unter der Thüre des niederen Färberhauses steht und einen jungen Hund in den Armen trägt, den sie nachdenklich betrachtet.

„Warum siehst Du ihn so traurig an, Sophiechen?" fragt Herr Peters, der damalige Rektor, der mit einem Pack zu korrigirender Schülerhefte vor der kleinen Person stehen bleibt.

„O," sagt sie ihre blauen Augen groß aufschlagend, „er wäre doch gewiß gern ein Mensch geworden und kann doch nichts anderes sein, als ein Hund!" Er hatte das Kind um der Aeußerung willen in sein Herz geschlossen.

Später verlor er sie aus den Augen, bis ihm eines Tages beim Kirchengang ein gar liebliches Frauenbild auffiel, das schlank und züchtig daherwandelte unter den Bürgerstöchtern der kleinen Stadt — da strich er sich über die Stirne; denn nichts lehrt uns so sehr das Verblühen des eigenen Lebens, als das Emporwachsen des jungen Geschlechtes. „Meilenzeiger unserer Tage!" hatte er geflüstert.

Dann war Herr Peters auf Reisen gegangen und hatte mit Heinrich, seinem Sohn, ein ganzes Jahr unter dem blauen Himmel von Italien verlebt.

(Fortsetzung folgt.)

Jugendklang.

Hab' verbracht den heißen Tag
In angenehmer Kühle,
Dieweil auf Feld und Anger lag
Des Juli dumpfe Schwüle.

Sucht im Garten schattiges Rund
Altfränk'scher Lindenbäume
Und es kamen leicht und bunt
Gesellig her die Träume.

Dort das weiße Marmorbild
An dunkeln Taxushecken
Ist Frau Venus, wundermild,
Auf einem Wasserbecken.

Hab' die alte Sage gern,
Daß sie noch heute lebet
Und, ein schöner Abendstern
Gar leuchtend uns umschwebet.

Daß sie ihren Hof noch hält
Voll schöner Ritter, Frauen,
Die in unsre fremde Welt
Still verwundert schauen.

Harfen klingen und Schallmei'n,
Berauschend duften Blumen,
Schöne Pagen führen ein
Zu alten Heiligthumen.

Opfernd der Verlockte sinkt
An liebliche Altäre,
Wo zu neuem Dasein winkt
Der Göttin holde Lehre. --

Lächelnd sah das Bild mich an,
Als wollt's mir was vertrauen
Bin ich schon in deinem Bann,
O, göttlichste der Frauen? —

W. Bennecke.

Die Hessen bei Einbeck.

(1478)

Der Hessen Landgraf, Heinrich, kam aus dem Feld zurück,
Er focht bei Braunschweigs Herzog, Wilhelm, mit Waffenglück
Wider die Spiegelberge und die von Grubenhagen, —
Hört, was auf dieser Heimkehr sich Sondres zugetragen!

Als mit den Hessenkriegern der Landgraf Einbeck naht.
Die Bürgerschaft den Durchzug ihm schnöd' verweigert hat,
Davon der Landgraf wenig indeß Notiz genommen,
Ist auch unangefochten an's and're Thor gekommen.

Was hatten nun die Bürger derweilen ausgeheckt?
Sie lagen straßensperrend, durch Wagenburg gedeckt,
Jetzt vor der Stadt bewaffnet, an Zahl an die elfhundert,
Darob sich Hessens Landgraf entsetzt nicht, doch verwundert.

Sie waren voll von Kampflust, und so muthwillig gar,
Daß sie mit Spott den Hessen den Bierkrug reichten dar,
Wie Brüderschaft zu trinken, und so des Sieges sicher,
Daß Heinrichs Mahnung weckt nur Hohnschrei und Gekicher.

Sie brachten einen Wagen, bepackt mit Stricken voll
Und höhnten: „wißt ihr Hessen, was das bedeuten soll?
Man wird euch sammt und sonders mit diesen Stricken binden,
Ihr sollt zum Hessenlande sobald den Weg nicht finden!"

Darob verlor der Landgraf doch die Geduld ein wenig:
„Ei Marschalk, Schenk zu Schweinsberg, packt doch den Rattenkönig
Von Spießern mal am Zipfel und thut ihn mir mal messen,
Er soll nun Weg und Meilen uns zeigen selbst nach Hessen!"

Da legt mit seinen Mannen das Maaß der Schenke an
Bei Schuster, Böttcher, Gerber, bei Schmied und Schneidersmann;
Er hat sie so gemessen mit Armbrust, Spieß und Degen
Daß ihrer an vierhundert im Umsehn todt gelegen.

Den andern siebenhundert, weil Stricke just zur Hand,
Die Hände auf dem Rücken kreuzweise fest man band,
Drauf alle an einander in eine lange Reihen,
Wie Ratten mit den Schwänzen, in Rotten je zu dreien.

Sie mußten vormarschiren den weiten Weg entlang,
Das waren sieben Meilen, o trauervoller Gang!
Jetzt sind sie stumm wie Fische, kein Lachen will ertönen,
Man hört nur Zähneklappen und Flennen, Seufzen, Stöhnen.

Man sperrt sie ein in Kassel und andern Orten mehr,
Da müssen sie sich lösen mit Gold und Silber schwer;
Die so gezähmten Spießer, sie werden's nie vergessen,
Wie einst mal Streit sie suchten am Landgrafen von Hessen.

Es hing noch lang' zu Kassel im Kirchlein nah' dem Schloß
Ein altes Reiterfähnlein, darin ein springend Roß;
Ein Zeugniß hing's wie Muthwill in Trauer oft sich kehre,
Es sprach von Eimbeck's Schande und von der Hessen Ehre.

Carl Schaumburger.

Aus Heimath und Fremde.

Der Geburtstag Kaiser Wilhelm's II. ist allerorts in unserem engeren Vaterlande Hessen auf das Feierlichste begangen worden. Die Feier vollzog sich in ähnlicher Weise, wie dies zu Lebzeiten des Großvaters des jetzigen Kaisers der Fall war. Für Kassel hatte dieselbe in sofern noch ein besonderes Interesse, als Kaiser Wilhelm bekanntlich als jugendlicher Prinz hier seine Gymnasialstudien vollendet hat. Bei dem feierlichen Schulakte, der in dem Friedrichs-Gymnasium am Sonnabend der vorigen Woche anläßlich des kaiserlichen Geburtstages abgehalten wurde, fand die Enthüllung des von dem Kaiser dieser Gelehrtenschule verliehenen Oelbildes seines Vaters, des Kaisers Friedrich III. durch den Direktor Dr. Vogt statt. Dieses ausgezeichnete lebensgroße Bild, ein Werk des rühmlichst bekannten Berliner Malers Stankienovicz, fesselt durch die Treue und Lebendigkeit der Darstellung.

Das Falckenheiner'sche Kaiserfestspiel „Hohenstaufen und Hohenzollern“, welches wir bereits in Nr. 15 dieser Zeitschrift vom vorigen Jahre besprochen haben, ist hier sechsmal zur Aufführung gelangt und hat jedesmal großen Beifall gefunden. Die Inscenirung wird als eine vortreffliche gerühmt. Der Dichter Dr. W. Falckenheiner, der Regisseur Franz Treller und der Leiter der musikalischen Begleitung Musikdirector A. Brede wurden wiederholt gerufen.

In der Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde erledigte zunächst der Vorsitzende, Major von Stamford, die geschäftliche Tagesordnung, hiernach hielt W. Rogge-Ludwig den angekündigten Vortrag über „Reinhard von Dallwigk, ein hessischer Raubritter zu Anfang des 15. Jahrhunderts, und Johann Bernhard von drallwigk, ein hessischer Staatsmann aus der Zeit des Deißigjährigen Krieges“. Der Vortrag fand beifällige Aufnahme. Wir werden auf denselben zurückkommen.

Am 17. Januar fand im Hahn'schen Gasthofe dahier auf Anregung der Beamten der hiesigen Landesbibliothek zu Ehren des nach langjähriger Dienstzeit am 1. Januar in den Ruhestand getretenen Bibliotheksecretärs Leonhard Schultheis ein Abendessen statt, an dem sich ca. 40 Freunde des genannten Herrn, betheiligten. Bibliothekar Dr. Lohmeyer brachte den ersten Trinkspruch aus. Er feierte in beredten Worten die Verdienste des Herrn Schultheis, der über 41 Jahre an der hiesigen Landesbibliothek thätig gewesen sei, hob dessen Fleiß, Berufstreue, Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen Jedermann hervor, gedachte der vortrefflichen Charaktereigenschaften desselben und überreichte ihm als Andenken ein Bild, welches die zeitigen Beamten der hiesigen Landesbibliothek in photographischer Gruppe darstellt. Sichtlich gerührt, dankte Herr Schultheis in verbindlichster Weise. Es folgten dann zu Ehren desselben noch eine große Anzahl von Trinksprüchen, theils ernster, theils humoristischer Art, einer sogar in gebundener Rede, welche mit dem Gesang entsprechender Lieder im Chor und im Quartett abwechselten. Es herrschte bei diesem Feste eine sehr angenehme Gemüthlichkeit, und der Verlauf desselben liefert wohl den besten Beweis, welcher Anhänglichkeit und Beliebtheit sich Herr Leonhard Schultheis bei seinen Freunden und Bekannten erfreut.

An Stelle des zum Bibliothekssekretär beförderten Dr. Karl Scherer ist Dr. phil. Fritz Seelig zum Assistenten der hiesigen ständischen Landesbibliothek ernannt worden. Fritz Seelig, ältester Sohn des Amtsgerichtsraths F. W. Seelig dahier, ist am 24. Okt. 1860 zu Rotenburg an der Fulda geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Kassel, gen. Lyceum Fridericianum, von Ostern 1869 bis Herbst 1879, studirte dann drei Semester (bis Ostern 1881) in Berlin und hiernach fünf Semester (bis Herbst 1883) zu Straßburg germanische Philologie und Geschichte. Mit abschließenden Arbeiten zum Examen pro facultate docendi beschäftigt, verlebte er das folgende Jahr theils in Kassel, theils in Straßburg, um dann seit 1. Okt. 1884 als Einjährig-Freiwilliger im Königl. bayerischen Infanterie-Leibregiment zu München seiner Dienstpflicht zu genügen. Den Schluß des Jahres 1885 und das Jahr 1886 war er als Erzieher am Genfer See und an der Riviera thätig, zugleich für Zeitschriften und Tagesblättern arbeitend. Dann wirkte er, nach einer 13tägigen Dienstleistung zu Metz als Unteroffizier der Reserve, im Jahre 1887 als Lehrer für Geschichte, neue und klassische Sprachen im Institut Khuen zu Straßburg, bis er im Frühjahr 1888 als Volontär in die kaiserliche Universitäts- und Landes-Bibliothek eintrat, um von dortaus mit Beginn dieses Jahres Assistent der Landesbibliothek zu Kassel zu werden. Seine, 1887 als Sonder-Abdruck aus dem III. Bande der Straßburger Studien erschienene Doktor-Dissertation, auf Grund deren er bei der philosophischen Fakultät der Kaiser-Wilhelms-Universität feierlichst promovirt wurde, führt den Titel: „Hans von Bühel. Ein Elsässischer Dichter, um 1400. Eine litterarhistorische Untersuchung.“

Unsere hessischen höheren Lehranstalten werden kommende Ostern mit ihren Jahresberichten folgende wissenschaftliche Abhandlungen bringen:

Kassel, Friedrichsgymnasium: Das Problem der Willensfreiheit. Von Hüpeden.
„ Wilhelmsgymnasium: Ueber die Jagd bei den Griechen. 2. Abth. Von Manns.
„ Realgymnasium: 1) Lehrplan für den Unterricht im Französischen. 2) Ueber Quintilians institutio oratoria. Von Peters.
„ Realschule: Beitrag zur Reform des französischen Unterrichts. Von Quiehl.

Hanau, Gymnasium: Vindiciae Livianae. Von Heraeus.

Hersfeld, Gymnasium: Stans puer ad mensam und sein Verhältniß zu ähnlichen Erzeugnissen des 15. Jahrhunderts. Von Burhenne.

Marburg, Gymnasium: Ueber das Melde'sche Kapillar-Barometer. Von Fischer.
" Realgymnasium: Lehrplan für den französischen Unterricht.
Eschwege, Realschule: Die Familien der ehemaligen Reichsritterschaft. 2 Th. Von Stendell.
Hofgeismar, Realgymnasium: Das Fadenpendel, eine erweiterte Darstellung der Pendelbewegung. Von Hoßfeldt.

Das mit außerordentlichem Fleiß von Baron Rudolf von Buttlar-Elberberg in Fritzlar ausgearbeitete „Stammbuch der althesischen Ritterschaft im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen", dessen wir bereits früher in unserer Zeitschrift (in Nummer 21 des vorigen Jahres) gedacht haben, ist soeben in prachtvoller Ausstattung erschienen. Wir werden auf diese interessante genealogische Arbeit zurückkommen.

Die November-Nummer der „Westermann'schen Monatshefte" enthält einen Aufsatz von einem Rudolf Scipio über den Dörnberg'schen Aufstand.

Wir lassen den Anfang hier folgen: „Der Fluch der bösen That, des Vaters wie der eigenen, hatte sich an dem Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen erfüllt, indem gerade das Verhältniß zu England, welchem das Haus Hessen durch zwei Generationen das Blut seiner Landeskinder verkauft hatte, die Veranlassung bot, den Zorn Napoleon's zu erregen."

Eine nette Geschichtsschreibung! -n.

Das Preisgericht über die Entwürfe zum Denkmal für die Gebrüder Grimm in Hanau hat den ersten Preis dem Professor Wiese-Hanau zuerkannt; der zweite Preis wurde dem Professor Eberle in Berlin, der dritte dem Professor Eberle-München zugesprochen.

Aus Hanau ist soeben die betrübende Nachricht eingetroffen, daß der vielbeschäftigte, hochangesehene und in den weitesten Kreisen bekannte Arzt, Sanitätsrath Dr. Friedrich Wilhelm Noll, Dirigent des dortigen Landkrankenhauses, im Alter von 63 Jahren, am 30. Januar gestorben ist. Nachruf folgt in der nächsten Nummer.

Universitätsnachrichten. Der Privatdocent, Licentiat der Theologie Mirbt in Göttingen, ist zum Nachfolger Harnack's als außerordentlicher Professor der Kirchengeschichte nach Marburg berufen worden. — Der Professor Dr. Max Lehmann in Marburg hat den von König Friedrich Wilhelm IV. gestifteten Preis für das beste Werk aus der deutschen Geschichte, welcher von der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin alle fünf Jahre vergeben wird, aus Anlaß seines Werkes „Das Leben Scharnhorst's" erhalten.

Mundartlicher Vermerk. Unser schriftsprachliches „das Haupt", früher: Haubid, altfränkisch: Chaufith, strenge nach der Lautverschiebung dasselbe Wort als lat. caput-capitis, dürfte wegen des **i** in zweiter Silbe schon den Umlaut in der Einzahl entfalten. Daher heißt es niederhessisch: Haüwed, und verdorben: Haid; z. B. Kruthaid (Krauthaübd). Oberhessisch u. s. w. lautet es: Häd, Mehrzahl: Hähren (Pfister, Idiotikon, S. 95). Da die Schwälmer Mundart echtes, also nicht aus **u** entsprungenes **au** durch **ö** wiedergibt: Dröm, köfe, löfe, so heißt es Höd (caput) dort Landes; selbstredend sächliches Geschlechtes. Uebrigens ist „Kopp" daselbst gebräuchlicher.

In Nr. 2 unserer Zeitschrift übersetzt K. Ruhn in seinem hübschen Gedichte ein männliches „de Häd" irrthümlich durch „das Haupt"; ein vielleicht heute unter seinen Landsleuten verbreitetes Misverständnis. „De Häd" — richtig: Hät zu schreiben — ist jedoch ein schriftsprachliches „der Haite", zu Luthers Zeit angeblich noch: Hatto, gothisch: Atta, alemannisch: Etti, im Sinne als Vater, Ahne, Vorfahre, Hausherr (Pfister, Idiotikon, S. 90).

Trotz etwaiger Verwirrung in der Gegenwart müßen doch „Höd" (das, caput), sowie „Hät" (der, pater familias) wißenschaftlich geschieden bleiben.

Hermann v. Pfister.

Hessische Bücherschau.

Aus der literarischen Hinterlassenschaft des hl. Bonifatius und des hl. Burchardus. Von Dr. Nürnberger, Gymnasial-Religionslehrer. — 24. Bericht der wissenschaftl. Gesellschaft Philomathie in Neisse, zugleich Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens. S. 133 bis 180. Neisse 1888.

Der Apostel der Deutschen besaß für seine Zeit eine recht ansehnliche Bibliothek, aus welcher er auf seinen Reisen stets viele Bücher mit sich führte, wie wir aus seinen Briefen ersehen (Jaffé, Bibl. rer. Germ. Berol. 1866 und Hahn, Bonifatius und Lul. Ihre Angelsächsische Korrespondenten). Als er seine letzte Reise nach Friesland antreten wollte, sprach er zu Lul, wie Jaffé (III, 463) und Külb (Schriften des hl. Bonifatius, II, 260) erzählen: „Mein Sohn, sorge mit deiner klugen Umsicht für alles, was zu unserem Gebrauche auf dieser Reise zusammengepackt werden muß, lege aber auch das linnene Tuch, in welches mein abgelebter Körper gehüllt werden soll, in meine Bücherkiste". Die Mörder der apo-

stolischen Schaar hatten nun sicher geglaubt, in den Kisten seien Schätze verborgen; als sie ihre Hoffnung getäuscht sahen, streuten sie die Handschriften, welche sie vorfanden, theils auf dem flachen Felde umher, theils entledigten sie sich derselben dadurch, daß sie dieselben in das Röhricht der Sümpfe trugen oder an verschiedenen anderen Orten verbargen; sie wurden aber sowohl durch die Gnade Gottes als auch durch die Fürbitte des hl. Bonifatius später unversehrt wiedergefunden und von den einzelnen Findern in das Haus, wo sie jetzt zum Heile der Seelen dienen, zurückgeschickt. Unter diesem Hause ist mit Külb und Schannat das Kloster Fulda zu verstehen. Noch heute gehören dem Fuldaer Domschatz drei in der dortigen Landesbibliothek aufbewahrte Handschriften, welche aus der Zahl jener Bücher stammen sollen und auf Grund ihrer äußeren Beschaffenheit auch können, wenngleich abgesehen von der Tradition, besondere Gründe für diese Thatsache nicht angeführt werden. Unser Verfasser verbreitet sich nun des Näheren über die bonifatianischen Codices, welche in der Fuldaer Landesbibliothek aufbewahrt werden. Die zweite Hälfte seiner Untersuchungen erstreckt sich auf die Handschriften der Würzburger Universitätsbibliothek, welche mit den beiden oben genannten Heiligen in Verbindung gebracht werden, namentlich auf mehrere dem 8. Jahrhundert angehörende und höchst wahrscheinlich aus England stammende Handschriften biblischen Inhalts. A.

Beitrag zur Kenntniß der tertiären Ablagerungen zwischen Kassel und Detmold. Von E. Stremme. — Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. 40. Bd. S. 310—354. Berlin 1888.

Bereits durch die Arbeiten von Koenen's und Ebert's, durch die Untersuchungen von Bodenbender und Graul ist eine direkte Verbindung und Parallelisirung unserer Kasseler Tertiärbildungen mit denen Norddeutschlands einerseits und denen des Mainzer Beckens andererseits festgestellt worden. Zur Vervollständigung der Uebersicht des nordwestlichen Mittel-Deutschlands fehlte nur noch die Untersuchung, an welchen Stellen eine Fortsetzung des reichen Eisensteinlagers von Hohenkirchen und von Hopfenberg (bei Immenhausen) stattfände, weiterhin eine genauere Prüfung der Tertiärbildungen des Reinhardswaldes (Verf. schreibt konsequent Rheinhardswald) und endlich nähere Ermittelungen über die Tertiärbildungen von Lippe-Detmold. Ueber alles dies giebt Verf. ausführliche Darlegungen auf Grund eigener neuer Untersuchungen. A.

Im Verlage von Chr. Lorch, Marburg, erschien vor Kurzem ein Heft Lieder für eine tiefe Stimme mit Klavierbegleitung (op. 2) von Otto Kaletsch, welches wir unsern Lesern angelegentlichst empfehlen können. Den vier Liedern, welche in diesem Hefte zum verhältnißmäßig billigen Preise von 1 Mark 80 Pfg. geboten werden, sind einschmeichelnde Tonweisen zu eigen; jede einzelne Tondichtung ist den untergelegten Worten entsprechend erfunden und sauber ausgeführt. Am besten gefallen uns das erste und letzte Lied der Sammlung: „Ich liebe dich“ (Gedicht von Fr. Rückert) und „Ich hab' eine alte Muhme“ (Gedicht von A. Grün), von welchen das erstere die feine musikalische Richtung des Tondichters erkennen läßt, „Ich hab' eine alte Muhme“ uns von der Vielseitigkeit Otto Kaletsch's, auch volksthümliche Weisen zu erfinden, überzeugt. Aber auch die beiden anderen Lieder: „Ich schleich' umher“ von Platen und „Schwanenlied“ von Ballestrem weisen viele musikalische Schönheiten auf und reihen sich würdig den beiden besprochenen Liedern an. Die vier Lieder sind dem kgl. Opernsänger Herrn Paul Greeff gewidmet, sodaß ein baldiger erwünschter Vortrag derselben zu erhoffen ist. J. Fr.

Briefkasten.

Ph. L. Kassel. Sie haben uns durch Ihren Artikel sehr erfreut. Derselbe wird bald zum Abdruck gelangen.

J. W. Br. Berlin. Mit bestem Dank angenommen. Freundlichsten Gruß.

J. G. Fulda. Sendung erhalten. Wird Verwendung finden. Besten Dank.

G. Ph. D. Marburg. Ihr freundliches Anerbieten nehmen wir dankbarst an.

K. S. Eisenach. Sehen versprochener Zusendung mit Vergnügen entgegen.

W. R. Rinteln. Für unsere Zeitschrift nicht brauchbar.

Die Einbanddecken für den Jahrgang 1888 unserer Zeitschrift „Hessenland“ werden morgen hier eintreffen und von Montag ab zur Vertheilung an die geehrten Besteller gelangen.

Die Redaktion.

Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes“ bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 4. Kassel, 16. Februar 1889.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 4 des „Hessenlandes“: „Eigenart“, Gedicht von D. Saul; „Konrad von Bemelberg, der kleine Heß, der Landsknechtsoberst“, historische Skizze von E. Stendell (Fortsetzung); „Ein Beitrag zur Erziehung hessischer Prinzen“, von J. Schwank; „Der Beiname „Raspe“, von Dr. F. Seelig; „Friedrich Müller“, Nekrolog von F. Zwenger; „Seine letzte Novelle“, von M. Herbert (Schluß); „Winter-Idylle“, Gedicht von C. Weber; „St. Elisabethbrunnen“, Gedicht von Pauline Spangenberg; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; Briefkasten.

Eigenart.

Willst Du ein Tücht'ger werden,
So nenne Dein ein Stück
Nur fußbreit von der Erden,
Nur eine Handvoll Glück.
Ein unbestritten Eigen,
Ob Du's auch leicht umspannst,
Doch da Du Herr Dich zeigen
Und Du gebieten kannst.

Das Dir nicht Herrscherwalten
Und keiner Menge Huld
Darf schaffen und gestalten,
Nur Dein Lohn, Deine Schuld;
Aus Deinem Hirn geworden,
Gethan aus Deiner Kraft:
Das hebt Dich in den Orden
Der Geistesritterschaft.

Wer sich der Mitwelt Tagen
Also geschrieben ein,
Der hat davon getragen
Mehr als Unsterblichsein,
Ob er vergessen werde,
Wenn er im Tod sich streckt,
Er hat erkämpft die Erde,
Die seinen Leib bedeckt.

D. Saul.



Konrad von Bemelberg, der kleine Heß, der Landsknechtsoberst.

Eine historische Skizze von E. Stendell.

(Fortsetzung.)

IV.

Es war gut, daß der Kriegsrath und Oberst Bemelberg dieses Werk in einer Zeit verfaßt hatte, wo er noch nicht in die Wirren der Parteikämpfe verflochten war, denen sich damals kein bedeutender Mann entziehen konnte und in denen es nur wenigen vergönnt sein sollte, vor Verunglimpfung bewahrt zu bleiben. — Schon seit lange lastete bange Gewitterschwüle, das untrügliche Anzeichen eines schweren Wetters, auf allen Gemüthern, aber die Kriege im Osten und Westen und Süden hatten noch immer eine augenblickliche Ableitung gebracht. Doch war Karl V. mit den Jahren nicht duldsamer geworden, der Einfluß der Spanier, eines Alba, eines Avila y Zuniga, hatte ihn nur selbstherrlicher und bigotter gemacht, als er in jungen Jahren gewesen. Andererseits war die Sache der Reformation in stetiger Zunahme begriffen; sie konnte nunmehr als fest begründet gelten, da seit dem Jahre 1539 auch der brandenburgische Kurstaat für sie gewonnen war. Aber ein Zusammenstoß war unvermeidlich, das hatte man hüben und drüben erkannt. Die Verhandlungen, die gepflogen wurden, waren nur das Anzeichen ängstlicher Gemüther auf der protestantischen Seite, während sie von der anderen Seite so eifrig, aber erfolglos betrieben wurden, um Zeit zu Rüstungen zu gewinnen. Denn des „hispanischen Karl" Sache stand zunächst recht ungünstig. Unserm Konrad von Bemelberg ist es gewiß schwer angekommen, in diesem unseligen schmalkaldischen Kriege, dem trüben Vorspiel des entsetzlichen dreißigjährigen Krieges, Partei zu ergreifen; die Dienstverhältnisse drängten ihn aber auf die kaiserliche Seite, auf der auch der Herzog von Baiern zu finden war, und zwangen ihn, alle Stimmen des Herzens zum Schweigen zu bringen und, wenn es sein müßte, gegen seinen hessischen Lehnsherrn, Landgraf Philipp, auf dessen Seite er seine Stammesvettern wußte, das Schwert zu ergreifen. Wie so gern hätte er das Aeußerste abgewandt! Mit welcher frohen Zuversicht wird er sich dem Auftrage, den ihm der Kaiser ertheilte, mit den Häuptern des schmalkaldischen Bundes, die in Donauwörth versammelt waren, zu verhandeln, unterzogen haben! Er traf sie nicht mehr; auch wäre es nutzlos gewesen: Kaiser Karl, dessen Gewissen von Spaniern und Italienern unablässig geschürt wurde, wollte ja keinen Frieden mit den Ketzern.

Der Krieg in Oberdeutschland brach aus. Herzog Wilhelm von Baiern, der sich für neutral erklärt hatte, übertrug Bemelberg das Amt eines Pflegers in dem festen Städtchen Rain, das, am Lech nur wenig über eine Meile östlich von Donauwörth gelegen, 800 Landsknechte, die der Kaiser geschickt, in seinen Mauern barg. Gerade hier begann der augsburgische Feldhauptmann Sebastian Schertlin, Bemelbergs alter Gegner, ein ebenso geschickter wie entschlossener Führer, die Feindseligkeiten; er besetzte die Lechbrücke bei Rain und begann die Beschießung der Stadt. Bemelberg, im guten Glauben, Herzog Wilhelm sei und bleibe neutral, und nicht im Stande, sich lange der Uebermacht gegenüber zu halten — auch war ein Brief Herzog Wilhelms an ihn, der ihm anbefahl, die Stadt unter allen Umständen zu halten, von den Gegnern aufgefangen worden — räumte den Platz, da ihm und seinem Kriegsvolk freier Abzug mit allen kriegerischen Ehren zugesagt wurde. Er ahnte nicht, wie verhängnißvoll dieser Schritt für ihn werden sollte; Herzog Wilhelm genehmigte zwar, den Verhältnissen billig Rechnung tragend, die Uebergabe; dagegen setzte der Kaiser, als er bald darauf Rain einnahm, seinen Kriegsrath Bemelberg gefangen und nahm ihm seine Aemter und Würden. Bald aber sah er ein, welche Kränkung er dem trefflichen Manne zugefügt; er gab ihm Freiheit und alle seine Ehren zurück, ja schickte ihn im November 1546 als Unterhändler zum Landgrafen nach Kassel. Auch diesmal konnte der wackere Konrad seinem angestammten Landesfürsten wenig nützen; die Kriegsfurie war einmal entfesselt, und welsche Hinterlist fand ihr Ge=

fallen daran, sie auf die deutschen Länder eins nach dem anderen zu hetzen. So mußte auch Bemelberg aufs neue zum Schwerte greifen; an der Seite des hartherzigen Spaniers Duarte rückte er am letzten Tage des Jahres 1546 in Stuttgart ein; es gelang ihm, die Stadt vor den äußersten Gewaltthätigkeiten des habsüchtigen Welschen zu schützen, bis er sie im März des folgenden Jahres dem Herzog Ulrich wieder zustellen konnte, als dieser die Verzeihung des Kaisers erlangt hatte. Auch der Katastrophe auf der Lochauer Heide bei Mühlberg am 24. April wohnte Konrad bei und erhielt später den Auftrag, Stadt und Schloß Mansfeld, deren Landesherr, Graf Albrecht von Mansfeld, der Sache der Reformation aufs treueste ergeben war, zu unterwerfen; erst nach hartnäckigem Widerstande ergab sich die Stadt.

Aber der Geist der neuen Lehre ließ sich nicht dämpfen: das sollte Kaiser Karl V. noch selbst erfahren. Und gerade in dem Fürsten, der des Kaisers stärkste Stütze zu sein schien, erstand dem Protestantismus jetzt der Retter. Zunächst war Moritz von Sachsen freilich des Kaisers ergebenster Diener, und der Dank des Kaisers blieb nicht aus. Am 24. Februar 1548 wurde Moritz mit dem größten Gepränge öffentlich unter freiem Himmel auf dem Weinmarkte zu Augsburg vom Kaiser mit Johann Friedrichs Würden und Ländern belehnt und ihm die zehn Lehnsfahnen vorgetragen; Bemelberg war einer der drei Ritter, die dem neuen Kurfürsten nach dem Herkommen bei der Eidesleistung zur Seite standen; denn wegen seiner Besitzung Manstedt war er des Kurfürsten Lehnsmann. — So war denn augenblicklich wieder Ruhe in deutschen Landen, aber was für eine Ruhe war das! In den protestantischen Gegenden brauchte man Zeit, um sich von dem betäubendem Schlage zu erholen, und bei den Katholiken wollte keine rechte Freudigkeit über einen Sieg aufkommen, der mit Hülfe der verhaßten Spanier über deutsche Brüder erfochten war, was nicht geeignet war, den Einfluß dieser finstern, hinterlistigen Fremdlinge zu verringern. Es fehlte auch nicht an persönlichen Verdächtigungen und Verhetzungen von Seiten der Spanier, vor denen selbst die einflußreichsten deutschen Anhänger des Kaisers nicht sicher waren. Don Luiz de Avila y Zuñiga, groß als Diplomat, General und Geschichtschreiber, hatte 1547 seine Commentarios de la guerra de Alemana in Spanien herausgegeben, die geistreich und lebendig geschrieben, eine Geschichte des deutschen Krieges geben, aber keineswegs unparteiisch gehalten sind; sie wurden viel gelesen, auch bald (1552) von Herzog Philipp Magnus von Braunschweig ins Deutsche übersetzt. Es wimmelt in ihnen förmlich von Ausfällen gegen deutsche Fürsten und Feldherren. Kein Wunder, daß sich allenthalben in Deutschland eine Unzufriedenheit regte, die eine Auflehnung des gesunden deutschen Volksgeistes gegen die Verwelschung bedeutete; dazu griff die Besorgniß, Kaiser Karl beabsichtige, Deutschland zu einer Erbmonachie seines Hauses zu machen, immer weiter um sich.

Unmöglich konnte ein Mann wie Bemelberg, in dessen Brust ein warmes Herz für Deutschlands Größe und Wohlfahrt schlug, mit Befriedigung auf diese Anzeichen neuer verhängnißvoller Verwicklungen blicken; oft mögen in ihm Zweifel an der Ehrlichkeit der kaiserlichen Sache aufgestiegen sein. Aber wenn es galt, seinem kaiserlichen Herrn gegen den Erbfeind im Westen zu helfen, war er immer wieder auf dem Plan zu finden; und wollen wir ihn darum schelten? Zunächst aber beschäftigten den Obersten Bemelberg erfreulichere Ereignisse: im Jahre 1549 siedelte er, wie schon oben angedeutet, nach Ehingen an der Donau über, da er nunmehr endlich die Pfandschaft über Ehingen, Schelklingen und Berg, die ihm schon 1530 in Aussicht gestellt war, erhalten hatte. Zwei Jahre darnach, 1551, konnte er seinem ältesten Sohne Konrad die Hochzeit mit der Gräfin Katharina von Helfenstein ausrichten. Dieser Ehebund spricht auch für das Ansehen, dessen der alte Konrad im Schwabenlande sich erfreute. Das uralte Geschlecht der Helfensteiner Grafen, dessen Reichthum und Macht vor Zeiten mit dem der Württemberger den Vergleich aushalten konnte, war freilich damals — seinem Erlöschen nahe — arg herabgekommen. Gleich vielen andern erlauchten Häusern gerade Schwabens hatte eine fast sinnlose Verschwendung – prahlte doch einer der Grafen mit seinem Reichthum dergestalt, daß er wünschte, seine Helfensteiner Grafschaft wäre eine Erdbeere, daß er sie mit einem Male verspeisen könnte — den Wohlstand des Geschlechts untergraben, daß es eine Besitzung nach der andern veräußern mußte, und die letzten Sprossen im Dienst der auf ihre Kosten reichgewordenen Reichsstädte, besonders Ulms, einen bescheidenen Unterhalt suchten; ja einer dieser letzten Grafen hatte es nicht verschmäht, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilians I. als Ehegemahl heimzuführen. Dennoch waren damals Heirathen zwischen dem hohen und niederen Adel nicht eben häufig und zeugten für die hohe Stellung der ritterbürtigen Familien, die Alliancen mit dem hohen Adel eingingen. Für den angesehenen Rang, den Bemelberg einnahm, beweist auch die Begnadigung, die einige Jahre darauf, am 30. Oktober 1554, Kaiser Karl V. seinem Kriegsrath für 35jährige treue und ersprießliche Dienste ertheilte, in allen

seinen Märkten, Flecken und Dörfern jetzt und in Zukunft, namentlich in der Herrschaft Bremelau, die er von den von Wöllwarth erkauft hatte und mit der er der reichsfreien Ritterschaft des Kantons an der Donau angehörte, rothes Siegelwachs zu führen, was ein Vorrecht des hohen Adels war.

Doch wir müssen um einige Jahre in unserer Darstellung zurück. Das Jahr 1552 sollte nicht enden, ohne dem alten Konrad aufs neue für längere Zeit das Schlachtschwert in die Hand zu drücken. Der wilde Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach hatte auf seinen abenteuerlichen Fahrten auch das Ulmer Gebiet heimgesucht und die Burg Helfenstein erobert. Die Ulmer schnoben Rache; und ihr Nachbar Bemelberg bot ihnen seinen starken Arm und seinen erprobten Rath. So zogen denn die Ulmer unter Bemelberg und ihrem Bürgemeister Sebastian Besserer heran, vertrieben die feindliche Besatzung und zerstörten die Burg. Die wackeren Städter thaten sich darauf nicht wenig zu gute, und der Oberst Bemelberg hatte ihnen eine hohe Meinung von sich beigebracht. Im „Helfensteiner Liede" heißt es von ihm:

„Conrat von Bemmelberg unser obrist war,
„Er ist auch gwest bei diser gfar,
„Es sei gleich frü oder spate;
„Er stund selbst herzhaft bei dem gschütz,
„Gab manchen guten rathe.

„Der obrist war ein tapfer man,
„Er war allzeit zuvorderst dran,
„Ist bei den Ulmern bestanden.
„Gott woll ihm geben glück und heil
„In teutsch und welschen Landen.

„Wir Ulmer wölln zum obristen halten
„Und wölln die sach gott lassen walten,
„Bei ihm wöllen wir bleiben;
„Und sollt es kosten leib und gut,
„Den feind wölln wir vertreiben."

Und neue Arbeit gab es für den unermüdlichen Mann im Westen des deutschen Reiches. Der Franzose hatte zum ersten Male, nach deutschem Lande lüstern, einen frechen Raub ausgeführt und, während der gichtkranke Kaiser durch Kurfürst Moritz von Sachsen schwer bedrängt wurde, Metz, Toul und Verdun, drei deutsche Bisthümer und drei deutsche Reichsstädte, an sich gerissen. Den Raub ihm abzujagen, war Kaiser Karl fest entschlossen. Aber das Kriegsglück, das er so oft an seine Fahnen gekettet hatte, war dem alternden Herrscher nicht mehr hold, und der böse Spottreim: „Die Metze und die Magd haben dem Kaiser den Tanz versagt", ließ es ihn fühlen, daß gar mancher der Großen und der Kleinen im deutschen Reiche ihm diesen Mißerfolg gönnte.

(Schluß folgt.)

Ein Beitrag zur Erziehung und Bildung hessischer Prinzen.

Von J. Schwank.

In dem hessischen Fürstenhause ist von Anfang an großes Gewicht auf tüchtige Bildung der Prinzen des Hauses gelegt worden, wodurch es kam, daß in nicht wenigen Fällen sogar bedeutende Gelehrsamkeit erworben wurde. Die größte Sorgfalt wurde natürlich bei dem zukünftigen Nachfolger auf Tüchtigkeit in der Verwaltung und Regierung verwendet. Die nöthige Ausbildung geschah nach den ersten Jahren der Kindheit an dem eigenen Hofe unter Leitung tüchtiger Staatsmänner und Gelehrten, meist aus dem Adel des Landes, z. B. die Erziehung des älteren und jüngeren Wilhelm unter Aufsicht und Leitung des bekannten Hans von Dörnberg, die des jungen Philipp unter Ludwig von Bömeburg (sogar mit Ausschließung seiner Mutter Anna), dann auf Universitäten, z. B. Paris und Prag, später Stuttgart, Genf, Straßburg, Basel u. s. w., ferner durch Reisen an fremde und verwandte Höfe und in benachbarte durch politische Beziehungen gerade verbundene Länder: Frankreich, Niederlande, England, Italien. So kam es denn, daß in folge der trefflichen Gaben dieses Fürstenhauses eine große Zahl hessischer Fürsten und Prinzen sich durch hohe wissenschaftliche Bildung und Gelehrsamkeit auszeichnete, Erfindungen in mancherlei Künsten machte und wissenschaftliche Werke verfaßte. Nur für den in der hessischen Geschichte unkundigen Leser soll erinnert werden an Philipps des Großmüthigen staatsmännische und theologische Bildung, an Wilhelm IV. mathematische, medizinische und astronomische Kenntnisse, an des Landgrafen Moritz theologische, mathematische und altklassische Gelehrsamkeit und an die mathematischen und meteorologischen und geographischen Schriften

des Prinzen Hermann, des Sohnes von Moritz, dessen geographischen Darstellungen der Winkelmann'schen Beschreibung und der Merian'schen Topographie von Hessen zu Grunde liegen. Nur von einem der hessischen regierenden Fürsten im 15. Jahrhundert, von Ludwig I. dem Friedfertigen wird berichtet, daß er weder lesen noch schreiben konnte, weil seine Eltern infolge des frühen Todes der drei älteren Prinzen zu ängstlich waren ihn anzustrengen; daß er aber dennoch ein weiser und gerechter Fürst gewesen sei, auch ein gutes Verständniß für deutsche Rechtsverhältnisse gehabt habe. Wie trotz solchen Mangels gut und trefflich regiert werden konnte, ist für unsere schreib- und redselige Zeit nicht leicht zu fassen, kann aber damals nicht so schwer empfunden worden sein, da uns aus nur wenig späterer Zeit noch erzählt wird, „daß ein Thilo von Berlepsch, als sein Stammesvetter Hans mit 12 Söhnen gestorben war, erst durch einen Feldzug und Eroberung zur Herausgabe des verfallenen Lehens gezwungen werden mußte, weil er die ihm zugestellten Schriftstücke unerbrochen bei Seite legte, da er sie doch nicht lesen konnte und sich einem Mönche nicht anvertrauen wollte", und noch Moritz zur Hebung der geringen Bildung des hessischen Adels seine Hochschule, das spätere collegium Mauritianum errichten mußte. Für alle Zeiten bezeugt ist diese hohe Bildung des hessischen Fürstenhauses durch den Ehrennamen „der Gelehrte", welcher zwei hessischen regierenden Fürsten mit Recht beigelegt worden ist, Hermann (1376—1413) und Moritz (1592—1627 [32]), die beide durch öffentliche Akte ihre hohe Gelehrsamkeit bewiesen hatten. Nachdem Hermann auf den Universitäten zu Paris und Prag studirt hatte, erwarb er auf der letzteren zuerst unter den Deutschen öffentlich und in Gegenwart Kaisers Karl IV., des Gründers der Hochschule, und vieler Großen des Reichs den Titel eines magister artium liberalium, und Moritz bestand schon in seinem 15. Jahre eine öffentliche Prüfung in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, der Poesie, Logik, Ethik, Geschichte und Religion so ausgezeichnet, daß er alle in Erstaunen setzte, sodaß Daniel Eremita in der „itinere Germanico" p. 370 von ihm sagt: Graece et Latine exacte, Hispanice, Italice et Gallice notuit, et invidiam Mithridatis quoque famae fecit. Wir erlauben uns einen kleinen Beitrag zur Erziehung dieses Prinzen hier anzufügen.

Den ersten Unterricht ertheilte dem Prinzen T o b i a s H o m b e r g k, ein Gelehrter, dem Crocius in seiner Rede auf den Tod des Landgrafen Moritz (in monumento sepulc) chrahli Mauritii P. 2. p. 9) ungetheiltes Lob zollt. Dieser Lehrer behandelte seinen Zögling sehr streng, was den Schüler aber nicht entfremdete. Moritz belehnte viehlmehr nach dem Aussterben der Familie von Netra seinen Lehrer 1596 mit Kleinvach, wo Tobias die dort noch jetzt befindliche Kirche 1598 bauen ließ nebst einem Erbbegräbnis der Familie, welche in ihren im Großherzogthum Hessen vorhanden Nachkommen noch jetzt das Patronat der Pfarrei ausübt. Aus nachstehendem Schreiben, welches Hombergk als Antwort auf einen etwas oberflächlich in lateinischer Sprache vom Prinzen geschriebenen Brief an diesen richtete, wird mau die strenge Zucht des Lehrers genügend erkennen:

Summae spei Principi Mauritio
Hassiae Landgravio Illustrissimo S.

Redditae mihi sunt ipso Michaëlis die cuiusdam, ut vocant, Michaëlis Germanici, hoc est idiotae et liberalis doctrinae expertis, litterae rudes et plus quam pueriles. Tuas esse nemo mihi persuaderet, nisi id summa cum molestia et pudore ex epistolae principio et subscriptione manum Tuam nonnihil agnoscens tandem coniicerem. En tot annorum fructum! En tot laborum meorum insignem effectum, tuae eruditionis argumentum! Scripseram ad Te ut me certiorem redderes si forte reditum Vestrum quem quotidie praestolabar differri sentires, ne diuturna nostra disiunctio, quae tamen profecto Tibi optime cupientibus hic consiliariis periculosa videtur, D. Patrem non immerito offenderet. Sed Tu (quae supina Tua et perpetua negligentia) ad haec nihil, ut appareat, Te litteras vel non legisse vel non intellexisse. Scribis inepte, scribis plebeio sermone manu quidem cuiusdam parasiti ad offam properantis. Quid si eam epistolam tanquam Tuam, pro qua tamen ego non agnoscam sed Vulcano tradam, doctis viris vel consiliariis nostris qui mecum versantur, Tui singulis fere horis mentionem faciunt praeclaram, sermonibus suis publice privatimque praedicant et ob eruditionem, uti increbiut, in coelum, quod aiunt, tollunt, quid si inquam his viris ostenderem? bone Deus, quantam existimationis Tuae iacturam faceres! At de his coram pluribus: interim noli fidelissime monentis uti Tui studiosissimi expostulationem hanc, vel si mavis querelam, susque deque ferre cui vel anima sua cariores. Litteris eleganter scriptis offensionem hanc omnem facile obliterabis. Rescribe igitur. Mittuntur omnia quae Laconice in schedula illa annotari curaveras. Vale.

Casellis Ao. 86 Sept.

T. T. fid. praeceptor
T. H o m b e r g.

Wir fügen die deutsche Uebersetzung nachstehend bei:

Dem sehr hoffnungsvollen Prinzen Moritz, Hessens erlauchten Landgrafen. Gruß zuvor.

Gerade auf Michaelistag erhielt ich von einem sogenannten deutschen Michel, d. h. von einem albernen Menschen ohne jede höhere Bildung, einen recht ungeschickt und mehr als kindisch geschriebenen Brief. Daß Du ihn geschrieben, würde ich keinem Menschen glauben, hätte ich nicht aus Anfang und Unterschrift mit der größten Mühe und zu meiner Beschämung endlich Deine Handschrift ohne viel entziffern zu können vermuthet. Das sind also die Früchte so vieler Jahre! Das ist der Erfolg so großer Mühe, dies das Zeugniß Deiner Bildung! Ich schrieb Dir, Du solltest mir mittheilen, wenn Du etwa einen Aufschub Eurer Rückkehr, deren ich täglich gewärtig war, merken solltest, damit nicht unsere lange Trennung, welche doch nach Ansicht der auf Dein Wohl so sehr bedachten Räthe zum Nachtheil gereicht, bei Deinem Herrn Vater berechtigten Anstoß errege. Aber Du erwähnst davon nichts. Von welcher Trägheit und unausgesetzter Flüchtigkeit zeugt dies, und es ist klar, daß Du mein Schreiben entweder gar nicht gelesen, oder nicht verstanden hast. Du antwortest albern, Du antwortest in bäuerischem Stil, einem Schmarotzer gleich, der es eilig hat zum Essen zu kommen. Wie wenn ich diesen Brief, als ob er von Dir wäre, wofür ich ihn aber nicht anerkenne, sondern den Flammen übergebe, gelehrten Männern oder unsern Räthen, die mit mir verkehren und Deiner fast zu jeder Stunde rühmend erwähnen, Dich öffentlich und unter sich loben und wegen Deiner kund gewordenen Gelehrsamkeit wie man sagt in den Himmel erheben, wenn ich ihn — sage ich — diesen Männern zeigen würde? Gott! Welche Einbuße würde Dein Ansehen erleiden. Aber hierüber mündlich mehr. Inzwischen lasse Dir diesen Vorhalt oder wenn Du lieber willst diese Klage Deines treuesten und Dir eifrigst ergebenen Berathers, dem Du theuerer bist als sein Leben, nicht gleichgiltig sein. Durch einen gut geschriebenen Brief wirst Du all' diesen Anstoß leicht vergessen machen. Antworte also. Es wird Dir alles zugeschickt werden, um dessen Besorgung Du in jenem Zettel lakonisch zu bitten nicht versäumt hast. Gehab' Dich wohl.

Kassel im Jahr 86 im September.

Dein getreuer Lehrer

T. Homberg.

Der Beiname „Raspe“.

Am bekanntesten ist dieser Name durch jenen Heinrich Raspe geworden, der nach seinem traurigen Gegenkönigthum am 17. Febr. 1247 auf der Wartburg verschied als letzter männlicher Sprosse des thüringischen Landgrafenhauses, das zugleich über reiche Besitzungen in Hessen gebot. Mit seinem Tode beginnt erst die Sondergeschichte der Landgrafschaft Hessen unter dem, Brabants Herzogshause entsprossenen Enkel der Heiligen Elisabeth. Trotzdem nun dieser Beiname ungewöhnlich klingt, geht man meistentheils über denselben hinweg, ohne sich lange mit seiner Deutung aufzuhalten. Und doch tragen alle vier Mitglieder des thüringisch-hessischen Landgrafenhauses Namens Heinrich — nämlich Heinrich I., gestorben 1130, Heinrich II., gest. um 1155, Heinrich III., gest. 1180, und der obengenannte Heinrich IV., gest. 1247, den Beinamen Raspe und zwar nicht nur in den Jahrbüchern und älteren Geschichtsschreibern, sondern auch in den Urkunden.*)

*) z. B. für Landgraf Heinrich Raspe (IV.) in Böhmer-Ficker's Regesten V 1, Seite 419, als Zeugen des Kaisers Friedr. II. zu Augsburg im Oktober 1235 (No. *2121), zu Speier den 1. April 1236 (No. 2152) und besonders zu Wien im Februar 1237 (Nr. 2226).

Es ist nun höchst wahrscheinlich, daß dieser Beiname zuerst Heinrich Raspe (I.), dem tapferen Bannerträger Kaiser Lothars, dem jüngeren Bruder des ersten Landgrafen Ludwig, als kennzeichnender Ehrenname allein beigelegt wurde.

Dann aber fand sein Geschlecht diese rühmliche Bezeichnung so ehrenvoll, daß dieselbe erblich blieb und von nun an wie ein zweiter Eigenname untrennbar durch geheiligte Familiensitte stets mit dem Rufnamen Heinrich verbunden wurde.

Daß aber auch andere Krieger diesen Beinamen erhielten, er also nicht nothwendig mit dem Vornamen Heinrich zusammengehört, beweisen außer der nachher zu besprechenden Stelle im Willehalm Ulrichs von dem Türlin, wo Zukander von Tuntunabrî „der Rasper“ genannt wird, die Regesta Boica (ed. Lang) Bd. III., wo an zwei Stellen (Seite 205 als lebend zum Jahre 1263 und Seite 341 als todt zum Jahre 1270) in Allemannien bei Dillingen ein Conradus miles, dictus Raspen (oder Raspo) genannt wird.

Was heißt nun Raspe (Raspo, Raspen) oder „der Rasper“? — Knochenhauer's so treffliche Geschichte Thüringens unter dem ersten Landgrafenhause (1870)

sowie die allgemeinen Darstellungen lassen uns völlig im Stich und alle bisherigen Erklärungen, die im Folgenden gesammelt werden, sind unhaltbar:

1) Soll „Raspe“ — nach Ch. F. Schmincke (De vera epocha electionis et mortis Henrici Rasponis, Göttingen 1740), dem u. A. selbst noch Grote in seinen Stammtafeln S. 200 (1877) folgt — der Rauhe, der Tapfere, der Liebling des Mars heißen; doch findet sich kein derartiger Wortstamm in altdeutschen Dialekten.

2) Soll der Name vom Schlosse Raspenberg bei Weimar (vergl. Lohengrin, ed. Rückert S. 63, Vers 2494) herkommen, während das Verhältniß umgekehrt ist, sonst müßte er „der Raspenberger“ heißen.

3) Soll nach Rothes Duringer Chronik raspe für raste stehen, eine Wortverdrehung, die sich selbst verdammt, ebenso wie ein Beiziehen von Lateinisch asper (rauh) oder Niederdeutsch raske (schnell).

4) Rommel, Band I. der hessischen Geschichte, in den Anmerkungen Seite 200 (Nr. 8), denkt an eine „sonst unbekannte Herrschaft Rospe am Rhein“, ohne die „Andern“, welche vor ihm diesen Holzweg wandelten, genauer anzugeben.

5) Sinnlos ist die Anlehnung an das Wort „Raspel“, d. h. Reibeisen, was schon Wachter, Geschichte Obersachsens 1819, III. 353, ablehnte.

6) Dürfen wir Raspe, d. h. der Raffer, nicht mit Zusammenscharrer, d. h. Geizhals, in Verbindung bringen, wie es Helbling IV., 435 (in Haupt's Zeitschr. f. d. A. 4, 108) personifizirt gebraucht. Das würde für einen Ehrennamen schlecht gewählt sein.

7) Lilienkron's Deutung im Glossar zu seiner Ausgabe der Düringischen Chronik S. 723: gleich „schüchtern“, ist sprachlich und sachlich bedenklich.

Aufschluß über die richtige Deutung des Beinamens Raspe gibt allein folgende Stelle des Willehalm von Ulrich von dem Türlîn, die nach Casparson's schlechter Ausgabe*) (Kassel 1781, Seite 18, Spalte 2 = Vers 6 bis 31) hier in sprachlich reiner Gestalt folgt:

(6) Der ellen rîch von Tuntunabrî:
Zukander hiez derselbe helt,
Des prîs sô gar was ûzerwelt,
Daz man in den Rasper hiez.
10 Swô her in strîte sich verstiez,
Da her mohte hân des swertes niht,
— Diu aventiure von im giht —
Swô her kam in ein gedrenge,
Da maht her wît diu enge;
15 Vil riter her ûz dem satele zukte,
Mit kraft her die vor sich rukte.
— Die tât mohte man dicke sên —
Jewelh enwiste, waz im was geschên:
Her valt ir vil mit den fuogen.
20 Des volk alle kolben truogen,
Ketenen in blî gegozzen:
Sîn lant daz was beslozzen:
— Daz gemerke gienc biz an die sê —
Sin kraft den heidenen tet vil wê.
25 — Tet her in strîte den rê — (zu streichen!).
Des kuninges lant was halbez wilde;
Her was über maninc gevilde
Gevarn durch den herzogen Beônet
Von Portigal, der sîn kunde het. —
30 Den kuninc Loys bekante her niht.
Nu hôret, wen man mêr hie siht!

Dieser sonst unbekannte Zukander von Tuntunabrî interessirt uns jedoch nur deshalb, daß auch **er** den Beinamen „der Rasper“ führt und noch mehr, daß der Dichter denselben hier erklärt.

Der kraftvolle Zukander von Tuntunabri hieß nämlich wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit „der Rasper“, weil man von ihm sich erzählte, daß er öfter im Handgemenge sich so in die Feinde festrannte, daß er sein Schwert stecken lassen mußte. Aus dieser gefährlichen Lage rettete er sich dadurch, daß er mit den Armen um sich griff, feindliche Ritter aus dem Sattel zu seinen Füßen riß und sich so Luft schaffte, ohne daß die Besiegten wußten, wie ihnen geschah.

Diese auffallende Heldenthat hatte sich mehrmals ereignet und jenem Zukander den ehrenden Beinamen verschafft, der sich n u r durch eben diese That erklären läßt. Der Rasper oder Raspe als Beiwort nach dem Eigennamen gehört zum nur ahd. belegten Zeitworte „raspôn“ d. h. raffen, zusammenraffen, das sich in den Gloss. Trevir. 16a. als giraspe = quisquiliae findet; denn in mitteldeutschen Mundarten trat keine Umstellung zu „rapschen“ ein nach Grimms Wörterbuch VIII sp. 143: also daß der Beiname soviel als der Raffer, Zusammenraffer (d. i. Vernichter) der Feinde oder der Raufbold bedeutet — in der kampfesfrohen Ritterzeit gewiß eine höchst ehrende Bezeichnung für einen Helden, der die Reihen seiner Feinde zusammenrafft und niederschlägt, wie der Schnitter die Aehren.

Das Neueste über Raspe will v. Pfister in den Nachträgen zu Vilmar's Idiotikon (1886), Seite 226, unter „rapsen“ bieten, doch steht darin sprachlich nichts, was nicht schon aus Grimm's Grammatik I.², S. 422, oder aus Lexer's mittelhochdeutschen Wörterbüchern bekannt wäre, und geschichtlich wird wohl Niemand einen „hessischen Fürsten Ludwig Raspe“ anerkennen, bis des Verfassers geheimes Archiv mit beglaubigten Urkunden sich der allgemeinen Kenntniß geöffnet haben wird.

Wie nun der Familien-Name Raspe, der in Hessen durch die Betrügereien des Verfassers des Münchhausen eine trübe Erinnerung hervorruft, entstanden ist, dürfte wohl nicht so leicht — beim Mitwirken des Spottes und Zufalls in solchen Benennungen — zu erklären sein.

Dr. phil. F. Seelig.

*) Hoffentlich erscheint in nicht allzu ferner Zeit dieses Gedicht, von dem die Ständische Landes-Bibliothek zu Kassel eine prächtig ausgestattete Handschrift besitzt, in längst erwarteter, würdiger Ausgabe durch den ersten Bibliothekar, Herrn Dr. E. Lohmeyer.

Friedrich Müller.

Nekrolog

von F. Zwenger.

Am 8. Februar, Vormittags 8 Uhr, starb dahier im 88. Lebensjahre an Altersschwäche der Akademie-Professor a. D. Friedrich Müller. Wem ist da nicht, als die Trauerkunde verlautete, der Spruch des Psalmisten in die Erinnerung getreten: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Ja, das Leben des Dahingeschiedenen ist reich an Mühe und Arbeit gewesen, aber auch reich und köstlich an Erfolgen, an Ruhm und an Ehren. Hervorragend als Künstler, ein ausgezeichneter Aesthetiker, ein trefflicher Historiker, ein gewandter Publicist, hat Professor Friedrich Müller allseitige Anerkennung gefunden für sein Streben und Wirken. Sein Wort galt gleichviel bei den Hohen der Erde wie bei den Niederen, sein Urtheil hatte Gewicht, sein Rath fand Gehör, und dies nicht allein in Sachen der Kunst und der Wissenschaft, auch in Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, denen er sein besonderes Interesse zuwandte. Von Jugend an mit unserer Vaterstadt Kassel auf das Engste verwachsen, einer der besten Kenner ihrer Geschichte, war er gewissermaßen selbst die verkörperte Geschichte derselben vom Anfange dieses Jahrhunderts an. Kein Wunder daher, daß die Nachricht von seinem Hinscheiden, trotzdem sie seit Wochen schon stündlich erwartet werden konnte, doch für das Publikum überaschend kam.

Friedrich Müller ist am 14. Oktober 1801 zu Kirchditmold geboren. Sein Vater war der Weißbindermeister Jakob Müller, seine Mutter Elise eine Tochter des bekannten Oberförsters Grau von Kirchditmold. Wenige Jahre nach seiner Geburt siedelten die Eltern nach Kassel über, wo der Vater bald zu den angesehensten Bürgern zählte, in den Stadtrath gewählt wurde und unter dem Oberbürgermeister Schomburg das Ehrenamt eines Vicebürgermeisters bekleidete. Hier regte sich früh schon bei dem Knaben Friedrich die Neigung für die bildende Kunst, für die er, namentlich für die Malerei, besonderes Talent verrieth. Nachdem er das erforderliche Alter erreicht hatte, trat er als Schüler in die hiesige Akademie der bildenden Künste ein und machte binnen kurzer Zeit solche Fortschritte, daß ihm schon 1819 ein Staatsstipendium zur Reise in das Ausland verliehen wurde. So konnte er denn seine Sehnsucht nach dem Lande der Kunst, Italien, befriedigen. Interessant ist seine damalige Begegnung mit dem Kurfürsten Wilhelm I., der bekanntlich selbst ein großer Kunstliebhaber und Kunstverständiger, trotz seiner übertriebenen Sparsamkeit, doch gern und in liberaler Weise für das Fortkommen junger talentvoller Künstler sorgte. Friedrich Müller hatte sich bei dem Landesherrn für die Gewährung des Reisestipendiums zu bedanken. „Im schwarzen Anzuge“, schreibt er selbst in seiner Schrift „Kassel seit siebzig Jahren“, „mit seidenen Kniehosen und dito Strümpfen und silbernen Schnallen an den Schuhen, begab ich mich in das Bellevueschloß. Trotz der beiden Gardeposten vor der Thür und der Schweizerwache auf den Gängen trieben sich gewöhnliche Bürgerkinder in dem Hause spielend herum. Der dienstthabende Kammerdiener meinte, daß ich keinen guten Tag gewählt habe, denn der gnädige Herr sei eben von einer Spazierfahrt nach Wilhelmshöhe recht betrübt zurückgekommen, da er dort in Erfahrung gebracht, daß der dasige Amtmann Neuber in der vergangenen Nacht gestorben sei, er wolle mich aber demohngeachtet melden. Die Audienz wurde bewilligt. Beim Eintritt in das Empfangszimmer sah ich den Kurfürsten in voller Uniform, mit steifen Reitstiefeln und dem langen Degen, an dem gegenüber befindlichen Ofen stehen und sich die Hände wärmen. Es war nemlich strenge Winterszeit. Er kam mir einige Schritte entgegen und ich meinerseits machte eine Bewegung, um, wie es mir zu Hause eingeschärft war, meine herausgestotterten Dankesworte zugleich mit einem Kusse auf seine Rockschöße zu bekräftigen, was er aber mit Milde abwehrte. Dann sprach er von der Größe meines Stipendiums und nannte zweimal die Summe, die nach den heutigen Begriffen zwar eine sehr bescheidene war, ihm aber sehr groß schien. Weiter bemerkte er, daß, weil ich jetzt in die große Welt ginge, namentlich auch nach der gefährlichen französischen Hauptstadt, und ich ein noch so junger Mann sei — ich hatte 18 Jahre eben hinter mir —, so wolle er, ein älterer Mann, mir einen guten Rath mitgeben. Dieser fiel denn auch wirklich recht väterlich aus. Der Schluß war: Denken Sie stets daran, was Sie Ihren Eltern schuldig sind, und Ihrem Großvater, der mein ältester Diener ist.*) Nachdem ich entlassen war, rief er mir in der Thür noch nach: Kommen Sie aber auch hübsch wieder. Dieses bezog sich nämlich darauf, daß mehrmals die Stipendiaten dieser Pflicht nicht nachgekommen waren.“ Diese Befürchtung war bei Friedrich Müller nicht begründet. Er war in seiner Jugend schon ein Hesse von echtem Schrot und Korn, und den zieht es in der Fremde immer und immer wieder nach seinem geliebten Heimathlande zurück. Es war das letzte Mal, daß er mit dem alten Kurfürsten zusammenkommen sollte.

---

*) Es ist hier wohl der Großvater mütterlicher Seite, der oben bereits erwähnte Oberförster Grau gemeint.

Er reiste zunächst nach Rom, um in dieser Kunstmetropole seine Studien fortzusetzen. Dort empfing er ein Jahr und einige Monate später im Belvedere des Vatikans die Nachricht von dem Ableben des ihm so gewogenen und wohlwollenden Kurfürsten Wilhelm I. durch keinen Geringeren, als den Kronprinzen von Bayern, den nachmaligen König Ludwig I., der damals in Rom weilte und mit den Künstlern gern und viel verkehrte und dem die Kunde durch seinen Münchener Kourier überbracht worden war. — In Rom gab sich Friedrich Müller den eifrigsten Studien hin, er bildete sich namentlich als Historienmaler aus, vernachlässigte aber durchaus nicht die anderen Zweige seiner Kunst. Dort trat er zur katholischen Kirche über und verheirathete sich daselbst mit Donna Adelaida Mancini aus Ariccia, die ihm eine treue und für sein und der Familie Wohl unermüdlich besorgte Lebensgenossin bis an ihr Lebensende war.

Friedrich Müller fühlte sich besonders von den Werken der älteren Meister angezogen, nach ihnen bildete er sich, wie denn überhaupt die Vollendung dieses Künstlers in die letzte Zeit der hohen wahren Begeisterung für die ältere ideale Kunst fällt. Er gehörte der Schule von Peter Cornelius an, mit diesem, sowie mit Friedrich Overbeck, den Hauptvertretern der christlichen Kunst, stand er in regem Verkehr. Eines seiner vorzüglichsten Gemälde, welches er in Rom malte, die hl. Elisabeth, theilte noch die Vorzüge jener Epoche. Dieses Bild ist in dem berühmten Werke „Monuments de l'histoire de Sainte Elisabeth, Duchesse de Thuringe, d'après Th. Galdi, A. Origagna, A. de Fiesole, S. Boticelli, L. de Leyde, F. Overbeck, F. Mueller, H. Schwanthaler etc. et divers basreliefs, statues etc., recueillies par le Comte de Montalembert (Paris 1838)“ abgebildet. Später malte er Jakob und Rahel, und der entschiedene Beifall, welcher dieses mit viel Empfindung und edler Einfachheit komponirte Bild auch in landschaftlicher Hinsicht erhielt, bestärkte seine Vorliebe zu jener romantischen Verbindung des Historischen mit dem Landschaftlichen auf das Lebhafteste. Es machte dieselbe von nun an den fortwährenden Gegenstand seines Studiums aus.*)

Nachdem sich Friedrich Müller noch einige Zeit in Paris aufgehalten hatte, folgte er 1827 dem Rufe seines Landesherrn, des Kurfürsten Wilhelm II., nach Kassel, um im neuen kurfürstlichen Residenzschlosse Arbeiten von sehr bedeutendem Umfange zu übernehmen. Er machte viele Skizzen und Entwürfe, allein der ursprüngliche Auftrag kam nicht zur Ausführung und so kehrte er nach dreijährigem Aufenthalte in Kassel wieder nach Rom zurück. Während seines zweiten Aufenthaltes in der ewigen Stadt malte er die Hirten, welche das Jesuskind in der Krippe anbeten, und die italienische Hochzeit, eine allbeliebte historische Komposition. Im Jahre 1832 erhielt er einen Ruf als Professor und Lehrer im Malen für das historische, Landschafts- und Thiermalerei-Fach an die Akademie der bildenden Künste zu Kassel, den er annahm, um nun für immer in der hessischen Residenzstadt Kassel zu bleiben.

(Schluß folgt.)

---

*) Wir folgen hier den Angaben in Nagler's „Neues allgemeines Künstlerlexicon“, 9. Band. S. 560 ff. München 1840 und in Klunzinger's und Seubert's „Neuestes Künstlerlexikon“, 3. Band, S. 139, Stuttgart 1864, sowie Privatmittheilungen von Familienangehörigen des Verblichenen.

Seine letzte Novelle

von M. Herbert.

(Schluß.)

Es wäre eine schöne Zeit gewesen, voll von Reiz und künstlerischer Anregung — hätte nicht Heinrich gar zu viel den schönen, römischen Mädchen und dem süßen, berauschenden Weine der Osterien vor den Thoren der alten Tiberstadt gehuldigt. Wenn der Vater trunken von der Schönheit Rafaels und der Tiefe und Kraft Michel Angelo's heimkam — fand er nicht selten den jungen Sohn trunken von anderen, ganz anderen Genüssen. Bitter empfand er, daß es wohl leicht ist für den Einzelnen emporzusteigen zu idealer Höhe, daß aber die stärkste Kraft oft nicht ausreicht, einen einzigen Menschen mit sich emporzutragen. Dennoch, trotz tausendfacher Enttäuschung hatte er nie aufgehört, Heinrich zu lieben und auf seine endliche Besserung zu hoffen. Aber Heinrich war in Italien wie er in Deutschland war, und als sie aus Italien zurückkehrten, war er in Deutschland noch ein wenig schlimmer, denn er hatte sich im Süden vollständig an das dolce far niente gewöhnt.

Nach dieser Rückkehr aus dem gelobten Lande aller Künstler hatte Herr Peters zum ersten Male wieder von Sophiechen gehört. Er war ihr in der Straße begegnet, müde, verweint in früh zerstörter Jugend und hatte sich nach ihr erkundigt.

Sophiechens Vater hatte Bankerott gemacht, und die Tochter mußte, um dem gänzlichen Ruin Einhalt zu thun, einen fremden Färber heirathen,

einen wüsten, häßlichen Menschen, der sie prügelte und quälte.

Da erklärte er sich, warum das Sophiechen blaß und kummervoll geworden war. Am nächsten Tage geht er in den kleinen Kurzwaarenladen des Färbers, es ist ein trübes, dunkles Gelaß in einer engen Straße. An den Wänden hängen zu färbende Röcke und Mäntel, auf hohen Gefächern liegt Baumwollzeug, Kattun und billiger Wollstoff unordentlich geschichtet — die blauen Hände des Färbermeisters zeichnen sich auf dem offenen zahlenwimmelnden Kontobuch ab — Herr Peters schaudert, wenn er denkt, daß hier Menschen arbeiten und athmen müssen. Er tritt ein, ohne daß es die lahme Schelle der Mühe werth hält, seine Ankunft zu melden, er muß sie einige Mal mit dem Stocke rühren, ehe sie ihre Schuldigkeit thut und nun erscheint Sophiechen hinter dem Ladentisch und reicht ihm die baumwollenen Handschuhe, die er verlangt — sie muß lange nach dem selten begehrten Artikel suchen und Herr Peters hat genügend Gelegenheit zu beobachten, daß der frische Glanz aus den blauen Augen gewichen ist, daß zwei scharfe Falten die Mundwinkel der neunzehnjährigen Frau niederziehen.

„Kennen Sie mich noch, Sophiechen?“ sagt Peters und reicht ihr die Hand.

„Gewiß, Herr Peters!“ entgegnete sie, und ein Zug der alten, lieblichen Kindlichkeit tritt in ihr Gesicht. „Sie waren immer freundlich zu mir — als ich noch in die Schule ging — und nun — nehmen Sie es mir aber nicht übel, Herr Peters, daß ich davon zu sprechen wage, und nun freue ich mich immer so sehr — wenn ich das Wochenblatt mit einer Erzählung von Ihnen zu lesen bekomme.“

Sie kommt sich unbescheiden vor, als sie so spricht und erröthet tief; das Wochenblatt ist ein kleines Volksblatt, dem Herr Peters zuweilen eine Geschichte aus Mitleid umsonst giebt — und in diesen Geschichten leistet er sich den Luxus, zu schreiben, wie er will.

Aber Herr Peters freut sich so sehr über dieses Interesse von Sophiechen, als hätte eine Großherzogin ihm ein Kompliment gemacht — denn er weiß wohl, das ächte unverfälschte Volk hat den schärfsten Blick für das Wahre und Ursprüngliche in der Literatur.

Er wollte Sophiechen über ihr eigenes Schicksal fragen — aber das war leichter gedacht als gethan. Es ist schwer, einen Menschen nach seinem Unglück zu fragen, wenn er nicht selber davon spricht. Herr Peters kam wieder nach Hause, ohne von Sophiechen etwas über ihre Lage gehört zu haben, trotzdem hatte er Vieles auf ihrem Gesicht gelesen.

Wieder einige Zeit später sah er Sophiechens Mann mit der Kinderfrau zur Kirche gehen. Die Kinderfrau trug ein weißes Bündel auf dem Arm. Da hörte Herr Peters, daß Sophiechen einen kleinen Knaben hatte.

„Welch ein Glück für die arme Frau!“ dachte er — aber gleich darauf hielt er inne: „Kinder sind nicht immer ein Segen!“ fügte er seufzend hinzu. Dann setzte er sich nieder, nahm von dem letzten Novellen-Honorar einen Hundertmarkschein und schickte ihn an Sophiechen. „Einen Gruß an den kleinen Jungen!“ schrieb er dabei.

Das war vor drei Jahren gewesen. — Nun also war der kleine Bube gestorben.

Herr Peters schlug den Weg ein nach dem Färberhaus, vor dessen Thüre sich eine Schaar Kinder drängte. Nach Landessitte war die kleine Leiche im offenen Flur ausgestellt. Da lag das blasse Wachsbildchen im reich golden-lackirten Sarg im steifen Battistkleid, das Myrthenkränzchen auf den blonden Löckchen, die sich noch so trotzig um das kecke Knabenköpfchen rollten. Kerzen, billige, dünne Kerzen flackerten neben der Leiche und bogen ihre dünnen Lichtfackeln ängstlich hin und her vor dem Zug, den die Ein- nnd Ausgehenden verursachten; Sand knisterte unter Herrn Peters Füßen — hinter der angelehnten Thüre des Putzzimmers im Färberhaus tönten Männerstimmen; dort versammelte sich das Leichengeleit und stärkte sich vorher durch einen Trunk.

Herr Peters trat in den Ladenraum. Dort saß Sophiechen, mutterseelenallein, den Kopf an die Wand gelehnt, auf einem Stuhl. Als Herr Peters eintrat, hob sie den Kopf, und da sie in sein mildes, ernstes, trauriges Gesicht sah, wußte sie, daß er für sie fühlen konnte. Er streichelte ihr rauhes, wildes, vernachläßigtes Haar, wie er einst den glatten Scheitel des Kindes gestreichelt.

„Armes Kind!“ sagte er, „ich meine, Sie wären gestern noch ein Kind gewesen und nun haben Sie selbst ein liebes Kind verloren!“

Nun hab' ich nichts mehr auf der Welt!“ sagte sie.

„Aber einen Fürbitter im Himmel! — Sophiechen. Zuweilen spart Gott einem Menschen und denen, die ihn lieben, viel Weh und Leid, wenn er ihn früh holt.“

„Es war ein so goldiges Bübchen!“

Da erheben die schweren, alten Thurmglocken des Städtchens ihre Stimmen; draußen auf dem Gange tönen ein paar dumpfe Hammerschläge, die den Deckel festschlagen über Sophiechens Kind; dann schwere Tritte — fort — hinaus.

Die junge Frau liegt vor Herrn Peters auf der Erde, die Hände vor's Gesicht geschlagen; einige Nachbarsfrauen haben sich versammelt; Herr Peters neigt sich noch einmal zu ihr: „Gott

helfe Ihnen, Sophiechen!“ Dann geht er nach Haus.

Er ist tief ergriffen, es drängt ihn, Sophiechens Geschichte zu schreiben.

Und er schreibt sie, schreibt sie so, daß Alles lebendig wird, was in Herz und Seele dieses einfachen Bürgerkindes von Anbeginn gelebt hat, er schreibt und ihm ist, als läge Sophiechens innerliches Leben vor ihm wie ein offenes Buch — nichts bleibt ihm verborgen, von ihren Hoffnungen, Enttäuschungen, ihrer Verzweiflung, ihrer Sklaverei, ihrem Verlust.

Es wird eine Geschichte aus der Tiefe des Volkslebens, voll herzlicher Wahrheit, ungeschminkter Wirklichkeit und dichterischer Allwissenheit — ein Meisterwerk in seiner Art; er schreibt daran mit fliegender Feder, den ganzen Abend, die ganze Nacht hindurch und schließlich schildert er, was Sophiechen an ihrem Buben wohl erlebt hätte, wäre er ihr erhalten geblieben, und da fließt ihm in die Feder all der Gram, all das Herzeleid um das eigene entartete Kind.

Draußen aber in der Schenke vor der Stadt schreien die ganze Nacht hindurch die Geigen, und der Wind trägt wilde, losgerissene Trompetentöne bis hinüber in die Stille des Gebirges. Dort feiert Prinz Carneval seinen Ball; tolle Masken schwingen freche Schöne, und Heinrich jubelt am tollsten und fühlt sich wohl in der Gesellschaft, welche tief unter ihm steht in socialem Rang, und wo er den Prinzen mit doppeltem Erfolge spielen kann; er lügt, prahlt, trinkt und flucht, und auf seinen aufgeregten, weingerötheten Zügen liegt jener Ausdruck der Ausgelassenheit und Zügellosigkeit, der so erschreckend zeigt, wie ähnlich der Mensch dem Thiere wird, wenn er die Herrschaft über sich selbst verliert.

Bis zu der Zeit, da der Mond rund und verschlafen in der Morgendämmerung untergeht, schrillt die Musik und dann taumeln die tollen Nachtfalter nach Hause. Im Wirthshause liegen zerbrochene Gläser, Tarlatanfetzen und zertretene Stoffblumen, aber auch Prinz Carneval liegt dort auf einem Divan und verschläft seinen Rausch, der Letzte auf dem Plan.

Die Aschermittwochglocken läuten in's Land — da erwacht Heinrich mit tüchtigem Katzenjammer, er wirft sein buntes Narrencostüme ab, wäscht das graue, verlebte Gesicht und macht sich mit einem Gefühl der Ernüchterung und der Geldnoth auf den Weg zu seinem „Alten“.

Aber des Alten Haushälterin empfängt ihn mit wirrem, verweintem Gesicht — Herr Peters hat die ganze Nacht durchgearbeitet — und da sie am Morgen nach ihm sah, saß er, den Kopf tief auf seine letzte Novelle gebeugt und rührte und regte sich nicht — Herr Peters war todt.

Winter-Idylle.

Nieder fallen weiße Flöckchen,
Auf den Straßen liegt der Schnee,
Fern her tönt der Schlitten Glöckchen,
Zugefroren ist der See.

Von Krystallen sind umringet
Bäum' und Sträucher überall,
Nicht ein einzig Vöglein singet,
Schlummernd ruht der Wasserfall.

Und ein tiefes ernstes Schweigen
Ruht auf schlafender Natur,
Schwarze Krähen nur sich zeigen
Auf des Feldes weißer Flur.

Einsam auf beschneiten Wegen
Zieh' zum Dörfchen ich allein,
Will der Winterruhe Segen
Mich in ihm so ganz erfreu'n.

Endlich bin in seiner Mitte,
Schon das Försterhaus ich seh'
Dort hin führen meine Schritte
Knisternd in den tiefen Schnee.

Primel, Tulpe, Hyazinthe
Grüßen mich vom Fenster schon,
Doch im trauten Stübchen finde
Ich des Ganges höchsten Lohn.

Denn hier sitzt am Schnurre-Rädchen,
Schöner wie die Blumen sind,
Ein gar wunderlieblich Mädchen,
Sie, des Försters einzig Kind.

Carl Weber.

St. Elisabeth-Brunnen.

(Schröcker Brunnen bei Marburg.)

O klare, edle Quelle,
Wie du gelabt mich hast!
O feuchte, kühle Zelle,
Wie lädst du ein zur Rast!
Wie segn' ich diesen Gang!
Ich möchte träumend lauschen
Dem Plätschern und dem Rauschen
An dieser trauten Stelle
Noch viele Stunden lang!

Ob auch auf manchem Tische
Ich Wein in Silber fand —
Küß' lieber dieses frische
Getränk aus hohler Hand.
Das ist ein Labetrank!
Mich lockt nicht Festgepränge
Hier in des Waldes Enge
In der gewölbten Nische,
Auf graubemooster Bank.

Wenn auch bethörend prächtig
Musik zu Tanz erklingt,
Schallt doch sie nicht so mächtig,
Als wenn man hier eins singt;
Von manchem kräft'gen Sang
Noch weiß der Wald zu künden,
Der einst in diesen Gründen —
Und oft, wenn's mondennächtig,
Als Geisterchor — erklang!

Wohin ich um mag schauen,
Gemahnt's mich früher Zeit.
Die Frömmste aller Frauen
Hat diesen Ort geweiht.
Sie wallte her von fern
Den schmalen Pfad zur Quelle,
Und wusch auf dieser Schwelle
In stillem Gottvertrauen
Der Armen Kleider gern.

Nun rauscht es in den Rüstern,
Der Wind durch Wipfel weht;
Ich hör' ein leises Flüstern:
Elisabeths Gebet.
Und wenn ins Dickicht sacht
Die Zapfen niedergleiten,
Die Fürstin hör' ich schreiten,
Im Tannengrün, im düstern,
Beim Schein der Sternennacht.

Du hast in Waldes Mitten,
O holdes Frauenbild,
Ein Denkmal Dir erstritten,
Wie Du, so hehr und mild.
Viel Heldenruhm verscholl —
Der Deine ist geblieben:
Gott und dein Volk zu lieben.
Hast Schmach und Not erlitten,
Und bliebest liebevoll!

Pauline Spangenberg.

Aus alter und neuer Zeit.

Die Gothaischen gelehrten Zeitungen bringen in ihrem 27. Stück vom 6. September 1783 einen kurzen Bericht über die Feierlichkeiten gelegentlich der Enthüllung des Denkmals des damals regierenden Landgrafen Friedrich II. auf dem Friedrichsplatz zu Kassel. Die Notiz erscheint uns interessant genug, um sie den Lesern des „Hessenlandes" ihrem Wortlaut nach hier mitzutheilen:

„Auszug aus einem Briefe aus Cassel,
den 17. August 1783.

Den 14. dieses ist endlich die vom seel. Nahl verfertigte schöne Statue des Herrn Landgrafen, die die Hessen-Cassel'schen Landstände diesem Regenten haben setzen lassen, enthüllt worden. Etliche Tage vorher ward das breterne Haus, worin man sie verarbeitet hatte, abgenommen, und die Statue selbst in einem mit Leinwand bezogenen Blindrahmen eingeschlossen. An dem Tage der Ceremonie ihrer gänzlichen Enthüllung, waren der Herr Landgraf nicht zugegen, sondern zu Heydau, einem Lustschloß an der Fulda. Allein Ihro Hoheit die Frau Landgräfin beehrten die Feyerlichkeit mit Ihrer Gegenwart. Um elf Uhr ward der Friedrichsplatz mit einem starken Commando Soldaten zur Erhaltung der guten Ordnung besetzt. Um elf Uhr marschirten alle Bürgercompagnien der Stadt in blauer Mondirung auf dem Platz auf; und formirten sodann einen Kreis. Um 1 Uhr kamen Ihro Hoheit mit dem ganzen Hof in das Museum, wo alle Collegia versammlet ihre Ankunft erwarteten, und sich sodann auf den Platz begaben. Darauf kamen die sämmtlichen Landstände, mit dem Herrn Erbmarschall an der Spitze Eine Deputation von ihnen holte den Legatum Principis, des Hrn. Etaatsministers von Bürgel Excellenz ab; und sobald derselbe da war, ergrif der Hr. Erbmarschall das an dem Blendrahmen befestigte blaue Band, da sodann die Arbeiter die Statue enthüllten. Der Herr Erbmarschall hielt darauf eine Rede, die auch schon gedruckt ist. Herr Professor Forster wird für den Verfasser derselben angegeben. Auf diese Rede antwortete der Herr Etaats-Minister von Bürgel. Hiermit endigte sich die Ceremonie, und die Frau Landgräfin begaben sich in die Aue, wo große Tafel war, zu welcher sämmtliche Landstände gezogen wurden. Am Abend war eine der Feyerlichkeit angemeßene Oper aufgeführt, unter dem Titel: Le Temple de la Postérité. Das Gedicht hatte der Hr. Marq. de Lucbet verfertigt; die Musik der Herr Kapellmeister Rochefort; die Dekoration der Herr Inspector Moretti. Sie nahm sich sehr gut aus, und ward, weil sie die Empfindungen der Unterthanen für ihren Fürsten ausdrückte, mit vieler Theilnehmung angehört. Das Schauspiel ward frey gegeben, und ohngeachtet des großen Zudrängens, indem an 1000 Menschen im Hause waren, ward so gute Ordnung gehalten, daß nicht das geringste Unangenehme vorfiel. Den Abend illuminirten viele Personen ihre Häuser. Die Oberneustädter Bürgercompagnie illuminirte das Rathhaus, und ließ ein kleines Feuerwerk abbrennen. Die Judenschule war inwendig und auswendig erleuchtet, und

viele Privatpersonen bezeugten ihre Freude bey dieser Gelegenheit auf gleiche Art. Nun steht das herrliche Nahlsche Werk allen Augen offen, und es verdient in der That Bewunderung; auch füllt es den sehr großen Platz auf die vollkommenste Art. Unten im Fußgestell ist die simple und edle Innschrift mit goldenen Buchstaben angebracht: Friderico Secundo Patria.“ —

Es mag dies wohl der erste Fall im modernen Deutschland gewesen sein, daß bereits bei Lebzeiten eines Regenten diesem von seinen Unterthanen ein Denkmal gestiftet wurde. **J. W. Br.**

Aus Heimath und Fremde.

Nachstehend bringen wir den Bericht über den in der Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde am 28. Januar von dem Vorstands-Mitgliede W. Rogge-Ludwig über Joh. Bernhard und Reinhard von Dalwigk gehaltenen Vortrag:

Das noch in mehreren Linien fortblühende Geschlecht der v. Dalwigk, eines der ältesten der hessischen Ritterschaft, hat eine große Anzahl Männer aufzuweisen, welche sich zu den verschiedensten Zeiten in Kriegs- und Friedenszeiten um ihr hessisches Vaterland große Verdienste erworben haben. Zu ihnen gehörten zur Zeit des 30jährigen Krieges die 5 Söhne des Hofrichters Joh. von Dalwigk zu Marburg, von denen vier als Führer hessischer Regimenter wegen ihrer hervorragenden Thaten im Kriege bekannt geworden sind, während der älteste, Joh. Bernhard, sich dadurch unvergänglichen Ruhm erworben hat, daß es seiner Thätigkeit als Mitglied des während der Minderjährigkeit Wilhelm VI. niedergesetzten Regentschaftsraths wesentlich mitzuverdanken ist, daß das hessische Volk in der schwersten Zeit, die jemals über das Land gekommen, trotz der dadurch dem Lande drohenden Gefahr der gänzlichen Verwüstung, dem angestammten Fürsten die Treue bewahrt hat.

Johann Bernhard hatte sich nach Vollendung seiner Rechtsstudien längere Zeit zu seiner weiteren Ausbildung in Italien aufgehalten und war dann als Rath und Hofmeister in den Dienst des Herzogs von Schleswig-Holstein getreten. Hier hatte er sich die bittere Feindschaft des Grafen Günther von Oldenburg dadurch zugezogen, daß er über dessen Schwester, welche mit einem Bruder des Herzogs verlobt war, als letzterer die Vollziehung der Ehe verweigerte, sehr ehrenrührige Aeußerungen bezüglich ihres sittlichen Lebenswandels bei einem Besuche des Hans Heinrich von Eschwege in Aue gethan hatte. Dadurch waren verschiedene Prozesse entstanden, über welche der Vortragende nach den noch vorhandenen Akten berichtete.

Im Jahre 1616 verließ Dalwigk den schleswig-holsteinschen Dienst, kehrte nach Hessen zurück und trat in den Dienst des Landgrafen Wilhelm V., welcher bald seine ausgezeichneten Eigenschaften erkannte und ihm vollstes Vertrauen schenkte. Im Jahre 1628 wählte er ihn zu seinem Begleiter auf der erfolglos gebliebenen Reise nach Prag zu Kaiser Ferdinand II. und bestellte ihn nach der Rückkehr von dort zum Vicestatthalter von Niederhessen und im Jahre 1634 während des vorübergehenden Besitzes von Fulda zum Vicestatthalter dieses Landes. In seiner Eigenschaft als Mitglied des Regentschaftsraths war es ihm aber nur kurze Zeit vergönnt, der Wittwe des Landgrafen, Amalie Elisabeth, rathend und helfend zur Seite zu stehen, da schon wenige Monate nach dem am 21. September 1637 erfolgten Tode Wilhelm V. der Tod auch seinem auf Rettung des Landes gerichteten Streben ein allzufrühes Ziel setzte.

Redner wendete sich dann an eine 200 Jahre früher liegende Zeit, um das Leben eines andern Mannes aus der Familie der von Dalwigk zu schildern, dessen Andenken weit lebhafter, mit Sagen umwoben, im Munde des Volkes fortlebt, nicht wegen seiner um das Land erworbenen Verdienste, sondern als eines der letzten Repräsentanten des rauflustigen und beutegierigen Ritterthums im Kampfe mit der wachsenden Autorität des Landesherrn.

Reinhard von Dalwigk hatte das Licht der Welt auf der 3 Stunden südwestlich von Kassel gelegenen Schauenburg, von welcher nur noch wenige Trümmer vorhanden sind, zwischen den Jahren 1380 und 1390 erblickt und wurde, da er durch Kaiserschnitt zur Welt gekommen, vom Volke der Ungeborene genannt.

Mit dieser im fränkischen Hessengau gelegenen Burg waren die Dalwigks, alte Burgmannen der Herrschaft Itter, am 22. Dezember 1332 von dem Verweser des Erzbisthums Mainz, Balduin von Trier, beliehen und zu des Erzstiftes Erbburgleuten und Burggrafen bestellt worden.

Der Vortragende schilderte zunächst die Verhältnisse der damaligen Ritterschaft, namentlich in dem fränkischen Hessengau, in welchem ihre Kämpfe für ihre Freiheiten und Unabhängigkeit von dem Landesherrn bei den ehrgeizigen und ländersüchtigen Mainzer Erzbischöffen stets Unterstützung fand, und erwähnte insbesondere der langen und für das Land so verderblichen Kämpfe der zumeist mit auswärtigen Feinden verbundenen Ritterbünde, des Sternerbundes, Hörnerbundes u. s. w.

In diese Zeit, in welcher wegen der mangelhaften Gerichtsverfassung von den Rittern noch Selbsthilfe geübt wurde und das Faustrecht galt, fiel die Jugend Reinhards. Zuerst wird sein Name genannt bei seiner im Jahre 1412 stattgefundenen Vermählung mit Nesa (Agnes), Tochter Friedrichs von Hertingshausen, welcher in der Geschichte dadurch bekannt ist, daß er in Gemeinschaft mit dem Grafen Heinrich

von Waldeck und Kunzwann von Falkenberg den Herzog Friedrich von Braunschweig auf dessen Rückreise von der Kaiserwahl in Frankfurt bei dem Dorfe Kleinenglis ermordete.

Die hierdurch entstandenen 5jährigen Fehden, durch welche die Stadt Kassel selbst bedroht wurde, mögen in Reinhard zuerst die Lust an solchen erweckt haben, die ihn dann bis an das Ende seines Lebens nicht wieder verlassen hat.

Es wurden dann einzelne seiner Fehden mit benachbarten Rittern und namentlich seines im Jahre 1420 erfolgten Raubzugs in die Abtei Hersfeld erwähnt, welche sämmtlich ungeahndet blieben.

Im Jahre 1431 waren die Hertingshausen bis auf einen Enkel Friedrichs und Reinhards Gemahlin ausgestorben und wurde Reinhard am 26. Mai 1431 vom Erzbischof Konrad von Mainz über diesen minderjährigen Friedrich von Hertingshausen zum Vormund bestellt.

Er kam nun in den Besitz der Hälfte der Hertingshausenschen Besitzungen und bezog die Weidelburg, während sein Neffe die Naumburg bewohnte. Auf der Weidelburg führte er ein sehr glänzendes Leben, welches aber den Neid seiner Nachbarn erregte und fortwährend zu Fehden mit diesen führte.

Da er trotz seinem Uebermuth und seiner Rauflust jedoch zur Erkenntniß gekommen war, daß unter der Regierung Ludwig des Friedsamen die Macht des Landesherrn gewachsen und die Einrichtung der Gerichte vervollkommnet sei, entzog er sich dem Mainzer Erzbischof und trug die Weidelburg mit vielen Ortschaften, Zinsen und Zehnten im Jahre 1437 dem Landgrafen zu Lehen auf, von dem er sie zu rechtem Mannlehn wieder empfing. Hierbei mußte er sich bei Vermeidung des Verlusts aller seiner Güter verpflichten, sich jeder Fehde mit seinem Landesherrn zu enthalten und stets zur Aufnahme einer Besatzung in der Burg in Kriegszeiten bereit zu sein.

Reinhard vermochte es aber nicht, Ruhe zu halten. Im Jahre 1442 lag er wieder in heftiger Fehde mit anderen Rittern wegen von ihm erhobener Ansprüche auf die Güter der Hunde von Holzhausen. Da alle gütlichen Versuche des Landgrafen und des Erzbischofs von Mainz, ihn zur Ruhe zu bringen, vergeblich waren, beschlossen diese, vereint gegen ihn vorzugehen und ihn und seinen Neffen, welcher stets mit ihm im Bunde war, zu züchtigen. Im April 1448 zogen landgräfliche und mainzische Truppen vor die Naumburg und Weidelburg und eroberten erstere alsbald und letztere nach achttägiger Belagerung. Reinhard wurde gefangen und bat kniefällig um Gnade. Nur auf Fürbitte der Schwester des Landgrafen wurde ihm das Leben geschenkt, er ging aber der Weidelburg und fast aller seiner Güter verlustig.

An diese Eroberung der Weidelburg knüpfen sich nun mehrere von dem Vortragenden erwähnte Sagen, unter denen sich auch die an den verschiedensten Orten vorkommende Sage der Weiber von Weinsberg findet.

Reinhard wohnte dann, den Verlust seiner Güter schwer empfindend, anfangs in Fritzlar, dann auf der Schauenburg und die letzte Zeit seines Lebens auf der Naumburg, nachdem er und sein Neffe diese Burg von Mainz wieder zurückerhalten hatten. Damit waren aber die Fehden noch nicht zu Ende, es entspann sich bald die blutige, vierjährige sog. Bundesherrnfehde, welche Werner von Elben, Wolff von Gudenberg und andere Ritter gegen ihn und seinen Neffen führten.

Im Jahre 1461 endete er sein vielbewegtes Leben als landgräflicher Amtmann von Wolfhagen auf der Naumburg.

Zum Schluß gab der Vortragende eine Beschreibung der Weidelburg in ihrem jetzigen Zustande und bemerkte, daß sein Vortrag mit den Zweck verfolgt habe, als Vorbereitung für einen Ausflug der Mitglieder des Vereins nach der Weidelburg, welchen der Vorstand für den Monat Mai in Aussicht genommen habe, zu dienen; einen Punkt, von welchem Landau in seinen Ritterburgen sagt: „Hier bietet sich dem Blicke eine Aussicht dar, bei der jedes fühlende Herz sich mit hoher, entzückender Freude füllt und sich dann zu dem emporschwingt, der die Erde so schön geschaffen hat.“

Wir sind in der Lage, den Freunden der deutschen Literatur eine gewiß sehr willkommene Mittheilung zu machen Demnächst wird der literarische Nachlaß Franz Dingelstedt's veröffentlicht werden. Kein Geringerer als Julius Rodenberg in Berlin, unser hessischer Landsmann, der rühmlichst bekannte Dichter und Schriftsteller, hat sich dieser Aufgabe unterzogen. Ungeachtet des Unterschiedes des Alters stand Franz Dingelstedt mit seinem Landsmanne aus der Grafschaft Schaumburg, Julius Rodenberg, in sehr nahen freundschaftlichen Beziehungen. Von Letzterem ging u. W. die Anregung zur Herausgabe der Gesammt-Ausgabe von Dingelstedt's Werken aus, die 1871 in 12 Bänden im Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin erschien, und ihm verdanken wir auch das treueste Lebensbild Franz Dingelstedt's, das er uns in seiner hochinteressanten Schrift „Heimatherinnerungen“ geschaffen hat. In bessere Hände konnte sonach der literarische Nachlaß Franz Dingelstedt's nicht gelangen.

Ueber das Stammbuch der althessischen Ritterschaft, ... dem Verein der althessischen Ritterschaft gewidmet von Rudolf von Buttlar-Elberberg, gedruckt bei Wilhelm Borner in Wolf-

hagen, 1888, heißt es im neuesten Hefte des „Anzeigers des germanischen Nationalmuseums" in Nürnberg: „Alle, welche sich mit genealogischen Studien beschäftigen, werden das vorliegende, mit großem Fleiße und in einer langen Reihe von Jahren zusammengetragene Werk dankbar begrüßen. Außer den Resultaten eigener Forschungen sind für dasselbe die Arbeiten von J. J. Winkelmann († 1699), E. G. von Lüdder († 1760), F. W. Strieder († 1813), G. Landau († 1863), A. von Boineburg († 1868) und W. von Baumbach († 1879) benutzt worden. Das Werk enthält die Stammtafeln nachstehender, im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen ansässigen, zur althessischen Ritterschaft gehörigen Geschlechter, die zum großen Theile auch in der deutschen Geschichte einen guten Namen haben, es sind vertreten die Herren, bezw. Freiherren und Grafen: von Amelunxen, von Baumbach, von Berlepsch, von Biedenfeld, von Bischoffshausen, von Bodenhausen, von Boyneburg, von Buttlar, von Canstein, von Cornberg, von Dalwigk, von Dörnberg, von Eschwege, von Gilsa, Fürsten von Hanau, von Hesberg, von Heydwolff, von Hundelshausen, von Keudell, von Knoblauch zu Hatzbach, von Löwenstein, van der Malsburg, von Milchling zu Schönstadt, von Osterhausen, von Pappenheim, von Rau zu Holzhausen, Riedesel zu Eisenbach, von Schachten, Schenk zu Schweinsberg, von Schutzbar, gen. Milchling, von Schwertzell zu Willingshausen, von Stein-Liebenstein, von Stockhausen, Treusch von Buttlar, von Trott zu Solz, von Urff, von Verschuer, Waitz von Eschen, gen. Hilchen, und Wolff von Gudenberg." — Von diesem prachtvollen Werke, das zunächst nur für die Mitglieder der althessischen Ritterschaft herausgegeben ist, sind blos 30 Exemplare für den Handel bestimmt, deren Vertrieb der Hofbuchhändler Gustav Klaunig dahier besorgt. Der Preis für das vollständige Werk beträgt 120 Mark.

Wir haben in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift bereits erwähnt, daß am 30. Januar nach eintägigem Krankenlager der Sanitätsrath Dr. Friedrich Wilhelm Noll in Hanau gestorben ist. Heute möge es uns gestattet sein, dem Verblichenen einen kurzen Nachruf zu widmen. Friedrich Wilhelm Noll ist am 22. Februar 1824 zu Guttels bei Rotenburg an der Fulda geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Hersfeld, das er zu Ostern 1845 nach trefflich bestandener Maturitätsprüfung verließ, um auf der Landesuniversität Marburg zunächst Mathematik und Naturwissenschaften, später Medizin zu studiren. Hier war er Mitglied des Corps Teutonia und im Wintersemester 1846/47 dritter Chargirter desselben. Seine Commilitonen schätzten ihn wegen seines Charakters ebenso hoch, wie wegen seines Fleißes, seiner Begabung und seiner Kenntnisse. Nachdem er noch einige Semester, irren wir nicht, in Berlin studirt hatte, kehrte er nach Marburg zurück, bestand daselbst im Sommersemester 1819 sein Fakultäts-Examen cum laude und wurde auf Grund seiner Dissertation „De cursu lymphae in vasis lymphaticis" zum Doctor medicinae promovirt Kurz darauf unterzog er sich dem Staatsexamen in Kassel, war von 1851 bis 1852 Gehilfsarzt an der medizinischen Klinik in Marburg und ließ sich hiernach als praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer in Hanau nieder. Seine Praxis wurde bald eine sehr ausgedehnte. Im Jahre 1857 wurde er zum Physikus der Stadt Hanau und 1867 zum Kreisphysikus ernannt. Nach dem Tode des Medizinalraths Dr. von Möller wurde ihm (1. August 1872) die Leitung des Landkrankenhauses in Hanau, zu dessen Aerzten er früher schon gehört hatte, übertragen. Als Dirigent dieser Anstalt wirkte er bis zu seinem Tode. Seit 1873 gehörte Dr. Noll der städtischen Körperschaft als Ausschußmitglied an und entwickelte als solches, sowie als Vorstand verschiedener wissenschaftlicher und gemeinnütziger Gesellschaften eine sehr ersprießliche Thätigkeit. Er war ein Mann von außergewöhnlicher Arbeitskraft, der sich durch umfangreiches Wissen und reiche Erfahrungen auszeichnete. Stets war er zur Hilfe bereit und musterhaft war seine Leitung des Landkrankenhauses. In ihm hat Hanau einen seiner besten Bürger verloren. Ehre seinem Andenken, Friede seiner Asche.

F. Z.

Am 30. Januar starb zu Marburg im 84. Lebensjahr der Geheime Archivrath Dr. jur. Georg Friedrich Lebrecht Strippelmann. Derselbe hatte sich dem juristischen Studium gewidmet und seine dienstliche Laufbahn im Jahre 1832 als Sekretar bei dem Kasseler Obergericht begonnen. Seine nach einigen Jahren erfolgte Bestallung zum Sekretar des Civilsenats des Oberappellationsgerichts benutzte er zur Herausgabe der bemerkenswerthen Entscheidungen dieses in ganz Deutschland im höchsten Ansehen stehenden Gerichtshofes und erwarb sich durch Herausgabe des in 15 Bänden erschienenen Werkes, welches von allen Richtern als ein unentbehrliches Hilfsmittel bei der Rechtsprechung betrachtet wurde, ein großes Verdienst um das in Hessen geltende Recht. Dieses Verdienst wurde von der Marburger Universität im Jahre 1856 durch Verleihung der Würde eines Dr. juris und von der Staatsregierung durch seine Ernennung zum Rath bei dem Obergericht in Kassel anerkannt. Im Jahre 1861 wurde er zum Director des Staatsarchivs ernannt. In dieser, seinem eigentlichen Beruf ferner liegenden Dienst-

stellung war er zuerst in Kassel und dann in Marburg bis zu seiner im Jahre 1878 erfolgten Versetzung in den Ruhestand erfolgreich thätig. Als Frucht derselben erschienen in den Jahren 1878 und 1879 die ersten beiden Hefte einer größeren historischen Arbeit unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels, Hessen-Frankreich“, welche die Geschichte Hessen-Kassels in seinem Verhältniß zu Frankreich von 1789 bis 1814 aktenmäßig darstellen sollte, leider aber nur bis zum Jahre 1806 gelangt ist. Den in den Jahren 1842 bis 1852 erschienenen 8 Bänden „Bemerkenswerthe Entscheidungen des Kasseler Oberappellationsgerichts“ folgten 1854 „Das Ehescheidungsrecht“, 1858 „Die Sachverständigen im gerichtlichen und außergerichtlichen Verfahren“, 1855 bis 1857 „Der Gerichtseid“ (3 Bände), 1861 „Der Beweis durch Schrifturkunden“ und 1862 „Die Nichtigkeitsbeschwerde“. **W. R.-L.**

Universitätsnachrichten. Der Universitäts-Kurator, Geheimer Regierungsrath Steinmetz zu Greifswald, ist in gleicher Eigenschaft nach Marburg versetzt werden. — Der Privatdocent der philosophischen Fakultät zu Marburg Dr. Alfred Feist aus Leipzig hat sich am 12. Februar in Frankfurt a/M erschossen. Beweggrund unbekannt. — Als Nachfolger des am 1. April d. J. in den Ruhestand tretenden Professors der Jurisprudenz, Geheimen Raths Dr. Wascherslebenin Gießen ist Professor Dr. Kossak in Berlin berufen worden.

Briefkasten.

A. H. Hünfeld. Herzlichen Glückwunsch zum 40jährigen Dienstjubiläum (7. Februar).

F. W. J. Preungesheim. Besten Dank. Wird in einer der nächsten Nummern zum Abdruck gelangen.

C. R. Hohenstein Werden uns darnach richten.

F. St. Kassel. Mit Interesse gelesen. Sie erhalten brieflich Antwort.

J. A. Fulda, J. Sch. Gemünden. Sie erhalten das Gewünschte in den nächsten Tagen.

A. T. Wien. „An meinem Herzen“ sowie „der Verbannte“ empfangen und angenommen.

J. Gr. Fulda. „Wohin?“ wird erscheinen.

M. K. Schmalkalden. 1. Für uns ungeeignet, sonst sehr hübsch. 2. Eine vortreffliche Uebersicht über die zeitgenössische schönwissenschaftliche Litteratur bietet der „Litterarische Merkur,“ ein kritisches und bibliographisches Wochenblatt, das im Verlage von Hermann Weißbach in Weimar erscheint. Sie finden in demselben lehrreiche Aufsätze über die Strömmungen, die sich in unserm Geistesleben geltend machen, eine umfassende kritische Rundschau über die neuesten Ereignisse, literarische Mittheilungen, Verzeichnisse der jüngsterschienenen Bücher u. s. w. Das wöchentlich erscheinende Blatt kostet nur 1 Mark monatlich.

Dr. O. H. Hersfeld. Freundlichen Dank für Ihre Zusendung.

G. G. Berlin. Warum denn nicht? Senden Sie das Betreffende nur ein.

A. H. Leipzig. Obwohl wir durch Ihr Zutrauen uns sehr geehrt fühlen, müssen wir doch die Wiedergabe Ihrer Gedichte dankend ablehnen. Wir möchten uns, so gerne wir Ihnen einen Dienst erweisen, mit unsern Lesern nicht verfeinden.

A. W. Kassel. Der Beitrag wird erscheinen. Auch werden wir eine Besprechung Ihres Berichts in Kürze bringen.

W. M. Eschwege. „Werd sehn“ und „Schmerzen“ ist ein Reim, für den Apollo den Marsyas vermuthlich nicht nur geschunden, sondern auch mit Petroleum begossen und angezündet hätte. Lassen Sie das Dichten sein, wenn Sie eine Spur Mitgefühles für Ihre Mitmenschen haben.

C. W. Kassel. Mit einer kleinen Aenderung (siehe letzte Strophe) aufgenommen. Und zwar sofort, da das Wetter ja entsprechend ist.

C. S. Bockenheim. „Glückliche Kindheit“ ist sehr stimmungsvoll und wird gebracht.

P. Sp. Marburg. Ihrem Wunsche sind wir in heutiger Nummer nachgekommen.

J. W. Br. Wilhelmsdorf. Wir freuen uns Ihrer Wiedergenesung und danken Ihnen für ihre Zusendung. Freundlichsten Gruß.

K. R. Hanau. Das Versäumte soll noch nachgeholt werden.

K. N. Kesselstadt. Wir hörten lange nichts von Ihnen.

Es sind noch einige Einbanddecken für den Jahrgang 1888 unserer Zeitschrift „Hessenland“ vorräthig. Abonnenten, welche darauf reflektiren, werden ersucht, dies bei der Redaktion zu melden. Sollten bei der Vertheilung der bestellten Einbanddecken in der vorigen Woche Versehen vorgekommen sein, so wird gebeten, die Redaktion davon zu benachrichtigen, damit sofort Abhilfe erfolgen kann.

Redaktion der Zeitschrift „Hessenland“.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 5. Kassel, 2. März 1889.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint **zweimal monatlich**, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der **Post**, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von **Friedr. Scheel**, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 5 des „Hessenlandes": „Gnomen", Gedicht von Feodor Löwe; „Konrad von Bemelberg, der kleine Heß, der Landsknechtsoberst", eine historische Skizze von E. Stendell (Schluß); „Das Jubiläum eines deutschen Greises in Santiago"; „Friedrich Müller", Nekrolog von F. Zwenger; (Fortsetzung); „Altgermanisches Begräbniß", Gedicht von A. Weidenmüller; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; „Ludwig Raspe", von H. v. Pfister; „Zur Abwehr", von O. A. G. R. Martin; Briefkasten.

Gnomen.

Das Glück ist flüchtig, keinem Bunde
Gewiß dies zum Verweilen zwingt,
Nicht länger währt's oft als die Stunde
Die's lächelnd uns entgegenbringt.

O Thor, der wartend nach dem Baume schaut
Bis seine gold'nen Früchte sind gereift,
Doch wenn's gescheh'n, sich nicht der That getraut,
Die in's Gezweige nach der zeit'gen greift.

Das neue trennt vom alten Jahr
Nur rasch verhall'nder Glockenschlag,
Doch lang und ernst genug fürwahr
Zur Frage, was es bringen mag.

Feodor Löwe.



Konrad von Bemelberg, der kleine Heß, der Landsknechtsoberst.

Eine historische Skizze von E. Stendell.

(Schluß.)

Bemelberg hatte dem Kaiser zur Belagerung von Metz 10,000 Mann zugeführt, und diese brannten vor Kampfbegier, durch einen Sturm eine Bresche in die Festung zu legen. Aber die Leitung der Belagerung lag in den Händen des starren und eifersüchtigen Herzogs Alba, zu dessen Ruhm die Belagerung von Metz nichts beitrug; und in der Stadt führte der kriegserfahrene Herzog Franz von Guise den Befehl. Mit dem Beginn des Jahres 1553 hob der Kaiser die Belagerung auf. — Auch an dem Feldzuge von 1554 nahm Bemelberg an der Spitze von 10 Fähnlein persönlich Antheil und erwarb sich dabei hohen Ruhm, indem er den Rückzug des kaiserlichen Heeres, der in eine Flucht auszuarten drohte, mit Aufopferung seiner eigenen Leute deckte und dadurch das von den Franzosen belagerte Schloß Renthy bei Thérouanne rettete. Wie der Kaiser damals dieses und die andern großen Verdienste des ihm treuergebenen Mannes lohnte, ist schon oben erwähnt worden.

Noch einmal folgte er dem Rufe seines kaiserlichen Herrn, der ihn 1555 beauftragte, mit den Rittern Hans Walter von Hürnheim und Albrecht von Rosenberg die Händel des Ritters Wilhelm von Grumbach mit dem Bischof Melchior Zobel von Würzburg, welche die Sicherheit des ganzen Frankenlandes zu untergraben drohten, zu schlichten. Und als Karl V. der Welt, in der er über ein Menschenalter der erste aller Sterblichen gewesen war, freiwillig entsagte, da wollte der schlachtenmüde Held die Treue, die er dem Vater ohne Wanken und ohne nach dem Lohn zu fragen, gehalten, auch noch dem Sohne bewähren. Denn König Philipp von Spanien hatte von seinem Vater nicht bloß die reichsten und schönsten Länder Europas, sondern auch den Krieg mit Frankreich geerbt; und wenn ihm auch ein vortreffliches Heer und die besten Feldherren zur Seite standen, so wurde der Krieg dennoch mit wechselvollem Erfolge geführt. Man hatte in Deutschland für den finstern, bigotten Philipp nie viel Neigung gespürt; Bemelberg aber eilte, wohl weniger aus Liebe für den Sohn als für den Vater, mit 10 Fähnlein herbei, nahm an der Schlacht bei St. Quentin am 10. August 1557 und an der Erstürmung des Platzes am 27. August thätigen Antheil. — Dann eilte er nach Ehingen zurück, um das Schlachtschwert für immer in der Halle aufzuhängen zum Gedächtniß für seine Nachkommen. Den Rest seiner Tage — noch fast 10 Jahre waren ihm zu leben vergönnt — widmete er der Sorge für seine Familie. Schon 1556 hatte er bei einem Besuch in der hessischen Heimath seinen Neffen seinen Antheil an dem väterlichen Erbe abgetreten und sich und seinen Nachkommen nur Erbrecht und Titel, wie auch das kursächsische Lehen Manstedt vorbehalten; 1561 sah er die Heimath zum letzten Male. Ein schöner Lebensabend war ihm nach allen den Stürmen eines an wechselvollen Ereignissen wunderbar reichen Lebens beschieden: er konnte ihn vollauf ausnützen, um sein Haus zu bestellen. Seine Vermögensverhältnisse waren wohlgeordnet, seine Kinder wohlgerathen, die Fortdauer seines Stammes auf lange Zeit gesichert. Wie ein Patriarch geliebt, verschied er im Kreise seiner Kinder und Enkel am 29. Juni 1567 und fand seine Ruhestätte in der St. Konradskirche zu Schelklingen, wie die Inschrift ausweist: „Anno dom. 1567 den 29. Junii starb zu Abends um 2 Uhr und ist in Gott verschieden der edle und gestrenge Herr Konrat von Bemelberg, Ritter, röm. kayf. Majestät Rath und Obrister, dem Gott gnädig sein wolle. Amen."

* * *

Ein gutes Stück Weltgeschichte ist es, das an unsern geistigen Blicken vorüberzog, als wir die verschlungenen Bahnen des Lebens Konrads von Bemelberg verfolgten; fast keinem wichtigeren Ereigniß dieser stürmischen Zeit ist er gänzlich fern geblieben. Und was uns dabei so wohlthuend berühren mußte, ist der Umstand, daß der geschäftige Mann sich in diesen verderblichen

Zeitwirren einen schlichten, geraden Sinn bewahrte wie nur wenige. Schmeichelei war ihm, der mit den Großen der Erde so viel zu schaffen hatte, völlig fremd. Einst prahlte ein Herr von hohem Adel, aber wohl ohne große eigene Verdienste mit den Vorrechten seines Standes und verstieg sich zu der Behauptung, im Himmel wären für die Fürsten besondere Stühle aufgestellt. Bemelberg bestätigte es ihm mit der freimüthigen Antwort: „Ja, gnädiger Herr, ich hab's auch gehört, daß die Sessel da sein sollen, aber der mehrere Theil gar bestaubt, daß der Staub höher denn spanndick darauf liege." Im Sinne dieser Schlichtheit ist auch seine Anhänglichkeit an die alte Religion zu erklären; für ihn, den Kriegsmann, gab es keine Irrgläubigen, er hielt es nicht für seine Sache, sich in die Streitigkeiten der Gottesgelahrten zu mischen; und weil er in diesem Streit der verschiedenen Meinungen, der erbittert hin und her wogte, die Entscheidung zu fällen sich nicht selber anmaßen mochte, hielt er bei der Religion seiner Väter aus, die diesen recht gewesen war; wollen wir mit ihm darum rechten? Aber daß er duldsam gegen Andersgläubige war, dafür haben wir mehr als bloße Vermuthungen. — Das Gebiet, auf dem er Lorbeern pflückte, war das Kriegswesen. Hier reiht er sich würdig den ersten Männern an; und wenn auch sein Genosse Schertlin als Feldherr den Vorrang verdient, so gebührt unserm Bemelberg der erste Preis als Oberster der deutschen Landsknechte, nachdem sein Lehrmeister Frundsberg von der Bühne abgetreten war. Er war ein Vater der Landsknechte wie dieser und hochverehrt wie dieser; ihm strömten von allen Seiten die Knechte freudig zu; aber er war ein strenger Vater, der auf Ordnung und Zucht unter denen hielt, die sich ihm anvertraut hatten. Seine Meinung darüber haben wir schon oben erfahren; sie erhellt auch aus der folgenden verbürgten Thatsache. Im Jahre 1552 wurde einem Landsknechtsführer, dem Hauptmann Sebastian Vogelsberger, einem geborenen Elsässer aus Weißenburg, der vom Kaiser abgefallen war und dem König von Frankreich wider jenen gedient hatte, der Proceß gemacht, und er zum Tode verurtheilt. In seiner Verzweiflung wandte er sich an Bemelberg: „Herr Konrad, ist mir nicht zu helfen?" Der antwortete: „Mein Bastian, helfe euch unser Herr Gott!" Und der Unglückliche getröstete sich dessen: „Der wird mir auch helfen."

So stellt sich unsern Blicken das Bild dieses Mannes in anziehenden und wohlthuenden Zügen dar, so daß wir Konrad von Bemelberg ohne Bedenken den edelsten Vertretern des Ritterstandes, den Sickingen, den Hutten, den Berlichingen anschließen dürfen. Auch er ist wie die genannten Männer ein Mitglied jenes eigenthümlichen Gliedes in dem Organismus des alten deutschen Reiches, das zwar von oberflächlichen Beurtheilern viel geschmäht und für vieles verantwortlich gemacht worden ist, das aber doch in allen Zeiten sich nützlich, ja unentbehrlich erwiesen hat: der Reichsritterschaft; und er verpflanzte den alten Stamm der Boineburge in das Schwabenland, wo er, der katholischen Lehre treu geblieben, den schwäbischen Ritter-Kantonen am Kocher und an der Donau einverleibt, erst in unserm Jahrhundert (1826) mit dem Freiherrn Alois von Bemmelberg erlosch. Sein Stamm ist verdorrt, aber das Andenken an den wackern und treuen Landsknechtsoberst Konrad von Bemelberg wird in deutschen und besonders in hessischen Landen nicht erlöschen.

Das Jubiläum eines deutschen Greises in Santiago.

Am 14. September 1888 feierte Professor Dr. Rudolf Amandus Philippi, eines der würdigsten Mitglieder der deutschen Kolonieen Chile's, in Santiago seinen achtzigsten Geburtstag. Der allgemein hochgeachtete Gelehrte ist bei dieser Gelegenheit Gegenstand von Ehrungen gewesen, welche ihm und den Seinen die Werthschätzung, deren er sich sowohl im Kreise der deutschen Landsleute als darüber hinaus, hauptsächlich bei der chilenischen Nationalität erfreut, in deren Dienst er ja den größeren Theil seines erfolgreichen Lebens unermüdlich thätig gewesen ist, deutlich dargelegt haben.

Professor Philippi war 1835 als Lehrer der Naturgeschichte und Geographie an die hiesige polytechnische Schule, die „höhere Gewerbeschule", wie sie officiös hieß, berufen worden. In dieser Stellung verblieb er bis zum Schlusse des Jahres 1850; in den letzten Jahren seiner hiesigen Wirksamkeit war er Direktor dieser Anstalt, die sich durch die Tüchtigkeit ihrer Lehrkräfte in den 30er und 40er Jahren eines ausgezeichneten Rufes erfreute. Er war einer der Begründer des vor nunmehr 53 Jahren dahier gestifteten, heute noch in der schönsten Blüthe stehenden und eine anerkennenswerthe Wirksamkeit entfaltenden

„Vereins für Naturkunde"; dem öffentlichen Leben, den Gemeindeangelegenheiten, den wissenschaftlichen, künstlerischen und gemeinnützigen Bestrebungen in hiesiger Stadt widmete er fünfzehn Jahre lang die anerkennenswertheste Thätigkeit; wir können ihn daher als einen der Unseren betrachten: er gehört der Geschichte unserer Vaterstadt an, deshalb wird denn auch eine Skizze seines Lebens den Lesern unserer Zeitschrift sicherlich willkommen sein. Dank dem freundlichen Entgegenkommen des Geschäftsführers des Vereins für Naturkunde, des hochgeschätzten treuen Mitarbeiters unserer Zeitschrift, der als Herausgeber des neuesten Berichtes des genannten Vereins uns daraus den ersten Aushängebogen zur Benutzung für das „Hessenland" zur Verfügung gestellt hat, sind wir in der Lage, nach den Valparaisoer „Deutschen Nachrichten" eine Lebensschilderung des hochverdienten Professors Dr. R. A. Philippi hier zum Abdruck zu bringen.

Santiago, 16. September 1888.

Unter der freudigen Theilnahme nicht nur der deutschen Kolonie Santiago, sondern derjenigen ganz Chile's feierte am 14. dieses Monats der von seinen Landsleuten wie Chilenen gleichermaßen hochgeschätzte und allverehrte Herr Doktor Rudolph Amandus Philippi, der langjährige unermüdliche Direktor des Nationalmuseums, seinen achtzigsten Geburtstag. Es ist ihm vergönnt gewesen, diesen Tag in männlicher Rüstigkeit seines Körpers und in voller geistiger Frische zu begehen, reich wie je an den edlen Empfindungen eines echt deutschen Herzens und deutschen Gemüthes. Möge es unserm „Alten Herrn" beschieden sein, seinen Angehörigen zur Freude, seinem Vaterlande zum Stolz, der Wissenschaft zur Ehre, sich selbst zur Genugthuung, mit ungeschwächter Kraft noch lange Jahre ungetrübten Glücks in unserer Mitte zu wirken. Wir glauben im Sinne aller unserer Leser zu handeln, wenn wir im Folgenden dem Bericht über die Festlichkeiten selbst einige Notizen aus dem Leben des Jubelgreises vorangehen lassen.

Rudolph Amandus Philippi wurde am 14. September 1808 zu Charlottenburg bei Berlin geboren. Er besuchte von 1818—1822 das Pestalozzi'sche Institut zu Iverdun. Die mächtige und unvergleichlich schöne Schweizerlandschaft rings um ihn her mußte durch sich selbst auf den geweckten Knaben einen lebhaften Eindruck machen. Hält man daneben den erziehlichen Einfluß Meister Pestalozzi's, der gerade damals bestrebt war, das Princip der Anschauung in die Praxis des Unterrichts einzuführen, seine Schüler zur Uebung ihrer Sinne anzuleiten, um richtig zu hören, zu sehen, zu beobachten, zu prüfen, zu vergleichen, und zu urtheilen, so wird man kaum fehlgehen mit der Behauptung, daß die umgebende Natur und die erziehliche Einwirkung auf die eigne, ihn, unsern gefeierten Veteranen, frühzeitig für das Studium der Naturwissenschaften, dem er später mit großem Erfolg oblag, vorbestimmt haben. Nachdem der vierzehnjährige Knabe die Schule Pestalozzi's verlassen, trat er in das berühmte Gymnasium „zum grauen Kloster" in Berlin ein, um nach dessen Absolvirung auf der zwei Jahre nach seiner Geburt gegründeten Berliner „Friedrich-Wilhelms-Universität" medicinischen Studien obzuliegen und im Alter von 22 Jahren das Staatsexamen abzulegen, sowie den Titel eines „Doctor medicinae" zu erwerben (1830).

Ehe der Doctor med. R. A. Philippi seine ärztliche Praxis aufnahm, ging er von 1830—1832 nach Italien, einerseits um Körper und Geist nach den langwierigen angreifenden Studien die nothwendige Erholung zu gönnen, andrerseits auch, um seiner Vorliebe für naturwissenschaftliche Studien eine praktische Genugthuung geben zu können. Besonders lang hielt er sich auf der Insel Sicilien auf, die er in Gemeinschaft mit den beiden viel älteren deutschen Gelehrten Friedrich Hoffmann und Escher von der Linth, deren Bekanntschaft er zufällig in Italien gemacht hatte, gründlich erforschte.

In jene Zeit fällt auch das Ereigniß der plötzlich, südwestlich von Sicilien, aus dem Mittelmeer auftauchenden vulkanischen Insel „Ferdinandea". Unsere drei Gelehrten beschlossen, dieselbe zu besuchen und sie der kritisch-wissenschaftlichen Sonde zu unterwerfen. Sie fanden aber leider alles noch in einem solch brodelnden Urschlamm, daß eine Annäherung nur bis auf einen Kilometer Entfernung möglich wurde. Sobald ein Betreten möglich, nahmen das neu geschaffene Land natürlich die Engländer in Besitz, unter deren Füßen es indessen bald wieder im Meere versank.

Eine Episode möge hier noch erwähnt werden, weil sie charakteristisch ist für das damalige deutsche Gelehrtenthum und uns das ehrende Vertrauen offenbart, welches der junge Doktor sich schnell bei den beiden älteren Gelehrten zu erwerben verstanden hat.

Es war in Neapel. Unsern jungen Forscher gemahnte der von Tag zu Tag drohender gähnende Abgrund seiner Börse sich mit dem Gedanken der Rückkehr nach Deutschland zu befreunden. Wir alle kennen ja das. Ein junger deutscher Doktor, der eben die Universität verlassen hat, befindet sich selten in der Lage, mit Glücksgütern so gesegnet zu sein, daß er nach Belieben reisen und ohne irgend welche Beschränkung im theuern Auslande leben kann.

Hoffmann und Escher von der Linth schickten sich zu ihrer sicilianischen Reise an und versuchten den jungen Kollegen zu überreden, mit ihnen zu gehen. Philippi lehnte ab; die bekannten, zwingenden Gründe, ließen ihn seine Rückkehr nach Deutschland vorbereiten, um dort endlich mit seiner medicinischen Praxis den wünschenswerthen Anfang zu machen. Doch die andern Beiden drangen im Verlaufe etlicher Tage wiederholt in ihn. Schließlich, um der Sache ein Ende zu machen, theilt Philippi ihnen mit, daß nicht sowohl der unbändige Drang als Arzt zu praktizieren, wie die zwingende Nothwendigkeit eines schwindsüchtigen Geldbeutels ihn zur Heimreise bestimme. „Wenn's weiter nichts ist", meinten die andern, „wir haben Geld genug für uns Dreie. Können Sie uns später einmal unsere Auslagen zurückerstatten, so wird es uns freuen, als ein Zeichen, daß es Ihnen gut geht; wenn aber nicht, dann verschlägt es uns auch noch nichts." Philippi nahm endlich an und ging mit. Von da ab, bekennt er selbst, fühlte er in sich, daß er für die Medicin verloren war; es beseelte ihn nur noch der Wunsch, ein Naturforscher zu werden.

Nur kurz ist die Zeit, während welcher er, aus Italien zurückgekehrt, sich in Deutschland dem ärztlichen Berufe widmete. Denn schon im Jahre 1835 sehen wir ihn als Lehrer ins Kollegium der Höheren Gewerbeschule zu Kassel eintreten, deren Direktor er schließlich bis zu Ende des Jahres 1850 blieb. — In den Jahren 1838—1840 lebte Herr Dr. Philippi zum zweiten Male aus Gesundheitsrücksichten in Italien, diesmal in Begleitung seiner Familie; und in Neapel war es, wo ihm damals sein einziger noch lebender Sohn, der heutige Professor an der Universität und Direktor des botanischen Gartens zu Santiago, geboren wurde.

In Kassel wurde Philippi einer der Gründer des heute noch existirenden dortigen Vereins für Naturkunde und während seines ganzen Kasseler Aufenthaltes blieb er Präsident und Direktor desselben. Philippi ist übrigens von den damaligen Stiftern des Vereins der einzige noch lebende.

Im Revolutionsjahre 1848 wurde es ihm zur Pflicht gemacht, kurhessischer Staatsbürger zu werden; er wurde bald darauf in den städtischen Ausschuß und im folgenden Jahre in den Stadtrath gewählt. Die folgende Besetzung Hessens durch österreichische und bayerische Truppen führte bekanntlich den Sieg der Reaktion herbei. Es folgte jene traurige Zeit unter Hassenpflug. Da litt es unsern Mann nicht mehr im Hessenlande. Er nahm seinen Abschied aus dem Staatsdienste und siedelte nach Karlshütte bei Delligsen in Brauschweig über, wo ihm sein treuer Freund Dr. Koch eine Wohnung eingeräumt hatte. Schon im Jahre 1851 wanderte er nach Chile aus. Damals war sein Bruder Bernhard Philippi, der schon anfangs der vierziger Jahre ausgewandert war, von der chilenischen Regierung als Generalagent nach Hamburg gesandt worden, um eine regelmäßige Einwanderung deutscher Elemente einzuleiten. Bei der großen Unzufriedenheit des deutschen Volkes mit den damaligen Zuständen im Vaterlande gelang es dem Abgesandten auch eine erhebliche Zahl ehrbarer deutscher Familien mit sich nach Chile zu führen, unter ihnen diejenige seines Bruders, unseres Dr. R. A. Philippi. Leider sollte Magallanes in dem neuen Vaterlande ein widriges Geschick ihm und den Seinigen bald einen schweren Schlag versetzen. Man hatte nämlich den Bruder Bernhard Philippi nach seiner Rückkehr aus Hamburg als Gouverneur von Magallanes nach Punta Arenas gesandt, wo die Kolonie durch Patagonier kurz vorher zerstört war. Indische List und Verschlagenheit heuchelte jedoch bald Freundschaft. Sie kamen sogar und machten einen feierlichen Besuch beim Gouverneur, ihn freundschaftlichst zur Erwiderung desselben in ihem Lager einladend. Als nun dies im November des Jahres 1852 geschah, wurde der Gouverneur nächtlicherweile mit fast allen seinen Begleitern erschlagen und die Leichname durch Dick und Dünn hinter den Pferden hergeschleift. Anscheinend fiel Bernhard Philippi als ein Opfer der Blutrache, immerhin aber als ein Pionier der Kultur. Niemals ist von ihm wieder eine Spur entdeckt worden; obwohl es nicht an gewissenlosen Schwindlern gefehlt hat, welche in gewissen Zeitintervallen versucht haben, der Familie Philippi Geld unter dem Vorgeben abzuschwindeln, daß der Gouverneur noch als Gefangener unter den Patagoniern lebe und man seinen Aufenthalt kenne.

Zuerst lebte der Dr. Philippi auf seiner Besitzung in San Juan, Provinz Valdivia; aber im Juli 1853 wurde er zum Rektor des Lyceums von Valdivia, der im Aufblühen begriffenen deutschen Kolonie, ernannt. Zwar hatte schon vordem in Valdivia ein Lyceum bestanden, doch war dasselbe wieder eingegangen. Dasjenige welches jetzt daselbst existirt, ist von Philippi durchaus neu eingerichtet worden. Schon im Oktober desselben Jahres wurde er zum Direktor des Nationalmuseums in Santiago, sowie zum Professor der Botanik und Zoologie an der Universität von Chile ernannt. Es ist das ein wichtiges Ereigniß insofern, als, wenn einmal die Geschichte der chilenischen Pädagogik geschrieben werden wird, man wird berichten müssen,

daß die naturwissenschaftlichen Disciplinen unter die Unterrichtsfächer erst seit der Ernennung des Dr. R. A. Philippi aufgenommen worden sind. Alsbald erfolgte auch seine Ernennung zum Professor der Naturgeschichte und physikalischen Geographie am Institut.

(Schluß folgt.)

Friedrich Müller.

Nekrolog

von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Dreiundvierzig Jahre, von 1832—1875 war Professor Müller als Lehrer an der hiesigen Akademie für bildende Künste thätig. Groß sind die Verdienste, die er sich um dieselbe erworben. Hunderte von Schülern hat er herangebildet, viele derselben haben sich in der Kunstwelt einen sehr geachteten Namen erworben, manche sind sogar berühmte Meister der Malerei wie der Bildhauerkunst geworden. Wir wollen von seinen Schülern hier nur nennen: Ihlée, Kaupert, Stiegel, K. Finck, K. Arnold, Handwerk, W. Binder, L. Katzenstein, Faust, Echtermeyer, August von Wille, Lins und Grebe. Alle haben ihm ein treues, dankbares Andenken bewahrt, verstand er es doch sich die Zuneigung seiner Schüler in hohem Grade zu erwerben. Einer derselben, ein Künstler von Ruf, der zu Anfang der 40er Jahre die hiesige Kunstakademie besuchte und später seine Studien in München fortsetzte, ein Jugendfreund des Schreibers dieses Nekrologs, gibt seinem Schmerze über das Hinscheiden des geliebten und von ihm hoch verehrten Lehrers in einem an uns gerichteten Briefe beredten Ausdruck und entwirft von ihm folgendes charakteristische Bild: „Durch seine Lehrgabe, sein Wohlwollen, seine persönliche Liebenswürdigkeit war Professor Friedrich Müller bei seinen Schülern der verehrteste Lehrer der Akademie, er besaß bei seiner Kenntniß und technischen Geschicklichkeit in der Nachahmung der italienischen und niederländischen Malerschulen und alten Meister die Gabe, den Schülern nach ihrer Eigenart und Neigung mit bestem Rathe beizustehen, ihnen die sorgfältigste Anleitung zu geben und sie, je nach ihrer Begabung in die entsprechenden Bahnen der Kunstzweige zu lenken. Deshalb ist es ihm auch möglich gewesen, ebenso Historien-, Genre-, Portrait-, Thier- und Architektur-Maler, wie Landschaftsmaler heranzubilden. Sein frischer Humor, sein schlagfertiger Witz haben oft bei fehlerhaftem eigensinnigen Beharren der Schüler in ihrer Arbeit mehr gewirkt, als ernste Belehrung und offener Tadel. Er war ein vortrefflicher Lehrer und nach keiner Richtung hin Pedant. An einem heißen Sommertage, kurz vor Schluß der Morgenstunden, erschien er noch einmal in der Klasse und fand die meisten Schüler schon im Aufbruche begriffen, er unterzog die Arbeiten noch einer kurzen Kritik, wandte sich dann lächelnd zu der Thür mit den Worten aus Schillers Jungfrau von Orleans:

Zerstreut euch Lämmer auf der Heide,
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schaar.

Doch kaum hatten wir auf einem nahegelegenen Bierkeller ein Kegelspiel begonnen, da erschien auch unser Professor und rief „Schreiben Sie mich nur gleich noch an"; bald standen mehr Karrikaturen auf der Tafel als Zahlen und der Morgen war verbracht in der köstlichsten Stimmung. Er unternahm häufiger mit uns Studienfahrten, und unvergeßlich sind mir und wohl allen Theilnehmern die komischen und lustigen Abenteuer geblieben, welche wir da erlebt, die würdig gewesen wären, von einem Schriftsteller, wie Ernst Koch, dem Dichter des „Prinz Rosa Stramin," humoristisch geschildert zu werden." — Als nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen der Geheime Hofrath Ludwig Sigismund Ruhl (gestorben am 8. März 1887) seine Stelle als Direktor der Kasseler Kunstakademie niedergelegt hatte, wurde dem Professor Müller das Direktorat dieser Kunstanstalt übertragen, nachdem er früher schon zum beständigen Sekretär derselben bestellt worden war. Im Jahre 1875 trat er in den Ruhestand. —

In Kassel malte Professor Müller mehrere Bilder für die Kurfürstin, für die französischen Gesandten und für Private. Die Kurfürstin Auguste, bekanntlich eine große Kunstfreundin und Kunstverständige, die auch selbst die Kunst ausübte, würdigte ihn besonderer Auszeichnung, ebenso geschah dies seitens ihrer Tochter, der Prinzessin Karoline. Auch hier blieb Professor Müller der alten Neigung, seine Motive aus dem Leben der heiligen Elisabeth, der Schutz-

heiligen unseres Hessenlandes, zu entnehmen, treu. Ein Bild derselben erwarb die französische Gesandtschaft, dasselbe wurde in Frankreich bekannt und trug dem Künstler den Namen le peintre de St. Elisabeth ein. Andere Bilder Müller's, die in den Besitz des französischen Gesandten übergingen, waren eine veränderte Wiederholung von Jakob und Rahel, die italienische Hochzeit und ein St. Hubertus. Auf der Berliner Kunstausstellung im Jahre 1838 befand sich ebenfalls eine Darstellung Müller's von Jakob und Rahel am Brunnen. Dieses Bild hatte die damalige Gräfin von Schaumburg, nachmalige Fürstin von Hanau, Gemahlin des Kurfürsten Wilhelm erworben, dasselbe ist von Bodmer für den kurhessischen Kunstverein lithographirt worden. Unser oben erwähnter Jugendfreund gibt in seinem Briefe noch folgende von Professor Müller gemalten Bilder an: „Armida unter den Hirten", nach Torquato Tasso's „Befreitem Jerusalem", „Kaiser Friedrich's Römerzug", „Prophezeiung des heiligen Franciscus von Assisi" und „die Gesandtschaft des Papstes an den König Philipp von Frankreich" In dem Nachlaß des Professors Müller befindet sich noch eine Anzahl von Gemälden und eine Reihe von Skizzen, die wahrscheinlich zu einer öffentlichen Ausstellung gelangen werden. Es wird dadurch dem kunstliebenden Publikum Gelegenheit geboten, die Leistungen des Künstlers zu würdigen. Auch in der hiesigen Gemäldegallerie, sowie im Kunsthause befinden sich einzelne Bilder desselben. Das Monogramm, dessen sich Professor Müller nach Malersitte bei seinen Gemälden bediente, besteht in folgendem Zeichen: |M F|—. Wir haben uns hier kurz fassen müssen, einmal, weil wir selbst zu wenig Kunstkenner sind und uns ein sicheres Urtheil in Kunstsachen nicht zutrauen, dann aber auch, weil die Quellen über Friedrich Müller als Künstler nur sehr spärlich sind. Er selbst hat nicht einmal Aufzeichnungen über seine künstlerische Thätigkeit hinterlassen, und doch würden solche zur Beurtheilung der künstlerischen Bestrebungen in Kassel in den letzten 60 Jahren von großem Werthe sein. —

Im Herbste 1835 wurde hier der „Kunstverein für Kurhessen" gegründet, zu dessen Entstehung Professor Müller wesentlich beigetragen hatte. Ein seltsames Spiel des Zufalles, welches sich bei der ersten Ausstellung ereignete, erzählt uns Professor Müller in seinem Werke „Kassel seit siebenzig Jahren" (Bd. II. S. 94). Da es die Leser interessiren dürfte, so geben wir hier diese Schilderung als Episode mit den Worten des Verfassers wieder: „Der Kurprinz hatte großen Gefallen an einem reizenden Winterbild gefunden — ich glaube der Verfertiger hieß Haanen — und wünschte dasselbe zu erwerben. Der mit dem Verkauf beauftragte Zwischenhändler wollte es aber nur unter der Bedingung abgeben, daß auch zugleich das dazu gehörige Pendant — eine Sommervorstellung von weit geringerem Kunstwerth — mitgekauft werde, was dem Kurprinzen nicht anstand. Nun erwarb die Verwaltung des Vereins beide Bilder, brachte sie in Verloosung und — der Kurprinz gewann das W i n t e r b i l d. Als ich Tags darauf neben der Kurfürstin vor demselben stand, frug sie mich, ob denn auch die Ziehung der Loose, wie in Kassel allgemein üblich, ein W a i s e n h a u s k n a b e besorgt hätte. Glücklicherweise konnte ich die unter diesen Umständen eigenthümlich klingende Frage bejahen. Uebrigens hatte der Glücksfall den fürstlichen Gewinner in eine so gute Stimmung versetzt, daß er noch eine Anzahl Bilder im Werthe von mehreren Tausend Thalern kaufte." —

Im Frühjahr 1836 kam Franz Dingelstedt nach Kassel und mit ihm Leben und Bewegung in die literarischen Kreise der Residenzstadt. Um ihn sammelten sich gleichgesinnte, den Musen huldigende Freunde: Dichter, Maler und Musiker Sie bildeten ein literarisches Kränzchen, die „Stiftshütte"; ihre Tafelrunde hielten sie im „Landgrafen Karl", später bei „Vater Luhmann", zuletzt im „Hessischen Hof". Der „Stiftshütte" gehörten u. a. an außer Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker an: der leider früh verstorbene Dichter Gustav Schulz, „unser Lyriker, die Lerche des kleinen Sängerkreises", wie ihn Dingelstedt nennt, der Musiker Bernhard Schädel, die Maler Faust und Friedrich Müller, der Baumeister Engelhard, Bettina's alter Freund. Aus diesem Kreise ging das hessische Album für Literatur und Kunst, herausgegeben von Franz Dingelstedt (Kassel 1837) hervor. In dem „Zimmerspruche" von Franz Dingelstedt, mit welchem er das Album eröffnete, heißt es:

Deß walte Gott in diesen Hallen,
Mit seinem Wort und seinem Geist!
Der Tempel steht, die Fahnen wallen,
Im Morgenroth die Zinne gleißt —
Deß walte Gott, der sich in Güte
Dem Schönen wie dem Wahren neigt,
Zu dem der frische Duft dee Blüthe
Und reicher Früchte Brodem steigt!

Der Tempel steht — herein mit Allen
Die heit'rer Kunst sich sinnig weih'n,
Die sich im Schönen noch gefallen,

Doch ohne Ernstem fremd zu sein;
Herein mit Jedem, nah' und ferne,
Im vielgeliebten Vaterland
Der je in's dunkle Leben gerne
Der Dichtung grüne Kränze wand!

Der Kultus des Schönen und Wahren, die heitere Kunst, die dem Ernsten nicht fremd ist, Poesie und Kunst, brüderlich vereint, das waren ja die Ideale Friedrich Müllers von Jugend an. Und wenn es in den nachfolgenden Versen des Dingelstedt'schen „Zimmerspruches" heißt:

Nur das sei fern: das kleine Dichten
Und Trachten, wie's gewöhnlich geht,
Das Deuteln und das Splitter-Richten,
Deß Sinnen auf Gemeines steht:
Verwitt're das in seichter Breite,
Was stets am Eig'nen kleben bleibt,
Zersplitt're das in leichtem Streite,
Was keine beß'ren Keime treibt!

Uns aber laßt in starkem Streben,
Die Brust für Höheres entbrannt,
Die jungen Flügel freudig heben, —
Für freie Kunst und Vaterland!

so entsprach ja auch das gerade dem Sinnen und Trachten Friedrich Müllers; kein Wunder also, daß er sich von der Gesellschaft „Stiftshütte" mächtig angezogen fühlte.

Mit Franz Dingelstedt scheint Professor Müller überhaupt in intimeren Beziehungen gestanden zu haben. Als jener, der im Herbste 1838 an das Gymnasium in Fulda versetzt worden war, dort 1840 zur vierhundertjährigen Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst die eigenartige Dichtung „Sechs Jahrhunderte aus Gutenbergs Leben" schuf, da lieferte Professor Müller die Randzeichnungen dazu, ein Werk, das an Kraft und Kühnheit der Conception einzig in seiner Art dasteht. Doch darüber in unserer nächsten Nummer.

(Schluß folgt.)

Altgermanisches Begräbniß.

Auf die nächtlich dunkle Heide senkt sich tief der Himmelsbogen,
Von den aufgetürmten Massen des Gewölks herabgezogen.

Fruchtlos ist des Mondes Ringen, sich der Erde zuzuwenden,
Denn des Dunkels Mächte halten ihn umstrickt mit Riesenhänden.

Und zu ihrem wilden Reigen stöhnt der Wind im Schilf am Moore:
„Öffne, öffne dich, Walhalla, denn ein Held naht deinem Thore!" —

Sieh ihn dort! Auf schlichter Bahre liegt sein Leib in starrer Schöne,
Und um ihn versammelt stehen trauernd seines Stammes Söhne.

Und gedenken, wie noch jüngsthin diese mächt'gen Glieder sprangen,
Um des Steines Wurf zu folgen, um den flücht'gen Hirsch zu fangen.

Wie noch jüngst die schlaffen Sehnen sich zum Lanzenwurfe spannten,
Und die eingesunknen Augen in des Muthes Feuer brannten.

Wie noch jüngst die Züge strahlten in des Stolzes Selbstvertrauen —
Und die sturmerprobten Krieger falten düster ihre Brauen.

Denkt auch sie vergangner Tage, die in thränenlosem Leide
Einmal noch ins Knie gesunken an des toten Gatten Seite?

Träumt des bleichen Weibes Seele von der lichten Frühlingsstunde,
Da er ihr die Hand geboten zu der Treue heil'gem Bunde?

Oder fragt sie stumm die hohen Götter, die im Himmel walten,
Wie sich, nun sie ihn verloren, soll ihr dunkles Loos gestalten?

Niemand weiß es; ihre Blicke ruhn auf dem nur selbstvergessen,
Dem die unbarmherz'ge Norne allzu karges Maß gemessen. —

Von des Mondes Glanz durchbrochen löst sich jetzt der Wolkenballen,
Matter Lichtschein deckt die Heide, wo gespenst'sche Schatten wallen.

Und der Älteste des Stammes spricht: „So legt ihn in die Erde
Mit dem nie erlahmten Bogen, mit dem sieggewohnten Schwerte;

Mit dem Köcher schwer von Pfeilen, mit den goldgezierten Spangen,
Daß er als ein würd'ger Streiter zu Walvater kann gelangen.

Spricht's und winkt zum letzten Werke. Stumm gehorchen die Genossen,
Bald hat ob des Tapfern Leiche sich das dunkle Grab geschlossen.

Und das Hügelmal erhoben auf dem festgetretnen Boden. —
Langsam zieht die Schaar von dannen mit dem blassen Weib des Toten.

Und es hallet auf der Heide nur das Windgestöhn im Rohre:
„Öffne, öffne dich, Walhalla, denn ein Held naht deinem Thore!"

A. Weidenmüller.

Aus alter und neuer Zeit.

Die Hessen bei Einbeck (1479). Das ansprechende Gedicht: „Die Hessen bei Einbeck (1478)" von C. Schaumburger in Nr. 3 dieser Zeitschrift steht leider auf ziemlich schwachen historischen Füßen. Die Quelle für das Gedicht ist wohl Chr. Röth, Geschichte von Hessen (2. Aufl., S. 144), wo wenigstens das Datum 1478 sich findet, während bei Rommel (Geschichte von Hessen 3, 61), worauf Röth zurückzuführen ist, das richtige Jahr 1479 angegeben ist. Letzteres ergiebt sich auch aus der Darstellung von W. Havemann (Der Grubenhagen und die Stadt Eimbeck im Kampfe mit welfischen und hessischen Fürsten, im Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen 1846, S. 60—97) als das urkundlich begründete Datum. Doch das mag nur beiläufig erwähnt sein. Wichtiger erscheint es mir im Interesse der historischen Wahrheit, den Einbeckern zu ihrem guten Recht zu verhelfen und nicht den Kriegsruhm der Hessen auf Kosten anderer zu vergrößern, was diese wahrlich nicht nöthig haben.

Im genannten Jahre 1479 war Landgraf Heinrich III. im Bunde mit Herzog Wilhelm dem Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel in dessen Fehde mit dem jungen Herzog Heinrich IV. von Braunschweig-Grubenhagen, mit den Grafen von Spiegelberg und dem Bischof von Hildesheim, Henning vom Haus. Die wackeren Einbecker Bürger — die Stadt lag mit ihrem Gebiet von der größeren Masse des Herzogthums Grubenhagen getrennt, fast ganz vom Calenbergischen und Wolfenbüttelschen umgeben — weigerten, als sich die Gegner ihres Landesherrn, darunter die hessische Streitmacht unter Graf Otto von Waldeck und Johann Schenck von Schweinsberg (Landgraf Heinrich war nicht zugegen), ihrer Feldmark näherten, ihnen den Durchzug und nahmen, als die Feinde dessen nicht achteten, muthig den Kampf auf, trotzdem ihr Herzog sie ermahnt hatte, sich auf die Vertheidigung ihrer Stadt zu beschränken. Der ungleiche Kampf, 1200 Einbecker Bürger gegen 1800 geharnischte Ritter, war blutig; „die Bürger stritten der Väter würdig;" ein Drittel von ihnen lag todt auf der Wahlstatt, die übrigen geriethen in Gefangenschaft. Die Niederlage der Städter wurde dadurch beschleunigt, daß Herzog Wilhelm sie aus einem Hinterhalt unvermuthet überfiel, während sie mit dem von Schweinsberg in einem Kampf um die Wagenburg verwickelt waren. In diesem Kampf „strich", wie erzählt wird, „der von Schweinsberg dem jungen Heinrich von Braunschweig, dem Sohne Herzog Wilhelms, eine Hand voll Blut übers Maul, um ihn weidisch zu machen; dessen es doch nicht bedurfte." Die gefangenen Städter wurden unter die Sieger vertheilt. Die, welche den Hessen zufielen, kamen nach Kassel, Gudensberg, Eschwege und andere Städte an der Werra und Diemel, das Banner von Einbeck, das weiße Roß in rothem Felde, wurde in einer Kirche zu Kassel aufgehängt. Die Gefangenen in Eschwege wurden in einem Thurm (vielleicht dem alten Thurm am Dünzebacher Thore) untergebracht und zwar in so engem Gewahrsam, „dat orer de helffte nicht kome to sittende boven sunder de meyste deyl alle dyt stan möthe . . ., dat se dar over tho lives ungesunt mogen komen." Durch Vermittlung des Rathes der Stadt Göttingen erhielten die Gefangenen eine Erleichterung ihrer Haft.

Aus dem Gesagten ist, meine ich, ersichtlich, daß die Einbecker nicht die übermüthige Rolle spielten, die ihnen im Gedicht zugetheilt ist. Wir werden Einbeck (die Stadt war schon seit lange Hansastadt) in eine Reihe mit den andern aufstrebenden Städten setzen dürfen, die damals allenthalben den Kampf mit der Gewalt der Fürsten und des Adels aufnahmen. Auch fochten die Einbecker für ihren Landesfürsten. Ferner geht aus dem oben Gegebenen hervor, daß Landgraf Heinrich von Hessen dem Kampfe nicht beiwohnte, und daß der Sieg den Hessen nicht allein zufiel.

Uebrigens ist das Ereigniß schon in damaliger Zeit in einem Liede verherrlicht worden (mitgetheilt von Havemann a. O. 69—74). Der Dichter, der von sich sagt, daß er „tho rusteberge in dem hagen (Rusteberg auf dem Eichsfelde) düt leide gedicht" habe, steht keineswegs auf Seiten der

Städter, er macht sich sogar über sie lustig (z. B. sagt er am Schluß: „dar weren de borger mede, de bruweden gut eimbeksch beer, se legen dar gefangen u gebunden, gelick we de wilden deer, aber so schlecht wie in dem neuen Gedicht ergeht es ihnen hier nicht. Mittheilenswerth scheinen mir aus dem alten Liede noch folgende Verse.

„De van Eimbeck hadden enen Houptman,
„He mochte ichtes des adels sin;
„He sprack: „der rüter is tho vele!
„„Dat wi weren bliven tho der heim
„„Und nu nich uthetogen,
„„Dat duchte mi wol gud;
„„Ick furchte wi sind overmannet,
„„Se wilt uns decken di hud.“

„Do sprecken de vom Eimbeck alle,
„Beide arme u rick:
„„Wi willen stande blieven
„„Bi einander alle gelick.
„„Wi hefft wol eher gebeitet
„„Twier forsten van Brunschwick.“

„Tho hande sprack sick Clawes von der brügge,
„Der Borgemeister ein:
„„Houptman, riselt di up dem rügge,
„„Darumb wil wi nich fleihn.
„„Ick wil mede Heinrich van Korbecke
„„Rieden na unser stadt
„„Und halen unser anderen borger,
„„So stahn wie desto bath.“

Das Gedicht schließt mit der Mahnung:

„Daran gedenket gi stede,
„Dartho gi erbare man,
„Vorachtet kene forsten und heren,
„Gripet idt ganz wislich an.

E. Stendell.

Bericht des Pfarrers Johann Christian Creß zu Preungesheim über das Gefecht bei Sandershausen. (22. Juli 1758.)

Johann Christian Creß von Marburg, Sohn des Pfarrers Creß von Rodheim bei Homburg vor der Höhe, von 1738—1769 Pfarrer zu Preungesheim, hat in dem Kirchenbuch mancherlei Notizen über seine Erlebnisse während des Erbfolge- und während des siebenjährigen Kriegs niedergeschrieben. In dem ersteren wurde das Dorf und der Pfarrer sehr hart mitgenommen, von dem zweiten, da der Kriegsschauplatz ferner lag, weniger berührt. Dagegen kann er es nicht unterlassen, der Tapferkeit seiner hessischen Landsleute, in deren Reihen auch seine Pfarrkinder fochten,*) in dem Gefecht bei Sandershausen, wo die Hessen der dreifachen Uebermacht des französischen Heeres unter dem Herzog von Broglio die Spitze boten, in dem Kirchenbuch ein ehrenvolles Denkmal zu setzen. Er schreibt:

Die französische Armee, so bishero in unserem Land gelegen und ohngefähr 30 000 Mann stark war, brach im Julio unter Prinz de Soubise auf und nahm von uns ihren Marsch nach dem Fürstenthum Hessen. Das erste Lager hatten sie bei Friedberg und Dorheim, an welchem letzteren Ort Alles an Früchten abfouragietten und eine grausame Verwüstung angerichtet wurde, hierauf ginge der Zug nacher Marpurg und Cassel, an welchem letzteren Ort zwischen Sandershausen und Bettendorf (Bettenhausen) eine blutige Aktion zwischen der Avantgarde unter dem Duc de Broglio und unsern hessischen Soldaten unter dem Prinz von Ysenburg, die 4000 Mann ausmachten und aus den Regimentern Ysenburg, Canitz, gelben Dragonern und etwas hanöverschen und hessischen Jägern bestunden, den 22. Juli vorfiel. Die Aktion fing Nachmittags um 2 Uhr an und dauerte bis in die Nacht. Des Morgens in aller Frühe zogen sich die Hessen zurück nach Hannöverisch-Münden. Unsere Leute, die Hessen, haben dabei an Todten, Blessierten und Gefangenen 600, die Franzosen aber, wie sie selbst bekennen, über 4 000 Mann verloren und den besten Kern ihrer Truppen eingebüßt. Sie sagen, die Hessen hätten nicht wie Menschen, sondern wie Löwen gefochten. Die Französischen Regimenter Bonvoisir, Rohan, de Pont und Zweibrücken**) seien fast total ruiniert worden und von den drei Kompagnien Zweibrückischer Grenadiere seien nur 6 Mann übrig geblieben. Gott stärke ferner das kleine Häuflein, gebe ihm Muth und Sieg, zerstöre unsere grausamen Feinde, die uns bishero bis aufs Blut ausgemergelt haben und gebe uns den lieben, edlen Frieden, damit wir ihn wieder loben können in der Stille zu Zion.

Mit tiefem Schmerz erfüllt den patriotischen Pfarrer der Anblick der von den Franzosen aus dem Kasseler Zeughaus nach Hanau entführten Geschütze. Er schreibt weiter in demselben Jahre:

Das hanauische Land muß von allem und jeden Früchten Heu und Stroh ⅔ an die französische Armee unterm Prinzen Soubise abgeben und darf nur ⅓ für sich behalten, das Fischerische Freikorps exequiert dato noch darauf mit allergrößter Strenge und Gewalt. Gott stehe uns bei und wende diese Land Calamitäten von uns und allen unsern Nachkömmlingen in Gnaden ab. Die Franzosen haben das ganze Zeughaus zu Kassel ausgeleert und alle

---

*) Das Regiment Ysenburg, (später Regiment von Kospoth) welches bei Sandershausen engagiert war, garnisonirte in Hanau und rekrutirte sich aus der Grafschaft.

**) soll wohl heißen Deux Ponts oder Zweibrücken.

Artillerie, sammt Ammonition auf Hanau transportieret. 70 deren schwersten Kanonen lagen hinter der französischen Kirche auf der Erde benebst einer Menge Kugeln und Bomben, allwo ich sie selbst mit größter Betrübniß benebst meinem Sohn den 7. November gesehen habe. Der Neustädter Markt stunde auch voller Kanonen. Herr sende uns doch die Erlösung aus Zion und gebe uns Gnade zu wahrer Buße. Bei dem Allem thut der Herr Wunder, denn die Früchte sind sehr wohlfeil. Zu Kesselstadt im Schloß, in der lutherischen Kirche, in der Remiß und im großen Wirthshaus*) haben die Franzosen Lazarethe angelegt und es liegt Alles voller Kranken.

Merkwürdigerweise thut Creß der Schlacht bei Bergen (1759), welche doch ganz in der Nähe stattfand und in welcher Generallieutenant Prinz Ysenburg an der Spitze der hessischen Grenadiere den Heldentod starb, keine Erwähnung, sondern beschreibt nur noch die Verwüstungen, welche die nach dem Rückzug aus Hessen im Jahre 1762 bei Bergen lagernde Französische Armee unter Soubise sowie das vom Niederrhein zugezogene Condésche Hülfskorps im Felde anrichtete.

1763 berichtet er: Den 3. November 1762 wurden dem barmherzigen Gott sei Dank die Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich zu Fontainebleau unterzeichnet und darauf den 15. November 1762 der Waffenstillstand bei Amoeneburg auf der Brücke zwischen beiden Feldherrn Prinz Ferdinand von Braunschweig und Prinz Soubise unterzeichnet, weniger nicht sogleich bei beiden Armeen proklamiert, infolge unsrer bisherigen Noth und Elend ein wünschenswerthes Ende gemacht.

F. W. J.

*) Zum Schwanen.

Aus Heimath und Fremde.

In der Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde hielt am vorigen Montag Bibliothekar Dr. Brunner den angekündigten Vortrag über „Hermann, Landgraf von Hessen, Erzbischof und Kurfürst von Köln (1442—1508).“ Dr. Brunner versteht es, seine Vorträge anziehend und fesselnd zu gestalten. Er beherrscht meisterhaft Sprache und Stoff, seine Vorträge zeugen von gründlichen Studien, sie sind stets vom wissenschaftlichem Geiste getragen; nicht in althergebrachten Geleisen bewegen sich dieselben, die neuesten Forschungen, zum großen Theile seine eigenen, liegen ihnen zu Grunde, dadurch sind sie nicht blos unterhaltend, sie sind auch, was solche wissenschaftlichen Vorträge immer sein sollen, lehrreich. Der Beifall, den Herr Brunner für dieselben erntet, ist sonach ein wohlverdienter. Ueber den Inhalt des letzten Vortrags werden wir in einer späteren Nummer unserer Zeitschrift ausführlicher berichten.

Moritz von Baumbach. Am 23. Februar d. J. waren 100 Jahre seit der Geburt eines Mannes vergangen, welcher unter den bedeutendsten hessischen Juristen dieses Jahrhunderts mit an erster Stelle genannt wird, der sich aber vor allem in seiner Stellung als Minister der Justiz und in den ersten Jahren der landständischen Verhandlungen als Präsident der Stände durch seinen edlen, mannhaften Charakter in den Kämpfen für eine wahrhaft konstitutionelle Regierung die Hochachtung Aller, selbst seiner politischen Gegner, erworben hat.

Es war dies Moritz von Baumbach aus dem Hause Kirchheim.

Er war geboren zu Maestricht, wo sein Vater als Rittmeister in einem holländischen Dragoner-Regiment in Garnison stand, erhielt aber seine Jugenderziehung in Hessen, da der Vater bald nach seiner Geburt in sein Vaterland zurückgekehrt war. Im Jahre 1805 bezog er die Universität Marburg, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen und erhielt schon im Jahre 1808 unter König Jérôme, als er seine Studienzeit kaum beendet hatte, seine erste Anstellung als Assessor bei dem Distriktstribunal in Hersfeld. Im Oktober 1810 wurde er in gleicher Eigenschaft an das Tribunal in Kassel versetzt und im Jahre 1813 auf Vorschlag des Justizministers Simeon, welcher ihn zu gesetzgeberischen Arbeiten verwendete, zum Staatsanwaltsauditor ernannt.

Nach der von ihm sehnlichst gehofften Rückkehr des Kurfürsten in sein Land trat er bei dem Bataillon freiwilliger Jäger ein und erwarb sich als Oberjäger in dem Feldzug des Jahres 1814 den Orden vom eisernen Helm. Nach Beendigung des Feldzugs erhielt er seine erste Anstellung im kurhessischen Staatsdienst als Justizrath bei der Regierung in Kassel. Bei Errichtung der Obergerichte im Jahre 1821 wurde er Rath bei dem Obergericht zu Kassel, worauf im Jahre 1825 in Anerkennung seiner außerordentlichen Befähigung seine Ernennung zum Oberappellationsgerichtsrath erfolgte.

Im Jahre 1831 hatte ihn die Ritterschaft des Fuldastroms zu ihrem Vertreter auf dem Landtag berufen und wurde er vom Landesherrn erst zu dessen Vicepräsidenten und später zu dessen Präsidenten ernannt. Nach Auflösung des Landtags war er Mitglied des permanenten Ausschusses.

Als Hassenpflug im Jahre 1834 Minister der Justiz und des Innern wurde, war eine seiner ersten

Handlungen, Baumbach aus dem höchsten Gerichtshof zu entfernen und seine Ernennung zum Direktor des Obergerichts in Rinteln zu erwirken. Die Schaumburger Städte erkannten seine landständischen Verdienste dadurch an, daß sie ihn zu ihrem Vertreter auf dem Landtag erwählten. Seine Thätigkeit auf solchem war aber zu Ende, da Hassenpflug ihm den dazu erforderlichen Urlaub versagte.

Als im März 1848 der Kurfürst versprach, alle Ministerien mit Männern zu besetzen, welche das Vertrauen des Volkes besäßen, erhielt v. Baumbach das Justiz-Ministerium übertragen. Durch seine Ernennung hielt man die Zusage des Volkes für erfüllt und auch der Kurfürst hat seinem edlen Charakter nie die Anerkennung versagt.

Im Februar 1850 machte das Ministerium Hassenpflug seiner ministeriellen Thätigkeit ein Ende. Es erfolgte seine Ernennung zum Präsidenten des Obergerichts in Marburg. Die weiteren Maßnahmen Hassenpflugs zur Beseitigung der Verfassung von 1831 bewogen ihn, unter Verzichtleistung auf das durch 42jährige treue Dienstzeit von ihm wohlerworbene Recht auf Pension, seinen Abschied zu nehmen.

Er lebte anfangs in Marburg, dann in Meiningen bei seiner Tochter, Ehegattin des Forstmeisters Ernst von Baumbach, und die letzten Jahre in Kassel. Hier machte am 15. Juni 1871 der Tod seinem verdienstvollen Leben ein Ende.

Hatte er auch die letzten Jahre seines Lebens in vollständigster Zurückgezogenheit verlebt, so gab doch die zahlreiche Folge zu seiner letzten Ruhestätte davon Zeugniß, daß das Andenken an dieses Musterbild eines pflichtgetreuen hessischen Beamten in den Stürmen der damaligen Zeit nicht erloschen war.

W. R.-L.

Das Münzkabinet des hiesigen Museums ist um einen sehr werthvollen Zuwachs bereichert worden. Der kürzlich dahier verstorbene Rentner G. Heinrich Habich hat dem Museum seine große Münzsammlung, die namentlich reich an seltenen römischen und byzantinischen Münzen ist, auch viele Goldmünzen enthält, testamentarisch vermacht, mit der Auflage, daß diese Kunstanstalt die Münzen in einem dem Publikum zugänglichen Raume öffentlich ausstelle. Diese letztwillige Handlung des Herrn Habich verdient Anerkennung und Nachahmung.

Statt der in Nr. 3 angezeigten Abhandlung wird das diesjährige Programm der Friedrich-Wilhelms-Realschule zu Eschwege enthalten:

Ueber die tägliche und jährliche Periode der Variationen der erdmagnetischen Kraft im Moltkehafen auf Süd-Georgien während der Polarexpeditionen von 1882 und 1883 (Inaug.-Diss.) von E. Garthe.

Der Schriftsteller Julius W. Braun in Berlin, früher in Kassel, hat sich von seiner schweren, langwierigen Krankheit, von der er bekanntlich im vorigen Jahre heimgesucht war, erholt und ist jetzt wieder eifrig mit literarischen Arbeiten beschäftigt. In wenigen Wochen wird von ihm eine neue Schrift erscheinen: „In Fesseln, ein Seelengemälde", 2 Theile. Wir lassen nachstehend die diesem Werke vorgesetzte Widmung folgen:

Und deckt dereinst in sanfter Ruh'
Der Tod mein wildes Leben zu,
Ist starr mein Herz und stumm mein Mund
Und giebt nicht Liebeszeichen kund:
So nimm dies Buch und lies darin,
Und lausch' so mancher Worte Sinn.
Drin wirst Du finden, süß und mild,
Was einzig uns'rer Liebe gilt,
Denn schrieb ich wahrhaft minniglich,
So dacht' ich einzig nur an Dich.
Und sollt' hinfür in heißem Ringen
Mir noch manch' großer Wurf gelingen —
Der Ruhm, Geliebte, bleibe Dein:
Ruhmvoll sollst Du — vergessen sein.

Julius W. Braun.

Todesfälle. Am 1. Januar starb zu Kassel im Alter von 89 Jahren der Probatur-Vorstand a. D. J. F. Ochsenius. — Am 6. Januar verschied zu Hanau der Oberstlieutenant a. D. W. L. Berner, früher Bataillons-Kommandeur im 1. kurhessischen Infanterie-Regiment „Kurfürst". — Am 21. Januar starb zu Marburg der Oberförster a. D. W. Ellenberger, früher in Bieber. — Am 23. Januar starb zu Spangenberg im Alter von 76 Jahren der Justizrath Georg Müldner von Mülnheim. — Am 7. Februar starb zu Kassel im eben vollendeten 73. Lebensjahre der Post-Direktor a. D. J. C. Schmitt, Mitglied des Bürger-Ausschusses, ein Mann, der wegen seines freundlichen Entgegenkommens dem Publikum gegenüber sich hier der allgemeinen Hochschätzung erfreute und dem namentlich die Kasseler „Zeitungen" zu großem Danke verpflichtet waren. — Am 13. Februar verschied zu Schmalkalden im 62. Lebensjahre der Amtsgerichtsrath Johannes Knoch von Felsberg, ein anerkannt tüchtiger Jurist, wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaft hochgeschätzt von allen, die ihn kannten. — Am 18. Februar starb zu Fulda im Alter von 51 Jahren der Hauptmann a. D. Heinrich von Uslar-Gleichen, früher Lieutenant in dem kurhessischen Regiment „Leibgarde". — Am 20. Februar starb zu Fulda im 72. Lebensjahre der niederländische Hauptmann a. D. Thomas Schneider, gebürtig aus Fulda. — Am 23. Februar verschied zu Wilhelmshöhe im 86. Lebensjahre der Ober-Inspektor a. D., G. O. Wiederhold. — Am

28. Februar starb zu Fulda im 63. Lebensjahr der Rechtsanwalt und Notar Leopold Löser.

Ludwig Raspe. Eine Eigenart unserer jungen Germanisten ist, daß sie eben in unerheblichen Dingen vermeinen, um sich wohlfeile Sporen zu verdienen, ihre sachlichen Bemerkungen mit persönlichen Spitzen würzen zu müßen; wobei es dann mit allem darum und daran nicht allzu genau genommen wird.

Herr Dr. Seelig behauptet in voriger Nummer, ich wollte in sprachlicher Hinsicht das „Neueste" über Ausdeutung des ahd. Namens „Hraspo" (miles) beibringen. Ich finde nicht, daß ich auf Seite 226 meines Nachtrags-Bandes zu Vilmar's Idiotikon solchen Anspruch etwa besonders in den Vordergrund gerückt hätte. Wol aber möchte ich fragen, was denn Herr Dr. Seelig „Neuestes" erforscht hat, um solcher Weise zu reden?

Graf Ludwig war unzweifelhaft ein hessischer Fürst, sintemal er seit 1122 mit dem Titel „Herr zu Hessen" das Land beherrschte, indessen er vom Kaiser erst 1130 mit dem noch nicht lange zu einer so genannten Landgrafschaft eingerichteten Düringen beliehen ward. So verstehe ich wirklich nicht, was ich aus dem Scherze machen soll, den sich mir gegenüber Herr Dr. Seelig, bezüglich eines „geheimen Archives" erlaubt. Zudem hätte ich erwartet, daß mich der Alters-Unterschied schon vor solchem Versuche sichere. —

Selbstredend weiß ich auch, wie jeder nur halbwegs Unterrichtete, und seit länger denn Herr Seelig sich zu erinnern vermag, ... daß nur die Heinriche, nicht die Ludwige in jenem salischen Geschlechte den zusätzlichen Namen „Raspo" in der Geschichte geführt haben — nicht bloß der eine, 1247 verstorbene Heinrich. Da uns jedoch für das hier fragliche, ins Gisische Erbe eingeheiratete Haus ein kennzeichnender Name fehlt — denn salischer Abkunft berühmten sich die meisten standesherrlichen Häuser in Hessen-Franken — so empfiehlt sich als kurz und gut, dieß neue hessische Fürsten-Geschlecht, trotz dem es mit einem Ludwig auf den Tron kam, allgemein das „raspische" zu nennen.

Hierzu fühle ich, nach wie vor, mich ermächtiget, auch ohne Verstattung des Herrn Dr. Seelig.

Hermann v. Pfister.

Zur Abwehr.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte Oberappellationsgerichtsrath a. D. Martin in Nummer 1513 der „Hessischen Blätter" eine Entgegnung auf Angriffe gegen seinen Vater, die in dem im vorigen Jahre zu Düsseldorf erschienenen Buche „Das Königreich Westphalen. Sieben Jahre französischer Fremdherrschaft im Herzen Deutschlands" enthalten sind. Es ist an uns das Ersuchen gerichtet worden, den Artikel auch in unserer Zeitschrift zum Abdruck zu bringen. Wir kommen diesem Wunsche bereitwilligst nach, sind doch die Ausführungen des Verfassers von großem historischen Interesse und tragen sie doch zur Aufklärung über bisher noch zweifelhafte Fragen aus der Zeit der französischen Fremdherrschaft wesentlich bei. Wir geben nachstehend den Inhalt des Artikels seinem Wortlaute nach wieder, nur haben wir uns hier und da kleine Kürzungen gestattet, die u. E. der Sache selbst keinen Abbruch thun können. Herr Oberappellationsgerichtsrath Martin schreibt:

„In dem erst kürzlich zu meiner Einsicht gelangten Buche: „Das Königreich Westphalen. Sieben Jahre französischer Fremdherrschaft im Herzen Deutschlands, Düsseldorf bei L. Voß u. Co., 1888" haben die königlich preußischen Archivare Dr. R. Göcke und Dr. Th. Ilgen über meinen seligen Vater und dessen Antheilnahme an der hessischen Insurrektion von 1809 folgendes auszusagen für gut befunden:

„Das adlige Damenstift Wallenstein bei dem Städtchen Homberg, in dem die Schwester des Freiherrn von Stein Dechantin war, wurde das Stelldichein des unzufriedenen Adels, Homberg selbst, das bereits in den Aufständen zu Ende 1806 sich hervorgethan hatte durch seine Anhänglichkeit an das Kurfürstliche Regiment, der Herd der allgemeinen Verschwörung im Volk. An deren Spitze stand, so lange die Vereinigung der Volks- und Adelspartei unter Dörnberg's Führung noch nicht bewerkstelligt war, der Friedensrichter Martin zu Frielendorf, ein Sohn des Metropolitan Martin in Homberg, in *ihrem ehrgeizigen Streberthum* offenbar die am wenigsten einnehmende Persönlichkeit in dieser, doch von einer gewissen patriotischen Begeisterung eingegebenen Bewegung. Lynker, der in seiner Geschichte der Insurrektion den Aufstand Dörnberg's aus genauer Kenntniß der lokalen Quellen und lebendiger mündlicher Ueberlieferung sehr ausführlich geschildert hat, läßt ihm eine im Ganzen gerechte, eher zu günstige Beurtheilung widerfahren. Ein Mann, der im Jahre 1806 eine der ungerechtfertigtsten Schmähschriften gegen das hessische Heer veröffentlichte, der sich dann als den einzig fähigen Führer der hessischen Patriotenpartei ansah und sich nicht entblödete, in seinen Ende 1809 in Berlin erschienenen „historischen Nachrichten über die hessische Insurrektion" die Verdienste Dörnberg's in der gehässigsten Weise herabzusetzen, der hierauf dem westphälischen Gesandten von Linden in Berlin seine Dienste anbot und bei dieser Gelegenheit kompromittierende Bemerkungen nicht allein über Scharnhorst und andere in Berlin, sondern auch über angebliche Theilnehmer des Aufstandes in Hessen geflissentlich mit unterfließen ließ und auf diesem Wege die Begnadigung König Jerome's zu erlangen wußte, der schließ-

lich nach dem Einzuge der Bundestruppen in Kassel am 1. November 1813 alle seine verdächtigenden und herabwürdigenden Angaben gegen den nunmehrigen General Dörnberg wiederrief, ein solcher Mensch ist durch seine gänzliche Charakterlosigkeit genügend gekennzeichnet."

Ich finde mich veranlaßt, hierauf folgendes zu erklären:

1. Die von den Herren Göcke und Ilgen als „Schmähschrift gegen das hessische Heer" citierte bekannte Broschüre („Hessen vor dem 1. November 1806", Leipzig 1807) hat mein Vater gar nicht geschrieben. Auch würde schon seine damalige wie spätere politische Gesinnung die Möglichkeit dieser Autorschaft völlig ausgeschlossen haben. Der wirkliche Verfasser ist zwar niemals mit voller Evidenz ermittelt worden. Doch hat schon die vormalige „Hessenzeitung" (1864 Nr. 98) referiert, daß „von anderer Seite" — als derjenigen eines Theiles der entlassenen vormaligen hessischen Offiziere — der vorhinnige Fähndrich im kurhessischen Regimente Landgraf Karl, Franz Hundeshagen, seiner Zeit „aus guten Gründen" als Verfasser benannt worden sei; wie denn der anonyme Autor der Broschüre auf dem Titelblatte der letztern sich selbst als ehemaligen hessischen Offizier bezeichnet hat. —

2. Die Herren Göcke und Ilgen beschuldigen meinen Vater des „ehrgeizigen Streberthums". Gewiß ist die edle Zunft der „Streber", d. h. diejenige Menschengattung, deren ausschließliches, mit allen, gleichviel wie beschaffenen Mitteln angestrebtes Gedankenziel es ist, etwas zu werden, bezw. mehr als man bisher war, zu werden, eine weitverbreitete, und zumal in unseren Tagen zu üppigster Blüthe entwickelt. Indessen hat es zu allen Zeiten auch ehrenwerthe Ausnahmen gegeben, und zu diesen gehörte mein seliger Vater.

3. Wahr ist, daß mein Vater in einem, im 19. Hefte der „Anekdoten und Charakterzüge aus den Kriegen von 1805 bis 1809", Leipzig bei Baumgärtner, abgedruckten, „historische Nachrichten über die hessische Insurrektion" betitelten kleinen Aufsatze vom 1. Oktober 1809 zwar nicht „die Verdienste Dörnberg's in der gehässigsten Weise herabgesetzt", allerdings aber die Leistungen v. Dörnberg's als Hauptanführers jener Insurrektion einer abfälligen Kritik unterzogen hat; und ebenso ist wahr, daß mein Vater in einer spätern Erklärung vom 1. Nov. 1813 jene nachtheiligen Aussagen als auf Mißverständnissen beruhend wieder zurückgenommen, und mit dem Bekenntnisse, durch die frühere Veröffentlichung gefehlt zu haben, unter Anerkennung der fleckenlosen Persönlichkeit v. Dörnberg's, der Ehre desselben genug gethan hat. Aber weder das Eine noch das Andere ist auch nur entfernt geeignet, auf den sittlichen Charakter meines Vaters einen Schatten fallen zu lassen. Wenn ein junger 28 jähriger Mann — wie es letzterer im Jahre 1809 war — so bald nach dem unerwartet unglücklichen Ausgange eines alle Seelenkräfte aufregenden Insurrektionsunternehmens, kaum dem Tode entronnen, flüchtig im Exile lebend, und von den unmittelbaren Eindrücken dieser Erlebnisse noch ganz hingenommen, in Beziehung auf Veranlassung und Schuld des Mißlingens ein, dem Hauptleiter des Unternehmens zu nahe tretendes Urtheil gefällt und diesem Urtheil bei gegebener Veranlassung auch öffentlich Ausdruck gegeben hat, so kann das, denke ich, nicht allzuschwer ins Gewicht fallen. Daß aber mein Vater dies Urtheil nachträglich als ein solches, durch welches dem Obersten v. Dörnberg Unrecht geschehen, erkannt und vier Jahre später offen vor den Zeitgenossen wieder zurück genommen hat, kann, wie selbst Lynker (a. a. O. S. 196) anerkennt, ihm doch wohl nur zur Ehre gereichen.

4. Im Uebrigen läuft die Sachdarstellung des Herren Archivare im Wesentlichen darauf hinaus, und zwar weniger mittelst greifbarer, thatsächlich substanziierter und unter Beweis gestellter Behauptungen als durch vage und übelwollende Bemerkungen meinen seligen Vater dahin zu verdächtigen, daß derselbe dem damaligen westphälischen Gesanden, Baron von der Linden in Berlin „seine Dienste angeboten" und durch „stompromittierende" Mittheilungen „über angebliche Theilnehmer des Aufstandes in Hessen die Begnadigung König Jerome's zu erlangen gewußt" habe.

Die Wahrheit ist folgende:

Nach dem Mißlingen des Insurrektionsversuches vom 22. April 1809 blieb selbstverständlich meinem Vater, ebenso wie dem Obersten v. Dörnberg und andern Theilnehmern, nur die Flucht übrig. Es gelang ihm, nach einigen Wochen verborgenen Aufenthaltes an verschiedenen hessischen Orten, über Halle nach Berlin zu entkommen und dort ein weiter nicht angefochtenes, bis zum 22. Februar 1810 fortdauerndes Asyl zu finden. Verlangen nach dem Heimatslande und die Hoffnung, im Falle der Rückkehr seine nächsten Familienangehörigen weitern Verfolgungen enthoben zu sehen,*) hatten ihn schon im Oktober

*) Sein hochbetagter Vater, Metropolitan Martin in Homberg war, obwohl bei der Insurrektion vollkommen unbetheiligt — die Angabe Lynker's S. 118, er habe „versucht, in einer begeisternden Rede die Rechtmäßigkeit des Aufstandes darzulegen", ist absolut falsch — ward am 29. April 1809 verhaftet, im Kastell in Kassel, dann in der Festung Mainz gefangen gehalten, unter Sequestrirung seines Vermögens seiner Stelle beraubt und erst später als Pfarrer in Wolfsanger wieder angestellt. Im Wesentlichen gleiches Schicksal theilte der Schwiegervater meines Vaters, Provisor Rommel in Homberg.

1809 vermocht, die Vermittelung des westphälischen Gesandten am preußischen Hofe, Baron von der Linden behufs Erwirkung seiner Begnadigung und ungefährdeten Rückkehr in Anspruch zu nehmen. Nachdem ihm Seitens des Gesandten, wiederholter Berichterstattung an den westphälischen Hof vorgängig, im Namen des letztern eine seinem Gesuche entsprechende Zusicherung wirklich gegeben worden war, kehrte er nach Kassel zurück und meldete sich sofort nach seiner, am 5. März 1810 erfolgten Ankunft bei dem klg. westphäl. Justizminister; jedoch nur, um zu erleben, daß die Regierung ihren eignen Gesandten desavouierte und das von demselben gegebene Wort brach.*) Er wurde sofort in Haft genommen, zunächst im Kastell, dann im Gefangenhause zu Kassel detiniert, und ihm der Proceß gemacht, welcher mit seiner Schuldigsprechung wegen „Hochverrathes“ und Verurtheilung zur Todesstrafe endete. Der gegen dieses Urtheil eingelegte Kassationsrekurs ward verworfen, wiederholte, theils von ihm selbst, theils von anderer Seite eingebrachte Begnadigungsgesuche wurden vom Könige zurückgewiesen, der Tag seiner Hinrichtung auf den 24. Juli 1810 bestimmt und alle zum Vollzuge derselben erforderlichen Vorbereitungen bis ins Einzelne getroffen. Am Tage zuvor (23. Juli) erhielt er den letzten Besuch seines Vaters, empfing aus den Händen des verstorbenen nachmaligen Superintendenten Ernst das hl. Abendmahl und nahm, im Angesichte des unmittelbar bevorstehenden Todes, von seiner, ganz nahe vor ihrer ersten Niederkunft stehenden Gattin tiefbewegten brieflichen Abschied. In dieser äußersten Noth erfaßte seinen greisen Vater der Gedanke, noch einen letzten persönlichen Versuch für seinen Sohn zu wagen, welcher, wenn auch noch so hoffnungslos, doch wenigstens das beruhigende Bewußtsein gewähren konnte, daß nichts zu dessen Rettung möglicher Weise Dienliches seinerseits unterlassen worden sei. Begleitet von seiner jüngsten Tochter, und unter dem Beistande eines treuen Verwandten, des verstorbenen nachmaligen Konsistorialrathes Schnakenberg in Kassel, fuhr er am Nachmittage des 23. Juli nach Wilhelms-(Napoleons)höhe. Alle drei gelangten durch wohlwollende Vermittelung vor das Angesicht Jerome's und erhielten in Folge ihrer gemeinsamen fußfälligen Bitten von dem — bekanntlich nichts weniger als persönlich gefühllosen oder hartherzigen — Könige in der That das Leben meines Vaters geschenkt. An die Stelle der Todesstrafe trat Freiheitsstrafe von unbestimmter Dauer, welche hiernächst, gelegentlich einer umfassendern Gnadenerweisung aus Anlaß des königlichen Geburtstages, im Nov. 1811, ebenfalls ihr Ende erreichte.

Aus dem Gesagten wird sich zunächst entnehmen lassen, daß die Angabe bei Steffens (a. a. O.), daß nur „ein öffentlich hervorgehobenes, auf Effekt berechnetes französisches Schauspiel“ stattgefunden, bei welchem „der alte Vater eine Hauptrolle gespielt“ habe, oder daß, wie Lynker (a. a. O. S. 195) nachschreibt, „das Ganze nur eine verabredete Farce“ gewesen sei, eines jeden haltbaren Grundes ermangelt. Nicht minder wird aber daraus ersichtlich sein, was von der Behauptung der Herren Göcke und Ilgen zu halten ist, daß mein Vater dem westphäl. Gesandten „seine Dienste angeboten“ und durch denunciatorische Angaben über andere Theilnehmer des Aufstandes „die Begnadigung König Jerome's zu erlangen gewußt“ habe.*) In dieser letzteren Beziehung will ich noch eine Aeußerung meines Vaters hier folgen lassen, welche ebenfalls in dem oben citierten Briefe desselben vom 2. Januar 1812 sich vorfindet: „Man hatte mich vom Anfang meiner Ankunft dahier stark in die Klemme genommen, um noch Geständnisse von mir zu erpressen; besonders wollte man durchaus Namen von Mitschuldigen wissen. Ja es war mir mehrere Male angeboten worden, daß, wenn ich mich in diesem Stücke fügen wolle, meine Freiheit mir sofort gewährt werden solle. Meine stete Antwort war, ich wisse weiter ichts, als was ich bereits ausgesagt habe. Und sogar jetzt noch, wenige Stunden vor dem erwarteten Tode, geschah mir der Antrag, daß ich in dieser Hinsicht aufrichtig sein solle, wogegen mir nicht nur das Leben, sondern auch alsbaldige Freiheit zugesichert wurde. Allein, Gottlob, auch nicht einen Augenblick kam ich in dieser schrecklichen Lage auf den Gedanken, Leben und Glück auf Kosten der Ehre und des Rechts wieder zu gewinnen.

„Ein solcher Mensch“ — in diesem Tone und noch mit oem Zusatze: „durch seine gänzliche Charakter-

---

*) In einem Briefe vom 2. Januar 1812, in welchem mein Vater einem seiner Berliner Freunde eine Uebersicht seiner letztjährigen Erlebnisse giebt, heißt es wörtlich: „Die Versicherungen und Versprechungen, die mich hierher geführt hatten, waren ganz klar und bestimmt, noch weit bestimmter, als ich Ihnen vor meiner Abreise eröffnet hatte, sie rührten unmittelbar aus der höchsten Hand her“. — Die Zurückkunft meines Vaters wurde hiernach nicht — wie Steffens „Was ich erlebte“ VI, 203 ff, irrig sagt — durch dessen Vater „vermittelt“; sie erfolgte im Gegentheil, wie dies auch die selbstbiographischen Aufzeichnungen des letztern klar ergeben, gegen dessen ausdrücklichen Wunsch und Rath.

*) Ganz hinfällig ist, was die genannten Herren S. 155 ihres Buches von einer angeblichen „Verdächtigung“ Johannes v. Müller's durch meinen Vater sagen. Die Mitwissenschaft v. Müller's um den Insurrektionsplan steht, u. a. durch v. Dörnberg's und v. Rommel's Zeugniß (Bülau, Geheime Geschichten 2c. V. S. 418 u. 485) sowie nach Schlosser (Geschichte des 18. Jahrh. VII. S. 469. u. 470) außer allem Zweifel. Und da er überdieß bereits am 29. Mai 1809 gestorben war, so konnte im Herbste desselben Jahres von einer „Verdächtigung“ v. Müller's, wie überhaupt nicht, so namentlich nicht mehr von einer solchen, welche irgend einer Person zum Vortheil oder zum Nachtheil hätte gereichen können, die Rede sein.

losigkeit genügend gekennzeichnet," erlauben sich die Verfasser des Eingangs erwähnten Buches von ihm zu reden — war mein seliger Vater. Durch Bande innigster Liebe und Verehrung im Leben ihm verbunden und seit seinem am 20. November 1834 erfolgten Hinscheiden sein Andenken heilig haltend, war es mir Bedürfniß und Pflicht, gegen diesen erneuerten unwürdigen Beschmutzungsversuch das Gedächtniß meines Vaters in Schutz zu nehmen. Glaubte ich gleich gegenüber dem Lynker'schen Machwerke und den seinerzeitigen Kasselischen Ablegern desselben von öffentlicher Gegenrede einst absehen zu dürfen, so war doch ein gleiches Schweigen jetzt nicht mehr zulässig, nachdem die nämlichen Schmähungen noch in verschärften Formen, von berufsmäßigen Hütern historischer Wahrheit öffentlich wiederholt worden sind.

Kassel, im Februar 1889.

Martin, Oberappellationsrath a. D.

Anzeigen.

Briefkasten.

Franz G . . . . . . h in Kassel. — Preser dankt sehr für Ihre Mittheilungen vom 30. Januar und bittet Sie, ihm die Einsicht der angegebenen Quellen zu ermöglichen. Die Sache wird immer toller, denn in der neuesten Auflage von Graf Schack's „Gedichten" findet sich sogar eine Ballade über den „Landesvater", der seine Unterthanen nach Amerika verkaufte!

K. N. Kesselstadt. Mit bestem Dank erhalten.

C. Pr. Wächtersbach. „Kinderlos" angenommen.

H. W. Verfasser von „Aus meinem Werkbuche" wird um nähere Adresse gebeten.

Dr. F. M. und G. Th. D. Marburg. Zusendungen erhalten. Besten Dank.

L. G. Meiningen. Ihre Abhandlung mit Interesse gelesen. Ueber die Aufnahme werden wir uns später entscheiden.

A. v. B. Wiesbaden. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

Es sind noch einige Einbanddecken für den Jahrgang 1888 unserer Zeitschrift „Hessenland" vorräthig. Abonnenten, welche darauf reflektiren, werden ersucht, dies bei der Redaktion zu melden. Sollten bei der Vertheilung der bestellten Einbanddecken in der vorigen Woche Versehen vorgekommen sein, so wird gebeten, die Redaktion davon zu benachrichtigen, damit sofort Abhilfe erfolgen kann.

Redaktion der Zeitschrift „Hessenland".

Vollständige Exemplare der Jahrgänge 1887 und 1888 unserer Zeitschrift „Hessenland", auch vollständige Exemplare des I. Quartals 1887, sowie des I. Quartals 1888 kauft die Redaktion (Jordanstraße 15) zurück.

Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes" bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 6. Kassel, 16. März 1889.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 6 des „Hessenlandes“: „Frühlingsbote,“ Gedicht von D. John; „Das Jubiläum eines deutschen Greises in Santiago“ (Schluß); „Hessische Offiziere“, ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte, von J. Schwank (Fortsetzung); „Friedrich Müller“, Nekrolog von F. Zwenger (Schluß); „Eine Erinnerung an den deutsch-französischen Feldzug,“ dem Andenken der Frau Claus, geb. Sanner, gewidmet von E. Mentzel; „Dichters Vermächtniß,“ Gedicht von A. Trabert; „Trennung“, Gedicht von Carl Weber; „Wohin?“, Gedicht von Jos. Grineau; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; „Zum letzten Male der Beiname Raspe“, von Dr. F. Seelig; Hessische Bücherschau; Briefkasten.

Frühlingsbote.

Gegrüßet sei uns, liebliches Frühlingskind,
Du erster Bote, daß uns die Wonne naht!
Es schwellen hoffend schon die Herzen,
Ob auch die Fluren noch schneeverweht sind.

So dreist und schelmisch streckst du das Köpfchen vor
Und prüfest lächelnd, ob dir die Luft behagt.
Sprich, fürchtest du o kecker Knabe,
Nimmer des mürrischen Winters Dräuen?

Wie stolz und muthig stehst du im weißen Kleid,
Denn keine andere Blume verdunkelt dich,
Ja keine, denn sie schlummern alle,
Rose wie Tulpe im Erdenschoße.

So blüh' denn weiter, freu' dich des Sonnenlichts,
Nur kurzes, stilles Leben ist dir vergönnt,
Du wirst dahingehn, eh' den Frühling
Du noch gesehn, den du heute kündest.

Du wirst dahingehn, aber doch freue dich,
Daß du verwelkst, ehe die Schwestern nah'n,
Und daß du stirbst im Jugendglanze,
Eh' dich die Rose vergessen mache.

D. John.



Das Jubiläum eines deutschen Greises in Santiago.

(Schluß.)

Seine Professuren legte Dr. R. A. Philippi im Jahre 1874 nieder, um sich ausschließlich der Direktion des Museums zu widmen. Was Philippi aus demselben gemacht hat, wissen alle diejenigen, die es in seinem damaligen Zustande gekannt haben. Es umfaßte einen einzigen Saal. Außer einer Menge fremdartiger Gegenstände, die sich in demselben befanden, enthielt es wohl manches interessante Naturobjekt, doch waren die meisten Gegenstände vom Staub und Mottenfraß, der Arbeit von Ratten und Mäusen nicht zu gedenken, arg zugerichtet. Jetzt füllen die Sammlungen des Museums einen ganzen, großen Ausstellungspalast, und unter seinen Kollektionen befinden sich solche, welche die gleichartigen so mancher europäischen Museen herausfordern.

Nicht unbedeutend ist die Zahl der Chilenen, welche, einstmals Dr. Philippi's Schüler, sich jetzt in hervorragenden, einflußreichen Stellungen befinden. Wir nennen nur den heutigen Chef des Eisenbahnwesens, Perez de Arce, den gegenwärtigen Justiz- und Unterrichtsminister, Dr. Federico Puga Borne, die Doctoren und Professoren der Universität Izquierdo und Körner. Alle seine Schüler bewahren ihm das liebevollste Gedenken und innerhalb der chilenischen Gesellschaft ist seine Person hochgeehrt. In dieser Beziehung ist er ein leuchtendes Vorbild für alle die jüngeren Kräfte, die Chile nach und nach aus Deutschland an sich gezogen hat. Von Deutschen, die früher seine Schüler in Kassel gewesen sind und zum Theil noch unter uns leben, nennen wir Dr. Moesta, den verstorbenen Direktor der Sternwarte zu Santiago, Luis Grosch, den Optiker und Meteorologen derselben Sternwarte, Dr. Schwarzenberg in Osorno, Eduard Geiße eben daselbst, Franz Geiße in Ovalle und Philipp Geiße allhier.

Das Familienleben im Hause Philippi ist ein in jeder Beziehung musterhaftes, echt deutsches und für den deutschen Gast ungemein anziehendes. Da leben wirklich alle für einen, einer für alle; da herrschen Liebe, Nachsicht, Selbstlosigkeit; ein jedes will nur dem andern zu Gefallen leben. Das großväterliche Haus ist der wahre und einzige Mittelpunkt dieses Familienlebens, an das ein zahlreicher Kreis treu ergebener Freunde sich anlehnen zu dürfen, sich zur Ehre rechnet.

Aber die bösen Stürme des Lebens sind auch an diesem Hause nicht spurlos vorübergegangen. Nicht nur verlor Dr. R. A. Philippi außer seinem Bruder am 13. März 1867 seine treu geliebte Gattin durch den Tod; auch von der zahlreichen Kinderschaar, mit der dieselbe ihn beschenkte, blieben nur zwei am Leben, der schon oben erwähnte Sohn und Frau Ella Böhlendorff, welche in San Juan mit ihrem Gatten das väterliche Gut bewirthschaftet. In dem großen Kriege des Vaterlandes mit Frankreich hat auch unser Kreis den Tribut seines Blutes gebracht. Sein hoffnungsvoller 23jähriger Sohn Karl starb in deutschem Lazareth an den Wunden, die er als preußischer Offizier am 16. August 1870 in der Schlacht bei Mars la Tour empfing.

Die Pflegetochter des Hauses, deren Hochzeit vor kurzem die Familie Philippi feierte, verlor ebenfalls beide Eltern durch Mörderhand. „Nach solchen Opfern!" — Beschirme denn der Gott der Deutschen fernerhin dies deutsche Haus! —

Es ist leider unmöglich, ein Gesammtverzeichniß der schriftstellerischen Arbeiten, welche Philippi's Ruf als Gelehrten in der alten und neuen Welt begründet haben, zu geben. Immerhin wird der Leser aus denen, die wir aufführen, zu erkennen vermögen, wie fruchtbar bislang die Gelehrtenarbeit dieses Mannes gewesen ist. Wir führen die folgenden Werke an:

1. Enumeratio Molluscorum Siciliane, II vol., 1836 und 1844.
2. Abbildungen und Beschreibungen neuer oder wenig bekannter Conchylien, unter Mithülfe mehrerer deutscher Conchyliologen, III vol., 1845, 1847, 1851.
3. Handbuch der Conchyliologie und Malakozoologie, 1853.
4. Reise durch die Wüste Atacama, 1860. (Erschien auch in Spanischer Sprache auf Kosten der Chilenischen Regierung.)

5. Los fósiles terciarios i cuartarios de Chile, 1887. Auf Kosten der Chilenischen Regierung. Es erschien auch in Deutscher Sprache.

6. Zahlreiche Botanische Arbeiten in der „Linnaea" und der Botanischen Zeitung sowie der „Gartenflora".

7. Zoologische Arbeiten der verschiedensten Art in Wichmann's Archiv für Naturgeschichte, in der Zeitschrift der gesammten Naturwissenschaften, in der Stettiner entomologischen Zeitung und den malakozoologischen Blättern.

8. In den „Anales de la Universidad de Chile" publicirte er zahlreiche Arbeiten über Zoologie, Botanik, Archaeologie und Geographie.

9. In Petermanns geographischen Mittheilungen publicirte er eine ganze Anzahl geographischer Arbeiten und kurzer Notizen.

10. Eine Menge kürzerer und längerer Artikel verschiedensten Inhalts für mehrere Zeitungen; geologische und paläontologische Aufsätze in Leonhardt und Bronn's Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Petrefaktenkunde.

11. An Schulbüchern schrieb er:

a. Elementos de Historia Natural, 4 Auflagen, 1864, 1872, 1878. 1885.

b. Elementos de Botánika 1869. —

Ueber die Festlichkeiten, welche zu Ehren Dr. Rudolf A. Philippi's an dessen 80. Geburtstage von den Deutschen Santiago's veranstaltet worden waren, geben die Valparaisoer „Deutsche Nachrichten" ausführlichen Bericht. Wir entnehmen ihm, daß am Vorabend, Donnerstag den 13. Sept., dem Gefeierten ein großer Fackelzug gebracht wurde, der sich unter Vortragung deutscher und chilenischer Fahnen von der Quinta Normal nach der Philippi'schen Wohnung bewegte. Nachdem der Gesangverein „Frohsinn" im Chor „Das ist der Tag des Herrn" vorgetragen hatte, richtete Direktor Karl Rudolph eine Ansprache an den Jubilar und überreichte demselben eine Glückwunschadresse, deren Wortlaut wir unten wieder geben. Dr. Philippi antwortete tief bewegt. Im Namen der pharmaceutischen Gesellschaft überreichten die Herrn Klein und Jancke ein Diplom, in welchem der Jubilar zum Ehrenmitglied dieser Gesellschaft ernannt wird. Das Schlußwort sprach Herr Schlüter. In den Pausen sang der Verein „Frohsinn" entsprechende Lieder und bei dem Löschen der Fackeln tönte „Es braust ein Ruf wie Donnerhall„ sowie die chilenische Nationalhymne durch die Nacht. Im Restaurant der Quinta Normal herrschte bis zu vorgerückter Stunde ein reges Treiben.

Um das Gelingen der Feier haben sich die Herren Hügel, Janoskowscki und Schwab besonders verdient gemacht. Als ein äußeres Zeichen der großen Verehrung, welche der geehrte Greis in chilenischen Kreisen genießt, möge dankend erwähnt werden, daß der General Barbosa für die Feier selbst, wie für das ihr nachfolgende Beisammensein der Deutschen, ein Musikcorps unentgeltlich zur Verfügung gestellt hat.

Die Adresse, welche der Direktor Karl Rudolph im Namen der Deutschen verlesen und dem Jubilar überreicht hat, lautet:

„Hochverehrter Herr Doktor!
Theuerster Landsmann und Veteran!

In freudiger Bewegung nahen sich Ihnen heute, am Vorabend Ihres achtzigsten Geburtstages, die Deutschen Chiles, um an der friedlichen Schwelle Ihres Hauses den Gefühlen aufrichtigster Hochachtung wohlgemeinten Ausdruck zu geben, mit gerechtem Stolz zugleich und dankbarer Ergebung in den Willen der Vorsehung, die es gütig gefügt hat, daß wir einen der Auserwähltesten in unverminderter Frische und Schaffenskraft an diesem seltenen Feste begrüßen dürfen, einen Greis, dessen Silberhaar der Lorbeer deutscher Forschung und Wissenschaft ziert.

Dankend bezeugen wir vor Ihnen in dieser feierlichen Stunde, der deutschen Jugend zum Vermächtniß, daß, wie Ihr Haus stets ein leuchtendes Vorbild deutschen Wesens in der Fremde gewesen ist, so Sie selbst uns allen das edle Beispiel schlichter Größe gegeben haben, für uns eine Ermunterung in guten, ein Trost in schlimmen Tagen.

Sie, hochverehrter Greis, den wir heute feiern, haben anspruchlos und bescheiden in den Tagen des Glücks, mit milder Heiterkeit auch des Lebens Widerwärtigkeiten überstanden, haben durch Wort und That dem Kleinmuth und der Verzagtheit gewehrt.

Deren sind gar viele, die mittelbar und unmittelbar Ihnen Hilfe und Belehrung verdanken, die Ihre Güte zu Schuldnern und Ihre rastlose Aufopferung zu ehrlichen Freunden gemacht. Sie alle entbieten Ihnen heute dankbewegt ihren Gruß und ihre feierlichen Segenswünsche für Ihre fernere Wohlfahrt und Ihres ganzen Hauses ungetrübtes Glück.

Gestatten Sie, hochverehrter Herr, diesen schlichten Ausdruck unserer Huldigung mit der Versicherung, daß Ihr Name dereinst fortleben soll in ehrendem Gedächtniß, so lange es Deutsche in Chile giebt!" —

Am Vormittage des 15. Septembers veranstaltete die deutsche Schule Santiagos unter der Leitung ihres bewährten Direktors Rudolph, eine öffentliche musikalisch-deklamatorische Festfeier, zu der auch unser Veteran der deutschen Schulmänner geladen und erschienen war. Doktor Philippi war in früheren Jahren Direktor und Lehrer der ersten deutschen Schule Santiagos gewesen, die mit der Anstalt des Herrn Rudolph

gleichsam ihre Auferstehung gefeiert hat. Von den seitens der Schüler mit anerkennenswerther Ausführung zu Gehör gebrachten Vorträgen erwähnen wir ein Violinsolo mit Klavierbegleitung, eine Anzahl der schönsten deutschen Volkslieder, eine patriotische Scene aus Wilhelm Tell und vornehmlich die Weihe der Künste, welche trotz der erheblichen Schwierigkeiten mit überraschend gutem Erfolge zum Vortrag gelangte. Auch der schönen Strophen, die der Dichter und Professor der Anstalt, Herr Escuti Orrego, an den Jubilar richtete, sei anerkennende Erwähnung gethan.

Zum Schluß überreichte Herr Rudolph im Namen seiner Schüler Herrn Dr. Philippi zwei in großem Format ausgeführte Photographieen seiner sämmtlichen Schüler und Schülerinnen. Der verehrungswürdige Greis, welcher dem ganzen Aktus tief ergriffen zugehört hatte, konnte in diesem Augenblicke seine innere Bewegung nicht mehr zurückhalten. Mit von Thränen erstickter Stimme dankte er, um sich alsbald zurückzuziehen in dem Wunsche, die von den tiefen Eindrücken der letzten Tage aufgeregte Seele in Alleinsein sich zum früheren Gleichmaaß zurückfinden zu lassen.

Am Sonntag gab der deutsche Verein in seinem schön dekorirten Lokale dem Gefeierten ein Bankett, an welchem gegen 50 der hervorragendsten Deutschen Santiagos Theil nahmen, und bei dem die Hochachtung, deren Professor Philippi sich erfreut, zu besonders lebhaftem Ausdruck gelangte. —

Hessische Offiziere.

Ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte.

Von J. Schwank.

(Fortsetzung.)

(S. „Hessenland“ Nr. 1 vom 2. Januar d. J.)

Lebrecht Ferdinand von Oeppen aus Waldeck, seit 1712 Oberstlieutenant, 1727 Brigadier, 1730 Generalmajor, seit 4. August 1734 Generallieutenant und Kommandant der sämmtlichen Miliz. Starb 27. Januar 1740, 61 Jahre alt.

Oberst Moriz Wilhelm von Oeynhausen verließ als Kommandeur des Leib-Dragoner-Regiments 1697 den hessischen Dienst, ohne daß wir angeben können, welch' andern er angenommen.

Freiherr Alfred Otto Rabe von Pappenheim, 1826—1828 Lieutenant in der kurfürstlichen Garde-du-Korps, trat in Folge eines Säbelduells mit dem damaligen Artillerie-Lieutenant, späteren Kriegsminister E. von Haynau in k. russische Dienste, in welchen er bis 1836 als Premier-Lieutenant (Rittmeister der Linie) im Husarenregiment „Prinz von Oranien“ stand, in den Feldzügen gegen die Türken und Polen mit großer Tapferkeit kämpfte und mit Orden und Anerkennung für seine „ausgezeichnete Dienstführung“ auf sein Ansuchen verabschiedet wurde.

Graf Casimir Poniatowski war Hauptmann beim Grenadierregiment und erhielt 13. Oktober 1741 auf sein Ansuchen seinen Abschied als Oberstlieutenant.

Karl Rabenhaupt von Sucha (Süchre). Er war gebürtig aus Windeck in der Pfalz, kommt 1644 zuerst vor, wurde Geheimer Kriegsrath, 1636 Oberst, 1666 Generalwachtmeister und Oberkommandeur der hessen-kassel'schen Miliz. Er ging bald darauf in Dienste der vereinigten Niederlande, machte sich durch die Vertheidigung von Gröningen 1672 aufs neue berühmt und starb 1675 zu Coeverden, fast 80 Jahre alt.

Oberst Justus Heinrich von Rahding, 1709 Kommandeur des Regiments v. Hanstein, nahm 1719 seinen Abschied und begab sich in seine Heimath Kurland.

Joseph von Radowitz, geboren 9. Februar 1797 in Blankenburg, trat 1812 als Artillerie-Offizier in die westphälische Armee, machte in kurhessischen Diensten den Feldzug nach Frankreich mit, trat 1823 als Hauptmann in den k. preußischen Generalstab, wurde 1830 Chef des Generalstabs der Artillerie, 1850 k. preußischer Minister des Aeußeren, 1852 Direktor des Militärstudienwesens, starb 25. Dezember 1853.

Conrad von Rancke aus schwedischen Diensten, seit 25. November 1713 als Generallieutenant Chef des Regiments v. Loßberg, 1. Bataillon, Gouverneur von Rheinfels. Ging 1719 in Pension. Starb 6. September 1739, 76 Jahre alt in Hamburg.

Des 1723 in Kassel als hessischer Obristlieutenant verstorbenen Franzosen de Reneville sei nur deshalb erwähnt, weil er durch sein Buch histoire de la Bastille, welches „die öffentliche Meinung machte“, den Grund dazu legte,

daß dieses Schloß allgemein in Verruf kam und dadurch dem Beginn der französischen Revolution ein leichter Vorwand gegeben wurde.

Samuel de la Roche aus der Pfalz, Major, 1698 Oberstlieutenant und Kommandeur des 1. Bataillons des Garde=Grenadier=Regiments. Starb 1703 als Generalmajor.

Oberstlieutenant vom Regiment v. Kospoth Alexander Rolaz du Rosey, seit 23. Dezember 1691 Oberst, seit 1706 den 20. August Generalmajor und Gouverneur von Ziegenhain. Starb 1712.

Prinz Johann Adolph von Sachsen=Weißenfels, seit 1. Januar 1708 Generalmajor, trat 1713 in kurpfälzische Dienste.

Oberst Reinhold Ernst von Sacken aus Kurland, 1702 Kommandeur des Regiments Garde, 2. Bataillon, 5. Novbr. 1704 Brigadier, 16. Septbr. 1706 Generalmajor, 20. Dezbr. 1713 Generallieutenant und Gouverneur von Ziegenhain. Starb 1729 daselbst.

Johannes Schäffer. 1777—1784 Lieutenant beim hessischen Jägerkorps, trat 1790 als Kapitain in darmstädtische Dienste, woselbst er bis zum Generallieutenant und Kriegsminister befördert wurde, hatte schon früher seinen älteren Familienadel Schäffer von Bernstein wieder angenommen.

Generallieutenant und Staatsminister Martin Ernst von Schlieffen kam 1757 aus K. preußischen Diensten als Lieutenant in hessische und ging 1789 wieder in K. preußische Dienste, nachdem er am 26. Oktober 1772 in Hessen Generallieutenant und Ritter des am 6. Juli 1770 gestifteten Ordens vom goldenen Löwen geworden war. Er starb auf seinem Gut Windhausen, wohin er sich 1792 nach seinem Weggang aus K. preußischen Diensten zurückgezogen hatte, am 15. September 1825.

Brostrup Jakobson von Schört, aus dänischen Diensten, 1689 Generallieutenant und Chef des Artillerie=Regiments, seit 1697 auch Kommandeur des Landausnahme=Bataillons, starb 1703, 81 Jahre alt.

Johann Heinrich von Schört, aus dänischen in hessische Dienste getreten, war 1691 Major und 1694 Oberstlieutenant bei der Artillerie, zugleich Inspekteur über die Bergwerke, ging 1797 in Pension.

Oberst Anton Detlef von Schwerin aus Pommern, seit 6. August 1698 Generallieutenant, ging bald darauf in holländische Dienste und starb 1707 auf seinen Gütern in Vorpommern. Er hat sich bei der erneuerten Befestigung von Rheinfels nach dessen Belagerung große Verdienste erworben, weshalb eines der dortigen Werke nach ihm „Schwerin's Ecke" benannt wurde.

Oberst Georg Rudolph von Seifferdietz, seit 1712 aus K. sächsischen in hessische Dienste getreten, wurde 1735 Oberschenk, 1752 Hofmarschall und starb im November 1755, 72 Jahre alt.

Major von Sommerfeld trat in Königlich großbritannische und braunschweig=lüneburg'sche Dienste, woselbst er bis zum General aufstieg.

Philipp Pfalzgraf zu Sulzbach war 1648 hessischer Rittmeister, später Kaiserlicher Feldmarschall. Starb 1703 zu Nürnberg.

Carl Ludwig von Spiegel zum Desenberg, erhielt 1731 auf sein Ansuchen seinen Abschied als Generalmajor, trat als solcher und Kommandant von Gießen in hessen=darmstädtische, dann als Generallieutenant in K. russische, zuletzt in K. preußische Dienste.

Oberst und General=Quartiermeister Leonhard Swildens hatte vorher als Waldeck'scher Oberstlieutenant bei den Oberrheinischen Kreistruppen gedient, war 1690 Kommandeur des Regiments v. Kospoth, starb 1697.

Oberst Albrecht von Tettau aus Preußen, 1694 Chef des Prinz Friedrich Dragoner=Regiments, 1695 General=Adjutant, 1696 Kommandeur des Regiments Garde (Leibregiment zu Fuß), 1700 als Generalmajor zum 1. Bataillon des Garde=Grenadier=Regiments versetzt, blieb 1703 bei Speierbach.

Georg Heinrich Freiherr Toll aus Pechel auf der Insel Oesel in der Ostsee, diente seit 1709 als Kadet seinem Vaterlande Schweden, ging dann in hessen=kassel'sche Dienste und starb am 3. Novbr. 1763 als Generallieutenant und Kommandant von Marburg.

Oberst Friedrich Otto von Uslar, früher in S.=weimar'schen Diensten, seit 28. September 1714 Kommandeur des 2. Bataillons des Regiments v. Kospoth, nahm nachher seinen Abschied.

Georg von Verschuer, geboren 1725 zu Namur, woselbst sein Vater holländischer Brigadier der Infanterie, Oberster der Artillerie und Kommandant war. Nach des Vaters Tod wurde er 1741 zum Fähndrich beim hessischen Infanterie=Regiment von Clement ernannt, 1742 Lieutenant, 1749 Kapitain, 1759 im Gefolge des Erbprinzen von Braunschweig Major, 1762 Oberstlieutenant. Begab sich in Begleitung des Prinzen Carl zur dänischen Armee, darauf nach Holland. 1764 Oberst, nahm er 1765 seine Pension und starb 1789 zu Rodenberg.

Friedrich Adam Julius von Wangenheim kam 1778 aus sachsen=gothaischen Militärdiensten als Premier=Lieutenant in's hessische Jägerkorps, wurde 1779 während des Ameri=

kanischen Feldzugs Stabs-Kapitän, ging 1787 in Königl. preußische Dienste als Forstmeister und starb als Oberforstmeister in Gumbinnen 1800, 53 Jahre alt.

Generalmajor Alexander Hermann von Wartensleben aus Westphalen, geboren 1650, in Kassel erzogen, trat zuerst in französische, 1673 in hessische Dienste, 1675 Major im Ofenkeller(Ufmkeller)schen Regiment, zeichnete sich im dänischen Feldzuge sehr aus, 1680 Oberstlieutenant, wohnte 1683 und 1684 den Feldzügen in Ungarn bei, 1685 Oberst und Kommandant von Ziegenhain, 1690 Generalmajor, trat als solcher in demselben Jahr (nach andern 1691) in sachsengothaische, darauf und nachdem er Kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant geworden, in kurbrandenburgische Dienste. Dort starb er am 26. Januar 1734 als Generalfeldmarschall im 83. Lebensjahre. Kaiser Leopold hatte ihn in den Reichsgrafenstand erhoben.

Stabs-Kapitain Franz Wetzel, vom Füsilier-Bataillon Schlotheim, ging 1813 in K. preußische Dienste und starb 1850 zu Wetzlar als Oberstlieutenant in Pension.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Müller.

Nekrolog

von F. Zwenger.

(Schluß.)

Es ist selten geworden, das im Drucke wie durch seine Holzschnitte prachtvoll ausgestattete Werk: „Sechs Jahrhunderte aus Gutenberg's Leben. Kleine Gabe zum großen Feste. Text von Franz Dingelstedt in Fulda; mit Randzeichnungen von Professor Friedrich Müller in Kassel. 1840. Im Verlag der Buchdruckerei von Jérôme Hotop in Kassel"; nur noch sehr wenige Exemplare mögen außer demjenigen in der hiesigen Landesbibliothek vorhanden sein. Große Verbreitung hat das Werk überhaupt nicht gefunden, einmal, weil es erst nach der Jubiläumsfeier am Johannistage 1840 fertig wurde, also im buchstäblichen Sinne post festum kam, dann mag auch der pessimistische Zug, welcher durch dasselbe geht, der mit der damaligen philosophischen Weltanschauung im Widerspruch stand, seiner Verbreitung nachtheilig gewesen sein. Die Dichtung stellt sich, wie Julius Rodenberg in seinen „Heimatherinnerungen" schreibt, als eine Art von Weltlegende dar, welche, mit der Erfindung der Buchdruckerkunst beginnend (1440), in der Form von Visionen die scheinbar zerstörenden Wirkungen jener durch die Jahrhunderte verfolgt —, die Reformation (1540), den Bruderkampf des dreißigjährigen Krieges (1640), das 18. Jahrhundert mit Mephisto-Arouet (1740), dem Sieg über das Philisterthum, den großen Geistern, der französischen Revolution, dann die Civilisation des 19. Jahrhunderts (1840) und schließlich in ??40 die Vernichtung der europäischen Kultur durch die Barbaren; wo Mainz lag und das Gutenbergsdenkmal stand, rauchen Trümmer, ein Wilder findet ein Buch, das erste Buch Gutenbergs, die Bibel, zeigt es den Anderen, die nichts daraus zu machen wissen, und schleudert es dann in's Feuer.

Ein Nu — es gab kein Buch mehr auf der Erde,
Das letzte kroch in Asche just zusammen. —

Die Randzeichnungen Friedrich Müller's, in trefflichen Holzschnitten ausgeführt von Andrew, Best und Leloir in Paris und F. W. Gubitz in Berlin, sind allegorisch gehalten und schließen sich in genialer Auffassung der Dichtung an, jedoch ohne daß dabei der Künstler eigener Inspiration entsagt hätte und seiner religiösen Anschauung untreu geworden wäre. In einem Vorworte gibt Professor Müller eine Erläuterung seiner Zeichnungen, führt die Motive an, die ihn dabei geleitet haben und schließt mit der Erklärung, daß noch eine siebente Darstellung beabsichtigt gewesen sei, in welcher die Wiederauffindung des Torso von Gutenberg's Standbild und wie dieses heilige Palladium in feierlicher Prozession von dem jubelnden Volke nach der alten Stätte seines Ruhmes getragen wird, zum Gegenstand einer Schlußkomposition gemacht und der endliche Sieg alles Großen und Wahren apotheosirt werden sollte. Wegen Mangels an Zeit sei die Ausführung dieser Idee leider unterblieben.

Als Franz Dingelstedt sich zu Ende des Jahres 1840 zur Gründung des „Salon", Wochenschrift für Heimath und Fremde" entschloß, da durfte Professor Friedrich Müller als

Mitarbeiter nicht fehlen. Wir finden in den Jahrgängen 1841 und 1842 viele größere Artikel über Kunst, die ihn zum Verfasser haben. Eines Aufsatzes wollen wir hier besonders gedenken: „Ueber Malerei" ist derselbe betitelt und hat zum Inhalte eine Besprechung der drei großartigen Schöpfungen christlicher Kunst, der Gemälde „Jüngstes Gericht von Cornelius," „Triumph der Religion in den Künsten von Overbeck" und „Einführung der Künste durch das Christenthum in Deutschland von Veit."

Kein Anderer war mehr berechtigt, gerade über die Bilder dieser berühmten Meister ein Urtheil zu fällen, als Professor Friedrich Müller. Sie hatten sich seiner liebevoll angenommen, als er zum erstenmal als jugendlicher Maler nach Rom kam. Sie hatten ihn eingeführt in jene Vereinigung deutscher Künstler, die im Kloster S. Isidoro ihre Heim aufgeschlagen hatten und die „Klosterbrüder" oder „Nazarener" genannt wurden.*) Peter Cornelius war ihr „Hauptmann." Sie huldigten der religiös-romantischen Kunstrichtung, welche W. H. Wackenroder in seinem Buche „Herzensergießungen eines Klosterbruders" als die allein richtige und erstrebenswerthe hingestellt hatte; sie waren das in der Kunst, was die Romantiker Tieck, Novalis, die Schlegel in der Literatur waren. Bei ihnen herrschte der Katholicismus vor. Viele Mitglieder dieser Vereinigung, früher Protestanten, waren zu demselben übergetreten. Friedrich Müller fühlte sich mächtig von ihnen angezogen, auch er that diesen Schritt. Ganz besonderen Einfluß hatte auf ihn der berühmte Tyroler Maler Joseph Anton Koch, der Begründer der historischen Landschaftsmalerei; dieser diente ihm als Vorbild, und wenn Nagler in seinem Künstlerlexikon dem Bilde Friedrich Müller's „Jakob und Rahel" das vollberechtigte Lob einer glücklichen Verbindung des Historischen mit dem Landschaftlichen spendet, so verdankt der Künstler diesen Vorzug wohl ganz besonders der Koch'schen Schule. Ein gewisser romantischer Zug ist übrigens dem Professor Friedrich Müller bis an sein Lebensende eigen geblieben.

Im Jahre 1844 brachen anläßlich der Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier religiöse Wirren aus, die, angeregt durch Johannes Ronge, zum Abfall von der alten Kirche und zur Gründung deutsch-katholischer Gemeinden führten. Gegen diese Strömung erhob Professor Friedrich Müller seine Stimme in der Broschüre „Friedenswort zur Lösung der religiösen Streitfrage." Der Zweck dieser Schrift geht aus dem Schlußworte derselben hervor: „Katholiken und Protestanten sind gleichmäßig berufen, deutsche Ehre, deutsches Wissen, deutsche Kunst, deutsche Treue und deutsche Frömmigkeit zu pflegen. Im gemeinsamen Streben nach diesen Gütern muß alle Zwietracht aufgegeben werden, damit der Dom deutscher Freiheit, an welchem unsere edelsten Fürsten, unsere größten Geister und alle wahrhaften Patrioten bauen, noch vor dem Hereinbrechen anderer Stürme unter Dach und Fach gebracht sei, und die Inschrift seines Giebels der deutschen Eintracht gedenken mag, welche allein so Großes vollendet!" — König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der Romantiker auf dem Throne, ließ den Verfasser dieser Schrift ob der darin kundgegebenen Gesinnung durch seinen Gesandten am kurhessischen Hofe, General von Thun, beglückwünschen.

Professor Müller entwickelte eine ebenso emsige wie gediegene schriftstellerische Thätigkeit. Seine meisten Schriften, namentlich diejenigen über Kunst, veröffentlichte er unter dem Pseudonym Federigo. Daneben schrieb er noch viele historische Abhandlungen, politische Aufsätze für Zeitschriften und Zeitungen, und nicht nur für deutsche, sondern auch für französische und italienische, beherrschte er doch diese Sprachen ebenso wie seine Muttersprache. Er verband scharfe Beobachtungsgabe mit sicherem Urtheil und war daher den Zeitschriften seiner Richtung ein sehr willkommener und geschätzter Mitarbeiter. Es würde zu weit führen, wollten wir seine Schriften einzeln aufzählen, nur seines Hauptwerkes wollen und müssen wir hier gedenken. Es ist: Kassel seit siebenzig Jahren, zugleich auch Hessen unter vier Regierungen, die westfälische mit einbegriffen, geschildert auf Grund eigener Erlebnisse. Der erste Band erschien 1876, der zweite 1879 im Verlage der E. Hühn'schen Hofbuchhandlung. Dieses Werk umfaßt die Geschichte Kassels vom Anfange dieses Jahrhunderts bis in die 70er Jahre. Es liefert ein treues Bild des Lebens in unserer Vaterstadt, es stellt eine sorgfältige Chronik der denkwürdigen Ereignisse nicht nur Kassels, sondern Kurhessens überhaupt während dieses Zeitraums dar, und sollte in keiner hessischen Familie fehlen. Sein Werth wird ein dauernder bleiben.

In hessischer Zeit stand Professor Müller in nahen Beziehungen zu den auswärtigen Gesandtschaften am kurfürstlichen Hofe, nicht nur zu der österreichischen und französischen, sondern auch zu der preußischen. Durch seine genaue Kenntniß der hiesigen Verhältnisse, durch seine Gewandtheit, seine Diskretion und stete Bereit-

*) Hochinteressante Mittheilungen über diese Vereinigung gibt Professor H. Knackfuß in seinem ausgezeichneten Werke „Deutsche Kunstgeschichte," Bd. II., S. 428 flgg.

willigkeit eignete er sich ganz vorzüglich zum Vertrauensmann der Gesandten, dem sie die Besorgung diplomatischer Aufträge mit Sicherheit übertragen konnten. Der letzte französische Gesandte am kurhessischen Hofe, Graf Taillepied de Bondy überreichte ihm 1866 im Namen des Kaisers Napoleon III. das Ritterkreuz der Ehrenlegion, dessen Anlegung ihm von seinem Landesherrn gestattet wurde. Kein Fest veranstalteten die genannten Gesandtschaften, zu dem er nicht eingeladen worden wäre. Aber auch von dem Kurfürsten, der Vergnügen an seiner Unterhaltung fand, ward er oft und gern zur Tafel und anderen Hoffestlichkeiten befohlen.

Zur Zeit der Weltausstellung in Paris im Jahre 1867 wurde Professor Müller von dem damaligen Civil-Administrator für Kurhessen, dem königlich preußischen Regierungs-Präsidenten E. von Möller, als Kommissar zur Vertretung der Interessen der hessischen Aussteller nach der Hauptstadt Frankreichs gesandt; man kann nicht anders sagen, als daß diese Wahl eine vortreffliche war.

Im Jahre 1875 trat Professor Müller in den Ruhestand. Kurze Zeit darauf feierte er mit seiner Gemahlin das Fest der goldenen Hochzeit. Da sollte es sich denn so recht zeigen, welcher Sympathien sich das Jubelpaar erfreute. Außerordentlich zahlreich waren die Glückwünsche, die von nah und fern, von Freunden und dankbaren Schülern, einliefen. Drei Jahre später verlor er seine treue Lebensgenossin durch den Tod.

Bis zum Frühjahre 1887 verkehrte Professor Müller mit Vorliebe in der Gesellschaft „Staarenkasten“, einer Vereinigung von Künstlern und wissenschaftlichen gebildeten Männern, in deren Kreise die geistig anregendste Unterhaltung herrschte. Hier fühlte er sich wohl, er bildete so zu sagen den Mittelpunkt der Gesellschaft. Kein Abend verging, ohne daß er sich eingefunden hätte. Da sollte sich denn auch bei ihm, dem 85jährigen Greise, die Gebrechlichkeit des Alters einstellen. Er verbrachte von jener Zeit an mit wenigen Ausnahmen den Tag und die Abende zu Hause, auf das Sorgsamste gepflegt von seinen Angehörigen.

Er war ein Mann von Geist, riesigem Gedächtnisse, umfassenden Kenntnissen auf fast allen Gebieten des menschlichen Wissens, ein beliebter Gesellschafter, witzig und schlagfertig, der Lust und Leben um sich zu verbreiten wußte. Selbst bis zu den letzten Tagen seines Daseins nahm er noch lebhaften Antheil an den künstlerischen, wissenschaftlichen und politischen Bestrebungen der Zeit. Wurde der Körper des Greises auch immer hinfälliger, sein Verstand blieb klar, sein Wille fest, sein Gedächtniß sicher. Obwohl sein Hinscheiden nicht überraschen konnte, so wurde dasselbe doch von allen, die ihn kannten, und wer kannte den alten Professor hier in Kassel nicht? — tief empfunden und beklagt. Außerordentlich groß war die Zahl der Leidtragenden, die ihm am Sonntag den 10. Februar, in der Mittagstunde, das letzte Geleite gaben. Am Grabe hielt Dechant Müller, der ihm während einer langen Reihe von Jahren nahe gestanden und ihm wiederholt in seinen letzten Tagen die Gnadenmittel der katholischen Kirche gespendet hatte, eine ergreifende Rede. In beredter Weise entwarf dieser hochgeschätzte, würdige Priester ein treues Lebensbild des Dahingeschiedenen, mit warmen Worten hob er die Verdienste hervor, die sich derselbe um die Kunst, die Wissenschaften, das öffentliche Leben, um seine Vaterstadt, wie um sein engeres Vaterland erworben, und pries des Verblichenen tief-religiösen Sinn, die aufrichtige Frömmigkeit, die diesem treuen Sohne seiner Kirche ein Herzensbedürfniß gewesen sei. —

Der Name des Professors Friedrich Müller verdient eingetragen zu werden in die Annalen unserer Vaterstadt Kassel, ihm zum Ruhm, den Mitlebenden zum Gedächtniß, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung. Er ruhe in Frieden.

Eine Erinnerung an den deutsch-französischen Feldzug.

Dem Andenken der Frau Dr. Claus, geb. Sanner,

gewidmet von E. Mentzel.

Ende Januar vorigen Jahres starb zu Marburg nach langen und schweren Leiden eine Frau, deren aufopfernde Thätigkeit in einer großen und bewegten Zeit es als heilige Pflicht erscheinen läßt, ihrem Andenken an dieser Stelle einige Worte zu widmen. Und wenn ich dies thue und die lohnende Aufgabe nicht einer Persönlichkeit überlasse, die der Verstorbenen von frühester Jugend an nahe stand, so glaube ich um so mehr dazu berechtigt zu sein, als ich ja

besonders jenen richtigen Abschnitt in ihrem Leben kurz schildern möchte, in dem wir, gemeinsame ernste Pflichten ausübend, tagtäglich in herzlichster Weise miteinander verkehrten.

Kaum waren die Schlachten von Weißenburg und Wörth am 4. und 6. August 1870 geschlagen, als sich die zum Reservelazareth eingerichtete Kaserne in Marburg von oben bis unten mit meist schwer verwundeten Soldaten füllte. Von diesem Augenblick an begann die Thätigkeit der Marburger Damen, die sich, einer Aufforderung des vaterländischen Frauenvereins Folge leistend, entschlossen hatten, die verwundeten und erkrankten Krieger während des deutsch-französischen Feldzuges zu pflegen. Es war ein bunt zusammengewürfelter Kreis von Pflegerinnen, der sich an jenem denkwürdigen 6. August in dem ehemaligen Speisesaal der Offiziere zusammenfand, um von dem Leiter des Königlichen Reservelazareths, dem nunmehr verstorbenen Sanitätsrath, Professor Dr. Horstmann, den verschiedenen Stationen zuertheilt zu werden. Da sah man ältere Damen mit bereits ergrautem Haar und junge blühende Mädchen, Persönlichkeiten aus den höheren Kreisen, soche aus den mittleren Regionen der Gesellschaft und Angehörige aus dem ehrbarem Bürgerstande. So weit ich mich erinnern kann, fiel es mir damals auf, daß der letztere hauptsächlich das jüngere Element dem Vereine der Pflegerinnen zugeführt hatte. Aber ob jung, ob alt, ob vornehm oder schlicht bürgerlich, das war damals ganz einerlei. Die ernste Zeit hatte die sonst trennenden Standes- und Altersunterschiede aufgehoben und uns Alle in dem festen Vorhaben vereinigt, dem Vaterlande in schweren Tagen unsere Kräfte widmen zu wollen. Es herrschte eine begeisterte und gehobene Stimmung unter den Pflegerinnen, man sehnte sich wahrhaft danach, auch etwas zu leisten und ertrug gleichmüthig die spöttelnden Witze, die da und dort besonders über uns jüngere Mädchen fielen. Eine alte geistvolle Frau, welche die Erhebung des deutschen Volkes in den Jahren 1813 und 14 mit ganzer Seele begleitet und auch noch die Stimmungen während des deutsch-französischen Feldzuges in den Jahren 70 und 71 genau beobachtet hatte, sagte mir einmal, man könne den gewaltigen Gefühlsaufschwung in jener Zeit, Körners und Schenkendorfs Lieder, Rückerts geharnischte Sonette und Ficht's „Reden an die Deutsche Nation" nicht in der vollen Bedeutung begreifen, wenn man nicht mit eigenen Ohren gehört hätte, wie begeistert die deutschen Soldaten während ihres Transportes nach Frankreich „Die Wacht am Rhein" sangen.

Vor 16 Jahren, als ich noch ganz unter der Macht der empfangenen Eindrücke stand, kam mir jener Ausspruch etwas gewagt vor, weil ich meinte, daß für solche Zeitstimmungen kein besonderes Verständnis nöthig sei. Aber heute, wo ich ein gut Stück älter und etwas ärmer an idealen Begriffen und Vorstellungen geworden bin, heute muß ich selbst sagen, daß ich manche enthusiastische Anschauung in jener Zeit nicht begreifen würde, wenn ich sie nicht selbst voll und ganz getheilt hätte. Große Zeiten erwecken eben neue Kräfte im Menschen, und die Begeisterung ist eine heilige Flamme, deren Wärme unsere Leistungsfähigkeit weit über das gewöhnliche Maaß ausdehnt. Nicht ohne Rührung kann ich daran denken, wie aufopfernd und selbstlos viele Marburger Pflegerinnen in den kalten Winternächten von 70 auf 71 ihr meist sehr schweres Amt ausübten. Im Geiste sehe ich manche Dame wieder mit überwachtem Gesichte über den zugigen Gang von einem Zimmer ihrer Station in's andere wandern oder für eine brennende Wunde das selbst klein gehauene Eis in einen Beutel füllen. Und das geschah Alles mit gehobenem Pflichtgefühl und einer schwesterlichen Herzlichkeit, die, wie viele Verwundete sich ausdrückten, sie ganz vergessen ließen, daß sie anstatt „bei Muttern" in einem fremden Lazareth wären. — Freilich, manchmal gab es wohl verzagte angsterfüllte Mienen, wenn es galt, bei einem heftig Fiebernden oder gar bei einem Todeswunden zu wachen. Dann suchte man wohl Trost und Rath bei der Pflegerin der nächsten Station oder rief sie zu sich, falls es ihre Pflicht erlaubte, die Kollegin in bedrängter qualvoller Lage zu unterstützen.

Am frühen Morgen nach einer solchen Nacht lernte ich Frau Dr. Lina Claus, geb. Sanner, näher kennen. Da ihre Station im dritten Stock des südwestlichen Flügels der Kaserne gelegen war und dicht an die meinige grenzte, hatte ich schon oft Gelegenheit gehabt, mit ihr in Berührung zu kommen, aber dieser Verkehr war bis dahin nicht über die Grenzen kollegialen Entgegenkommens und gesellschaftlicher Höflichkeit hinausgeschritten. Freilich lag das nicht an mir, sondern an Frau Dr. Claus, die keine Ahnung davon hatte, wie sehr ich mich zu ihr hingezogen fühlte. Nicht nur die schlichte geräuschlose Weise, in der sie ihre Pflicht erfüllte, sondern auch ihr liebenswürdiges und doch streng zurückhaltendes Wesen hatten längst einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Auch ihre äußere Erscheinung konnte ich nicht ohne ein gewisses inneres Behagen sehen. Erinnerten mich doch ihre Züge lebhaft an den wegen seinen Kinder- und Hausmärchen von mir hochverehrten Jakob Grimm, dessen etliche Jahre

früher gesehenes Bild sich meinem Gedächtnis fest eingeprägt hatte. Ob Jakob Grimm so vergißmeinnichtblaue Augen wie Frau Dr. Claus besaß, ob er in seinen jüngeren Jahren solch glänzendes goldblondes Haar und eine so frische Gesichtsfarbe, wie sie, hatte, weiß ich nicht, aber ich muß gestehen, daß ich mir für einen echten deutschen Gelehrten seiner Art eine passendere Äußerlichkeit nicht denken konnte.

Frau Dr. Claus stand am Ende der Dreißig, da sie als Pflegerin in das königliche Reserve-lazareth zu Marburg eintrat. Wer aber ihr Alter nicht wußte, hätte sie unbedingt für viel jünger halten müssen. Die ungewöhnliche Frische ihres hübschen Gesichtes, ihre weichen Züge und die gewandten Bewegungen ihrer mittelgroßen kräftigen Gestalt ließen sie wie eine Zwanzigerin erscheinen. Nur manchmal trat eine tief eingeschnittene Linie, die sich von der kräftig gebogenen Nase nach dem Munde zog, deutlich hervor und gab ihrem Antlitz den Ausdruck der in harten Lebensschicksalen erworbenen Reife vorgeschrittener Jahre.

An jenem Frühmorgen, der uns einander näher brachte und eine Freundschaft begründen sollte, deren Bande erst der Tod gelöst hat, fühlte ich mich ungewöhnlich matt und angegriffen. Eine entsetzliche Nacht lag hinter mir, eine Nacht, deren Schrecken heute noch so lebhaft vor mir stehen, als ob ich sie eben durchlebt hätte. Von Abends 8 Uhr bis der Morgen anbrach hatte ich bei dem schwerverwundeten Füsilier Röhr vom ersten westpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 6 gewacht und während der Fieberphantasien des armen Soldaten, der außer einigen anderen Verletzungen auch einen gefährlichen, durch die linke Lunge bis nach dem Rücken gehenden Schuß hatte, eine solche Angst ausgestanden, daß ich am anderen Morgen wie ein Geist ausgesehen haben soll. Wenigstens sagte mir dies Frau Dr. Claus, die sich aufs liebevollste meiner annahm, als endlich ein tiefer sanfter Schlaf meinen armen Pflegling aus seinen Qualen erlöst und die heftige Sehnsucht nach seiner alten Mutter gedämpft hatte. Da es mir wirklich sehr schwer um's Herz war, gewährte es mir eine große Wohlthat, mich bei Frau Dr. Claus aussprechen zu können. Hatte ich doch die Sehnsucht nach einem Menschen und das Heimweh noch nie in so ergreifender Weise und in solcher Heftigkeit auftreten sehen, wie in der letzten Nacht bei dem schwer verwundeten Soldaten. Und seine theils klaren, theils verwirrten Äußerungen hatten mich um so mehr erschüttert, als dieser Mensch sonst ein Held im Ertragen war und mit heiterer Miene die qualvollsten Schmerzen erduldete. Dazu kam auch bei mir noch die Furcht, er möge seiner schweren Wunde erliegen und der alten armen Mutter, deren einzige Stütze er war, nur allzubald entrissen werden. Erst acht Tage zuvor hatte ich der Letzteren geschrieben, daß die schwere Wunde zu heilen beginne und alle Gefahr überstanden sei, jetzt schauderte mir bei dem Gedanken, der bedrängten Frau, deren rührende Briefe heute noch zu meinen werthvollsten Andenken aus jener bewegten Zeit gehören, bald etwas ganz Anderes mittheilen zu müssen.

Frau Dr. Claus tröstete mich in meiner traurigen Stimmung, sie erinnerte mich daran, daß ein Mensch, der mit einer solchen Wunde beinahe zwei Tage hinter einem Gebüsch auf dem Schlachtfelde gelegen hatte, ohne seinen Geist aufzugeben, eine seltene Fülle von Lebenskraft besitzen müsse. Und während wir so über die Leidensgeschichte des Füsilier Röhr sprachen und uns auch über die edlen Anschauungen dieses schlichten, bis zu seinem Eintritt in das Grenadierregiment nicht über die Grenzen seines Heimatdorfes hinausgekommenen Menschen unterhielten, trafen wir uns in so viel gemeinschaftlichen Anschauungen, daß wir uns unwillkürlich beide zueinander hingezogen fühlten. Ich als die bedeutend Jüngere, wagte es freilich nicht, offen auszusprechen, daß meine stille Vorliebe für die wackere Kollegin durch dies Gespräch bedeutend vertieft worden war, allein ich war sehr glücklich, als sie mir sagte, daß sie mich schon lange in's Herz geschlossen und nur auf eine Gelegenheit gewartet habe, mir dies zu sagen.

Seit jenem Morgen verkehrten wir täglich in herzlichster Weise miteinander. Da wir meist um dieselbe Zeit frei waren, machten wir oft zusammen einen Spaziergang und besuchten uns auch gegenseitig. Freilich war ich mehr bei Frau Dr. Claus als sie bei mir; denn in ihrer stillen Wohnung ließ sich ungestörter plaudern als in unserem lebhaften Geschäftshause. Um dieselbe Zeit als ich Frau Dr. Claus näher kennen lernte, schenkten mir auch zwei andere würdige Damen ihre Zuneigung, die ich früher nur vom Sehen gekannt hatte. Es war dies die leider bereits schon vor Jahren verstorbene Frau Justizrath Dr. Wolff, eine Frau von seltener Herzensgüte und weitblickendem Geiste, und die älteste von uns Pflegerinnen, Fräulein Eleonore Scheffer, deren unermüdliche und aufopfernde Thätigkeit für die erkrankten und verwundeten Krieger man nicht genug bewundern konnte. Und diesen drei Damen, von denen leider nur die letztgenannte noch meine Erinnerungen an jene große Zeit theilt, las ich

auch meist zuerst meine damals im Sturme wechselnder Erlebnisse entstandenen Gedichte vor, die später unter dem Titel „Lieder der Zeit“ veröffentlicht und unserer würdigen Seniorin, Fräulein Eleonore Scheffer, gewidmet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Dichters Vermächtniß.

Ich lag im Frühlingsblütenmeer,
Da kam der grimme Charon her,
Zu holen mich im Nachen.
Ich aber sprach: Je nun, es sei!
Nur gieb mir der Minuten drei,
Mein Testament zu machen.

Mein Geld und Gut — o wär' es mehr!
Ein ehrlich Gut verdient sich schwer
In diesen harten Zeiten.
Doch Dichter stehn auf Königshöh';
So will ich denn, indem ich geh,
Gleich einem König scheiden.

Da seht mein Reich! Es geht so weit,
Als euch der Frühling Blumen streut
Und golden stralt die Sonne.
So weit als Nachts die Sterne glühn
Und Lieb und Lust im Herzen blühn,
Dem, der da lebt, zur Wonne.

Nehmt, Freunde! nehmt das alles hin!
Genießt es, wenn ich nicht mehr bin;
Es wird euch froh gegeben.
Ihr seht die Welt so schön bestellt
Und keiner, dem sie nicht gefällt,
Ist werth, darin zu leben.

Wenn Einen doch der Neid verzehrt,
Wer Gutes frech ins Auge kehrt,
Für den ein zähes Reißig;
Und zählt ihm auf, doch zählt sie gut,
Mag's kosten auch ein wenig Blut,
Die alten Neunundreißig.

Doch Charon, sprich, was willst du mir?
Geh, Heide, geh und suche dir
Fern eines Heiden Kehle.
Ich aber sterbe wie ein Schwan,
Mein letzter Weg geht himmelan,
Zum Lichte steigt die Seele. —

Da ging beschämt der alte Gauch
Und Philomele sang im Strauch
Mit lautem Jubeltone;
Goldregen neigte sich zu mir
Und sprach: Aus Blüten schling' ich Dir
Ins Haar die goldne Krone.

Noch sollst du leben frank und frei,
Noch soll dir blühen mancher Mai
So schön und hold wie heute. —
Da griff ich in die Saiten kühn
Und sang, umrauscht vom Waldesgrün,
Dies Lied der Lust und Freude.

A. Trabert.

Trennung.

Und bist Du auch von mir geschieden,
So weilt mein Geist doch stets bei Dir.
Du bist mein Engel, bist mein Frieden,
Und bleibst es immer für und für.

Du bist die Sonne mir bei Tage,
Du bist mein Stern in dunkler Nacht,
Du bist die Hoffnung, wenn ich klage,
Du hältst als Schutzgeist bei mir Wacht.

Hat uns das Schicksal auch geschieden,
Die Ferne trennt mich nicht von Dir,
Der Gott der Liebe giebt mir Frieden,
Trost meinem Herzen für und für.

Carl Weber.

Wohin?

Der Welt Gestalten gleiten
Vorüber wie ein Traum —
Die Wonnen und die Freuden
Vergeh'n wie Wellenschaum.
Auch was dich quält, dich ängstigt
Spült weg die Fluth der Zeit;
Dich selber treibt sie rastlos —
Wohin? — Zur Ewigkeit. —

Jos. Grineau.

Aus alter und neuer Zeit.

— Sprüche an Häusern in Oberhessen. Den in Nr. 21 v. J. (S. 332) dieser Zeitschrift mitgetheilten Sprüchen fügen wir noch einige neue aus verschiedenen Dörfern in Oberhessen bei.

In Schwarz bei Alsfeld lesen wir:
„„Es gibt nichts schöneres auf der Welt,
Als daß der Tod ja nimmt kein Geld,
Sonst würden sich die Reichen zusammengesellen
Und die Armen auf die Spitze stellen.““—

„„Mit Gott in einer jeden Sach
Den Anfang und das Ende mach,
Mit Gott gerath der Anfang wohl,
Fürß Ende man Gott danken soll.““—
„„Allein auf Gott setz dein Vertrauen,
Auf Menschenhilf sollst Du nicht bauen,
Gott ist allein, der Glauben hält,
Sonst ist kein Glaub nicht in der Welt.““—
„„Gott allein die Ehr,
Sonst keinem Andern mehr.““
„„Wer mit Gott geht aus und ein
Wird dort ewig bei ihm sein.““
„„Johannes Noll und seine ehliche Hauß
Frau Anna Elisabetha haben durch Gott Hilf
diesen bau erbaut,
desen Schutz ist auch wieder anvertraut,
Er wache iber alle so sich wir uns tun nennen,
Biß wir uns im Himmel kennen.““—

An eine schlimme Feuersbrunst in diesem Dorfe erinnern die Verse:

„„Drauervolle lage,
Da lauter angst und plage
Uns hart betroffen hat,
Es war das unglücks-feuer
So schnell und ungeheuer,
Daß niemand konnte widerstehn.
Wo sind doch unsre Häuser zu sehn?
Sie wurden mit Hab und Gut
Verzehrt durch die gluth.““—

Von bitterer Erfahrung zeugt die Inschrift eines Hauses in Brauerschwend (an oberer Schwalm:)

„Bauen ist eine Lust,
Doch macht es den Beutel leer,
Hätt' ich das eher gewußt,
So baut' ich nicht mehr.“ —

In Oberseemen bei Gedern finden wir:

„„Wo Fried' und Einigkeit regiert,
Da ist das ganze Haus geziert.““—

In Ruppertsburg bei Laubach:

„„Da du lebst, da leb auch ich. Wohin hättest du mich gern gefangen, jetzt hättest du mich. Was hilft es dir? Du bist tot, und ich muß sterben.““—

„„Dis Haus steht in Gottes Hand,
Kaspar Schad und Anna Katharina die Bauleut genannt,
Meister Konrad Fritz gemacht mit seiner Hand,
Gott behüts vor Feuers-Brand.““—

In Wetterfeld bei Laubach:

„„Mit Ziegeln bin ich wohl versehn,
An Holz thut es auch nicht fehlen,
Die Fenster sind so eingericht,
Wie man es hier vor Augen sicht.
Am weisen wird kein Fehler sein,
Drum laßt all nur eur Spotten sein.““—

In Queckborn und Weikartshain bei Grünberg lesen wir wiederholt den Spruch:

„„Durch Gottes Hilf und seine Macht
Ist dieser Bau in Stand gebracht.““—

In letztgenanntem Dorfe fanden wir an den Balken eines abgerissenen Hauses:

„„Sing, bät und geh auf Gottes Wegen,
So lang du lebst in dieser Welt,
So schmückt dir Gott dein Haus mit Segen,
An Gut und Nahrung wohl bestellt.““—

Dr. A. N.

Aus Heimath und Fremde.

Marburg. Dem Privatdocent Dr. med. Karl Roser dahier ist vom 1. April ab die durch den Tod des Sanitätsrathes Dr. Noll erledigte Stelle des Dirigenten des Landkrankenhauses zu Hanau übertragen worden. — Der Professor Dr. med. Ernst Frerichs, früher Privatdocent der medizinischen Fakultät, hat seinen Wohnsitz nach Wiesbaden verlegt. — In der Sitzung des Abgeordnetenhauses am 5. März zu Berlin wurde der Antrag, 2400 Mk. für die Professur der Hygiene in Marburg und 4274 Mk. für das hygienische Institut daselbst zu bewilligen, angenommen. — Der außerordentliche Professor für englische Philologie und Direktor des romanisch-englischen Seminars Dr. Wilhelm Vietor hat eine Berufung als ordentlicher Professor an die Universität Genf erhalten. Man hofft, daß es den Bemühungen der hiesigen philosophischen Fakultät gelingen werde, den verdienten Gelehrten und beliebten Lehrer der hiesigen Universität zu erhalten.

Auf den durch Prof. Lucae's Tod erledigten Lehrstuhl für Germanistik in Marburg ist ein junger Gelehrter berufen worden, dessen engere Heimat das Hessenland ist. Prof. Dr. Edward Schröder wurde im Jahre 1858 zu Witzenhausen geboren, verließ Ostern 1876 das Lyceum Fridericianum zu Kassel mit dem Zeugniß der Reife und studirte zu Straßburg und Berlin germanische Philologie im engeren Schülerkreise Müllenhoffs und Scherers. Nach dem Erscheinen seiner musterhaften Ausgabe des Anegenge (Quellen und Forschungen, Band 44), mit deren ersten Theil er in Straßburg promovirte, und seiner geistreichen Bearbeitung des goldenen Spiels von Meister Ingold in den Elsässer Denkmälern No. III., arbeitete Schröder in Berlin an den Monumentis Germaniae, wo man ihm die schwierige Ausgabe der Kaiserchronik anvertraute. Von Berlin ging Schröder nach Göttingen, um dort durch seine Habilitation seine Universitätslaufbahn zu beginnen, die ihn bald nach Berlin zurückführen sollte, wo er außerordentlicher Professor wurde. Damals ruhte eine große, aber ehrenvolle Arbeitslast und Verantwortung auf ihm, als Müllenhoff und Scherer kurz hintereinander starben. Ihm vertraute man auch die

wichtigsten Theile des wissenschaftlichen Nachlasses beider an und so ist er z. Zt. der Herausgeber der Scherer'schen Litteraturgeschichte und des von Scherer begonnenen Neudrucks des Grimm'schen Grammatik. — In germanistischen Fachkreisen ist man schon lange auf diese aufstrebende Kraft aufmerksam geworden, die mit sicherem und weitem Wissen eine geschulte Phantasie, geistreiche Darstellung, strenge Kritik und eisernen Fleiß verbindet, und man prophezeit Schröder die glücklichste Laufbahn. Freuen wir uns mit ihm, daß er in seiner Heimat sein Können darthun darf, und beglückwünschen wir die Landeshochschule, daß sie in einem ihrer Söhne eine so tüchtige Kraft gewonnen hat.

Zum letzten Male der Beiname Raspe.*)

Herr Major z. D. und Dozent Hermann v. Pfister hat mich in der vorigen Nummer des Hessenlandes durch persönliche Bemerkungen angegriffen; wobei ich jedoch besser weggekommen bin, als vor zwei Jahren in ähnlichem Falle (Siehe Hessische Blätter Nr. 1328) Herr Universitäts-Professor Dr. Schröder. Veranlaßt hat Herrn H. v. Pfister dazu ein rein sachliches Urteil über Ergebnisse seines Forschens, die mein in Nr. 4 dieses Blattes erschienener Aufsatz über „Raspe" darbietet.

Als der Jüngere sehe ich von jeder persönlichen Entgegnung ab, zumal es mir heute wie damals nur um die Sache, in der ich Wort für Wort Recht zu haben überzeugt bin, zu thun ist.

Des zum Beweise Folgendes:

I. Daß Herr H. v. Pfister selbst auf seinen „Titel Raspe" *(a. a. O. S. 226) hinweist, findet sich im* Hessenland, Jahrgang II, S. 316. Beim Nachschlagen fand ich dort nicht nur der Zeit nach (1886) das „Neueste" über Raspe vor, sondern auch im Inhalte viel „Neuestes" und bis dahin Niegehörtes.

II. Es gibt trotz Herrn H. v. Pfisters persönlichen Gründen keinen „hessischen Fürsten Ludwig Raspe, den Salier", sondern nur einen thüringischen Grafen Ludwig III., dem seine Gemahlin Hedwig, die Erbtochter der Gisonen, in Hessen gelegenes Heirathsgut zubrachte, und der acht Jahre später (1130) als Landgraf von Thüringen Ludwig I. benannt wird. Man weiß nicht, woher dessen Großvater, Graf Ludwig (I) der Bärtige, stammt; denn nur muthmaßlich schließt man aus dem Beinamen seines Sohnes, des Grafen Ludwig (II) des Saliers, auf fränkische (nicht speziell hessische!) Herkunft, welcher Annahme jedoch Knochenhauer a. a. O. energisch und mit guten Gründen widerspricht. Jedenfalls waren die Nachkommen des bärtigen Ludwig schon hundert Jahre durch Kauf, Heirath und Beerbung thüringische Grafen mit großem thüringischen Allodbesitze, ehe sie das „ins Gisische (!) Erbe eingeheirathete Haus" — damit aber noch lange nicht ein hessisches Fürstengeschlecht wurden. Von einem hessischen „Trone" darf man auch vor 1263 kaum reden, da die hessischen Allode stets thüringische Nebenlande blieben und meist von der Sekundogenitur — diese allein könnte man die raspische nennen! — verwaltet wurden.

III. Den Grafen Ludwig III., seit 1130 Landgrafen Ludwig I., mit dem Beinamen „Raspe" zu versehen, wie Herr H. v. Pfister standhaft thut, widerspricht jeder Gepflogenheit Deutscher Geschichtsschreibung. Im alten thüringischen Landgrafenhause — ein völlig „kennzeichnender Name"! — gehört „Raspe" allein und ausschließlich zum Vornamen „Heinrich", dessen Träger sämmtlich nachgeborene Söhne gewesen sind. Will Herr H. v. Pfister beim thüringischen Landgrafenhause ein aller Überlieferung zuwiderlaufendes Verfahren einschlagen, so muß er nothwendiger Weise sagen: „Ich, Hermann v. Pfister, benenne dies Haus aus persönlichem Ermessen von heute an das raspische", obgleich von etwa 60 Gliedern nur 4 (Namens Heinrich) und alle in der Nebenlinie so heißen.

Selbst aber dies „Neueste" in ungewöhnlicher Geschichtsbenennung zugestanden, heißt damit Graf Ludwig III. (Landgraf Ludwig I.), als Mitglied der sogenannten „raspischen" Familie, immer noch nicht kurzweg „Ludwig Raspe", da keine Urkunde und kein Schriftsteller — außer Herrn H. v. Pfister aus eigener Machtvollkommenheit und ohne diese Sachlage offen darzulegen — ihn so benennt.

IV. Nun zum Ausdruck: Geheimes Archiv! Es gibt drei Arten, völlig neue Thatsachen in die Geschichtsforschung einzuführen:

1) Man benutzt die vorhandene Litteratur kritisch oder bezieht sich auf dort gedruckte Urkunden.

2) Man besitzt oder kennt beglaubigte Urkunden, die den Mitforschern verschlossen sind.

3) Man erfindet mit lebhafter Phantasie Behauptungen, ja neue Ereignisse, ohne urkundliche Belege geben zu können. —

Die erste Art ist nun ausgeschlossen, da sich in der Litteratur kein „hessischer Fürst Ludwig Raspe" vorfindet und die dritte Art darf ich nicht annehmen, da Herr H. v. Pfister in den Hessischen Blättern a. a. O. solches „Dilettantenthum" weit von sich abweist, weil er „in den Hörsälen Schleicher's und Grimm's gesessen" ist.

Es bleibt also mir nur übrig, ohne jeden „Scherz" an ein geheimes Archiv mit beglaubigten Urkunden, die Herrn H. v. Pfister allein zur Verfügung stehen, durch klare Logik gezwungen und im vollen Ernst zu glauben. Denn Herr H. v. Pfister hat in seinen Schriften und Aufsätzen öfters die verblüffendsten

*) Eigenthümlich ist es, daß der ahd. Stamm „rasp", den die romanischen Sprachen entlehnten, mit dem mhd. fast ganz und nhd. völlig geschwunden ist, während ihn die Mundarten treuer bewahrten.

Behauptungen ohne jede Quellenangabe aufgestellt, daß er, will er ferner als Forscher ernst genommen werden, vollgültige Urkunden oder zwingende Beweise dafür beibringen muß.

So ist Herr H. v. Pfister noch die „heimischen Urkunden aus dem achten Jahrhundert“ nachzuweisen verpflichtet, in denen für „Metze“ die Form „Matziachi“ vorkommt (Hessenland I, S. 26 und II, S. 142 gar „Mazzi, Mazziachi, Metzich, Metzach u. s. w.“), und ferner den Beweis dafür schuldig, daß „Kaiser Maximilians freie fromme Landsknechte“ Donner und Doria geflucht haben (Sagen und Aberglauben . . . von H. v. Pfister S. 23), um nur Einiges, das mir gerade zur Hand ist, anzuführen.

V. Wenn schon geschichtlich bei Herrn H. v. Pfister all das „Neueste“ unbegründet, schief oder mißlungen ist, so findet sich a. a. O. S. 226 sprachlich sowohl über Herkunft als auch über Deutung des Wortes nur völlig Verkehrtes:

1) Raspe hat mit „rapsen“, worunter es Herr H. v. Pfister zu stellen beliebt, gar nichts zu thun; vergl. Prof. Heyne in Grimms Wörterbuch VIII, sp. 143!

2) Raspe heißt weder „ahd. Hraspo miles“ noch „der, welcher fleißig wegnimmt“ — nur diese zwei Erklärungen gibt H. v. Pfister a. a. O.! —, sondern der Raffer, d. i. Vernichter der Feinde, wie die von mir angeführte Willehalmstelle beweist. —

Ich glaube nun, jedem unbefangenen Kenner der Verhältnisse die volle Berechtigung zu meinen sachlichen Bemerkungen (in Nr. 4) dargethan zu haben, und ersuche Herrn H. v. Pfister hiermit dringend, entweder mich eines Besseren sachlich zu belehren, wofür ich demselben im Voraus dankbar bin, oder aber das von ihm hervorgeholte Kriegsbeil dadurch zu begraben, daß er es vorzieht, durch sein Schweigen mir zuzustimmen. Sollte jedoch Herr H. v. Pfister wiederum mit persönlichen Angriffen gegen mich vorgehen, so werde auch ich — jedoch an anderem Orte, nicht hier im Hessenlande — aus der mir durch den Altersunterschied auferlegten Zurückhaltung heraustreten.

Kassel, Anfangs März 1889.

Dr. phil. F. Seelig.

Hessische Bücherschau.

Geschichte des 2. Großherzoglich Hessischen Infanterie-Regiments (Großherzog) Nr. 116. Von Klingelhöffer, Hauptmann und Adjutant beim Gouvernement Metz. Seiner Großherzoglichen Hoheit dem Prinzen Alexander von Hessen und bei Rhein,*) dem hohen Inhaber des Regiments, unterthänigst gewidmet. Berlin 1888, Verlag der Königl. Hofbuchhandlung v. E. S. Mittler & Sohn.

Obwohl in erster Linie für die ehemaligen und jetzigen Angehörigen des Regiments bestimmt, behandelt genanntes Werk in trefflicher Darstellung einen so bedeutsamen Abschnitt deutscher, insbesondere hessischer Geschichte, daß es auch weiteren Kreisen einen lehrreichen und anziehenden Lesestoff bietet. Das hessische weiße Regiment zählt zu den älteren des deutschen Reichsheeres. In den milden Lüften des Südens und in den eisigen Stürmen des Nordens, von der Loire bis zur Beresina, vom adriatischen Meere bis zur Nord- und Ostsee haben seine Fahnen geweht, meistens siegreich, immerdar in Ehren.

Bis in das Jahr 1741 führt uns die Geschichte des Stammtruppenteils seines 2. Bataillons zurück, des Leibgrenadier-Garderegiments. Das 1. Bataillon wurde am 15. Sept. 1790 als „leichtes Infanterie-Bataillon“ errichtet, dessen Mannschaft dem in Gießen stehenden „Kreisregiment“ entnommen wurde. Gießen blieb seine vorläufige Garnison; nach verschiedenem Wechsel ist diese Stadt seit dem 21. Sept. 1868 die Garnison des Regiments. Im Revolutionskriege, an der Seite preußischer Truppen, fand das 1. Bataillon die erste Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung. Bei der Belagerung von Mainz, in der Nacht vom 9. Juni 1793 machten die Franzosen einen Ausfall von Castel aus mit 1500 Mann und 2 Geschützen. Sie wurden zurückgeworfen. Wegen des hierbei bewiesenen Mutes wurde das Bataillon in einem Schreiben des Königs von Preußen an den Landgrafen mit rühmender Auszeichnung ausdrücklich genannt. Von Herbst 1793 bis Frühjahr 1795 finden wir das Bataillon im Feldzug in den Niederlanden; in den Gefechten bei Harlebecke (5. Mai 1794), bei Courtray (10. 11. Mai 1794), bei Ingelmünster (12. Mai 1794), bei Lincelles (18. Mai 1794), bei Roosebeke (11. Juni), bei Beveren (13. Juni), bei Boxtel (14. Sept. 1794) erwarb es sich durch sein braves Verhalten vollste Anerkennung. Im Juli 1796 marschierte das leichte Infanteriebataillon nach Triest aus; in Fiume fand es Verwendung zum Küstenschutz gegen die Franzosen. Am 15. Dez. 1798, nach siebenwöchentlichem Marsche langte es wieder in der Heimat an.

Am 1. Juni 1803 wurde das Bataillon zum Füsilier-Bataillon der Leibbrigade ernannt, während an gleichem Tage das jetzige 2. Bataillon des Regiments als Füsilier-Bataillon der Brigade Landgraf aus den Stämmen des (1741 gebildeten) Pirmasenser Leibgrenadier-Garderegiments errichtet wurde. In schweren Zeiten bewiesen diese Bataillone dem Landesherrn die geschworene Treue, in schweren Zeiten wurden sie zum Regimente geeinigt. Erst bewaffnetem Drucke weichend, als allerletzter trat der Landgraf von Hessen-Darmstadt 1806 dem Rheinbunde bei; am 14. August nahm er den Titel „Großherzog“ an. Am 18. August

*) Kurz nach dem Erscheinen dieses Werkes ist Prinz Alexander (am 16. Okt. 1842 zum zweiten Inhaber des Regiments ernannt) verschieden. Vgl. „Hessenland“, Jahrg. 1888, S. 377.

wurde das jetzige 1. Bataillon zum Garde-Füsilier-Bataillon, das jetzige 2. Bataillon zum 1. Leibfüsilier-Bataillon ernannt. Es war ein bitteres Geschick, gegen deutsche Brüder fechten zu müssen. Am 14. Oktober, in der Schlacht bei Jena, beteiligten sich beide Bataillone auf dem äußersten linken Flügel an der Wegnahme der von den Sachsen besetzten „Schnecke"; vom 17. Januar bis 30. Juni 1807 lagen sie vor Graudenz, vom 15.—20. August vor Stralsund. „Sie haben mit einer Unerschrockenheit gekämpft, die das größte Lob verdient", so schilderte sie Marschall Augereau dem Großherzog.

Im Feldzug von 1809 gegen Österreich bildeten die Hessen die 2. Brigade der 2. Division des 4. Korps (Marschall Massena). Sie nahmen Teil an 6 Gefechten, an der Eroberung von Raab und an der Schlacht von Wagram. Während sie am 5. Juli, dem ersten Schlachttage, in Reserve standen, erhielten sie am folgenden Tage die Aufgabe, die Mitte der feindlichen Schlachtlinie, das Dorf Adlerklaa, zu nehmen. Mit höchster Tapferkeit wurde das Dorf gestürmt, trotz schwerster Verluste. Die beiden Füsilier-Bataillone verloren ein Fünftel ihrer Gesamtzahl, darunter viele Offiziere (das 1. Leibfüsilier-Bataillon die Hälfte).

Neue Lorbeern brachte der Feldzug von 1812 in Rußland. Am 1. März dieses Jahres wurden die beiden Füsilier-Bataillone für die Dauer des bevorstehenden Feldzuges zu einem provisorischen leichten Infanterie-Regiment vereinigt, in einer Stärke von 1514 Mann in Allem. Zu Anfang Juli war das Regiment auf Rügen, um feindliche Landungsversuche zu hindern. Am 2. November sehen wir es in Wilna, wo es, mit dem 4. Westfälischen und einem franz. Marsch-Regiment zu einer Brigade vereinigt, dem Korps des bayerischen Generals Grafen Wrede zugeteilt wurde. Mittlerweile hatte die große Armee ihren schrecklichen Rückzug aus Moskau angetreten. Um den Übergang über die Beresina zu decken, nahm das Korps Wrede in Dockschütz, an den Quellen des genannten Flusses, Stellung, gegenüber dem vordringenden rechten Flügel der Russen. Am 4. Dez. kam es bei Wileyka, am 8. und 9. Dezember bei Slowotka und Wilna zu hitzigen Gefechten. Die Kälte war so furchtbar, daß während des Ladens die Haut am Eisen hängen blieb; der Feind aber wurde geworfen. In Wilna stieß Prinz Emil von Hessen mit den Ueberresten des der großen Armee zugeteilten hessischen Leibgarderegiments, des Leibregiments und des Chevauxlegers-Regiments (im Ganzen noch 31 Offiziere und 24 Mann) zu dem leichten Regiment und zog es trotz des Widerspruchs Wrede's an sich; damit trat dieses zur jungen Kaisergarde. Mit 80 Mann vom Regiment gelang es dem Kapitän v. Carlsen die zurückgebliebene hessische Batterie zu retten (6 Geschütze). Diese Artillerie ist die einzige des Hauptheeres, die zurückgebracht wurde. Am 16. Dez. sprach Mürat der hessischen Brigade seine besondere Zufriedenheit aus, „die das stärkste formirte Korps, selbst im Vergleich mit der alten Kaisergarde sei." Am 19. Dez., in Insterburg, stellte Lefebvre, der Kommandeur der alten Garde, die Hessen als Muster vor, mit den Worten: „Ihr Hessen seid mehr wert, als die alle." Ein glückliches Gefecht bei Dirschau (13. Jan. 1813) war das letzte dieses Feldzuges, aus dem das Regiment ein volles Drittel seines Bestandes zurückbrachte, während die beiden andern Regimenter der Brigade, selbst die braven 4. Westfälinger, völlig aufgelöst waren.

In der Schlacht von Lützen (2. Mai 1813) beteiligte sich das Regiment in hervorragender Weise an der Wegnahme des Floßgrabens von Groß- und Klein-Görschen, bis in die Nacht im Feuer stehend; es verlor an Toten und Verwundeten ein Drittel seiner Offiziere, ein Sechstel seiner Mannschaft. Durch Verfügung vom 17. Juni 1813 wurde das Regiment zu einem wirklichen leichten Regiment mit der Bezeichnung „Gardefüsilier-Regiment" erhoben. In der Schlacht von Leipzig leisteten die Hessen den standhaftesten Widerstand; dies bezeugen vor allem die Verluste. Das 1. Bataillon verlor hier ein Drittel seiner Gesamtstärke. Das 2. Bataillon hielt inzwischen in Torgau eine leidensvolle Belagerung aus. Da inzwischen auch Hessen-Darmstadt dem Bündnis gegen Napoleon beigetreten war, erzwang es sich von den Franzosen ehrenvollen Abzug. Im Feldzug von 1814 (bei Grenoble) schien es am 9. April zum Kampf zu kommen. Gerade setzte das Regiment zum Sturme auf eine feindliche Batterie an, da brachte ein Eilbote die Nachricht vom Waffenstillstand. Im Treffen bei Straßburg (28. Juni 1815), wo die Hessen den schwierigsten Teil der feindlichen Stellung, die Dörfer Lambertheim und Mundolsheim, wegnahmen, erwarb sich das Regiment wieder vollste Anerkennung. Eine längere Friedenszeit brach nun an, nur unterbrochen durch die Bekämpfung der Aufstände von 1830 in Oberhessen und 1848 und 49 in Frankfurt und Baden, unter dem Oberbefehl des Prinzen Wilhelm von Preußen. Letzterer, der spätere unvergeßliche deutsche Kaiser, sprach bei einer Besichtigung der Hessen seine Freude aus, Truppen zu sehen, die in erster Linie Deutschland vor der Anarchie bewahrt hätten. Auf solche Soldaten könne der Großherzog stolz sein.

Im Feldzuge von 1866 kam die hessische Division bei Laufach am 13. Juli in's Feuer. „Die Hessen avanzierten mit klingendem Spiel, und trotz des verheerenden Schnellfeuers in vorzüglicher Ordnung und mit großer Bravour", schreibt das preußische Generalstabswerk (S. 620); ihre Tapferkeit war vergeblich. Das 2. (weiße) Regiment stand während des Ansturms in Reserve und deckte gleichzeitig mit 2 Kompagnien die linke Flanke, gegen welche 5 preußische Kompagnien eine Umgehung versuchten.

Im Feldzuge von 1870—71 zeichnete sich das Regiment aus in den Schlachten bei Vionville, Mars la Tour, bei Gravelotte, bei Orleans, in den Gefechten bei Briare am 31. Dezember, 1. und 14. Januar. Nur 2 Bataillone zu je 1000 Mann stark (erst am 8. April 1881 erhielt es das 3. Bataillon), erlitt es einen Verlust von 7 Offizieren, 180 Mann an Toten und 14 Offizieren, 298 Mann an Verwundeten. Dies besagt genug! —

Außer einer Übersichtskarte der Feldzüge des Regiments und 2 Schlachtplänen (Gravelotte und Briare) sind 21 Anlagen (Bestände, Verlustlisten 2c.) beigefügt, sowie ein „Anhang", der bemerkenswerte Einzelhandlungen enthält. Eine derselben sei hier wiedergegeben nach der Erzählung des Gewährsmannes, des damaligen Fähnrichs Weimer (jetzt Hauptmann der 7. Compagnie des Regiments): „Am Nachmittag des 18. August, als auf unserm linken Flügel die Bataillone der preußischen Garde zum Sturm ansetzten, bemerkte ich in meinem Schützenzuge, wie ein Soldat sich über einen anderen auf dem Rücken liegenden beugte und dessen Rock aufknöpfte. Ich eilte an die Stelle und sah, daß es der Musketier Küchler war, seines Zeichens ein Steinmetz, durch einen Schuß in die Brust zu Tode getroffen. Brechenden Auges fragte er mich, als er mich erkannte: Gewinnen denn die Franzosen, Herr Fähnrich? Nein, war meine Antwort, es geht gleich vorwärts! — Nun, und dabei hob sich schwer die junge Heldenbrust, dann kann ich ruhig sterben! — Nach wenigen Augenblicken, als ich schon glaubte, daß das Leben aus ihm gewichen, hob er wieder die Hand nach mir und sagte mit sterbender Stimme, in abgebrochenen Worten: Sagen Sie doch dem Herrn Hauptmann, daß er meinem Vater schreibt, wie ich gestorben bin und daß ich meine Schuldigkeit gethan hätte! — Nach diesen Worten, die nur mühsam hervorgebracht wurden, verschied Küchler." —

Welche Kämpfe auch dem hessischen weißen Regimente noch beschieden sein mögen, die ruhmvolle Geschichte eines Jahrhunderts bürgt dafür, daß es immerdar in guten und bösen Tagen, dem Gebote der Ehre und der Pflicht treu bleiben und daß es immerdar eingedenk sein wird des althessischen Fahnenspruches:

„Durch neuer Thaten Ehren
Den alten Ruhm zu mehren!" —

Laubach i. Oberh. Dr. A. N.

Bibliotheca Hassiaca. Repertorium der landeskundlichen Litteratur für den königl. preußischen Regierungsbezirk Kassel. Bearbeitet von Karl Ackermann. Kassel (L. Döll). Zweiter Nachtrag 1889.

Es ist eine mühevolle Arbeit, welcher sich der Verfasser durch Aufstellung der landeskundlichen Litteratur für Hessen unterzogen hat, und eine undankbare dazu. Denn einmal ist dem Kritiker von Fach nichts lieber, als die Besprechung eines bibliographischen Hilfsmittels. Da kann er selbst seine litterarische Belesenheit ins rechte Licht setzen; da kann er sein Erstaunen aussprechen, wie er dies und jenes Werk vermißt, diese und jene Abhandlung vergebens gesucht habe. Die Titel scheinen ihm so geläufig, als brauche er sie nur so aus dem Aermel zu schütteln, und doch hat er vielleicht erst Wochen lang in den verschiedensten Richtungen gesucht, bis er einige fehlende Sachen aufzustöbern vermochte. — Andererseits ist der materielle Gewinn, der aus solchen Arbeiten erwächst, von vornherein gleich Null anzuschlagen. Dagegen wird der echte Forscher jederzeit dankbar das Hilfsmittel begrüßen, das ihm einen großen Theil seiner Arbeit vorwegnimmt und ihm den Weg bahnt zu der vorhandenen Litteratur. Vor allem aber gebührt dem Verfasser der Dank des Bibliotheksbeamten, an den so häufig Fragen allerspeziellster Art gestellt werden, und dem die „Bibliotheca Hassiaca" dabei häufig schon aus der Verlegenheit geholfen hat.

Der neue Nachtrag ist wieder ein Beweis für den Fleiß des Herrn Verfassers. Er bietet über 200 weitere Titel, die theils das früher Erschienene vervollständigen, theils die Litteratur bis zum Ende des Jahres 1888 fortführen.

Den zahlreichen Freunden des Verfassers ist dieser Nachtrag zugleich ein erfreulicher Beweis dafür, daß ihm auch in seinem neuen Wirkungskreise, unter den vielfältigen Amtsgeschäften, die Lust an anderweitiger wissenschaftlicher Thätigkeit ungemindert geblieben ist.

H. Br.

Briefkasten.

G. Th. D. Marburg. Gratulationsgedicht mußte wegen Raummangels zurückgestellt werden. Besten Dank.

C. Sch. Bockenheim. Ihrem Wunsche werden wir nachkommen.

W. B. Fulda. Dank für die Berichtigung. Die Schuld an dem Versehen trifft nicht uns. Freundlichsten Gruß.

G. H. Kassel. Soll geschehen.

K. S. Göttingen. Bitte um genaue Adresse.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 7. Kassel, 2. April 1889.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 7 des „Hessenlandes“: „Glückliche Kindheit“ Gedicht von Carl Schaumburger; „Erinnerung an Kloster Cornberg“, von H. Oesterheld; „Lebensbilder von Marburger Professoren“, von Friedrich Münscher, I. Johannes Crocius; „Hessische Offiziere“, ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte, von J. Schwank (Fortsetzung); „Eine Erinnerung an den deutsch-französischen Feldzug,“ dem Andenken der Frau Claus, geb. Sanner, gewidmet von E. Mentzel; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; „An unparteiische Leser“ von H. von Pfister; Briefkasten.

Glückliche Kindheit.

O stört der Kinder Spiele nicht!
O laßt sie springen, toben, tollen, —
Sie sind noch Menschen aus dem Vollen,
D'raus ungetrübtes Glück noch spricht.

O wehrt dem holden Scheine nie
Von ihres Himmels gold'nen Sternen!
Sie sollen ja für's Leben lernen,
Doch nicht zu früh, ach nicht zu früh!

O trübt die reine Fläche nicht
Von ihrer Seele hellem Spiegel,
D'rauf Gott gedrückt sein himmlisch Siegel,
Wie's leuchtend aus dem Auge spricht!

Denn was der Mensch genossen hat
An Freuden in der Kindheit Tagen
Hilft ihm das ganze Leben tragen,
Ist für das Alter gold'ne Saat.

Wenn seine Kindheit glücklich war,
Dann kann sein Herz nie ganz veröden,
Er blickt zurück wie auf ein Eden
Und geht zum Ziele still und klar.

Das Schicksal stürmt es nimmer fort
Was du an Liebe früh genossen,
Der Glückespflanze erste Sprossen
Bewahrt das Herz als theuren Hort.

Und bist du Kindern hold gesinnt
Das hilft dir manchen Harm verschmerzen,
Es beten für dich Kinderherzen
Und selbst im Herzen bleibst du Kind.

Carl Schaumburger.

Erinnerung an Kloster Cornberg.

Von H. Oesterheld.

Möge es dem Schreiber dieser Zeilen vergönnt sein, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine Gegend in unserm schönen Hessenland lenken zu dürfen, welche bis jetzt noch nicht so allgemein bekannt ist, als sie es wohl verdient. Treten uns auch nicht mächtige Berge, große Flüsse oder felsige Thäler und Schluchten gleich wie im Thüringer Wald oder in der sächsischen Schweiz entgegen, so bieten doch die grünen Wiesen, die fruchtbaren Felder und die waldreichen Bergeshöhen jedem Beschauer das anziehendste Bild. Mehr aber soll es dem noch sein, dem dieses Land die Heimath ist. Wie der Baum mit allen seinen Wurzeln im Boden haftet, soll auch der Mensch gebunden sein an seine Heimath, an sein Land, und dem Boden gleichen, dem er entsprossen ist. So ist es in unserem Hessenland bestellt. Seine Geschichte wird für alle Zeiten ihre Bedeutung behalten. Ich wage nicht zu sagen, in Nachfolgendem einen Beitrag dazu zu liefern, ich will nur in Erinnerung bringen, was schon ein Berufenerer als ich über Kloster Cornberg geschrieben hat.

Kaum 1 Stunde von der alten Bergstadt Sontra, nahe dem sagenumwobenen Bergsee von Dens und dem waldgrünen Gipfel des aussichtsreichen Ahlheimer, liegt hart an der alten Heerstraße nach Bebra—Cornberg mit der gleichnamigen Station der Bebra-Göttinger Eisenbahn. Dieses Cornberg war früher ein Kloster. Nach den vorhandenen Urkunden*) wird Cornberg zum erstenmal im Jahre 1296 erwähnt, nachdem frühere Schriften, die älteste von 1230 auf Kloster Bubenbach, ¼ Stunde von Cornberg in einem umwaldeten Wiesengrunde gelegen, hinweisen. Hier zeigt uns auch jetzt noch ein freier, großer Platz mit Resten von Mauerwerk, einem großen Teiche und einem gemauerten Brunnen das frühere Dasein eines Dorfes oder Klosters an. Seit einigen Jahren ist daselbst ein hübsches Försterhaus gebaut und da, wo früher die weiten Hallen eines Gotteshauses dem herbeiströmenden Volke offen standen, zieht heute der Pflug seine Furchen, um den Segen des Himmels in reifenden Ernten hervorzubringen. Auch in diese Einsamkeit sind die Pioniere der Neuzeit gedrungen, das Dampfroß bringt Leben und freudiges Schaffen in die Wälder.

Es läßt sich nicht genau feststellen, in welchem Jahr die Verlegung des Klosters Bubenbach nach Cornberg stattfand, zwischen 1292 und 1296*). Cornberg wird schon früher ein Hofgut gewesen sein und wie Merian in seiner Topographia Hassiae noch 1655 sagt, daß Kloster „Cörnberg“ wegen seines Fruchtwachsthums bekannt sei, so wird wohl dieses und die wärmere Lage des Ortes auch den Umzug von Bubenbach nach Cornberg verursacht haben. Die Klostergebäude, insofern sie heute noch erhalten sind, bilden die Form eines Vierecks. Auf der einen Seite liegt die Kirche mit dem Thurm, während die drei andern Wirthschaftsgebäude oder Zellen der Nonnen gewesen sind. Ein kleiner Hof im Innern war der Begräbnißplatz des Klosters. Der Hauptbau, die sogenannte Propstei ist ein großer, düsterer Bau von zwei massigen Thürmen flankirt, die nach der Gartenseite dicht mit Epheu und wildem Wein bewachsen sind, rankend bis zum Thurmknopf. So stehen die Gebäude, von kleinen Sandsteinen und eisenhartem Mörtel erbaut schon 590 Jahre da und machen noch immer den Eindruck von Festigkeit und voraussichtlich langer Dauer. Ihre dunkeln Mauern kontrastiren seltsam mit den in neuerer Zeit aus schönen Quadersteinen aufgeführten landwirthschaftlichen Bauten: einem Brennereigebäude und einem großen Kuhstall. Nachdem ein früherer Bau, der sich durch eingehauene Zeichen: „L. J. 1620.“ als aus der Zeit der Landgräfin Juliane, Gemahlin des Landgrafen Moritz, erwies, abgerissen, bilden diese neuen Bauten mit einigen älteren den eigentlichen Wirthschaftshof der heutigen Domäne. Dem Gut gegenüber liegt das Wirthshaus, das 1615 von der Landgräfin Juliane für 300 fl. der Familie Thon verkauft wurde, Schmincke sieht darin das frühere Siechenhaus des Klosters. In jüngster Zeit haben auch diese alten Mauern einen Verjüngungsprozeß, die dritte Metamorphose, erlebt, sowohl äußerlich durch Restauration, als auch in ihrer inneren Bestimmung, denn ein Schild mit dem deutschen Reichsadler sagt uns, daß hier die kaiserlich deutsche Post ihren Sitz genommen hat. Außer einigen Oekonomiegebäuden, stehen noch 6 Arbeitshäuser an der Straße, die mit dem Gute das Ansehen eines kleinen Dorfes haben, welchem der in flottem Betrieb stehende Steinbruch ein noch lebhafteres Aeußeres giebt. —

Die Reformation griff auch in die Geschicke von Cornberg ein. Durch die Wirren derselben

*) Urkunden von Kloster Cornberg von J. Schmincke.

*) nach Schmincke, Geschichte von Cornberg.

war ein Theil des Klosters an Landgraf Philipp den Großmüthigen gefallen, darauf hin säkularisirte er dasselbe. Der Landgraf scheint Interesse für Cornberg gehegt zu haben, denn in einem mir vorliegenden Vertrage vom Jahre 1556 setzte er durch Siegel und Unterschrift die Grenze des Waldes Derer von Trott im Schillingsgrunde und Bombacher Wald fest, zwischen Cornberg und Boxerode. Es wurden vier Grenzsteine genau bezeichnet, die auf der einen Seite des Landgrafen, auf der andern der Trotten Wappen tragen sollen. Diese Steine waren gesetzt von der Wiese im Schillingsgrund bis auf die Höhe neben dem Wege, der von Solz kommt, der vierte unter einer Hainbuche, mit einem Kreuz gezeichnet. Es heißt dann: „Ueber diese gesetzten Steine und abgezogenen orth, sollen die Trotten zu Soltza Keines gebrauchs im Bombacher Wald sich anmaßen, was aber liegt zur linken Handt, daß Ihnen wie vorgemeldet ist zugelassen, daß sollen und mögen sie gebrauchen mit maß, Holtz, Hute und Hege ohne Unser Landtgraff Philipsen Unsere Erben und Mannigl. von Unsertwegen Eintrag und Verhinderung, doch behalten wir uns, unßerent Erben, und Nachkommen Fürsten zu Hessen bevor in Berührtem angereimten, die hohe Obrigkeit, die Wildspur, und die Jugd und daß Sie allda gantz und gar nicht zu jagen haben sollen.“

1580 übergibt der Landgraf den ihm gehörenden Theil von Cornberg an seinen natürlichen Sohn Philipp Wilhelm, der sich darnach von Cornberg nannte und 1584 auch von dem Abte von Hersfeld mit der anderen Hälfte des Klosters belehnt wurde. Aber schon 1598 trat Der von Cornberg für 10000 Reichsthaler und verschiedene Lehen das Kloster Cornberg gänzlich an Landgraf Moritz ab. Seitdem blieb der Besitz den hessischen Landgrafen, gehörte zum Amte Sontra, heute zum Kreise Rotenburg und ist jetzt eine Staatsdomäne von 1200 Morgen Größe.

So haben denn die alten Mauern Cornberg's im Laufe von 6 Jahrhunderten manchen Wechsel der Zeiten gesehen, Kriege, Stürme und Sonnenschein sind an ihnen vorübergezogen. Aber nur die äußeren Umrisse ihrer Geschichte sind uns erhalten geblieben, die Sorgen und Freuden, wie auch die Thränen ihrer Bewohner sind im Strome der Zeiten verschwunden. Wie manches gottergebene Gebet haben wohl die alten Linden über dem Orte mit angehört, aber auch wie manchen Wunsch, der aus der stillen Klosterzelle hinaus in das warme, frische Leben geflogen. Und noch ein anderer Zeuge ist uns aus damaliger Zeit erhalten geblieben, der Taufstein des Klosters. Zwar sagt keine Inschrift und keine Jahreszahl von seinem Ursprung, aber Form und Zeichnung lassen den Stein als Taufstein erkennen. Auch ist es eine Tradition der Familie Thon, die über 300 Jahre auf Cornberg ansässig gewesen, daß dieses der Taufstein des Kloster's sei. Wahrscheinlich ist der Stein, als die Kirche verödet war, aus derselben entfernt und dann lange Jahre hindurch als Brunnenstein in Cornberg benutzt worden. Später brachte ihn einer der Thone nach dem der Familie gehörenden Gute Menglers, wo er halb eingegraben als Futterstein verwendet wurde. Der jetzige Besitzer von Menglers hat ihn seiner einstigen Bestimmung wieder näher gebracht, und wie vor nahezu 500 Jahren in seiner weiten Steinschale das reine Wasser der heiligen Taufe stand, so nimmt er heute den hellen Wasserstrahl eines Springbrunnens auf. Ein geschickter Steinbildhauer hat die Skulpturen des Steines genau nach der alten Bearbeitung aufgehauen. Der Stein besteht aus einem runden Fuß und einer aus einem Stück gehauenen weiten Schale; 5 stilvoll verzierte Stäbe, die jeder in eine jonische Schnecke auslaufen, scheinen die Schale zu tragen, zugleich theilen sie auch die Fläche derselben in 5 Felder, jedes mit einem Löwenkopf und Ornamenten verziert. Am Rande der Schale ist ein wirkungsvoller Frieß aus Anker und Perlen zusammengesetzt angebracht.

Hier ist das Bild dieses Taufsteins.





Lebensbilder von Marburger Professoren.

Von Friedrich Münscher.

Johannes Crocius

ist einer der Männer des 17. Jahrhunderts, in deren Lebenslauf sich die wechselnden und drangsalvollen Zustände ihrer Zeit besonders deutlich abspiegeln. Geboren am 28. Juli 1590 zu Laasphe in der Nähe von Siegen als Sohn des dortigen Pfarrers und theils in seiner Heimath theils auf dem Gymnasium zu Herborn für wissenschaftliche Studien vorgebildet, zeichnete er sich schon so frühe durch Geistesgaben, Willenskraft und Kenntnisse aus, daß er mit 15 Jahren für reif zur Universität gehalten wurde. Er bezog daher im Jahre 1605, gerade in dem Jahr, in welchem der lange kirchlich-politische Streit zwischen Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel entbrannte, die seiner Heimath benachbarte Universität Marburg und trieb daselbst mehrere Jahre lang unter der Leitung des ebenso witzigen als gelehrten Professors Rudolf Goclenius vorzugsweise philosophische Studien. Erst drei Jahre später, als er nach ruhmvoll bestandener Prüfung die Magisterwürde erlangt hatte, wendete er sich dem Studium der Theologie zu. Auch hierbei zeigte er sich so tüchtig, daß man ihn nach einigen Jahren zum Major oder Repetenten d. h. zum Aufseher und Führer der durch die Beihülfe Hessischer Städte studierenden Theologen bestellte. Doch hielt er es zu seiner Ausbildung für angemessen noch auf ein Jahr eine damals zu Bremen bestehende Lehranstalt für Theologen zu besuchen und bemühte sich erst 1612 im 22. Lebensjahr um eine Anstellung im Kirchendienst. Der Landesherr, Landgraf Moritz, wußte seine Gaben zu schätzen und ernannte den jungen Mann zum Hofprediger am Collegium Mauritianum zu Kassel. Dies war eine vom Landgrafen gegründete Hofschule, welche jungen Leuten aus den höheren Ständen eine allgemeine Bildung, namentlich auch in der Religion, mittheilen sollte. Obgleich aber Crocius in dieser Stellung den von ihm gehegten Erwartungen vollkommen entsprach, so blieb er doch nicht lange in derselben. Als nämlich Johann Sigismund Kurfürst von Brandenburg, nicht lange, nachdem er von der lutherischen zur reformirten Konfession übergetreten war, seinen Glaubensgenossen den Landgrafen Moritz in Kassel besuchte, wurde er von den Predigten des Johannes Crocius so sehr angesprochen, daß er den Landgrafen bat, ihm den Mann zum Hofprediger abzutreten. Denn Crocius predigte nicht nur mit großer Kraft und Wärme, sondern auch mit einer damals seltenen Milde gegen Christen anderer Konfession, was dem Kurfürsten besonders zusagte. Zwar ging Moritz auf die Bitte seines Gastes nicht ein, aber er überließ dem Kurfürsten seinen Hofprediger wenigstens auf zwei Jahre. So zog denn Crocius, welcher, obgleich er sich inmittelst verheirathet hatte, den an ihn gerichteten Bitten keinen Widerstand entgegensetzte, als Reiseprediger mit dem Kurfürsten nach Berlin und zeitweise auch nach Königsberg. In letzterer Stadt hielt er zum Beispiel am 20. Oktober 1616 auf dem dortigen Schloß eine mit großem Beifall aufgenommene Friedenspredigt über Philipper 2, 1—4. Sein neuer Gebieter bezeigte ihm fortwährend seine Gunst und wollte ihn nicht wieder aus seinen Diensten entlassen. Aber Landgraf Moritz bestand darauf, daß der früher verabredete Termin eingehalten würde, und forderte nach zwei Jahren seinen Hofprediger zurück. So kam denn Crocius im Oktober 1617 wieder in seine frühere Stellung zu Kassel. Allerdings nur für ein Jahr. Denn schon 1619 trat er das Amt eines Professors der Theologie in Marburg an. Der Landgraf hatte ihn schon 1618 zu dieser Stelle berufen, allein aus Mißtrauen in seine Kraft hatte Crocius — er war damals 28 Jahre alt — gezögert ein so wichtiges Amt zu übernehmen.

In Marburg nahm er unter den Professoren bald eine hervorragende Stellung ein, wurde aber darum auch, indem er ein Mann von sehr willensstarkem sogar leidenschaftlichem Charakter war, in den zwischen den Universitäten Marburg und Gießen entbrannten kirchlich-politischen Streit hineingezogen. Als nämlich Landgraf Moritz in Kassel die Professoren in Marburg und alle Geistlichen in Oberhessen, welche seine kirchlichen Aenderungen, von ihm Verbesserungs-Punkte genannt, nicht annehmen wollten, ihrer Aemter entsetzt hatte, so verbot sein Vetter Landgraf Ludwig in Darmstadt seinen Landeskindern den Besuch der bis dahin gemeinsamen Universität Marburg und errichtete 1607 eine eigene Universität in Gießen, an welcher er namentlich die von Moritz abgesetzten Professoren anstellte. Nun eröffneten diese einen heftigen Schriftenkampf gegen das Verfahren des Kasselschen Landgrafen, sowie gegen diejenigen Professoren, welche sich den Neuerungen desselben gefügt hatten, und ließen es dabei nach der Sitte jener Zeit an harten Worten nicht fehlen. Ihre Marburger Gegner zahlten ihnen mit gleicher Münze zurück, und so entstand ein langwieriger giftiger Federkrieg.

An diesem nahm, durch Angriffe der Gießener gereizt, auch Crocius Theil, obgleich er sonst kein Freund von konfessionellen Streitigkeiten war. Dem Federkrieg folgten dann in Jahren 1623 und 1624 die Kaiserlichen Strafmandate. Von dem Landgrafen Ludwig angerufen, entschied nämlich 1623 der Kaiserliche Reichshofrath, daß Landgraf Moritz wegen seiner kirchlichen Neuerungen die ihm durch Erbschaft zugefallene Hälfte von Oberhessen, in welcher auch Marburg lag, an Landgraf Ludwig V. in Darmstadt auszuliefern und alle seit 18 Jahren aus den oberhessischen Besitzungen gezogenen Einkünfte (die Neuerungen waren nämlich 1605 eingeführt worden) an Darmstadt zurückzuerstatten habe. Landgraf Moritz legte zwar gegen diesen Urtheilsspruch Verwahrung ein und versuchte alle möglichen Mittel, um die Vollstreckung hintanzuhalten; aber Kaiser Ferdinand II. blieb unerbittlich und beorderte im Frühjahr 1624 den General Tilly den Spruch des Gerichts nöthigen Falls mit Gewalt zur Ausführung zu bringen. Nun fügte sich endlich Moritz der angedrohten Gewalt, legte aber nochmals gegen das Verfahren, welches ungerechter Weise zu seinem Schaden eingeschlagen worden sei, Verwahrung ein. In diesen für die Universität Marburg besondes bedenklichen Zeiten wählten die Professoren ausnahmsweise für die beiden Jahre 1623 und 1624 ihren geschäftskundigen und muthigen Amtsgenossen Crocius zum Rektor. Auch war dieser für die stürmischen Zeiten der rechte Mann. Durch Klugheit und Entschiedenheit wußte er der Universität die Drangsale des Kriegs möglichst fern zu halten und von Tilly die Zusicherung zu erwirken, daß die Angehörigen derselben von Einquartierung verschont bleiben sollten. Als dann gegen Ende des Monats März 1624 Marburg vom Landgrafen Ludwig V. in Besitz genommen war, und alle Professoren, welche ohne dessen Zustimmung seit 1604 ernannt worden waren, ihrer Stellen entsetzt wurden, war es wieder der Rektor Crocius, welcher im Namen aller erklärte, daß sie sich zwar in ihr unverdientes Loos mit Geduld ergeben wollten, aber ihrem Herrn, dem Landgrafen Moritz, alle Rechte, welche er auf die Universität habe, feierlich vorbehielten. Auch lieferte Crocius die Scepter und andern Zeichen seiner Würde als Haupt der Universität nicht freiwillig aus, sondern setzte nur denjenigen, welche sie aus seinem Hause abholten, keinen Widerstand entgegen.

Crocius zog mit den übrigen ausgewiesenen Professoren nach Kassel, um dem Landgrafen zu berichten, was er für ihn gethan und gelitten habe. Dieser nahm ihn mit den Zeichen des Wohlwollens und der Anerkennung auf und stellte ihn als Prediger und als Professor an der von ihm in Kassel nothdürftig errichteten Universität an. Hier setzte nun Crocius seine frühere Thätigkeit fort und gewann sich bald die Herzen der Menschen. Denn mit feuriger fortreißender Beredsamkeit und mit unerschrockenem Freimuth ließ er seine Stimme vom Lehrstuhl wie von der Kanzel erschallen. Aber einer war doch unter den Zuhörern, dem manche freimüthige Aeußerungen des Predigers, der keine Menschenfurcht kannte und an Hoch und Niedrig den Maßstab des göttlichen Wortes legte, anstößig waren. Es war Landgraf Moritz. Dieser Fürst, der mit Recht der Gelehrte genannt wurde, gab sich nämlich der unseligen Einbildung hin, in allen Dingen allein die richtige Einsicht zu besitzen und konnte es nicht über sich gewinnen, abweichende Ansichten zu ertragen. So war es kein Wunder, daß ihn Crocius in seinen Predigten durch Worte, welche das Gewissen seiner Zuhörer schärfen sollten, oder durch anderweitige Aeußerungen verletzte. In seiner despotischen Weise erließ Moritz sofort ein Schreiben an Crocius, in welchem er ihm Kanzel und Lehrstuhl verbot. Im Gefühl nur seine Pflicht gethan zu haben, fügte sich dieser in das harte Verbot, indem er hoffte, daß der Zorn seines Landesherrn mit der Zeit verfliegen werde. Und wirklich kam es so. Der Landgraf konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß er durch sein hartes Verfahren der studierenden Jugend den besten Lehrer und der christlichen Gemeinde den einflußreichsten Prediger entziehe. So entschloß er sich denn, was bei ihm ein seltener Fall war, nach einiger Zeit den harten Befehl zurückzunehmen.

Crocius durfte also seine Thätigkeit als Professor und Pfarrer wieder fortsetzen und that dies unter Landgraf Moritz und dessen Nachfolger Wilhelm V. 9 Jahre lang mit großem Segen. Da verbreitete sich 1633 eines Tages in Kassel plötzlich das Gerücht, der allgemein geachtete und verehrte Professor habe vor Kurzem einen Menschen in seinem Hause erschlagen und werde deshalb in seiner Wohnung von Bewaffneten bewacht. Die Leute wollten ihren Ohren nicht trauen.

Sie hielten bei diesem Manne eine solche That für ganz unmöglich. Aber bei näherer Erkundigung mußten sie sich zu ihrem Schrecken und Leidwesen überzeugen, daß sich die Sache wirklich so verhielt. Crocius wurde in der That wegen Todtschlags in Untersuchung gezogen und nicht nur seiner Aemter vorläufig enthoben, sondern auch bis auf Weiteres als Gefangener in seinem Hause bewacht.

Leider fehlen eingehende Nachrichten über den Thatbestand. Gerichtliche Protokolle oder überhaupt amtlich beglaubigte Berichte sind nicht

vorhanden. Nur in den Jahrbüchern der zu Kassel 20 Jahre lang bestandenen Universität findet sich eine, offenbar zu Gunsten des Crocius abgefaßte Erzählung des Vorfalls. — Sie ist zwar sehr kurz und giebt weder den Namen des Getödteten noch die Beweggründe zum nächtlichen Besuch an, allein sie hat, so lange Mittheilungen aus besseren Quellen fehlen, den Anspruch auf Zuverlässigkeit. Hiernach war der Hergang folgender:

In später Abendstunde des 22. Februars im Jahr 1633 vernimmt Crocius, der noch mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt war, daß die Thür seines Hauses erbrochen wird, und daß Jemand in das Haus eindringt. Er ergreift daher seine Studierlampe und einen Hammer, dessen er sich — er bekleidete nämlich damals im ersten Jahr der am 2. Januar 1633 zu Kassel eröffneten Universität das Amt eines Rektors — zum Siegeln amtlicher Schreiben bediente, und eilt an die Hausthüre. Da erblickt er einen vorübergehenden Nachtwächter. Diesen ruft er an, klagt ihm, daß ein Dieb in sein Haus eingedrungen sei und bittet ihn, die von dem Eindringling erbrochene Thüre zu bewachen. Er selbst geht in das Haus zurück, um den vermeintlichen Dieb zu ertappen. Kaum ist er aber in das Haus zurückgekehrt, so hört er den Nachtwächter rufen, er sei nicht stark genug, es mit dem aus dem Hause Entfliehenden aufzunehmen. Auf diesen Ruf eilt Crocius wieder hinaus. In demselben Augenblick erlischt aber auch auf der Thürschwelle die Lampe, welche er in der Hand getragen, und es tritt Dunkelheit ein. Da der Eindringling sich nicht will festnehmen lassen, so entsteht ein Kampf, in welchem sich Crocius seines Hammers bedient, den der Andere ihm vergeblich zu entreißen sucht. Endlich gelingt es dem Unbekannten unter furchtbaren Drohungen zu entfliehen, aber mit Zurücklassung seines Degens, woraus zu schließen ist, daß er diesen im Kampf entweder gebraucht hat, oder doch hat gebrauchen wollen. — Von dem Nachtwächter, der merkwürdiger Weise nur Zuschauer geblieben zu sein scheint, wird in der Erzählung nichts weiter berichtet. Wohl aber wird zu Ungunsten des Unbekannten angemerkt, daß derselbe in jener Nacht einen Kriegsmann zum Zweikampf herausgefordert und auf die Frage, wer er sei, geantwortet habe: „ich bin der Teufel." Wenige Tage nachher (so fährt die Erzählung fort) habe Sabine, geborene Heugelin und Gattin oder Wittwe eines Hessischen Offiziers Namens Moritz Hund, gegen Crocius die Anklage erhoben, daß er in der Nacht des 22. Februar bei dem Kampf mit ihrem Sohn, Christian Hund, — er diente als Cornet bei einem Hessischen Regiment — welcher inmittelst gestorben war, dessen Tod herbeigeführt habe.

Was den jungen Mann in das Haus des Crocius geführt hat, darüber berichten die Jahrbücher der Universität nichts. Strieder, der Literarhistoriker Hessens, spricht aber die Vermuthung aus, die ja ohnehin nahe liegt, daß der Cornet mit einer Tochter des Crocius einen Liebeshandel unterhalten und, da er etwas angetrunken gewesen, seiner Geliebten einen Besuch habe abstatten wollen.

Sobald diese Umstände in der Stadt bekannt wurden, sprach sich die öffentliche Meinung dahin aus, daß Crocius ohne Schuld bei dem unglücklichen Vorfall sei. Ja Studenten, Professoren und Bürger vereinigten sich zu der an den Landgrafen Wilhelm V. gerichteten Bitte, der Durchlauchtige Fürst möge gestatten, daß der über den verehrten Mann verhängte Hausarrest aufgehoben werde. Diese Bitte wurde gewährt, aber der Urtheilsspruch wurde nicht eher gefällt, als bis die Rechtsgelehrten auf 6 Universitäten um ihr Gutachten angegangen worden waren. Endlich als der Angeklagte durch alle sechs Gutachten für schuldlos erklärt worden war, wurde Crocius auch von dem peinlichen Gericht in Kassel freigesprochen und von dem Landgrafen durch Beschluß vom 16. Juni 1635 in alle seine Aemter und Würden wieder eingesetzt.

Durch das eben geschilderte traurige Ereigniß hatte Crocius weder bei den Professoren und Studenten noch bei den Bürgern an Ansehen und Einfluß irgend etwas eingebüßt, vielmehr blieb seine Geltung dieselbe, wie sie früher gewesen war. Ein Beweis dafür war, daß man, als Landgraf Wilhelm V. 1637 zu Leer, einer Stadt Ostfrieslands, in den Armen seiner Gemahlin Amalie Elisabeth gestorben war, außer Abgeordneten der Landstände auch ihn als Gesandten an letztere abschickte, um ihr das Beileid der Bewohner Kassels auszudrücken und sie zur Rückkehr in die Hauptstadt des Landes einzuladen.

In den folgenden Jahren seines Kasseler Aufenthalts tritt das Eigenthümliche seines Charakters besonders hervor, indem er einerseits die gegen die Evangelischen gerichteten Angriffe der Jesuiten mit Kraft und Schneidigkeit abwehrte, andererseits in allen Fragen, wo Lutheraner und Reformirte von einander abwichen, die größte Milde und Verträglichkeit an den Tag legte. Von dieser Milde und Versöhnlichkeit besitzen wir in der Hessischen Kirchen-Ordnung von 1657, welche größtentheils sein Werk ist, noch heute ein schönes Zeugniß.

Am Abend seines Lebens ward unserem Crocius noch die Freude zutheil, an die Stelle, von welcher man ihn im Jahre 1624 verstoßen hatte, in höchst ehrenvoller Weise wieder zurückgeführt zu werden. Nachdem nämlich im Frühjahr 1648 zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt Friede geschlossen und einige Jahre später die Uebereinkunft getroffen war, daß Marburg für ersteres, Gießen für letzteres Landes-Universität sein solle, wurde Crocius 1653 für die neu zu eröffnende Universität als professor primarius von Kassel nach Marburg versetzt und zugleich für dieses erste Jahr zum Rektor bestellt. Als socher hielt er am 16. Juni desselben Jahres bei der neuen Eröffnung der Universität, welcher der Landgraf Wilhelm VI. und die angesehensten Männer des Landes beiwohnten, zuerst auf dem Schloß mit jugendlicher Kraft eine Predigt, welche wortkarg, aber gedankenreich war, über Sacharja 4, 6, sodann in der Aula eine lateinische Rede, welche noch mehr Kraft und Gedankenfülle hatte, und in welcher er für die Hochschule erflehte, daß sie eine echte Werkstatt göttlicher und menschlicher Weisheit durch Gottes Gnade werden möge. So feierte er denn einen Triumph, der ihn für das früher erlittene Mißgeschick vollen Ersatz bot. Noch sechs Jahre lang war es ihm dann vergönnt, wieder in Marburg mit großem Segen als Lehrer der Jugend zu wirken, bis er im 69. Lebensjahr 1659 an der Wassersucht erkrankte und diesem Leiden am 1. Juli erlag.

Landgraf Wilhelm VI., der dem Kranken brieflich seine Theilnahme ausgesprochen hatte, stellte dem Verstorbenen ein ehrenvolles Zeugniß aus. Er schrieb nämlich eigenhändig an die Wittwe, daß das Vaterland in Crocius einen um Kirche und Schule wohlmeritirten Mann und die Universität das vornehmste Glied verloren habe, er selbst aber einen ergebenen und treuen Rathgeber.

Hessische Offiziere.

Ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte.

Von J. Schwank.

(Fortsetzung.)

Bernhard Wilhelm Wiederhold, geboren 1757 zu Kassel, studierte am Kollegium Carolinum und in Göttingen, wurde 1776 Fähndrich beim Leibregiment, 1780 während des Amerikanischen Feldzugs Secondelieutenant, 1787 Premierlieutenant, 1788 außer der Reihenfolge Hauptmann im Infanterie-Bataillon Lenz zu Rheinfels, 1789 Quartiermeister-Lieutenant, als welcher er die zweite Kolonne bei der Erstürmung Frankfurts 1792 führte, welche durch das Allerheiligenthor drang. Aus dieser Veranlassung verlieh ihm der König von Preußen den Orden pour le mérite. Er gerieth 1793 bei der Belagerung von Mainz in Gefangenschaft, verließ 1797 die hessischen Dienste, um in Königl. portugiesische zu treten, obwohl die Verfügung schon ausgefertigt war, die ihn zum Flügeladjutanten ernannte. Dort starb er 1810 als General und Brigadier von Wiederhold. Er war Mitarbeiter an der „neuen Bellona“, bei Abfassung des hess. Exercier-Reglements hervorragend betheiligt und schriftstellerisch überhaupt sehr thätig.

Ernst Ludwig von Wilcke, geboren 1653 in Thüringen, kam 1704 aus holländischen in hessische Dienste als Generalmajor, wurde am 16. September 1706 Generallieutenant, ging 1709 (1711?) in kursächsische Dienste, in welchen er am 29. Juli 1725 als General der Infanterie, 72 Jahre alt, starb. Er hatte in der Schlacht von Höchstädt 1704 den Angriff auf Blindheim, in der Schlacht bei Castiglione das ganze hess. Korps geführt, 1708 die Belagerung von Lille, 1709 die Blokade von Tournai unternommen.

Flügeladjutant Lieutenant von Winzigerode ging 1800 in K. russische Dienste und starb daselbst als Generallieutenant.

Johann Ernst v. Winzingerode, Premierlieutenant bei der Garde und den Jägern (1779 bis 1784). Trat in K. preußische Dienste und als Kapitain in den Ruhestand.

Carl August v. Wreden, Kapitäin im hessischen Feldjägerkorps, nahm, nachdem er die beiden ersten Jahre im nordamerikanischen Befreiungskriege eine Kompagnie rühmlich geführt, seinen Abschied, trat in darmstädtische Dienste, starb dort 1791 als Oberst.

Generalmajor Gottfried Ernst von Wutginau, geboren 1673 zu Jungwiz in Niederschlesien, zog 1706 als Volontär mit den Hessen nach Italien, wurde dort beim Erbprinzen Generaladjutant, 1709 Oberstlieutenant, wohnte 1715 dem Feldzug in Pommern bei, marschirte 1717

nach Ungarn, 1718 nach Sizilien, ward 1724 Generalmajor, ging als Gesandter nach St. Petersburg, trat 1727 in österreichische Dienste, wurde daselbst 1733 Generalfeldzeugmeister und starb 1736 am 23. Dez., 63 Jahre alt, zu Raab, nachdem er sich in hessischen Diensten in Ungarn und Sizilien, in österreichischen aber durch seine ruhmvolle Vertheidigung von Philippsburg (1734) ausgezeichnet hatte. (Er ist nicht zu verwechseln mit Heinrich Wilhelm v. Wutginau, welcher am 10. Oktober 1776 als General der Infanterie im 79. Lebens- und 59. Dienstjahre gestorben ist.) —

Wir wollen nun noch einige Angehörige des Hauses Hessen, welche theils in fremden Kriegsdiensten gestanden theils sich in hess.-kasselschen rühmlich hervorgethan haben, folgen lassen:

Karl Christian, Sohn des Landgrafen Friedrich II. von Hessen Homburg, geb. 24. März 1674, starb 8. September 1695 an einer bei der Belagerung von Namur erhaltenen Wunde als hessen-kasselscher Oberst.

Ernst von Hessen-Rheinfels-Rotenburg, Sohn des Landgrafen Moritz, geboren 6. Dezember 1623, starb 2. Mai 1693, trat 1641 als Volontair in französische Dienste, war 1642 in Hessen Kapitain, 1645 Oberstlieutenant, dann Oberst und Generalmajor.

Karl Konstantin von Hessen-Rotenburg, geb. 10. Januar 1752, bekannt als eifriger Jacobiner unter dem Namen Charles Hesse, war in seinem 32. Lebensjahre Kommandeur einer französischen Brigade, 1789 maréchal de camp, 1792 Kommandant von Perpignan und Divisionsgeneral, mußte seine Stelle 1793 aufgeben, weil im Heere keiner von Adel mehr geduldet wurde, lebte von 1817 in Frankfurt a/M und starb dort am 19. Mai 1821. Nicht, wie er vorhergesagt, in einer Woche mit seinem Todfeind Napoléon I., sondern fast zwei Wochen nach diesem. Seiner Gesinnung getreu bis zu seinem Tode ruht der „citoyen-général-philosophe" auf dem alten Friedhof zu Frankfurt a/M. Ein Denkmal von einer Akazie beschattet schmückt seine Ruhestätte.

Ernst, Sohn des Landgrafen Konstantin von Hessen-Rotenburg, geboren 28 September 1758 zu Frankfurt a/M, starb zu Tiflis am 29. Okt. 1784 an einer im Kaukasus in siegreichem Gefecht gegen die Lesgier empfangenen Wunde. Seit 30. Juni 1760 war er in Hessen Kapitain der Infanterie, seit 20. Januar 1776 Oberst, seit 1782 in Kaiserl. russischen Diensten Oberstlieutenant und Kommandeur eines Jägerkorps.

Philipp von Hessen-Philippsthal, geboren 31. Juli 1686 in Hersfeld, starb 23. April 1717 zu Rheinfels. Stand in kurbrandenburg'schen Diensten, wurde beim Sprengen einer Mine derart beschädigt, daß er zeitlebens invalid war. Sein Oheim Landgraf Karl ernannte ihn zum Obersten und Kommandanten der Katz bei Rheinfels.

Oberst Prinz Wilhelm von Hessen-Philippsthal, seit 1717 Chef des Regiments Verschüer, trat in holländische Dienste.

Karl von Hessen-Philippsthal, Sohn des Landgrafen Wilhelm von Hessen Philippsthal, geboren 6. November 1757, gestorben 2. Januar 1793 zu Frankfurt a/M, in Folge einer am 2. Dezember 1792 bei der Erstürmung Frankfurts erhaltenen Wunde. Stand zuerst in holländischen Diensten seit 1774 K. preußischer Hauptmann, machte er den Feldzug in Böhmen 1778 mit, verließ 1780 den preußischen Dienst, wurde in Hessen Oberstlieutenant und 1787 Oberst.

Friedrich von Hessen-Philippsthal, Bruder des vorigen, geboren am 4. September 1764, gestorben 6. Juli 1794 in Nivelles in französischer Gefangenschaft in Folge der im Treffen bei Waterloo erhaltenen Wunden. Trat 9. Mai 1776 als Hauptmann in hessen-kasselsche Dienste, wurde 16. Mai 1783 Oberstlieutenant 1784 K. russischer Oberstlieutenant, dann russischer Oberstlieutenant. 1793 holländischer Oberst bei Byland Dragoner, focht er im Feldzug in den Niederlanden gegen die Franzosen.

Friedrich Wilhelm Karl Ludwig, Sohn des Landgrafen Adolph von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, geboren 10. August 1786, gestorben 30. November 1834 zu Kopenhagen, war zuerst K. dänischer Rittmeister, stand dann in k. österreichischen Diensten und starb als K. dänischer Generalmajor. 1814 und 1815 kommandirte er die freiwilligen kurhessischen Jäger.

Ernst Friedrich Wilhelm Karl Ferdinand Philipp Ludwig von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, ein Bruder des vorigen (Wilhelm), 28. Januar 1789 geboren, 19. April 1850 gestorben. Am 1. Aug. 1801 hessen-kasselscher Hauptmann, 1806 mit anderen hessischen Offizieren zu Mainz in französischer Gefangenschaft bis zum Frieden von Tilsit, dann Oberstlieutenant in k. russischen Diensten, nahm an der Schlacht an der Moskwa 7. Sept. 1812 unter Kutusow Theil, wurde später K. russischer General, vertauschte aber den russischen mit dem englischen Dienst.

Wilhelm Landgraf von Barchfeld, geboren 1. April 1692, gestorben 15. Mai 1761 zu Breda. Trat als Hauptmann in hessen-

kassel'sche Dienste, ward 1717 Oberst. Ging am 9. November 1721 in holländische Dienste, 1732 Gouverneur zu Ypern, 19. Sept. 1742 Generallieutenant, 1747 General der Kavallerie, 27. Mai 1756 Gouverneur zu Breda. Wegen seiner Tapferkeit und Umsicht beschenkten ihn die Generalstaaten mit einer Batterie kleiner Geschütze aus edlem Metall.

(Schluß folgt.)

Eine Erinnerung an den deutsch-französischen Feldzug.

Dem Andenken der Frau Dr. Claus, geb. Sanner,

gewidmet von E. Mentzel.

(Fortsetzung.)

Wenn ich heute mit kritischem Sinne jene Gedichte durchlese, so muß ich besonders in Hinsicht auf die mangelhafte Form scharfen Tadel über dieselben aussprechen, allein, wenn ich mir vorstelle, daß diese Lieder, die keineswegs in dem Gedanken an Veröffentlichung, sondern nur im Drange einer augenblicklichen Stimmung niedergeschrieben wurden, einst den drei genannten Damen und auch mancher von meinen anderen verehrten Kolleginnen viele Freude gemacht haben, dann bin ich stets geneigt, ihre vielen Fehler etwas milder zu beurtheilen. Kann ich es doch auch nicht leugnen, daß diese in poetische Form gebrachten Stimmungsbilder und Erlebnisse meiner Erinnerung oft sehr zu Hülfe kommen und mich unwiderleglich überzeugen, daß in wichtigen Epochen unseres Lebens Vieles sich mit Macht zum Lichte emporringt, was wir seither still und scheu in den Tiefen unseres Herzens verborgen hatten.

Unter allen damals entstandenen Liedern liebte Frau Dr. Claus besonders das Gedicht „Fieberphantasien eines Schwerverwundeten." Ich füge dasselbe, ohne eine Zeile zu verbessern, neben an, weil es getreu eine jener Nächte schildert, die ich am Bette des eigentlichen Begründers unserer freundschaftlichen Beziehungen, des Königsgrenadiers Röhr, durchwachte. Als das Fieber überwunden war, machte die Genesung dieses jungen herkulischen Menschen so erfreuliche Fortschritte, daß er bereits einige Wochen später in den Gängen der Kaserne auf- und abwandern konnte. Man hatte mir einen warmgefütterten, aus einem alten Sophaüberzug gefertigten Kattunschlafrock für ihn geschenkt, dessen Muster aus zahllosen beflügelten Genien, die sich Flöten blasend zwischen verschlungenen Rosenguirlanden hindurch wanden, bestand. In dieser etwas auffallenden Umhüllung wandelte er an einem sonnigen Novembertage langsam den Gang auf und ab, angestaunt wie ein Wunder von Allen, die gesehen hatten, wie er eher einer Leiche als einem Menschen ähnlich einige Tage nach der Schlacht bei Wörth von den Turnern auf einer Bahre heraufgetragen worden war. Daß dieser Mensch sich soweit wieder erholte, um sogar bald darauf Dienste bei dem Reservebataillon seines Regimentes thun zu können, verdankte er nächst seiner urkräftigen Natur der sorgfältigen Behandlung unseres Abtheilungsarztes, Professor Dr. Dohrn, und der unermüdlichen Pflege meiner beiden Stationskolleginnen Fräulein Christine Briel und Frl. Bertha Spangenberg.

Fieberphantasien eines Schwerverwundeten

Ich weil' im Krankenzimmer
Und übe meine Pflicht,
Mir zeigt des Lämpchens Schimmer
Ein todtenbleich' Gesicht.

Heut' wird an seinem Bette
Dem Herzen, ach, so bang;
Denn an zu schlimmer Stätte
Das Blei die Brust durchdrang.

Läßt sich das Blut nicht halten?
Wie quillt es purpurroth —
Will seine Macht entfalten
So früh der bleiche Tod?

Mir will's den Athem nehmen,
Ich hör' die Phantasien,
Die wie ein flücht'ger Schemen
Des Kranken Geist durchziehn.

Mir graut! Welch' volle Töne,
Er singt so hell und rein
Das Lied, das ewig schöne,
Die deutsche Wacht am Rhein!

Dann ruft er „Grenadiere!"
Wie im Kommando barsch,
Der Hauptmann fiel, ich führe
Euch vorwärts! Vorwärts! Marsch!

„Wir müssen in die Schanze!“
Die blasse Lippe spricht,
„An einer Kugel, Franze,
Stirbt doch ein Deutscher nicht?“

„Bin ich Kanonenfutter?
Ach nein, dein einz'ger Sohn!
Ach Mutter, liebe Mutter,
Soll ich denn sterben schon?“

„Ich kann ja noch nicht sterben
O, theure Mutter mein,
Wer soll dir Brod erwerben
Und dein Ernährer sein?“

„Wer bist du, ich will's wissen,
Und sag', wo bin ich hier? —
Es hat so weiche Kissen
In Frankreich kein Quartier!“ —

„Du bist“, sprach ich, „zu Hause,
Ich bin die Schwester dein;
Geduld, nach kurzer Pause
Wird Alles besser sein!“

Ein Lächeln zeigt das bleiche,
Das treue Angesicht:
„O, liebe Schwester, weiche
Von meinem Bette nicht.“ —

Erlaubt wohl ist die Lüge,
Wenn solche Lippe fleht,
Die wie die blassen Züge
Des Todes Nah'n verräth.

Die Schmerzen werden milder
Kein Blut dringt mehr hervor,
Und die phantast'schen Bilder
Umhüllt des Schlummers Flor.

Mich aber bannt noch immer
Ans Bett die heil'ge Pflicht;
Ich schrieb an ihm beim Schimmer
Des Lämpchens dies Gedicht.

Doch wer gering noch dächte,
Durchleb', — wir sind gefeit —
Nur eine solcher Nächte
Im Dienst der Menschlichkeit. —

Während ich diese Erinnerungen niederschrieb, kam mir der Gedanke, einen schon seit Jahren gehegten Vorsatz auszuführen und mich nach dem ehemaligen Königsgrenadier Röhr zu erkundigen. Ehrlich muß ich gestehen, daß ich darauf gefaßt war, von dem Ortsvorstande seines Heimathsdorfes, an den ich mich gewandt hatte, zu hören, daß der einst so schwer verwundete Soldat nicht mehr unter den Lebenden weile. Meinten doch damals die Aerzte, nur eine ganz ungewöhnlich gesunde Natur habe die Folgen einer solch gefährlichen Wunde überwinden können. Daß besagter Röhr aber noch lange leben könne, wurde entschieden und an der Hand triftiger Gründe bezweifelt. — Auf meine neulich gethane Anfrage beim Ortsvorstand erhielt ich nun umgehend die Mittheilung, der ehemalige Königsgrenadier Röhr sei noch nicht gestorben und sei nach seiner Heilung Kutscher geworden. Nun nahm ich mir vor, an meinen einstigen Pflegling selbst zu schreiben und mich nach seinem Ergehen zu erkundigen, allein ehe dies geschah, erhielt ich von Röhr einen rührenden Brief. Er schreibt mir, daß er durch meinen Brief an den Ortsvorstand eine große „überraschende Freude“ gehabt habe und theilt mir mit, daß er sich im Jahre 1876 verheirathet und drei Kinder hätte. Die schweren Wunden durch Brust und Arm verursachen ihm noch oft arge Schmerzen, erst vor drei Jahren sind ihm noch Knochensplitter unter dem linken Arm herausgeschnitten worden. Trotzdem fühlt sich Röhr sonst ganz wohl und kommt seinem Geschäfte pünktlich nach. Die bösen Weissagungen der Aerzte sind also nicht eingetroffen, die Natur hat wirklich an diesem Menschen ein Wunder gethan. Doch scheint Röhr auch aus einer gesunden Art zu stammen; denn wie er in seinem Briefe bemerkt, lebt auch seine Mutter noch, die, als ich 1870 oft an sie schrieb, schon eine alte Frau war und ein recht sorgenvolles Leben hinter sich hatte.

Doch ich kehre nach dieser Abschweifung zu Frau Dr. Claus zurück. Trotzdem sie damals schon oft unwohl war und, wie ich heute glaube, mit den ersten Erscheinungen eines später so qualvollen Leidens zu kämpfen hatte, brachte sie dennoch bis zum Schlusse des Lazareths jeden Tag eine lange „Jour“ in ihrer Abtheilung zu. Sie war unermüdlich und dabei von einer Erfahrung im Behandeln von Wunden und Krankheiten, die ihren Pfleglingen sehr zu statten kam. Obwohl die Küche des Lazareths ausgezeichnet eingerichtet war und tagtäglich von einer älteren und zwei jüngeren Damen, die sich zur freiwilligen Hülfe erboten hatten, für die Bedürfnisse der kranken Soldaten auf's Beste gesorgt wurde, bereitete Frau Dr. Claus die Suppen und sonstigen Kraftbrühen für die schwerer Leidenden doch meist selbst. In einer Gangecke im Winkel der Kaserne stand ein kleines Herdchen, auf dem sie fast immer für einen ihrer Pfleglinge etwas zurecht braute. Wenn ich mir wieder vorstelle, was hier alles gekocht und gewärmt wurde, dann fällt mir unwillkürlich ein, daß die tiefe Gangecke, deren großes Fenster einen herrlichen Ausblick auf die Stadt und das Schloß und die

Gärten bis zur Allee hin gewährte, oft der stumme Zeuge mancher für uns wichtigen oder denkwürdigen Stunde gewesen ist. Hier wurden meist die Depeschen über neue Siege gelesen, hier feierten wir, während die kranken und verwundeten Soldaten in den Zimmern „die Wacht am Rhein“ und andere patriotische Lieder sangen, am 18. Januar 1871 den welthistorischen Akt der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches und hier endlich standen wir, als am 2. März 1871 die Friedensglocken das Ende des gewaltigen Kampfes zwischen Frankreich und Deutschland verkündigten. Der bedeutungsvolle Tag wurde auch in unserem Lazarethe in würdiger Weise gefeiert. Die Kaserne wurde geschmückt und Abends illuminirt und einer der Soldaten, wenn ich nicht irre ein einjährig Freiwilliger vom westfälischen Infanterieregimente Nr. 13, hielt eine höchst schwungvolle, der Bedeutung des Tages entsprechende Rede.

In der für unsere Erlebnisse historisch gewordenen Gangecke, die für uns Pflegerinnen im südlichen und südwestlichen Theile des dritten Stockes der Kaserne, die wir keinen eignen Raum hatten, zugleich ein Zimmer vertrat, tauschten Frau Dr. Claus und ich auch oft unsere in jenen Tagen gemachten Erfahrungen aus. Obgleich meine Kollegin im Grunde eine kindlich harmlose Frau war, besaß sie doch eine sehr scharfe Beobachtungsgabe für Menschen und Zustände. Daneben hatte sie ein liebevolles Verständniß für das meist schlichte Wesen ihrer Pfleglinge, wenn dies auch keineswegs so weit ging, um ihr gegenüber allzu vertrauliche Reden möglich zu machen. Als durch und durch vornehme Natur wußte sie sich immer mit einer gewissen Würde zu umgeben und alles Persönliche von der strengen Pflichterfüllung auszuschließen. Daneben konnte sie aber für die ihr anvertrauten Pfleglinge oft recht tapfer auftreten und ihnen durch Zähigkeit und Thatkraft das verschaffen, was sie für durchaus nöthig hielt und so leicht nicht haben konnte. Unwillkürlich muß ich bei der Erwähnung dieses Charakterzuges meiner einstigen Kollegin an eine Zeit denken, in der unter den Pfleglingen unserer beiden Abtheilungen ein kannibalischer Hunger eingerissen war. Damit will ich keineswegs sagen, daß es an den nöthigen Lebensmitteln fehlte, aber die grenzenlosen Magenbedürfnisse einer Anzahl baumlanger Kürassiere, die in der Schlacht von Mars-la-Tour große Blutverluste erlitten hatten, waren nicht vollständig zu befriedigen. Wir baten in der Küche um extra große Brode und erhielten sie auch gerne, aber so groß auch diese Portionen ausfielen, so waren sie doch nicht im Stande, den ungeheuren Appetit zu stillen. Immer lag in den Augen der herkulischen Männer noch ein stiller Wunsch nach mehr, den man um so lieber befriedigt hätte, als diese Verwundeten in der Schlacht von Mars-la-Tour wirklich furchtbar mitgenommen worden waren. Heute weiß ich es nicht mehr genau, welchen Namen das Regiment trug, zu dem die arg zerhauenen Krieger gehörten, ich erinnere mich nur noch, daß Fürst Bismarck der Chef desselben war und daß sie weiße, freilich durch schwere Blutverluste arg besudelte Waffenröcke mit gelben Kragen und Aermelaufschlägen trugen. Das Verständniß für den Hunger der Kürassiere war nun bei uns Pflegerinnen so stark entwickelt, daß es oft in der Küche einen wahren Krieg um die größten belegten Brode gab. Ja, ich muß ehrlich bekennen, daß man sich aus Mitgefühl dann und wann sogar einmal zu einer Uebertretung des siebenten Gebotes hinreißen ließ und in einem Augenblick, wo die wachthabenden Küchendamen den Rücken wandten, so viel Brode mehr auf das Brett legte, als man eben erwischen konnte. Durch eine solche strafwürdige Handlung, bei der ich leider ziemlich stark betheiligt war, wären die Pfleglinge der Frau Dr. Claus beinahe sehr zu kurz gekommen. Die erste Küchendame hatte nach Vorschrift Alles verabfolgt und wollte nichts mehr geben, aber Frau Dr. Claus wankte nicht von der Stelle bis ihr die für ihre Abtheilung zugemessenen Portionen vollständig geliefert worden waren.

Da meine gerechte Kollegin ahnte, daß ich zu den Räubern gehört hatte und in dieser Ansicht gewiß noch durch mein etwas scheues Benehmen bestärkt wurde, griff sie mich bei der ersten Begegnung hart an und machte mir sehr ernstliche Vorstellungen. Im Drange des impulsiven Vergehens hatte ich gar nicht daran gedacht, daß das Gute, was ich dem Einen zuzuweisen beabsichtigte, eine Sünde am Anderen sei und schämte mich deshalb nicht wenig. Gewiß würde mir dieses einzige Mißverständniß, was ich mit Frau Dr. Claus hatte, noch viel tiefer gegangen sein, wenn der trübe Eindruck nicht gleich darauf durch einen heiteren wieder etwas verwischt worden wäre. Ich mußte einen Eisbeutel in die Stube Nr. 82 tragen, in der die Kürassiere lagen, und sah bei dieser Gelegenheit, daß einer derselben eben in göttlicher Zufriedenheit das fünfte belegte Stück Brod von ansehnlichem Umfang verzehrte. „Dat schmeckt nach mehr“, sagte er mich gutmüthig anlächelnd. „Bringen's nur man, was Se haben können, hier ist's, als ob die Naht geplatzt wär.“ Dabei deutete er auf die Magengegend und setzte seine Studien fröhlich fort. (Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Aus der Hessischen Zopfzeit. Vor dem Jahr 1806 spielten Haarzopf, Puder und Dreimaster nicht nur bei den Preußischen, sondern auch bei den meisten übrigen Deutschen Truppen noch eine bedeutende Rolle. Seitdem aber Scharnhorst eine Umwandlung des Preußischen Heeres vollbracht hatte, verschwanden diese kriegerischen Zierden wohl überall. So wurden denn auch die Kurhessischen Feldregimenter, welche im Winter von 1813 auf 1814 neu gebildet wurden, ganz nach Preußischem Muster ausgerüstet. Nur bei den Haustruppen machte man eine Ausnahme. Der Kurfürst Wilhelm I., welcher, obwohl im 19. Jahrhundert lebend, noch ganz und gar Mann des 18. Jahrhunderts war, führte bei seiner Leibgarde die ehemaligen Zierden dieser Truppe wieder ein, ja seiner Schweizergarde gab er sogar außer den Hellebarden auch die flächsernen Allonge-Perücken wieder. Die Feldregimenter fochten indes an der Seite der anderen Deutschen Truppen in den zweimaligen Kriegen gegen Frankreich und kehrten aus dem zweiten Feldzug im Herbst des Jahres 1815, mit kriegerischen Lorbeern geschmückt, in die Heimath zurück. Der Kurfürst belohnte jeden Soldaten mit einem Geschenk von zwei Thalern und gab ihnen — sollte es vielleicht auch eine Belohnung sein? — den althessischen Zopf wieder. Da die Haare bekanntlich nicht auf Kommando plötzlich wieder lang werden, so mußte auf künstliche Weise geholfen werden. Die Einen ließen sich falsche Zöpfe an den Rockkragen, Andere an den Tschako befestigen; dadurch entstanden, wenn etwa die Wache plötzlich zu den Waffen gerufen wurde, oft seltsame Erscheinungen. In der Eile wurden die Tschakos leicht verwechselt, und so erschienen manche Soldaten ohne Haarzopf, andere dagegen mit zwei Zöpfen. Aber auch abgesehen von solchen plötzlichen Ueberraschungen, empfanden die Hessischen Soldaten tiefe Beschämung über die neue Zierde, die man ihnen auferlegt hatte. Sie waren ja die einzigen von allen Deutschen Kriegern, welche die Wahrzeichen der alten Zopfzeit noch auf ihren Röcken trugen, und wurden ob dieser Zierde von ihren Landsleuten innerhalb und außerhalb der Hessischen Grenzen oft genug verspottet.

Das Stärkste leistete hierin das zu Kurzweil und Spötterei geneigte Völkchen der Studenten. Es war 1816 zu Pfingsten, zu einer Zeit, in welcher die Göttinger Studenten schaarenweise das schöne Kassel zu besuchen pflegen, da sahen die Bewohner dieser Stadt einen seltsamen Aufzug. Zuerst kam eine Schaar von Reitern, welche sämmtlich mit einem so langen Zopf geschmückt waren, daß sie ihn um den linken Arm gewickelt trugen. Auch ihre Pferde waren bezopft. Dann folgte eine Anzahl von Kutschen, deren Insassen ihre langen Zöpfe so wenig zu bergen vermochten, daß sie dieselben zu beiden Seiten aus dem Schlag heraushängen ließen. Pferde und Kutscher waren ebenfalls bezopft. Ja selbst jede Kutsche trug diesen Schmuck. Man hatte nämlich das damals noch an der Hinterwand einer Kutsche befindliche runde Glas ausgebrochen, und aus der Oeffnung ragte ein faustdicker Zopf hervor. Den Schluß des Zuges bildete wieder eine Schaar von Reitern, welche in gleicher Weise geschmückt waren. So zogen die Göttinger Studenten durch die Straßen der Stadt und sogar bis nach Wilhelmshöhe, wo der Kurfürst seinen Sommer-Aufenthalt zu nehmen pflegte. Natürlich machten diesem die Wächter der öffentlichen Ordnung von dem Aufzug der Studenten sofort Anzeige mit der Anfrage, wie man gegen die Spottvögel einschreiten solle. Allein der Kurfürst antwortete: Ach was! Das ist so schlimm nicht gemeint. Laßt sie gewähren! Sie bringen doch viel Geld in die Stadt und werden das Dings bald selbst überdrüßig werden. Und so geschah es auch. Die Studenten, welche wider ihr Vermuthen ganz unbehelligt blieben, legten freiwillig ihren Haarschmuck ab. Ja am Schluß ihres Aufenthaltes zogen sie ehrerbietig vor das Lustschloß des Kurfürsten und brachten dem Landesherrn, der sie mit soviel Nachsicht und Wohlwollen behandelt hatte, ein dreifaches Hoch.

F. M.

Die Rache des Geheimen Raths Kalckhoff. Landgraf Wilhelm, der Bruder des regierenden Landgrafen Friedrich von Hessen-Kassel, der zugleich König von Schweden war und deshalb in Stockholm wohnte, verwaltete das Amt eines Statthalters von 1730 bis 1751*) und gehörte zu den besten Regenten, welche Hessen je gehabt hat. Er besaß nicht nur den guten Willen, für des Landes Wohl nach Kräften zu sorgen, sondern er besaß auch die Gabe zur Durchführung seiner Absichten die rechten Männer auszuwählen. Zu diesen Auserwählten gehörte in erster Linie der 1698 in Ziegenhain geborene Geheime Rath Heinrich Otto Kalckhoff, ein in mittleren Jahren stehender Mann, welchen man wohl des Landgrafen rechte Hand nennen konnte. Gerade als er im Begriff stand, sich in das Schloß zu begeben, um dem Landgrafen Vortrag zu halten, ließ sich bei ihm ein Kandidat des Predigtamts melden. Auf ein bejahendes Kopfnicken Kalckhoffs veranlaßte der Diener den Herrn einzutreten. Dieser näherte sich mit ernster Miene und begann dann: Herr Geheime Rath, ich komme, um mir eine entscheidende Antwort zu erbitten. Ich bin seit 10 Jahren Kandidat, habe seitdem bei verschiedenen Pfarrern die Stelle eines Gehülfen oder Vertreters

*) Er folgte 1751 als Wilhelm VIII seinem Bruder Friedrich, da dieser ohne ebenbürtige Nachkommen zu hinterlassen gestorben war.

bekleidet und glaube überall meine Schuldigkeit gethan zu haben. Gleichwohl sind all meine Bittschriften um eine feste Anstellung, welche ich an das Konsistorium gerichtet habe, unberücksichtigt geblieben. Ich kann mir diese Zurücksetzung nicht anders erklären, als daß Sie, Herr Geheime Rath, die Schmarre, welche ich Ihnen einst im Duell beigebracht habe, nicht vergessen können und mir obhold sind. Schenken Sie mir also reinen Wein ein und sagen Sie mir, ob ich noch auf eine baldige Anstellung hoffen darf, oder ob ich meine Heimath mit dem Rücken ansehen muß!

Kalckhoff hatte den Anfangsworten mit großem Ernst zugehört, dann wurde seine Miene freundlich und nach den letzten Worten sagte er: Sie sehen, Herr Kandidat, an meinem Anzug, daß ich im Begriff bin, zu Seiner Durchlaucht zu gehen um Hochdemselben Vortrag zu halten. Ich bin deshalb im Augenblick außer Stand, Ihnen so zu antworten, wie ich möchte. Aber wenn Sie um 12 Uhr wieder zu mir kommen und mein Tischgast sein wollen, so hoffe ich Ihnen genügenden Aufschluß zu geben.

Etwas verblüfft nahm der Kandidat die Einladung dankend an. Kalckhoff aber begab sich nicht unmittelbar zum Landgrafen, sondern suchte erst die Geschäftsräume des Konsistoriums auf und erlangte hier theils aus den Akten, theils durch Mittheilungen der Konsistorialräthe genügende Auskunft über die Leistungen und die Bewerbungen des Kandidaten. Dann begab er sich zum Landgrafen, hielt den pflichtmäßigen Vortrag und brachte schließlich auch die Sache des Mannes, der ihn zuletzt in seinem Haus aufgesucht hatte, zur Sprache. Nachdem alles Geschäftliche, das heute etwas längere Zeit in Anspruch genommen hatte, erledigt war, eilte er in seine Wohnung, wo er außer dem Kandidaten noch einige andere Gäste vorfand. Da er nämlich Junggeselle war, so liebte er es, um nicht allein speisen zu müssen, täglich einige Bekannte zu seiner Tafel einzuladen. Zuerst trat er in das Speisezimmer, wo er noch einige Vorkehrungen traf, dann begab er sich in das Empfangszimmer zu seinen Gästen. Nachdem er sich wegen seines Ausbleibens mit besonders dringlichen Geschäften entschuldigt und die Herren mit einander bekannt gemacht hatte, führte er dieselben in das anliegende Speisezimmer. Hier fand jeder Gast seinen Platz durch einen auf dem Tellertuch liegenden Zettel bezeichnet. Der Hausherr sprach das Tischgebet und bat dann die Anwesenden, Platz zu nehmen. Seine Augen aber ruhten auf dem Kandidaten. Als dieser das Tellertuch in die Höhe hob, sah er unter demselben ein großes zusammen gefaltetes Schreiben liegen. Auf das Höchste überrascht, entfaltete er dasselbe. Aber wer beschreibt sein freudiges Erstaunen! Er wollte erst seinen Augen nicht trauen. Es war ja ein Reskript des Landgrafen, durch welches ihm eine gute Pfarrstelle in einer lieblichen Gegend des Hessenlandes übertragen wurde. Mit Thränen in den Augen trat er zu Kalckhoff hin, reichte ihm die Hand und sagte: Das ist Edelmuth! Nein, lieber Mann, erwiederte dieser, das ist die Rache des Geheimen Raths Kalckhoff für den Denkzettel, welchen Sie einst seinem Kopf eingeprägt haben. Meine Herren, fuhr er dann zu den übrigen Gästen gewendet mit lauter Stimme fort: Meine Herren, ich freue mich Ihnen den bisherigen Herrn Kandidaten als künftigen Pfarrer von Breitenau vorstellen zu können. Lassen Sie uns auf sein Wohl anstoßen! —

F. M.

Aus Heimath und Fremde.

In der am 25. März d. J. stattgefundenen Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde hielt Dr. med. Schwarzkopf einen Vortrag über die Theilnahme der königlich-westphälischen Truppen in der Schlacht bei Borodino. Der Vortragende, welcher schon wiederholt die Geschichte der hessischen Truppen zum Gegenstand seiner Vorträge gewählt und darin gezeigt hat, mit welchem Eifer und welcher Gründlichkeit er sich diesem seinem Lieblingsstudium gewidmet hat, wußte auch bei seinem diesmal gewählten Thema, die Zuhörer, welche sich wie bei der großen Beliebtheit des Redners zu erwarten war, außerordentlich zahlreich eingefunden hatte, durch seine lebensvolle Darstellung der Vorgänge in hohem Grade zu fesseln.

Es wurde deshalb dessen Mittheilung, daß er in einem zweiten Vortrage auch die Theilnahme der westphälischen Infanterie an der Schlacht schildern wolle, da er sich für heute wegen Kürze der Zeit auf die der Kavallerie habe beschränken müssen, allseitig mit großer Befriedigung aufgenommen.

Wir werden alsdann auf beide Vorträge ausführlicher zurückkommen.

R.-L.

Die Jahresversammlung des „Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“ findet am 15., 16. und 17. Juli in Marburg statt.

Der rühmlichst bekannte Historiker, Gymnasialoberlehrer Dr. G. Wolff in Hanau, hat einen Ruf als erster Oberlehrer des Kaiser Friedrichs-Gymnasium zu Frankfurt a./M. erhalten und angenommen. Man sieht den allgemein beliebten, ausgezeichneten Lehrer nur sehr ungern aus Hanau scheiden.

Wir erwähnten in Nummer 4 unserer Zeitschrift, daß unser hessischer Landsmann, der Dichter und Schriftsteller Dr. Julius Rodenberg in Berlin, damit beschäftigt sei, den literarischen Nachlaß Franz Dingelstedt's herauszugeben. Heute können wir unsern

Lesern die erfreuliche Mittheilung machen, daß Julius Rodenberg in dem so eben erschienenen Aprilhefte seiner „Deutschen Rundschau“ unter dem Titel „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von Julius Rodenberg“ bereits mit der Veröffentlichung begonnen hat. Zunächst behandelt er unter der Ueberschrift „Der Schüler und Schulmeister (1814—1841)“, I. Rinteln, die Jugendzeit Franz Dingelstedt's in Rinteln und dessen dort entstandenen Gedichte. Wir werden auf diesen hochinteressanten literarischen Essay in einer späteren Nummer zurückkommen.

Universitätsnachrichten. Dem Vernehmen der „Oberhessischen Zeitung“ zufolge hat der Professor der Rechtswissenschaft Dr. Brockhaus in Marburg einen Ruf an die Universität Jena erhalten an Stelle des nach Heidelberg berufenen Professors Dr. Meyer, der bekanntlich vordem auch der Marburger Hochschule angehörte. Professor Brockhaus soll den an ihn ergangenen Ruf angenommen haben. — Am 14., 15. und 16. Juli feiert das Corps Hasso-Nassovia in Marburg sein fünfzigjähriges Stiftungsfest. Die Vorbereitungen dazu sind in bestem Gange. Zweifellos wird dasselbe einen glänzenden Verlauf nehmen und die Betheiligung der alten Herren eine recht zahlreiche sein. — Wenige Wochen zuvor, am 1., 2. und 3. Juni begeht das älteste Corps der Universität Gießen, „Teutonia“, gleichfalls das Fest seines fünfzigjährigen Bestehens. Auch dieses Fest wird sich einer sympathischen Aufnahme und zahlreichen Theilnahme der alten Herren rühmen können.

Todesfälle. Zu Anfang März starb zu Hofgeismar in seinem 88. Lebensjahre der Rechtsanwalt und Notar, Justizrath Philipp Weiß, welcher daselbst während einer langen Reihe von Jahren die Stelle des Bürgermeisters bekleidete und sich als solcher um seine Vaterstadt verdient gemacht hat. —

Am 6. März verschied zu Fulda nach längerem Leiden in seinem 53. Lebensjahre des Hospitalspfarrer Joseph Lauer, früher Kaplan in Kassel und Pfarrer in Neulbach an der Rhön. Die Diöcese Fulda verliert in ihm einen ebenso würdigen wie durch geistige Begabung und gediegene Kenntnisse ausgezeichneten Priester. R. i. p. —

Am 24. März verschied zu Hořovic nach längerem Kranksein der Prinz Moritz von Hanau, Besitzer der Fideikommißherrschaften Hořovic und Zinec mit Bezdědiz in Böhmen. Derselbe wurde am 4. Mai 1834 als zweiter Sohn und viertes Kind des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, zu Kassel geboren, hat sonach ein Alter von fast 55 Jahren erreicht. Im Jahre 1852 wurde er zum Lieutenant der kurhessischen Garde du Corps ernannt; später à la suite derselben gestellt, avancirte er bis zum Major. Nach Einverleibung Kurhessens in Preußen im Jahre 1866 trat er in preußische Dienste, war Major bei dem Leibkürassierregiment (Breslau), nahm aber bald als Oberstlieutenant seinen Abschied. Am 15. April 1875 vermählte er sich zu Freiburg im Breisgau mit Anna von Loßberg, der Tochter der Generallieutenants C. W. J. von Loßberg, die ihm schon im folgenden Jahre, am 27. Oktober 1876, im Tode vorausging. Da er keine Kinder hinterlassen hat, so geht jetzt der Besitz der Fideikommißherrschaften Hořovic ꝛc. an seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm von Hanau, den dritten Sohn des Kurfürsten, über.

Ueber die nächste Ursache des Todes des Prinzen Moritz berichten Wiener Blätter: Vor acht Tagen wurde Prinz Moritz von Hanau von einem Nasenbluten befallen, zu dessen Stillung die Tamponirung vorgenommen wurde. Als man den Tampon entfernte, erfolgte ein Blutsturz, weshalb ein Professor aus Prag berufen wurde, der neuerdings eine Tamponirung vornahm. Schließlich wurde Dr. Barbieri aus Wien berufen; dieser erklärte, daß bereits Blutvergiftung eingetreten und jede Hoffnung, den Prinzen zu retten, geschwunden sei. Bald darauf trat der Tod ein. —

Dienstag, den 26. März, in der Frühe 12¼ Uhr, verstarb nach längerem Leiden in Kassel der k. k. österreichische Oberstlieutenant a. D. Wilhelm Ritter v. Breithaupt, Inhaber hoher Orden, im 80. Lebensjahre. Derselbe hatte sich um die artilleristische Wissenschaft mehrfach verdient gemacht, besonders durch die Erfindung des nach ihm benannten Rotationszünders. Näheres für später vorbehalten.

Am 27. März verstarb zu Hanau nach langem Leiden der Pfarrer an der niederländischen Gemeinde, Dr. Julius Heuser. Der Verblichene war früher Rektor an der Hersfelder Stadtschule und hatte im Jahre 1866 das Pfarramt an der niederländischen Gemeinde zu Hanau übernommen. In seinem Wirkungskreis hat er sich nicht nur die Achtung, sondern auch die Liebe seiner Gemeindeangehörigen erworben.

Ein Kuriosum. Eine seltsame Anschauung muß man in Brasilien von unserer Stadt Kassel haben. In der Nummer 253 der Zeitung „Correio de Santos“ vom 8. November 1888, welche ein Landsmann von uns, der junge Arzt Dr. S. von dort mit hierher gebracht hat, heißt es unter dem Titel: „Grande incendio“; Der letzte Brand, welcher einen Theil einer großen Stadt Deutschlands zerstörte,

war in der Stadt Kassel, Hauptstadt des Kurfürstenthums Hessen-Kassel. Kassel wird wegen seiner pittoresken Lage zwischen hohen Bergen, wegen seiner Denkmäler und reizenden Umgebung für eine der schönsten Städte Deutschlands gehalten. Die Bevölkerung überschreitet nicht die Zahl von 40000, aber sehr bedeutend ist Kassel durch seine Industrie, es befinden sich daselbst große Baumwollen-, Wollen- und Seidenwebereien, Werkstätten zur Herstellung von Spitzen, Hüten, Gold- und Töpferwaren. Die Stadt liegt auf drei Hügeln am Ufer der Fulda, besitzt ein großes Museum und Gemäldegallerie, in der sich zahlreiche kostbare Gemälde befinden. — Wahrscheinlich ist der Brand in einem der industriellen Stadtviertel ausgebrochen. Der Telegraph in seiner Kürze meldet nur, daß 300 Gebäude durch das Feuer zerstört wurden und der Schaden sich noch nicht übersehen läßt." — Die Verwechselung der Stadt Kassel mit dem Landstädtchen Hünfeld, in welchem bekanntlich am 29. October v. J. der „grande incendio" wüthete, ist gewiß kurios genug. Uebrigens beschränkt sich diese Verwechselung nicht blos auf die Stadt Santos in Brasilien, sie soll auch anderwörts in Südamerika vorgekommen sein. —

An unparteiische Leser.

Der erste Absatz meiner persönlichen Verwahrung in Nr. 5 des „Hessenlandes" sollte überhaupt eine gewisse zeitläuftige Richtung kennzeichnen; dann erst kam ich auf den besonderen Fall zu sprechen. Wie weit aber etwa jene allgemeine Schilderung für den, wider mich angeschlagenen Ton und versuchten Streich zutreffend sei, blieb und bleibe jedem Leser zu befinden überlaßen.

Der „Scherz" wäre ein unpassender, unziemlicher gewesen; so gibt Herr Dr. Seelig dann seine damals geäußerte Vermutung heute gar für „ernsthaft" gemeint aus. Daß ein Privatmann aber ein geheimes Archiv mit staatlichen Urkunden besitzen könne, glaubt im Ernste wol Niemand. Dieser Versuch, sich vom Vorwurfe einer mir, ohne jeglichen denkbaren Anlaß zugefügten zwiefachen, absichtlichen Beleidigung zu reinigen, darf also ein verfehlter heißen.

Herr Dr. Seelig setzt seine Angriffe auch munter fort. Auf Dinge kömt er zu reden, die mit dem raspischen Ludwig von Haut und Haaren nichts zu tuen haben. Mit einer Unbefangenheit, die nur nicht gerade „bescheiden", scheint derselbe allmählich alles, was ich in langen Jahren geschrieben habe, nachträglich vor seinen Richterstul ziehen zu wollen. Man frägt sich nur, wie derlei Herausforderung in Zeitschrift „Hessenland" gehöre? Daß ihn manches verplüffe, glaube ich ja gerne; sintemal ich bislang nicht der Meinung war, jener müße in sämtlichen Wißens-Fächern beschlagen sein.

So habe ich ihm z. B. noch niemals angesonnen, sich mit landsknechtischem Wehrtume eingehends vertraut zu machen. Mich jedoch von ihm darüber abhören laßen, könnte ich nicht ohne Opfer an eigener Achtung: gänzlich unbefugtem Auftreten gegenüber! Da ich mein Büchlein: „Sagen und Aberglaube aus Hessen und Naßau" schrieb, das einige Jahre später im Drucke erschien, war Herr Dr. Seelig wol Gymnasiast oder Student. Ich ahnte nicht, welche einstige Gegnerschaft mir damals noch schlummerte.

Übrigens ist ältere Gültigkeit des Ausrufes „Donner und Doria" (Thunder and Thor ho!) Ergebnis treuer Forschung meines Vaters, der sich durch ein halbes Jahrhundert wiederholt mit voller Hingabe landsknechtischen Dingen gewidmet hat.

Nun aber kürzlich zum Raspen! Man wolle überzeugt sein, daß ich den ganzen wißenschaftlichen Braff, womit Herr Dr. Seelig seine Straße pflästert, längst kenne, und wol meistens vor ihm gelesen habe: Knochenhauer, u. s. w. Die weitläuftigen Auseinandersetzungen bieten Jedem, der nur einmal an den Stoff heran trat, so ganz und gar nichts neues. An dem, was ich auf Seite 226 meines Nachtrags-Bandes zu Vilmar's Idiotikon geschrieben habe, aber auch auf Seite 225 unten, halte ich fest. Nergele einer, so viel er wolle.

Ich ordne ahd. Hraspo (captator, miles), sowie ein schwachformiges Zeitwort hraspôn, zum starkformigen hrëspan hrasp hruspun; (nach O. Schade zu crispus). Darin stimme ich mit Vielen noch; andere Germanisten mögen anders denken. Deshalb ist aber keiner klüger vor dem Anderen und eben so wenig ein Ketzer, den man schmähet. Auch ziehet Weigand noch „Raspel" hierher. Der wurzelhafte Hauchser fehlt hinwider bei dem unverwandten: rapen, raffen (nach O. Schade zu rapere), dessen Fortbildung „rapsen" sich mit „hraspen" förmlich und begrifflich vermischt hat. Ein anderer Germanist, den man in Nr. 6 gegen mich anziehen wollte, ist vielmehr meiner Ansicht. (sieh unten.)

Der Fürst hat nicht Heinrich Raffer, sondern eben Heinrich Raspe geheißen; im Sinne allerdings zwei sich ganz nahe kommende Namen.

Woher nun das raspische Geschlecht von Alters stamme, ist urkundlich einfach nicht erwiesen. Knochenhauer — ein hofnungsvoller Forscher, der leider sich selbst entleibte — möchte aus düringischem Stammes-Gefühle die Raspen gerne für Landsleute ansprechen; just so ergehet es mir aber als Chatten. Nur mache ich es nicht gleich wie Knochenhauer tat, der jede ihm unbequeme Urkunde leichtes Herzens für gefälscht erklärte. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit stammen die Raspen aus rheinischer Gegend, wie früher schon Rommel annahm, und gelangten etwa als mainzische Lehensleute, sowie vor allem durch Schenkungen und Kauf, auch zu düringischem Besitze. Wer es beßer weiß, möge sich seiner Kunde freuen.

Ob die Bernadotte als schwedische Herscher noch Norwegen, oder aber als etwaige norwegische noch Schweden hinzu erworben hätten, ließe bei einigem Fleiße sich doch wol entscheiden. Eben so unschwer ist eine zeitfolgische Feststellung der Würden des raspischen Ludwigs. Herr Dr. Seelig siehet nur Besitztitel gisischer Allode, verweilet aber nicht beim hessischen Grafen-Amte, das für ihn gar nicht vorhanden scheint. Und doch war dieses uralte ehrwürdige Gebot wol beßer und fester begründet, denn die aus Kaiserlicher Entschließung frisch geschaffene landgräfliche Würde über Düringen, das durch Jahrhunderte als strittig zwischen den Stammes-Herzogtümern Sachsen und Franken hin und her gezerret war. Wie die gesamte folgende Geschichte erwiesen hat, lag des raspischen Hauses stärkste Wurzel in Hessen — ob dieß als Sekundo-Genitur gegolten habe, oder nicht. Das düringische Landgrafentum gewann eben seine Bedeutsamkeit, die es unter den Wintzenburgern doch mit Nichten beseßen hatte, erst durch Anlehnung an unser altes Hessen. Mir schien es Pflicht, hierbei für unseren volkstümlichen Wert zu zeugen. Wir Hessen kommen ja meistens zu kurz. Ausführlich handelte ich darüber einst in Nrn. 985 und 993 der „Hessischen Blätter", Jahrganges 1883. Erwähnt sei nur, daß der dort vorkommende Ausdruck „vom Reiche unabhängig" oder „selbstherrlich" doch nicht wörtlich verstanden sein will, sondern nur gegensätzlich zum Verhältnisse Düringens. Nach Herrn Dr. Seelig hinwider müßte folgerichtig Hessen etwa zuvor schon staatlich zu einem doch gar nicht bestandenen Düringen gehört haben. Den Ausdruck „Tron" betreffend, so kann solcher offenbar zu jener Zeit für beide Länder nur bildlich gemeint sein.

Unbegründet, schief, mislungen, völlig verkehrt, u. s. w. findet Herr Dr. Seelig meine Ansichten; da ich mich doch um seine, etwa einschlägigen bislang niemals bekümmert hatte. In der Tat eine peinliche, zumal jeden älteren Mann verletzende Selbstverkennung, wie ich solche schon in Nr. 5 allgemein beleuchtet habe. Nicht etwa befugte Kritik, nein, geflißentliches Vordrängen ist es. Und da spricht man, in Umkehrung des tatsächlichen Verlaufes und Verhaltes, gar von Abwehr, wo fortgesetzte kränkende, unholde Angriffe vorliegen. Überdieß gestattet sich Herr Dr. Seelig mich sprechend einzuführen: d. h. mich von ihm vorgeschlagene Worte reden zu laßen. Aber bei allem, was er schreibt, vermeint er noch nicht einmal aus Grenzen persönlicher „Zurückhaltung" heraus getreten zu sein. Nun, auch fürder werde ich Jeden, der mich angreift — sei er wer da wolle — zu bescheiden wißen.

v. Pfister.

(sieh nächste Spalte oben)

Nachschrift: Da mein Idiotikon erschienen war, schrieb mir Herr Professor Heyne, daß er es gerne früher zur Hand gehabt hätte. Heute empfieng ich folgende Zeilen.

„Gegen Ihre Zusammenstellung von ahd. Hraspo mit hraspôn und dem starken hrëspan ist nichts zu erinnern; wie auch Ihre Auffaßung des Verhältnisses zu rapen, raffen, rapsen, (rapschen) ganz meine Billigung hat."

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Göttingen, den 22. März 1889.

Ihr u. s. w.

M. Heyne.

Berichtigung,

In den „Gnomen" von Feodor Löwe, Seite 61 der Nummer 5 unserer Zeitschrift muß es im ersten Verse statt:

Das Glück ist flüchtig, keinem Bunde
Gewiß dies zum Verweilen zwingt"

heißen:

„Das Glück ist flüchtig, keinem Bunde
Geneigt, der's zum Verweilen zwingt."

Briefkasten.

C. R. Philadelphia. Wir werden mit Ihrem Artikel in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift beginnen. Entschuldigen Sie die Verzögerung und empfangen Sie nochmals unseren verbindlichsten Dank.

Julius W. Br. Berlin. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

G. v. P. Marburg. Haben alsbald nach Empfang die Notizen in gewünschter Weise an den Verfasser des Artikels abgegeben. Sollen benutzt werden. Das frühere Manuskript kommt möglichst bald zum Abdrucke. Freundlichsten Gruß.

D. W. Marburg. Der zuerst eingesandte Artikel, Helmarshausen, muß eine kleine Umänderung erfahren und wird dann aufgenommen werden. Von den beiden anderen Artikeln wird der zweite demnächst zum Abdrucke gelangen, der erste eignet sich nicht für unser Blatt. Entschuldigen Sie die Verzögerung und genehmigen Sie den Ausdruck unseres Dankes.

H. Sondheim. Senden Sie Ihre Arbeit gefälligst zur Prüfung ein. Besten Gruß.

Th. K. Grünberg. Sie erhalten in den nächsten Tagen brieflich Antwort.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 8. Kassel, 16. April 1889.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2705.

Beschwörung.

Herbei ihr gold'nen Träume
Aus ferner schöner Zeit,
Da noch auf's Haupt die Bäume
Mir Blüthenschnee gestreut.

Da eu're Macht noch walten
Durft' mir zur reinen Lust,
Das Herz noch kein Erkalten
Empfand in tiefster Brust.

Wohin, wohin mein Glaube
An euch, die einst mir traut!
Ihr flohet wie die Taube,
Wenn sie der Falk erschaut.

Ihr Geister ferner Zeiten,
Herbei, ihr müßt mir nah'n!
Und mich wie einst begleiten
Auf sonnig heller Bahn.

Ach Trauerschleier hüllen
Mir tief die Seele ein,
Ihr sollt mit Licht sie füllen,
Aus langer Nacht befrei'n!

Entflammen muß auf's neue
Der Gottesfunken licht,
Aus dem in alter Treue
Die Hoffnung zu mir spricht.

Ihr jubelnden Gesänge,
Du trautes Liederglück,
Ihr Herzensglockenklänge,
Herbei! o kehrt zurück!

Herbei! — Da horch, ein Flüstern,
Ein Rauschen und ein Weh'n,
„Dein Herz soll nicht verdüstern,
Dein Glaube neu ersteh'n!

Sei denn zum Heil und Ruhme
Noch einmal Dir gewährt
Die süße Wunderblume,
Nach der Du heiß begehrt.

Doch wisse, sie bringt Segen
Nur dem, der um sie wirbt,
Der treulich will sie pflegen, —
Sonst welkt sie hin und stirbt!"

Cassel.

Anna Stirn-Rivière.



Deutsche Soldaten in Newport während der Jahre 1776 bis 1779. Dessen Belagerung im Jahre 1778.

Von Cl. D. R.

In Nr. 2, Band 7, des „Rhode Island Historical Magazine“ finde ich einen Vortrag abgedruckt, gehalten in dem Newporter Geschichtsverein, worin Vieles für meine hessischen Landsleute von Interesse sein dürfte.

Der Redner ist selbst hessischer Abstammung. Sein Vater verließ im Anfang dieses Jahrhunderts mit wenig Geld, aber mit einem hellen Kopf und gerader Ehrlichkeit ausgestattet seine Geburtsstadt Kassel. Der damals arme Junge ist heute einer der angesehensten, reichsten und glücklichsten Bürger in einer der größten Städte der Vereinigten Staaten — derselben Stadt, in welcher ein anderer Hesse, Dr. Gottlieb Kellner, den „Demokrat“ redigirt. — Der ganze Vortrag ist so anziehend, daß es mir schwer wird, nur das auszuwählen, was sich auf die hessischen Truppen bezieht, ich werde es jedoch so gut als möglich versuchen. —

Wenig amerikanische Städte genießen die nicht sehr beneidenswerthe Ehre, durch Belagerungen bekannt geworden zu sein. Newport (im Staat Rhode Island) kann sich dessen rühmen und Max von Eelking erzählt manche Episode aus jenen Tagen in seinem Werk: „Die deutschen Hülfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskrieg.“ Besonderes Interesse erhalten die zwei Bände dadurch, daß Eelking nicht einfach trockene Thatsachen berichtet, sondern häufig die Theilnehmer an jenem Kriege selbst reden läßt, indem er zahlreiche Briefe von Offizieren und Mannschaften einflicht. —

In 1776 sandte der englische Befehlshaber Howe einen großen Truppenkörper nach Newport, wo derselbe nahezu drei Jahre blieb, ohne benutzt zu werden. Clinton und Parker befehligten die Truppen, welche zu fast gleichen Theilen aus Deutschen und Engländern bestanden. Unter den ersteren waren die Brigade Huyne, das Leibregiment und ein Theil des Regiments Loßberg — zusammen 6500 Mann. Am 25. und 26. November wurden die Truppen auf 60 Schiffen, meist der Ostindischen Kompagnie gehörend, eingeschifft und am 27. verließ die Flotte in drei Geschwadern Newyork. Jedes Geschwader war gedeckt von drei Kriegsschiffen. Am 7. Dezember kam die Flotte vor Newport an (heutzutage dauert die Fahrt 8 Stunden) und fand alle Punkte von Bedeutung vom Feinde besetzt. Am 8. wurde die Landung bewerkstelligt ohne den erwarteten Widerstand. Die Feinde hatten sich über die See auf Bristol und Providence zurückgezogen, sobald die britische Flotte in Sicht gekommen wor. Clinton nahm von Newport Besitz, wo er das Regiment Prinz Karl einquartierte und am 14. auch das Regiment Ditfurth. Trotz strenger Kälte und Sturm mußten die Truppen acht Tage lang bivouakiren, bevor Zelte und Gepäck gelandet werden konnten. Die Garnison, welche das Städtchen erhielt, bestand aus 1 Bataillon leichter Infanterie, 1 Bataillon Grenadiere, 4 englischen Regimentern, 1 Abtheilung englischer Artillerie, 1 Schwadron Dragoner, dem 17. Regiment und den hessischen Regimentern: Prinz Karl, Ditfurth und Leibregiment.

Aus den hessischen Regimentern wurden die zum Dienste als leichte Infanterie tauglichsten Leute ausgewählt und daraus 2 Jägerkompagnien formirt. Newport zählte damals 1100 meist kleine hölzerne Häuser. Die Wohnhäuser der Reichen freilich waren groß und geräumig, von der Straße getrennt durch hohe Eisengitter; hinter jedem derselben befand sich ein großer Garten, umgeben von Ställen, den Hütten der Neger u. s. w. Im Innern waren sie mit Teppichen belegt und geschmackvoll möblirt. Die Soldaten fühlten sich ganz behaglich, trotzdem ihnen die Bürger, die meist „Patrioten“ waren, nicht sehr freundlich entgegen kamen. Die Offiziere wurden bei den wenigen „Loyalen“ einquartiert, die in der Stadt geblieben waren, die Soldaten in die Häuser derjenigen, welche es vorgezogen hatten, zu fliehen. An Holz zur Feuerung herrschte der größte Mangel, fortwährend wurden Detachements ausgeschickt, solches aufzutreiben. Viele Leute waren aus Furcht vor den Hessen geflohen, da man behauptete, daß

nicht einmal die kleinen Kinder vor diesen Barbaren sicher seien. Die Neger waren weniger furchtsam, ebenso die wenigen Indianer, welche als Tagelöhner bei den Fischhändlern beschäftigt waren.

Im Anfang des Jahres 1777 kehrte Clinton nach Newyork zurück mit einem großen Theil der Truppen. Lord Percy übernahm das Kommando der Insel. Es blieben ihm 6 hessische und 4 britische Regimenter auf dem Lande, und Loßberg's nebst 2 englischen Regimentern in Newport. Am 22. Januar beschoß eine amerikanische Galeere die Befestigungen bei Dutch Island Ferry und landete 400 Mann, die jedoch durch einige Kompagnien von Huyne's Brigade zum Rückzuge gezwungen wurden. Auch das Schiff sah sich in Folge des wohldirigirten Feuerns aus 2 englischen Sechspfündern und 2 hessischen Dreipfündern bald genöthigt, dasselbe zu thun. Die Amerikaner hatten 20 Todte und viele Verwundete. Am 15. März wiederholten sie den Versuch mit 2 Galeeren und einem Feuerschiffe und griffen gleichzeitig ein englisches Kriegsschiff an. Die Mannschaft der einen Galeere rettete sich an Deck der zweiten und setzte ihr Schiff in Brand, weil es sonst von den Hessen genommen worden wäre.

Am 5. April legte Lord Percy das Kommando nieder und kehrte unverrichteter Dinge nach England zurück. Nach ihm kam General Prescott und der langersehnte Frühling! Mit Entzücken sahen die von Heimweh geplagten Hessen wieder frisches Grün und keimende Felder. Sie wanderten die Landstraßen entlang unter dem Schatten hoher Bäume und staunten ob der Menge schönen Viehes und der fruchtbaren Gegend. Sie konnten die Gastfreundschaft der Landleute, die meist Quäker und Baptisten waren, und die Schönheit und Anmuth der Frauen in ihren Briefen nicht genug rühmen. Manch' herzlicher Abschied wurde genommen, als das Leibregiment im Monat Mai nach Newyork zurückkehrte. Manch' guter „Patriot" (von den Patriotinnen gar nicht zu sprechen!) sah sie nur ungern ziehen, seine Freunde die Feinde!

Und während ein Theil der Hessen langwierige Märsche, Strapazen und Kämpfe durchzumachen hatte, verbrachte der Rest der Besatzung einen gemüthlichen Sommer. Alles blieb ruhig in Newport und Umgegend, bis plötzlich am 27. Juli 1778 sechszehn gewaltige Kriegsschiffe vor Newport ankamen und die weiße Flagge mit den drei Lilien, die von jedem der Schiffe wehte, der kleinen Besatzung keinen Zweifel mehr ließ, daß der Feind, daß die französische Flotte gekommen sei. Zwölf Linienschiffe und vier Fregatten! — Von der Seeseite konnte der Besatzung schwerlich Hülfe gebracht werden! Dann kam die Nachricht, daß die Amerikaner in Neu-England ein Heer sammelten, um es nach Providence zu senden und so die Insel völlig zu isoliren. Die Regimenter Prinz von Wales und Bayreuth verließen die benachbarte Insel Conanicut und zogen sich nach Newport zurück. Die Franzosen besetzten sofort die verlassene Stellung und der Weg zum Festland und nach Providence war ihnen frei, da sich die englischen Fregatten schleunigst unter den Schutz der Batterieen in und in der Nähe Newport's begaben. Das war am 30., Nachmittags zelang es den französischen Fregatten, sich bis Black Point durchzuarbeiten, wohin mehrere englische Kriegsschiffe sich geflüchtet hatten. Die Fregatten ankerten gegenüber einer Batterie und einer Kompagnie des Regiments Ditfurth und zwar in Schußweite. Merkwürdigerweise schwieg die Batterie und ließ die Franzosen nach Lust darauf losfeuern. Bald sahen die Engländer, daß ihre Schiffe nicht mehr zu halten seien und setzten dieselben in Feuer. Hauptmann von der Malsburg und seine Kompagnie wurden Zeugen eines seltsamen und großartigen Schauspiels. Eine nach der anderen explodirten die geladenen Kanonen und sandten ihre Geschosse nach allen Richtungen. Die Pulvervorräthe gingen in die Luft und bedeckten nah und fern den Strand und die See mit Trümmern! Schließlich rissen sich die brennenden Schiffe los und trieben auf die französischen Fregatten zu. Diese setzten Boote aus, um die brennenden Schiffe fern zu halten und möglichst Trophäen aus der leichten Eroberung zu erlangen. Vergebens, eine letzte Explosion zwang die Mannschaften zum schleunigsten Rückzug.

Unterdessen wurden in größter Hast neue Verschanzungen angelegt und die alten verbessert. Die Neger wurden zur Mithülfe gezwungen und alle Pferde und alles Vieh requirirt. Niemand durfte mehr als eine Kuh behalten. Der Hafen und seine Eingänge wurden durch Versenken alter Schiffe gesperrt und alles Mögliche gethan, um den Feind am Landen zu verhindern.

Am 3. August wurde das Regiment Bünau nach Black Point gesandt, nachdem bereits das Regiment Anspach dem Hauptmanne von der Malsburg zu Hülfe gekommen war.

Am 5. erzwangen die französischen Linienschiffe den Durchgang durch die Narragansetlenge und die englischen Schiffe wurden von ihren eigenen Mannschaften zerstört. Acht wurden in den Grund gebohrt, dreizehn verbrannt.

Inzwischen hatten die Amerikaner, wie man von Fogland Ferry aus deutlich sehen konnte, ein neues Lager aufgeschlagen und rüsteten zum Angriffe. Da alle englischen Schiffe auf der

Westseite der Insel zerstört worden waren, gelang es ihnen, an mehreren Punkten zu landen und die Häuser aller königlich Gesinnten zu verbrennen.

Am 6. wurde Newport auf Befehl des Kommandanten Pigot auf's Sorgfältigste bewacht. Nur Soldaten durften ein und aus gehen. Alle Häuser in Schußweite außerhalb der Befestigungen wurden verbrannt, alle Brunnen in der Umgegend verschüttet, Bäume gefällt und Mauern niedergerissen. Diese Arbeit fiel den Matrosen zu, die ein besonderes Lager hatten. Inzwischen standen die Truppen unter Gewehr, stündlich einen Angriff erwartend. Immer mehr wuchs das Erstaunen ob der unerwarteten, seltsamen Ruhe, bis endlich der 8. Aufklärung brachte. Als an jenem Tage ein dichter Nebel sich lichtete, sah das Regiment Ditfurth in nächster Nähe zwei französische Kriegsschiffe schußbereit. Statt zu feuern nahmen dieselben einen südlichen Kurs und segelten um die Insel. —

Nachmittags 4 Uhr erschienen 11 Schiffe am Eingange zum Hafen und eröffneten ein heftiges Feuer. Sie segelten auf die Stadt zu, fortwährend feuernd, aber die Kugeln gingen über das Ziel hinaus und viele fielen in das Lager des Regiments Anspach-Bayreuth. Die Landbatterien dagegen erwiderten mit solchem Erfolge, daß die Schiffe sich bald in sichere Entfernung zurückzogen, um Ausbesserungen vorzunehmen. Im Hafen lagen noch eine britische Fregatte, ein Ostindienfahrer und mehrere Transportschiffe, die alle gleichzeitig verbrannt wurden, damit sie nicht eine Beute der Franzosen würden. Um ein Haar wäre auch die Stadt mit Mann und Maus der drohenden Aussicht eines ähnlichen Geschicks entgangen, freilich nur um einem weit schrecklicheren zum Opfer zu fallen. Ein plötzlich aufspringender Wind trieb die Flammen dem Pulvermagazin zu und erst nach langer, angestrengter Arbeit gelang es Bürgern und Soldaten, die furchtbare Gefahr abzuwenden. Pigot konzentrirte seine Truppen auf die Stadt und ihre Umgebung und als am andern Morgen gegen 9 Uhr ein frischer Wind den dichten Nebel verscheuchte, sahen die im Schutze von Tammany Hill aufgestellten Truppen die französische Flotte in ziemlicher Nähe, zwischen den Inseln Conanicut und Gould Island. Weder den Offizieren noch den Mannschaften war der Anblick sehr erwünscht. Den Kanonen des Feindes preisgegeben, hatten sie nicht einmal zum Manoeuvriren genügenden Platz. Mit banger Erwartung sahen sie den Dingen entgegen, die da kommen sollten. So verstrichen viele Stunden, bis der Nachmittag den Bedrängten neue Hoffnung brachte. Um 4 Uhr erschien am Horizont ein Segel, ein zweites folgte und bald zählten die erfreuten Soldaten dreißig Schiffe. Es war die englische Flotte unter Howe. Pigot sandte ihr ein Boot mit einem seiner Adjutanten entgegen, während die Franzosen sich zu einem Angriffe zu rüsten schienen. Sie landeten Truppen auf Conanicut und es schien, als ob sie, unterstützt von den amerikanischen Truppen auf der Westseite, zum Angriffe vorgehen würden. Auch auf eine Seeschlacht rechnete man; der Wind fiel jedoch, und bei Einbruch der Nacht war die englische Flotte noch eine Seemeile weit entfernt. Pigot, der noch immer einen Angriff fürchtete, konzentrirte seine beiden Schlachtlinien. — Während der Nacht sandte er das Regiment Bayreuth an einen drei (engl.) Meilen entfernten Punkt, wo man eine Landung der Amerikaner befürchtete. Die Franzosen reparirten unterdessen ihre Schiffe. Um 10 Uhr folgenden Morgens verließen sie, von den Strandbatterien heftig beschossen, den Hafen, vor dem die Engländer Aufstellung genommen. Mit Staunen sahen die Newporter, nachdem sich die Rauchwolken verzogen, daß die englische Flotte, wenn auch noch immer in Schlachtordnung, den Rückzug angetreten hatte und von der französischen verfolgt wurde. Noch ehe sie sich von der Ueberraschung erholt hatten, war das letzte Schiff im Südosten verschwunden! Wunderbar fast scheint es, daß nicht ein Engländer oder Hesse verwundet wurde, trotzdem die Franzosen 10,000 Schüsse abgegeben hatten! Die Schiffe der letzteren hatten desto ärger zu leiden unter den Schüssen der drei Batterien, die sie passiren mußten. Die Fluth spülte die Todten an's Land, welche sie über Bord geworfen hatten. Verschiedene Detachements amerikanischer Truppen waren herbeigeeilt, um den Angriff zu unterstützen, zogen sich aber zurück, sobald sie die französische Flotte absegeln sahen. So konnte denn auch das Regiment Bayreuth am 11. wieder seine alte Stellung auf der vorderen linken Flanke der Verschanzungen, nahe Tammany Hill, einnehmen. Die Vertheidigungswerke lehnten sich an eine felsenbedeckte Anhöhe, auf welche sich die Truppen im Nothfall zurückziehen konnten. Drei gefangene amerikanische Offiziere sagten aus, daß ihre Truppen 20 bis 22,000 Mann stark bei Windmill Hill ständen, geleitet von Sullivan, Green und Lafayette; auch Präsident Hancock sei bei ihnen. — Sofort wurden neue Befestigungen angelegt. Strömender Regen machte jedoch bald alles Arbeiten unmöglich und ein heftiger Sturm warf die Zelte um.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensbilder von Marburger Professoren.

Von Friedrich Münscher.

Karl Wilhelm Robert.

Zu den ruhmreichen Blättern der hessischen Geschichte gehört auch das von der gastfreien Aufnahme und großmüthigen Unterstützung der wegen ihres evangelischen Glaubens aus Frankreich ausgewanderten Hugenotten. Die Flüchtlinge haben aber von den Hessen nicht blos Wohlthaten empfangen, sondern sie haben ihnen auch Wohlthaten erwiesen, unter anderen durch die tüchtigen Männer, welche aus ihrer Mitte hervorgegangen sind. Zu diesen Männern darf mit Fug und Recht auch der oben genannte Karl Wilhelm Robert gezählt werden.

Geboren wurde er zu Kassel den 21. März 1740. Sein Vater war Guillaume Robert, Kurator der französischen Kolonieen in Hessen, seine Mutter eine Tochter des deutschen Arztes Ellenberger. Der Vater, welcher nicht unbemittelt war, ließ ihm eine so sorgfältige Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung zutheil werden, wie man sie damals nur irgendwo finden konnte. So ausgerüstet bezog der siebzehnjährige Jüngling 1757 die Universität Marburg, um Theologie zu studieren, und vertauschte später Marburg mit Göttingen. Nach vierjährigem Universitätsstudium bestand er 1761 zu Marburg die erste theologische Prüfung mit Auszeichnung und nicht lange darauf die zweite zu Kassel. Im Jahre 1762 folgte dann die Ordination zum geistlichen Amt.

Doch trat der 22jährige junge Mann nicht sofort in den Dienst der Kirche. Vielmehr ergriff er mit Freuden eine günstige Gelegenheit, welche sich ihm ganz unerwartet zu seiner weiteren Ausbildung darbot. Auf einer Reise nach Frankfurt am Main wurde er nämlich mit zwei dortigen Kaufleuten, den Brüdern Alphen, welche wahrscheinlich auch von ausgewanderten Franzosen stammten, bekannt, und diese fanden so großes Wohlgefallen an dem jungen Robert, daß sie ihm zu einem längeren Aufenthalt in den südwestlichen Ländern von Europa ihre Empfehlungen sowie die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stellten. Mit innigem Dank nahm Robert dieses großmüthige Anerbieten an und hatte so das Glück, welches damals nur besonders bevorzugten jungen Leuten zutheil ward, alles, was die Schweiz, Frankreich, Belgien und Holland an Bildungsmitteln darbot, näher kennen zu lernen. Wahrscheinlich hat er auch die Heimath seiner Vorfahren, die Dauphiné, bei jener Reise aufgesucht. Nach Jahresfrist kam er in gewissem Sinne als gereifter Mann zurück. Er hatte sich in der Welt umgesehen, was schwerlich ein anderer hessischer Kandidat zu jener Zeit von sich rühmen konnte, hatte der Menschen Städte und Sitten kennen gelernt und einen Schatz von Erfahrungen gesammelt, die für sein späteres Leben von entscheidendem Einfluß waren. Schon sein Aeußeres, seine Miene und sein Körperbau machten einen ansprechenden Eindruck. Mit einem klaren Verstand und ausgebreiteten Kenntnissen verband er große Rührigkeit und Gewandtheit. Dabei stand ihm jederzeit das treffende Wort zu Gebote, wie er denn überhaupt bedeutende Rednergaben besaß und sich in deutscher wie in französischer Sprache mit gleicher Geläufigkeit auszudrücken verstand. Daß er auch das Herz auf dem rechten Fleck trug, wird sich aus seinem weiteren Lebensgang schon hinreichend offenbaren.

Noch im Jahre seiner Rückkehr, nämlich 1763, begann seine amtliche Thätigkeit. Er übernahm die zweite Predigerstelle an der reformirten Gemeinde in Marburg, ohne Zweifel in der geheimen Hoffnung, damit den ersten Schritt zur akademischen Laufbahn zu thun. Auch täuschte ihn diese Hoffnung nicht. Denn schon im Herbst des folgenden Jahres wurde er zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, und wenige Jahre nachher wurde ihm neben seinem Predigtamt das Amt eines ordentlichen Professors der Theologie sowie der praktischen Philosophie übertragen. Als Lehrer wie als Prediger fand er ganz außerordentlichen Beifall und erwarb sich zugleich durch sein Wohlwollen und seine Gewandtheit im Verkehr mit den Menschen sowie durch Tüchtigkeit in den Geschäften der Verwaltung solche Anerkennung, daß ihm seine theologischen Amtsgenossen die Würde eines Doktors der Theologie zuerkannten, sein Landesherr ihn zum Konsistorialrath und zum Inspektor der reformirten Gemeinden Oberhessens ernannte. Um so größer und allgemeiner war das Erstaunen, als der gefeierte Lehrer der Theologie und hochangesehene Oberhirt der reformirten Gemeinden Oberhessens im Herbst 1778 alle seine Aemter und Würden niederlegte und seine wissenschaftliche Thätigkeit auf sein Studierzimmer beschränkte. Erst im Jahre 1779 erfolgte für alle Welt die Lösung des Räthsels, als Robert, der sich freilich schon seit einigen Jahren auf den neuen Beruf vorbereitet hatte, durch eine öffentliche Disputation sich mit allen Ehren die Würde eines Doktors der Rechte erwarb,

und als zugleich bekannt wurde, daß ihn sein Landesherr, Landgraf Friedrich II., anstatt des früheren Amtes, zum Professor der Rechtswissenschaft und der Sittenlehre ohne Aenderung des Gehalts ernannt habe. Bald darauf begann auch Robert mit gleichem Erfolg, wie früher als Theologe, Vorlesungen über Rechtswissenschaft zu halten. Diese gewiß seltene Wandlung in der wissenschaftlichen Beschäftigung eines Mannes ist aber nicht blos ein Zeugniß seiner bedeutenden geistigen Begabung, sondern auch und noch viel mehr ein Beweis seiner Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Durch die Forschungen von Semler, Michaelis und anderen Theologen sowie durch das Studium der Kantischen Philosophie war nämlich sein Glaube an manche Stücke der überlieferten Kirchenlehre erschüttert worden. Wenngleich seine Zweifel den Kern unseres christlichen Glaubens nicht berührten, so wollte er doch, da ihm Heuchelei von ganzem Herzen verhaßt war, seinen Studenten und den ihm untergebenen Geistlichen gegenüber ein Bekenntniß nicht vertreten, dem er in seinem Innern nicht überall und vollständig beipflichtete. Er verzichtete daher lieber auf seine ehrenvolle und einflußreiche Stellung und wählte den gewiß nicht leichten Weg, sich auf einem anderen wissenschaftlichen Gebiete einen Beruf zu schaffen. Er selbst äußerte sich über die mit ihm vorgegangene Wandlung gegen einen Freund folgendermaßen; „Seit acht Jahren und besonders seit zwei Jahren habe er sich, theils wegen seiner Gesundheit, vornehmlich aber, weil sich seine Einsichten, die oft von unserem Willen unabhängig sind, so geändert hätten, daß er dem von ihm abgelegten heiligen Eid nicht länger Genüge leisten könnte, ohne seinem moralischen Charakter den größten Schaden zuzufügen, nach einer solchen Aenderung seines Berufes gesehnt."

Solche Beweggründe, wie die oben angeführten, müssen jeden unbefangenen Beurtheiler mit Hochachtung gegen einen Mann erfüllen, der nicht anders reden wollte, als wie er dachte, dem die Wahrheit höher stand, denn alle äußeren Vortheile. Solche Wahrhaftigkeit findet aber auch ihren Lohn in der freudigen Kraft des Schaffens. Wenigstens war es so bei Robert. Denn obgleich sonst ein alter Kopf, der bis in die Nähe des Schwabenalters gekommen ist, eben nicht geschickt zu sein pflegt, um Neues zu erlernen, so machte doch Robert darin eine Ausnahme. Auch in seinem neuen Beruf wirkte er nicht nur als Lehrer durch scharfsinnige Erörterung schwieriger Rechtsfragen und durch klare eindringliche Darstellung sehr günstig auf seine Zuhörer ein, sondern, sowie er einst neben der theologischen Professur noch als Konsistorialrath und geistlicher Inspektor thätig gewesen war, so widmete er sich später mit großer Hingebung den Verwaltungsgeschäften bei der Universität. Unter den mancherlei Verbesserungen, die er auf diesem Gebiete vornahm, verdient besonders seine Fürsorge für die Professoren-Wittwenkasse Erwähnung. Diese hatte durch die unredliche Verwaltung eines gewissenlosen Menschen einen großen Theil ihres Vermögens verloren. Durch Robert's eifrige Bemühungen und durch die ihr von ihm gegebene Umgestaltung wurde nicht nur der frühere Besitzstand hergestellt, sondern sogar noch vermehrt. So hat er mancher hülfsbedürftigen Wittwe durch seine einsichtige und unermüdliche Thätigkeit ein besseres Loos verschafft. Seiner Verdienste in anderen Zweigen der Verwaltung hier zu gedenken, würde über die dieser Darstellung gesteckten Grenzen hinausführen; doch schon das Gesagte wird genügen, um zu erklären, wie er unter allen Professoren das größte Ansehen erlangt hat. Nachdem sie schon dem Theologen durch ihre Wahl die höchste akademische Würde, die des Prorektors, zweimal übertragen hatten, übertrugen sie dem Juristen dieselbe noch viermal, sowie sie ihn auch 1785 zum Vertreter der Universität im Landtag erwählten.

In Folge der von ihm nacheinander eingenommenen zwiefachen Stellung erlebte er das für einen Professor gewiß seltene Glück, daß es ihm vergönnt war, seinen einzigen Sohn zu taufen, ihn zu immatrikuliren, ihn zum Doktor der Rechte zu promoviren, als Prorektor ihn in den Kreis der ordentlichen Professoren einzuführen und schließlich noch in ihm, dem jungen Proorektor, seinen Vorgesetzten zu begrüßen.

Bei einem Manne von solcher geistiger Begabung, der es sich, wie einst Solon, zum Grundsatz gemacht hatte, auch als Greis noch täglich zu lernen, wird es nicht befremden, wenn er nach einer dreiunddreißigjährigen Thätigkeit als Professor im 58. Lebensjahre sich noch einer neuen Art der Thätigkeit anbequemte. Er folgte nämlich im Jahre 1797 bereitwillig dem Rufe seines Landesherrn, der ihn zum Mitglied des Ober-Appellationsgerichts in Kassel ernannte. Er fand sich nicht nur mit Leichtigkeit in die veränderte Stellung, sondern er wurde auch bald ein ebenso thätiges als einflußreiches Mitglied des höchsten Gerichtshofes, wie er es einst zu Marburg im Rath der Professoren gewesen war. Ja in gewissem Sinne setzte er sogar neben seinem Richteramt die Marburger Thätigkeit fort. Aus Liebe zur Jugend und zu seiner früheren Lehrthätigkeit hielt er nämlich zu Kassel jungen Juristen, welche das Studium auf der Universität vollendet hatten, unentgeltlich Vorlesungen über

Naturrecht und ertheilte ebenso Kandidaten der Theologie Anleitung zum Predigen.

Dem so beschäftigten Manne nahte mitten in einer Gerichtssitzung der Vorbote des Todes. Von einem plötzlichen Schüttelfrost ergriffen, begab er sich nach Hause und schon vier Tage nachher am 8. April 1803 war trotz aller angewandten ärztlichen Mühe und Kunst seinem Leben ein Ziel gesetzt. Allenthalben im Land, besonders aber an der Universität zu Marburg, wurde der Verlust des Mannes tief betrauert. Ja der Senat beschloß für ihn eine Auszeichnung, dergleichen vor ihm und nach ihm keinem Andern zutheil geworden ist. Er ließ nämlich zu Ehren Robert's, obgleich derselbe schon seit 6 Jahren der Universität nicht mehr angehörte, durch den Professor der Beredsamkeit, den nachher berühmt gewordenen Friedrich Creuzer eine lateinische Gedächtnißschrift verfassen, in welcher der Lebenslauf des Verstorbenen unter dankbarer Erwähnung seiner Verdienste geschildert wurde. Und mit Recht, denn unter den hervorragenden Gliedern der Marburger Universität darf der Name Karl Wilhelm Robert's niemals in Vergessenheit gerathen.

Hessische Offiziere.

Ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte.

Von J. Schwank.

(Fortsetzung.)

Philipp, ein Sohn des Landgrafen Moritz, geboren 26. November 1604, gestorben 17. Aug. 1626. Stand 1619 in holländischen, 1626 in königl. dänischen Diensten. In der Schlacht bei Königslutter gegen Tilly wurde er viermal im Gesicht verwundet und als Gefangener erschossen.

Friedrich, ein Sohn des Landgrafen Moritz, geb. 9. Mai 1617, gest. 24. Juli 1655 vor Costian in Polen durch einen feindlichen Schuß. Er wohnte der Einnahme von Münden, den Feldzügen am Rhein und in Westphalen, 1632 der Einnahme von Nürnberg und 1634—1636 den Feldzügen in Holland bei. 1640 trat er in k. schwedische Dienste und nahm an allen Feldzügen der Schweden theil. 1648 wurde er schwedischer Generalmajor.

Karl, ein Sohn des Landgrafen Karl, geb. 12. Juni 1680, gestorben 13. November 1702, wohnte als Freiwilliger während des nordischen Krieges der Belagerung von Tönningen bei, kommandirte im spanischen Erbfolgekriege ein den Generalstaaten überlassenes Infanterie-Regiment, focht unter dem Grafen von Tilly gegen die Franzosen, wurde nach Rückkehr in sein Vaterland hess. Generalmajor, that sich im Feldzug von 1702 rühmlich hervor und starb an einer bei Lüttich erhaltenen Wunde.

Maximilian, ein Bruder des vorigen, geboren 8. Juni 1689, gestorben 8. Mai 1753. Seit 1711 hessischer Generalmajor, nahm am Feldzug in Brabant, namentlich an der Schlacht bei Malplaquet, ferner an den Feldzügen in Ungarn und Sicilien 1717—1719 als kaiserlicher Oberst theil, wurde 1720 für diese als Volontair dem Kaiserhaus geleisteten Dienste Feldmarschall-Lieutenant, 1734 Generalfeldzeugmeister, 1740 Generalfeldmarschall und 1750 Reichs-Generalfeldmarschall. In Hessen wurde er 1727 zum Generallieutenant befördert.

Georg, ein Bruder des vorigen, geboren 19. Januar 1691, gestorben 1755, nahm als Volontair und nachdem ihm ein Regiment lebenslänglich überlassen worden, an den Feldzügen in den Niederlanden, namentlich an der Schlacht bei Malplaquet und der Belagerung von Mons (1709) und Ungarn (1717) mit Auszeichnung theil, trat 1714 als Generalmajor in königl. preußische Dienste, wurde 1720 General-Lieutenant und Gouverneur von Minden. 1730 ging er in kgl. schwedische Dienste, wurde dort von seinem Bruder König Friedrich I. zum schwedischen Generallieutenant und kommandirenden General der hessischen Truppen ernannt, kommandirte 1734 und 1735 als kaiserl. General-Lieutenant vier hessische Regimenter bei der Reichsarmee gegen Frankreich und im österreichischen Erbfolgekriege die in großbritannischem Solde stehenden Hilfstruppen als Feldmarschall. Sein beträchtliches Vermögen verwandte er in einer nach ihm genannten Stiftung zur Unterstützung von Militärpersonen und deren Familien nach Testament von 1747.

Landgraf Karl, Sohn des Langrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel, Bruder des Kurfürsten Wilhelm I., geboren 1744 in Kassel, gestorben 1836 zu Luisenlund in Dänemark. Er war 1758 kgl. dänischer Oberst, 1764 General-

major, 1766 Generallieutenant, 1767 Statthalter von Schleswig und Holstein, 1776 Gouverneur über Nord-Ditmarschen, 1782 Generalfeldmarschall. In Hessen war er 1753 Hauptmann, 1755 Oberst, 1771 Generallieutenant, 1803 General der Infanterie. Er leitete 1788 den Feldzug gegen Schweden, den er selbst beschrieben, und hatte 1778 dem preußischen Feldzuge in Böhmen als Freiwilliger beigewohnt.

Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel, ein Bruder des vorigen, geboren 1747 zu Kassel, gestorben 1837 zu Frankfurt a. M., war 1760 kgl. dänischer Oberst, 1766 Generalmajor, ging 1769 in holländische Dienste, wurde dort Generallieutenant und 1784 Gouverneur von Mastricht. In Hessen war er 1754 Hauptmann, 1757 Oberst, 1771 Generallieutenant, 1803 General der Kavallerie. Er legte in Rumpenheim das Erbbegräbniß an.

Friedrich, ein Sohn des Landgrafen Karl und Enkel Friedrichs II., geboren 24. Mai 1771, gestorben 24. Februar 1845, seit 1836 Landgraf, 1777 k. dänischer Oberst, 1795 Generallieutenant, 1800 Generalgouverneur von Rendsburg. Als Freiwilliger machte er unter Landgraf Wilhelm IX., seinem Oheim, den Feldzug in der Champagne mit. 1794 hessischer Generalmajor, feierte 1838 sein 60jähriges Dienstjubiläum.

Georg, Landgraf v. Hessen-Darmstadt, ein Sohn des Landgrafen Georg II., geboren zu Darmstadt 1632, gestorben zu Lauterbach bei Vöhl 1676, wohnte in kgl. schwedischen Kriegsdiensten dem Feldzug in Polen bis zum Olivischen Frieden 1660 bei.

Georg, Prinz von Hessen-Darmstadt, ein Sohn Ludwig VI., geboren 1669, ging 1691 in kaiserliche Dienste, wurde Oberst, 1692 Generalfeldwachtmeister, 1694 Generalfeldmarschalllieutenant, 1699 Generalfeldmarschall, ging 1695 als kommandirender General nach Spanien, trat in kgl. spanische Dienste, wurde 1697 Grand von Spanien, dann Vizekönig von Catalonien, 1704 Generalvikar des Königreichs Aragonien, eroberte 1704 Gibraltar und starb 1705 bei der Belagerung von Barcelona.

Philipp, ein Bruder des vorigen, geboren 1671. Nahm 1693 kaiserliche Kriegsdienste, war 1695 Generalwachtmeister, 1697 Inhaber eines Kürassier-Regiments, 1698 Kommandant der Festung Freiburg, 1700 Generalfeldmarschall-Lieutenant, 1704 General der Kavallerie, 1708 Generalfeldmarschall und Generalkommandant aller Truppen im Königreich Neapel, 1714 Statthalter von Mantua. Nachdem er 1734 nach Wien zurückberufen war, starb er dort 1736.

(Schluß folgt.)

Wilhelm Ritter v. Breithaupt.

Ein Lebensbild.

„Es gibt wohl kaum einen Offizier im deutschen Heere, dem während seiner Studienzeit nicht der Name „Breithaupt“ begegnet wäre. Die Breithaupt'sche Kippregel, der Breithaupt'sche Meßtisch, vor Allem aber der Breithaupt'sche Zünder haben Anspruch auf Unsterblichkeit.“ So beginnt ein warmer, fachmännischer Nachruf der „Post“ (Nr. 92), Berlin den 2. April l. J., von dem Verfasser der militärischen Korrespondenz, den das „Kasseler Journal“ (Nr. 83) am 7. April wieder abdruckte.

Wie weit nun der Verewigte in der Geschichte des Kasseler Hauses Breithaupt —, das nun seit 137 Jahren auf dem Gebiete der mathematischen, physikalischen und technischen Wissenschaften, besonders dem Vermessungswesen, rühmlichst thätig, unter seinen zwei Neffen, Fritz und Wilhelm Breithaupt, fortblüht — seinen Platz findet, wird ein schon längst (Jahrgang 1888 S. 79) versprochener Aufsatz den Lesern des „Hessenlandes“ in Kürze darthun. Heute gilt es das reiche, schaffensfrohe Leben des Entschlafenen in kurzen Umrissen zu zeichnen.

Friedrich Wilhelm Ferdinand Breithaupt wurde am 5. September 1809 zu Kassel als dritter Sohn des späteren Hofmechanikus und Kurfürstlichen Münzmeisters Friedrich Wilhelm Breithaupt († 1855) und seiner Ehefrau, geb. Frömbling, geboren.

Nach offiziellen Angaben trat derselbe 1825 bei einer leichten Batterie in kurfürstlich hessische Artilleriedienste und rückte nach Ablegung der vorgeschriebenen Prüfungen stufenweise zum Portepeefähnrich, Unter-, Oberlieutenant, Hauptmann und Batteriechef vor. Schon frühzeitig zu besonderen Dienstfunktionen, und zwar bei einer neu errichteten Pionier- und Pontoniertruppe, als inspizierender Offizier bei Gewehrfabriken, als Adjutant der Generalartillerieinspektion, bei den ersten Versuchen und der Einführung des Schrapnels, bei der Bestimmung der neueren Handfeuerwaffen verwendet, machte er in diesen verschiedenen Wirkungskreisen Vorschläge und Entwürfe über Organisation und Ausbildung technischer Truppen und Verbesserung der Feuerwaffen, ganz vorzüglich

aber über Vervollkommnung des Hohlgeschoßfeuers, welche zum Besten des Dienstes verdiente Berücksichtigung fanden. Insbesondere ist das von ihm 1849 ersonnene und 1854 in der kurhessischen Artillerie durchgeführte neue Zünderprinzip, Tempiren durch Bewegen eines Theiles des Zünders bei jeder Satzlage, durch den Ausspruch der vollen Anerkennung seitens des deutschen Bundes und mehrfache Ordensauszeichnungen gewürdigt worden. Dieses neue Zünderprinzip wurde nicht allein in mehreren deutschen Artillerien, vor allem in Oesterreich, sondern auch vom bekannten W. Armstrong für die königlich englische Artillerie angenommen.

Im Jahre 1859 trat der Verewigte als Major zur k. k. Artillerie über, übertrug hier seine Zünderkonstruktion auf das gezogene Feldgeschütz, bildete behufs Erreichung größerer Brennzeit den Etagenzünder aus und beschäftigte sich mit dem Anbringen des Zünders am Boden länglicher Geschosse.

Nachdem nun „der geniale Erfinder“ im Jahre 1859 „in Erwägung seines mit vieljähriger Aufopferung an Zeit und Kräften, sowie eifriges Selbststudium zu Stande gebrachten glänzenden Resultates“ eine Gratifikation (15,000 fl.) erhalten hatte, erhob ihn die Gnade seines Kaisers 1862 in Anerkennung seiner vielen, stets erneuten Verdienste in den erblichen Adelsstand. Denn Wilhelm Ritter v. Breithaupt hatte wahrlich dem Artilleriewesen durch seinen Rotationszünder einen großen Dienst geleistet; eine Thatsache, die allen klar werden muß, welche den traurigen Zustand der Geschoßzündung vor Bormann und v. Breithaupt kennen. Aber, fährt der schon angeführte Nachruf der „Post“ fort, ohne Bormann kein Breithaupt, während andererseits auch ohne Breithaupt's Fortbildung Bormann's Erfindung ohne Lebensfähigkeit geblieben wäre. Neidlos wird also die Nachwelt beider hohes Verdienst anerkennen müssen.

1866 verließ Wilhelm Ritter von Breithaupt als k. k. Oberstlieutenant den österreichischen Dienst und lebte seit November dieses Jahres in seiner Vaterstadt, mit Wort und That unausgesetzt an der Lösung der so höchst wichtigen Zünderfrage betheiligt, welche Bestrebungen in der Schaffung einer universellen Geschoßzündung gipfeln.

(Schluß folgt.)

Eine Erinnerung an den deutsch-französischen Feldzug.

Dem Andenken der Frau Dr. Claus, geb. Sanner,

gewidmet von E. Mentzel.

(Schluß.)

Oft unterhielt ich mich mit Frau Dr. Claus darüber, wie schön es doch sei, daß bei den Soldaten gehässige Vorurtheile, die sonst den Süddeutschen vom Norddeutschen trennten, oder der konfessionellen Engherzigkeit Raum zu Ausschreitungen verliehen, vollständig vor den großen nationalen Aufgaben des Augenblicks in den Hintergrund zurücktreten. Selbst in dem eigentlich doch sehr beschränkten Felde unserer Wirksamkeit erkannten wir sehr oft, daß die Kampfgenossenschaft in Noth und Tod doch ein mächtiger Bändiger überhebender Gefühle und ein großer Förderer der edelsten bürgerlichen Tugenden ist. Wie viele andere Kolleginnen, mit denen wir unsere Eindrücke austauschten, so hatten auch Dr. Claus und ich nie ein spöttisches Lächeln gesehen, wenn die Angehörigen verschiedener Glaubensbekenntnisse in ihrer Weise dem Lenker des Geschickes ihr Seelenheil anempfahlen. Und wie die Begeisterung, so hatte auch eine ernste, wahre Frömmigkeit in jener Zeit tiefe Wurzeln geschlagen, in der der Einzelne um großer Ziele willen oft so schwer leiden mußte. Es war natürlich, daß man zu Gott seine Zuflucht nahm; denn in den Aufregungen und Schrecken des Krieges, in dem jähen Wechsel der Ereignisse ersehnt das Herz einen starken Halt an das Ewige. Mit welcher Innigkeit sangen unsere Kranken und Verwundeten am Abend der Friedensfeier „Nun danket alle Gott“. — Wahrlich, der schroffste Radikalist hätte gegen die gläubige Andacht, die sich in den meisten Gesichtern wiederspiegelte, nichts einwenden können.

Als der Feldzug schon lange vorüber war, habe ich mich noch oft mit Frau Dr. Claus und auch mit Frl. Eleonore Scheffer darüber unterhalten, daß die Soldaten uns Pflegerinnen gegenüber doch ein sehr anständiges, ja sogar ehrerbietiges Betragen an den Tag legten. Ausnahmen mögen ja vorgekommen sein, allein im Allgemeinen war, soweit unsere Erfahrungen reichten, gegen das Verhalten der Verwundeten und Erkrankten nicht das Geringste einzuwenden. Dazu waren sie meist von einer geradezu rührenden Dankbarkeit erfüllt, die sich auf alle mögliche Art Ausdruck zu verschaffen suchte. Wer die „Oberhessische Zeitung“ aus dem Ende des Jahres 1870 und dem ersten Viertel des Jahrs

1871 in die Hand nimmt, der kann zahllose öffentliche Danksagungen der aus dem Marburger Lazarethe scheidenden Soldaten darin lesen. Ja, die Dankbarkeit erlosch sogar nicht mit dem Verlassen des Lazarethes, sie lebte auch später noch in der Heimath fort. Wie ich, so werden wohl alle meine Kolleginnen von damals noch über einen reichen Schatz von Dankesbriefen verfügen, die von den ehemaligen Pfleglingen aus allen Gauen des deutschen Reiches noch Jahre nach der gemeinsam verlebten schweren Zeit eintrafen. Das letzte Zeichen von Anhänglichkeit, welches mir von einem damals verwundeten Soldaten zu Theil wurde, war ein Brief aus Südamerika. Da der Schreiber vermuthete, daß sich meine Adresse inzwischen verändert haben könnte, hatte er den Brief an meinen verstorbenen Vater nach Marburg geschickt und denselben um Vermittlung gebeten. Der Inhalt dieses Schriftstücks ist wohl das edelste Zeugniß idealer Dankbarkeit, was ich im Leben kennen gelernt habe.

Und fest bin ich überzeugt, wenn mancher Kranke und Verwundete von damals gewußt hätte, daß man kürzlich seine wackere Pflegerin in Marburg zur ewigen Ruhe bettete, er würde ihr entweder ein paar Blumen geschickt haben oder sogar ihrem Sarge gefolgt sein. Vielleicht ist es auch geschehen; denn es war mir ja nicht vergönnt, dem Begräbniß beiwohnen und die Ehrenbezeigungen beobachten zu können, die der verdienstvollen Frau, eingedenk ihrer aufopfernden Wirksamkeit in einer schweren Zeit, gewiß zu Theil geworden sind.*)

Frau Dr. Lina Claus erreichte ein Alter von 55 Jahren. Sie war am 18. September 1832 zu Rosenthal in Hessen als die Tochter des Metropolitan Friedrich Karl Sanner, eines sehr gelehrten Theologen, geboren und starb zu Marburg am 24. Januar 1888.

Kaum achtzehnjährig verheirathete sich das damals, wie man mir sagte, bildhübsche blonde Mädchen mit dem Kreisphysikus Dr. Claus zu Rosenthal, der aber schon nach sechsjähriger Ehe am 2. Juni 1856 starb. Aus dieser Ehe stammte ein einziges Söhnchen, das aber sehr leidend war und dem Vater schon nach einigen Jahren nachfolgte. Wenn Frau Dr. Claus von diesem Kinde sprach, traten ihr immer die Thränen in die Augen. Es war das höchste Glück ihres Lebens gewesen und doch gönnte sie ihm seinen frühen Tod, weil er es vor einem qualvollen Martyrium bewahrt hatte. Es ist mir unvergeßlich, daß mir die schwergeprüfte Frau bei der Erwähnung ihres Kindes einmal sagte: „Wir dürfen bei herben Verlusten nie selbstsüchtig sein und müssen lieber einen furchtbaren Schmerz geduldig durch's Leben schleppen, als unseren Theuren die Verlängerung eines qualvollen Daseins wünschen."

Nach dem Tode ihres Kindes schloß sich Frau Dr. Claus immer fester an ihre Mutter an, die mit ihr gemeinsam in Marburg lebte. Aber auch schon im Jahre 1864 sollte sie dieselbe durch den Tod verlieren. Wie sie eine treffliche Gattin und Mutter gewesen war, so war sie auch eine aufopfernde Tochter. Tag und Nacht wich sie nicht von dem Lager der schwer leidenden Frau und muthete sich so viel zu, daß sie nach dem Tode der Mutter selbst krank wurde. Mit kaum 31 Jahren, wo für viele Frauen das Dasein erst einen höhern Werth gewinnt, hatte sie also fast Alles verloren, was eigentlich das Glück des Lebens ausmacht. Nur der einzige Bruder war ihr geblieben, mit dem sie von frühester Jugend an das herzlichste geschwisterliche Verhältniß verband. In den Kindern desselben erwuchs ihr im Laufe der Zeit ein süßer Trost für manches Verlorene, während ihr in der immer mehr beginnenden Leidenszeit Bruder und Schwägerin eine feste Stütze waren. Obgleich man schon längere Zeit auf den Tod vorbereitet war und ihn sogar wie einen Erlöser aus peinvollen Qualen herbeisehnte, so schreibt mir doch Herr Amtsrichter Sanner in Hanau, der einzige Bruder der Verstorbenen, daß ihn das Ende der guten Schwester in nicht geahntem Grade ergriffen habe. „Ich wußte ja, was ich an ihr hatte," fügt er hinzu, „und weiß wohl, was ich an ihr verloren habe." Und ich glaube, in diese Worte können alle einstimmen, denen die Verstorbene theuer war und einen Einblick in ihr reiches Geistes- und Gemüthsleben verstattete. Auch ich thue es und mit um so schmerzlicherer Wehmuth, als es mir nicht vergönnt gewesen ist, die verehrte Frau vor ihrem Ende noch einmal zu sehen. Bei meinem letzten Aufenthalte in Marburg im Herbste vorigen Jahres, wollte ich sie besuchen, durfte aber nicht angenommen werden, weil die Aerzte strengstens jeden Besuch verboten hatten. So konnte ich ihr denn nur einen Blumengruß senden und ihr einen Brief schreiben, der ihr noch recht viel Freude gemacht haben soll.

Werfen wir nun noch einen überschauenden Blick auf dies Frauenleben, so können wir uns nicht verhehlen, daß mit Ausnahme einer glücklichen Kindheit und ersten Jugend nur wenige Stellen in dem späteren Leben der Verstorbenen von hellem Sonnenschein überstrahlt gewesen sind. Wahrhaft tragisch aber erscheint es mir, daß sie,

*) Auf Wunsch der Verstorbenen fand ihr Begräbniß, wie ich nachträglich höre, in aller Stille statt. Es war eine Chaisenleiche, nur die nächsten Verwandten und Freunde folgten ihr zum Grabe.

die so gerne für Andere wirkte, schon seit Jahren dies starke Bedürfniß durch physisches Unvermögen nicht mehr befriedigen konnte. Schmerzlich erfüllt hiervon schrieb mir Frau Dr. Claus vor etwa drei Jahren: „Ich, die nie gewöhnt war, viel Aufsehens von mir selbst zu machen, muß jetzt nur an meine Gesundheit denken und auch noch Anderen Sorgen bereiten. Das drückt mich fast noch mehr wie mein Leiden.“

Für ihr aufopferndes Wirken während des deutsch-französischen Feldzugs erhielt Frau Dr. Claus verschiedene hohe Auszeichnungen. Der Kaiser verlieh ihr das Verdienst-Kreuz für Frauen und Jungfrauen, der König von Bayern das Königl. Bayerische Verdienst-Kreuz für die Jahre 1870 bis 1871, der König von Sachsen das Königl. Sächsische Erinnerungskreuz für die Jahre 1870 und 1871. Außerdem wurde ihr die Feldzugsmedaille für Nichtkombattanten zu Theil.

Nur einmal habe ich Frau Dr. Claus im Schmucke ihrer sämmtlichen Orden gesehen. Es war, als sich vor etwa acht Jahren die Tochter des Justizraths und früheren Reichstagsabgeordneten Dr. jur. Grimm mit einem preußischen Offizier verheirathete. Noch sehe ich sie im Chor der St. Elisabethkirche neben reichdekorirten Herren stehen und von dem zahlreich erschienenen Publikum wie eine fremdartige Erscheinung angestaunt werden.

Wie sie mir später sagte, war ihr dies so peinvoll, daß sie fast nahe daran war, zu bereuen, zu Ehren der Braut, die sie sehr lieb hatte, ihren schönsten Schmuck angelegt zu haben. Gewiß würde das Erstaunen über eine so reich dekorirte Dame bei vielen Anwesenden noch viel größer gewesen sein, wenn die reizende blonde Braut, die damals gewiß das schönste Mädchen in Marburg war, nicht alsbald wieder aller Blicke auf sich gelenkt hätte.

Als ich damit begann, diese Erinnerungen niederzuschreiben, war es hauptsächlich meine Absicht, nur von der verdienstvollen Frau zu reden, deren Andenken diese Aufzeichnungen gewidmet sind. Meine eignen Erlebnisse sollten ganz in den Hintergrund treten und vielleicht nur da erwähnt werden, wo sie mit dem Wirken der Frau Dr. Claus in innigem Zusammenhang standen. Ich bin meinem Vorsatze nicht ganz treu geblieben, habe mehr von meinen eignen Erinnerungen erzählt, als ich ursprünglich wollte, und bin nur mit Mühe der Versuchung entgangen, bei dieser Gelegenheit eine ausführliche Schilderung des königlichen Reservelazareths in Marburg und der rühmlichen Thätigkeit verschiedener Damen, deren Namen später einmal genannt werden sollen, zu entwerfen. Aber wenn ich von dem vorgesetzten Wege hie und da abwich und von mir selbst mehr erzählte als von Frau Dr. Claus, so möge man mir dies nicht als Eitelkeit oder Ueberschätzung meiner selbst auslegen, vielmehr bedenken, daß es um Erinnerungen an eine wichtige Zeit unseres Lebens eine ganz eigne Sache ist. Wer sich mit ihnen beschäftigt und verwehten Pfaden in der Vergangenheit nachgeht, der steht unter einem ganz eigenthümlichen Bann. Es geht ihm wie dem Zauberlehrling in der Goethe'schen Ballade, er kann die Geister nicht wieder los werden, die er gerufen, und muß sich ihrer Herrschaft oft gegen seinen Willen unterwerfen. Das Jahr 1870 war ein viel zu wichtiger Wendepunkt in meinem Leben, als daß ich bei einem Rückblick nach Jahren nicht allen damals gemachten Erfahrungen einen höheren Werth beilegen und einen tief in mein Dasein eingreifenden Einfluß zumessen sollte. Und indem ich dies thue und besonders dankbaren Herzens an all die lieben Menschen denke, die mir damals näher getreten sind, lege ich diese Blätter als schlichten Immortellenkranz auf das Grab meiner im Januar vorigen Jahres zur ewigen Ruhe eingegangenen Kollegin aus großer Zeit!

Gruß an das Hessenland.

Vom Söller der Wartburg hab' ich entzückt
— Es gingen die Augen mir über —
Die lieben hessischen Berge erblickt,
Sie schauten wie grüßend herüber.

Dort ist mein Herz, und vergeht auch die Zeit,
Die Tage sind nie zu vergessen,
Wo mir das Leben so wonnig gemait
Im schönen, im einzigen Hessen. —

Aus der Ferne und an der Sehnsucht Hand,
Von sagenumwobener Zinne,
Grüß ich Dich, Du mein altes Heimathland
In treuer und dankbarer Minne. —

Ernst Wolfgang Heß von Wichdorff.

Glück.

Oft kam bis an mein Fensterlein
Das Glück gleich einem zahmen Reh —
Doch tritt zur Thür mein Fuß hinaus:
Ein wilder Sprung und dann, Ade!
Nun hab' ich wohl das Ding bedacht!
Ich bleibe still am Fensterrand.
Und fang' ich auch das Reh nicht ein,
Es nimmt doch Brod aus meiner Hand.

Th. Keiter, geb. Kellner.

Trost.

Ich hon jo die Annelz [1]) züm Schatz gehatt,
Dos wor, ih ich komme seng bei die Gadd, [2])
Ich gow ehr in Monz, [3]) bie mer Konn geschnerre; [4])
Im Härwst, eff die Kärmes, do krähj ichen werre. [5])

Da kom ich noch Cassel ö wodd Saldot.
Meng Annelzche gong off dos Osternmohd [6])
Ö dahnzt mit met dem Hannerch, demm lahnge Schlengel, [7])
Verlüß mich dobei fer in Zockerkrengel.

Ö bie ich dos hot, [8]) eij do krähj ich Wüt;
Ö glööwt mer, es stehk mer züm Kopp dos Blüt.
Dr woll ich mich rächeln [9]) om lahnge Schlengel,
Fers Danze, fers Mäje, fern Zockerkrengel.

Doch zahlt ich äscht rasch bis off honertdrei,
Ö glich wor meng Ärger, die Wüt verbei.
Ich säht mer nür: „Mäje gets hei ö do; [10])
Dos es so geweß, äs der Himmel blo.

Kurt Kuhn.

[1]) Anna Elisabeth, [2]) bei die Garde, [3]) Kuß, [4]) wie (= als) wir Korn geschnitten, [5]) da kriegt' ich ihn wieder, [6]) Osternmarkt, [7]) Johann Heinrich, dem langen Schlingel. [8]) hörte, [9]) rächen, [10]) Mädchen giebt es hier und da.

Aus alter und neuer Zeit.

— Aus alten Kalendern. Im Sommer des vorigen Jahres fielen mir unter anderen unkatalogisirten Werken der Landesbibliothek zwei kleine Schreibkalender in die Hand, der eine „auff das Jahr 1573“, der andere „auff das Jahr 1580“, die bei näherem Ansehen durch die in sie gemachten handschriftlichen Einträge meine Aufmerksamkeit erweckten. Leider sind die Angaben, den Anfängen annalistischer Geschichtsschreibung vergleichbar, meist dürr und dürftig, dürfen dagegen durchaus Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben, wie sich in einzelnen Fällen, wo wir dieselbe Nachricht aus anderen Quellen kennen, durch Vergleichung nachprüfen läßt.

Die Person des Schreibers ist unbekannt; sein Wohnort muß gesucht werden in der Gegend von Waldeck oder Naumburg. Im 1580er Kalender gibt er als zu seinem Besitze gehörig an Äcker „uf der Mordtgruben“ und „ime Bolckenhagen“. Ein „langes Gewende“, das er weiter als sein Eigenthum nennt, könnte uns in die Elber Mark führen (vergl. das Weisthum aus dem Jahre 1440 bei Landau in d. Ztschr. f. hess. Gesch. II. S. 242 ff.); doch wird diese Flurbezeichnung vermuthlich auch sonst wo üblich sein. Jedenfalls gehört unser Mann seinen Beziehungen nach den in jener Gegend damals ansässigen Adelskreisen an.

Indem ich aus den Angaben veröffentliche, was mir der Bekanntmachung werth schien, bemerke ich, daß ich meine Erläuterungen, die ich in Klammer beifüge, auf das geringste Maß beschränkt habe.

1573.

Jenner 18. Berlipschen danse. Eitel von Berlipschen hat mit Anna Senftin beigelegen.

Mertz 4. Ist Lucas Zenck vor recht gesetzt zur Naumburg undt gehangen worden.

Mey 9. Ist Elswet von der Malsburg geborn von Linßingen Jorgen weiyb in got verschiden zum wolfhagen des morgens umb 2 undt 3 uhre undt uf montag den 11 h. may umb 1 uhr zum wolfhagen begraben.

Brachmon 4. Ist philips von Linsing in gott verschiden zwischen 5 undt 6 des morgens.

„ 7. Ist Johan von Schonstat in got verschiden zu 12 im mitage.

1580.

Januarius 9. Auf dissen tag hat graue Günther von waldeck Naumburg aufgefordert durch Samuel von Dalwig undt uf Hattenhaußen gehauen. (Die Fehde gegen Naumburg, die Graf Günther, Samuels Sohn, hier ausfocht, scheint sonst unbekannt. Ueber Hattenhausen, eine untergegangene Ortschaft dicht bei Naumburg s. Landau, Ritterburgen II, 210.)

Februarius 4. Ist graue philips von Hanau gestorben nachmitag zwischen 4 undt 5. (Philipp Ludwig I. von Hanau-Münzenberg war mit den Waldeckern verwandt durch seine am 2. Februar 1576 geschlossene Ehe mit Magdalene von Waldeck, einer Muhme des Grafen Günther. s. Varnhagen, Grundlage II, 55. 56. 70/71; 81. Den Todestag gibt übereinstimmend Jonas Trygophorus an.)

Aprilis 14. Zu Fulda mit Borchart von Wildungen. (Burchhart, der „Edel- und Ehrenveste“, hatte das Truchsessenamt in Hessen erblich erhalten; er starb 1610 und ruht in der Wildunger Kirche.)

Maius 4. Ist her walter von pletenberg Compter zu Grifftat in gott verschiden morgens umb 4. (Die Komthurei zu Griefstedt a. d. Unstrut gehörte zur Ballei Hessen. Walther folgte als Komthur auf Franz von Hatzfeld am 16. Januar 1575. s. Anderson, Gesch. d. deutschen Ordens-Commende Griefstedt S. 123—25.)

„ 4. Zu Falckenberg ankomen.

„ 5. Samuel von Dalwig Margreta von Falckenberg zugesagt.

„ 6. An graue Güntern geschrieben Geismar und meinen Müller belangend.

(Es folgt vom 10. Mai ab eine Reise des Schreibers, die ihn, wie es scheint, als Begleiter des Grafen Günther nach Marburg, Mintzenberg, Hanau und Meinse führt. Dann

geht's über Ofenbach zurück nach Hanau und von da erfolgt über Hungen, Lich, Fleckenpfull [Fleckenbühl], Aldenstat am 4. Junius die Rückkehr nach Naumburg.)

Junius 16. Ist Gobert von Wolmerkhausen, Milcher Linden bei der furstin uf waldeck gewefsen undt von graue Gunters wegen das haus, stat undt Ampt waldeck einzureumen begeret. (Ueber die Beziehungen der Gräfin Barbara, einer Tochter Philipps des Großmüthigen zu Graf Günther sowie über die nachstehend verzeichnete Anwesenheit des Grafen Wolf Ernst im Waldeckischen denke ich demnächst in anderem Zusammenhang zu handeln.)

Junius 18. Gegen waldeck komen und graue Wolf Ernst von Stollbergs erwartet.

„ 19. waldeck.

„ 20. waldeck.

„ 21. waldeck.

„ 22. Ist graue wolf Ernst von Stollberg zu Waldeck ankomen mitt ime Achatig von veltem (Veltheim), Adam von Eber, Lorents von Germershausen, D. Frants Schüsler, D. Lorents Meder.

„ 26. Sindt des Churf. von Meinse Rehtte zur Naumburg ankomen Gernhardt von Schwalbach. D. Hettinger, Hans Keller.

„ 29. Ist graue wolf Ernst von Stolbergen in meinem haus allhir undt die Mensische Rehtte zu Mitag gefsen.

Julius 2. Sindt die Mensische undt waldeckische Rehtte bei mir zu gaste gewefsen.

„ 3. Sindt die Mensische Rehtte zur Naumburg abgezogen.

„ 6. Zu Fersler bei Curt von Rodenhaufsen undt Mensische Rehtten zu gast gewefsen.

„ 14. Ist Johan Schneiders meinem gesinde undt Hermann Bitell begegenet undt mir 7 Sacramente gefslucht undt mit mehr Scheltworte von inen gangen.

„ 23. Ist Eida Schrautenbechin geborne von urfe zu borcken gestorben des morgens zwischen 5 undt 6 uren.

„ 26. Ist zur Naumburg, Balhorn undt Breidenbach in der lufft in einer schwartzen wolcken gehoret worden rufende, we, we, we. der almechtige gott sei uns genedig nachmitag zwischen 2 undt 3 uhren.

September 10. Ist der himmel allerfeurig gesehen worden.

(Man mag diese Wunderzeichen vergleichen mit dem, was Dilich z. Jahre 1580 berichtet: ist den 10. November ein erschrecklich Chasma und fewerzeichen gesehen worden / darauff alsbaldt ein geschwinde allgemeine kranckheit und seuche / welche die Medici febrim malignam cum catarrho seu catarrhosam genennet / ingerissen / so das Land in grosser eil durchflogen / und schier keinen menschen unbetreten und unangefochten gelassen)

„ 12. Ist Friedrich von Herda in gott verschiden umb 12 uhre zu mitage zu Lauchroten.

October 6. Morgens zwischen 4 undt 5 ist Bechling von Radenhaufsen in gott verschiden zu Amelburg.

„ 15. Ist Otto von der Malspurgk in gott entschlaffen vor Mitage.

„ 20. Ist Margreta greuine zu waldeck graue Gunters gemahl ime Herren entschlafen des Morgens zwischen 5 und 6 uhren.

„ 25. Zu Falckenberg einzukommen.

„ 26. Hatt Samuel von Dalwig mitt Margrete von Falckenberg seinen elichen beilager gehalten uf Falckenberg.

„ 30. Zu Lewenstein einzukommen.

November 1. Ist Chatarina von weitershaufsen die Schwalbechin in got verschiden umb 1 undt 2 uhre.

„ 1. Ist Marg(reta) von Hatsfelt wilhelms selben dochter mit einem schefer von Schonstat entlaufen so ein elichs weib hatt.

„ 5. Ist Christophel von der Malspurgk gestorben.

„ 8. Zu Lewenstein einzukommen.

„ 10. Ist hans von Grifte in gott verschiden.

„ 23. Schonberg Spigeln beredt Beineburgs freundschaft wegen.

Dr. Scherer.

— Nachkommen Dr. Mel's. In Nr. 23 des vorigen Jahrgangs dieses Blattes hatte ich über mehrere bemerkenswerthe Grabsteine berichtet, welche sich in der Ruine der Stiftskirche zu Hersfeld befinden und dabei auch die Inschriften der Steine mitgetheilt, welche die Gräber Dr. Mel's und seiner Gattin decken. Auf beiden Grabsteinen ist erwähnt, daß Frau Mel ihrem Gatten 24 Kinder geschenkt. Ich bemerkte, daß diese Kinder bis auf 4, einen Sohn und drei Töchter, jung vor dem Vater gestorben seien und frug, was wohl aus den Kindern, die den Vater überlebt, geworden und ob Nachkommen noch existiren möchten. Diese letztere Frage ist zu bejahen. Herr Amtsgerichtsrath a. D. W. Bode ist mit einer Nachkommin Dr. Mel's, einer Tochter des verstorbenen Herrn Oberappellationsgerichtsraths Eichelberg verheirathet. Er hat mir gütigst mitgetheilt, daß Dr. Mel's Sohn Soldat geworden und bereits in höheren Jahren stehend als Major mit den hessischen Subsidientruppen nach Amerika gezogen, dort aber geblieben sei. Er habe zwei Töchter hinterlassen, deren eine sich mit dem damaligen Amtmann Eichelberg zu Allendorf i. S. verheirathet habe. Die andere, ledige Tochter sei zu

diesem ihrem Schwager gezogen. Nach dem Tode dieses letzteren habe sein Sohn, Oberappellationsgerichtsrath Eichelberg seine Mutter und deren Schwester, Fräulein Mel, zu sich genommen. Diese letztere soll eine liebenswürdige Dame von großer Herzensgüte und Frömmigkeit gewesen sein und wird derselben in der Bode'schen Familie bis auf den heutigen Tag ein treues Angedenken bewahrt. Sie war 1750 geboren und starb 1836 im 86. Lebensjahre und zwar im Advokat Albert'schen Hause in der Unterneustadt, wo damals Herr Eichelberg wohnte. Sie wurde auf dem Unterneustädter Kirchhof neben Eichelberg's Gattin, einer geborenen Schöning, beerdigt. Die wohlerhaltenen Gräber Beider beschattet ein Rosenstrauch. Was aus den Töchtern Dr. Mel's geworden, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Ed. Wendelstadt.

Aus Heimath und Fremde.

Am 1. April beging Herr Forstmeister Ernst Ludwig Weber das Fest des fünfzigjährigen Dienstjubiläums. Tags zuvor hatten die Kollegen des Jubilars von der königl. Regierung zu Ehren desselben ein besonderes Fest veranstaltet, am Jubiläumstage selbst fand im engeren Kreise eine Familienfeier statt und Tags darauf, am 2. April, feierte der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde den Ehrentag dieses allgemein beliebten, verdienstvollen Mitgliedes durch ein Festmahl im Hotel Schirmer. Der Vorsitzende des Vereins, Herr Major von Stamford, hielt die Festrede und überreichte dem Jubilar ein prachtvoll ausgearbeitetes Diplom, durch welches derselbe zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt wurde. Tief ergriffen dankte der Jubilar für diese Ehrenbezeigungen. Es folgten nun noch mehrere Toaste, von denen wir hier nur diejenigen der Herren Museumsdirektor Dr. Pinder, Amtsgerichtsrath Büff und Pfarrer Wissemann anführen wollen. Herr Amtsgerichtsrath Büff trug das schöne, von ihm selbst mit Beziehung auf den Jubilar mit weiteren prächtigen Versen ausgestattete Lied „Heil dem Manne, der den grünen Hain des Vaterlandes sich zur Heimath auserwählt“ schwungvoll vor. Das Lied in seiner neuen Festung verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden, und soll auch, wie wir hören, durch den Druck vervielfältigt werden. Indem wir hier den Anfang der zweiten Strophe wiedergeben:

Heil vor Allen unserem Jubilar,
Der sein Heimathland niemals vergessen,
Dem der hellste Klang des Herzens war
Wald und Feld und Luft und Licht in Hessen,

verfehlen wir nicht, auch unsererseits dem hochverehrten Herrn, dem deutschen Biedermann in des Wortes voller Bedeutung, der „einer starken Eiche gleich, dem Sturmwind immer Trotz geboten, nachträglich noch herzlichsten Glückwunsch darzubringen. Ad multos annos!

— Am 4. April feierte unser berühmter Kasseler Landsmann, der Bildhauer Gustav Kaupert, Professor an dem Städel'schen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M. seinen siebenzigsten Geburtstag. Leider müssen wir es uns wegen Mangels an Raum heute versagen, ein Lebensbild dieses ausgezeichneten Künstlers zu entwerfen, wir werden dies jedoch in einer späteren Nummer unserer Zeitschrift nachholen. Wir unterlassen es jedoch nicht, unsere Leser auf den hochinteressanten Aufsatz über Gustav Kaupert von Franz Rittweger im Feuilleton der Nr. 94 der „Frankfurter Zeitung“ vom Donnerstag den 4. April aufmerksam zu machen.

Am Donnerstag Abend waren die Lehrer der städtischen Realschule dahier zu einem gemeinsamen Essen im Gasthof zum Deutschen Kaiser versammelt, um noch einmal mit einigen aus dem Kollegium ausscheidenden Amtsbrüdern einige fröhliche Stunden zu verleben. Herr Prof. Dr. Keßler und Herr Turndirigent Boppenhausen treten, — der eine nach 46jähriger, der andere nach 33jähriger Amtsthätigkeit an der genannten Anstalt — in den Ruhestand; Herr Oberlehrer Dr. Quiehl wird von Ostern ab als Direktor die Leitung der zweiten städtischen Realschule dahier übernehmen. — Die fröhliche Stimmung wurde durch zahlreiche Trinksprüche und namentlich durch den Vortrag verschiedener aus Veranlassung der Feier entstandener humoristischer Gelegenheitsgedichte wesentlich gehoben.

Am Montag den 1. April wurde im Stadttheater zu Frankfurt a. M. das Lustspiel unseres hochgeschätzten Landsmanns D. Saul „Die Stoiker“ aufgeführt. Auch dort erzielte dieser humorvolle Einakter ebenso wie am Sylvesterabend hier in Kassel einen durchschlagenden Erfolg. Am Schlusse der Aufführung wurden der Dichter und die Darsteller stürmisch herausgerufen.

— Universitätsnachrichten. Die Geschäfte des Kuratoriums der Universität Marburg, welche nach der Versetzung des früheren Kurators Geh. Regierungsraths Dr. Meyer nach Göttingen im vorigen Herbste vom Geheimen Medizinalrath Professor Dr. Mannkopf auftragsweise geleitet wurden, sind am 1. April auf den neu ernannten Kurator der Universität Marburg, den Geheimen Regierungsrath Steinmetz, seither Kurator der Universität

Greifswald, übergegangen. — Sicherem Vernehmen nach hat der außerordentliche Professor in der juristischen Fakultät der Universität Marburg, Dr. Reinhard Frank, einen Ruf an die Universität Kiel erhalten und angenommen.

— Der Professor Dr. Fr. Pohle am bischöflichen Klerikalseminar zu Fulda wird der „Fuld. Ztg.“ zufolge nach Schluß des Sommersemesters dem an ihn ergangenen Rufe an die katholische Universität zu Washington Folge leisten.

Todesfälle. Am 29. März starb in dem Kurort Obermais bei Meran in Tyrol der Erbgraf Friedrich zu Ysenburg-Büdingen-Meerholz nach langem schweren Leiden. Derselbe war geboren am 10. August 1847 und seit dem 20. Juli 1875 vermählt mit der Prinzessin Marie, Tochter des Fürsten Heinrich XX. von Reuß ältere Linie. Das erlauchte Ehepaar erfreute sich wegen seiner Wohlthätigkeit und Leutseligkeit der allgemeinen Hochachtung und Beliebtheit.

— Am 3. April verschied in seinem 84. Lebensjahre zu Gelnhausen der bekannte Schriftsteller Armand-Strubberg, geboren am 18. März 1806 zu Kassel. Wir beschränken uns für heute auf diese kurze Todesanzeige, hoffend, daß wir bald in der Lage sein werden, einen ausführlicheren Nekrolog dieses durch sein bewegtes Leben in Amerika und seine umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit interessanten Mannes bringen zu können.

— Am 6. April starb im St. James-Palast zu London, fast 92 Jahre alt, die Herzogin Auguste von Cambridge, geborene Prinzessin von Hessen-Kassel, Enkelin des Landgrafen Friedrich II. und Tochter von dessen jüngstem Sohne dem Landgrafen Friedrich († 1837 zu Frankfurt a. M.) Prinzessin Auguste Wilhelmine Louise war geboren am 25. Juli 1797 zu Schloß Rumpenheim, welches vom Landgrafen Karl erbaut und von dessen Bruder, dem Landgrafen Friedrich, dem Vater der Prinzessin Auguste, in dessen Besitz es 1781 überging, in den Jahren 1787 und 1788, sowie 1804 und 1805 erweitert worden war. Nach ihm nannte sich die Linie, der es angehörte, die „Hessen-Rumpenheimer“. Es diente, wie bekannt, bis in die letzten Jahre der Familie jeden Sommer zum Vereinigungspunkte. Am 7. Mai 1818 fand die Vermählung der Prinzessin Auguste mit dem Herzog Adolf Friedrich von Cambridge, dem Vizekönig von Hannover, in Kassel statt. Die Trauung vollzog der kurhessische General-Superintendent, Oberhofprediger Dr. Rommel, am 1. Juni folgte dann in London eine Wiederholung der Trauung nach den Gebräuchen der anglikanischen Kirche. Neunzehn Jahre verlebte die Herzogin von Cambridge in der hannoverschen Residenz ihres Gemahls, bis nach dem Tode des Königs Wilhelm IV. von Großbritannien die englisch-hannoversche Personalunion ihr Ende erreichte und der Herzog von Cumberland, Ernst August, am 20. Juni 1837 als König den hannoverschen Thron bestieg. In Hannover hatten sich der Herzog und die Herzogin von Cambridge in hohem Grade die Liebe der Unterthanen erworben und heute noch stehen sie dort in gesegnetem Andenken. Die Herzogin von Cambridge lebte von 1837 an in London. Am 8. Juli 1850 verlor sie ihren Gemahl durch den Tod. Drei Kinder sind dieser glücklichen Ehe entsprossen: der Herzog Georg von Cambridge, Feldmarschall und Oberbefehlshaber des großbritannischen Heeres, geboren am 26. März 1819, die Prinzessin Auguste, geb. am 19. Juli 1822, vermählt mit Friedrich Wilhelm, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, und die Prinzessin Mary, geboren am 27. November 1833, vermählt mit dem Herzog Franz von Teck (Württemberg). — Bis in ihr spätes Alter nahm die Herzogin von Cambridge lebhaften Antheil an den politischen Vorgängen und den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen der Zeit. Ihrem Heimathlande Hessen hat sie stets ein treues Andenken bewahrt. —

— Am Sonntag den 7. d. M., Nachts 11 Uhr, verschied in Folge eines Schlaganfalles der bis noch vor wenigen Tagen kommandirende General des 11. Armeekorps, General der Kavallerie z. D. Frhr. Karl Ludwig v. Schlotheim, geb. am 22. Aug. 1822 auf dem Stammsitze Uthleben bei Nordhausen. Die Freiherren von Schlotheim sind ein altadeliges Geschlecht Thüringens, das insofern unserem Hessenlande nahe stand, als im vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts Die von Schlotheim mit Vorliebe in hessische Militärdienste traten und zum Theil hohen Offiziersrang in der hessischen Armee einnahmen. Wir wollen hier nur des Generals Christian Wilhelm von Schlotheim gedenken, der, früher Kommandeur des hessischen Leibdragoner-Regiments, im Jahre 1789 als Nachfolger des bekannten Generals Wilhelm Dieterich von Wackenitz zum Kommandeur des hessischen Elite-Regiments zu Pferde der „Gens d'armes“ ernannt wurde, welche bevorzugte Stelle er bis zum Jahre 1796 bekleidete. Im 15. Jahrhundert theilte sich das Geschlecht der Freiherren von Schlotheim in zwei Linien, in die weiße und die schwarze. Der ersteren gehörte der eben Verblichene an. In seinem 17. Jahre trat Karl Ludwig von Schlotheim als Avantageur in das thüringische Husaren-Regiment Nr. 12, wurde rasch zum Lieutenant befördert und durchlief dann mit ungewöhnlicher Schnelligkeit die einzelnen militärischen

Rangstufen, bis er im Jahre 1880 zum Befehlshaber des 11. Armeekorps ernannt wurde, in welcher Stellung er bis zum 1. April d. J. verblieb. Zur Beerdigung, welche mit allen dem kommandirenden General eines Armeekorps gebührenden Ehren am Donnerstag den 11. d. M., Vormittags 11 Uhr, erfolgte, waren eine große Anzahl höherer Offiziere, theils im Auftrage ihrer Souveräne, theils als Vertreter anderer Truppenkorps, sowie der zum 11. Armeekorps gehörigen Regimenter, erschienen, und machte der großartige Leichenzug einen sehr imponirenden Eindruck. — Soldat mit Leib und Seele, hervorragend durch seine glänzende militärische Begabung, ein vortrefflicher Führer der Truppen, der sich in den letzten Kriegen ganz besonders ausgezeichnet hatte, verband der Dahingeschiedene hohe Intelligenz mit Humanität und persönlichem Wohlwollen gegen die Untergebenen. Seine militärische Thätigkeit gehört der Geschichte an.

Schluß-Erklärung.

Mit Bezug auf meine letzten Worte (in Nr. 6) verweise ich auf die Anzeige am Schlusse des vorliegenden Heftes. Nun hat die Entgegnung des Herrn H. v. Pfister in voriger Nummer alles Mögliche, nur keine Spur von archivalischer oder sonst stichhaltiger Begründung seiner anfechtbaren Behauptungen vorgebracht, an denen er trotzdem festzuhalten erklärt. Unter solchen Umständen würde ich auf jede Antwort verzichten können, wenn es sich jetzt nicht um Beleuchtung einer fortgesetzten Schädigung an unserer hessischen Geschichtsforschung handelte.

Kassel, 13. April 1889.

Dr. phil. F. Seelig.

Briefkasten.

H. F. Witzenhausen. Wir begrüßen Sie zu Ihrer Rückkehr in unser liebes Hessenland. Besten Dank für die eingesandte Broschüre.

G. V. Marburg. Die betreffende Nummer war während Ihrer Abwesenheit zurückgesandt worden.

W. F. Schmalkalden. Ein Artikel über die berührte Angelegenheit ist uns sehr erwünscht.

H. K. Fulda. Besten Dank für die freundliche Auskunft.

F. S. Schlüchtern. Wird nach Wunsch besorgt werden.

A. H. Lauterbach. Bitten um baldgefällige Antwort.

R. G. Wetzlar. Unlieb verzögert. Freundlichsten Gruß.

Inhalt der Nummer 8 des „Hessenlandes": „Beschwörung", Gedicht von Anna Stirn-Rivière; „Deutsche Soldaten in Newport während der Jahre 1776—79. Dessen Belagerung in 1778". Von Cl. D. R.; „Lebensbilder von Marburger Professoren", von Friedrich Münscher, II. Karl Wilhelm Robert; „Hessische Offiziere", ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte, von J. Schwank (Fortsetzung); „Wilhelm Ritter von Breithaupt," Ein Lebensbild; „Eine Erinnerung an den deutsch-französischen Feldzug," dem Andenken der Frau Dr. Claus, geb. Sanner, gewidmet von E. Mentzel, „Gruß an das Hessenland", Gedicht von E. W. Heß v. Wichdorff; „Glück", Gedicht von Th. Keiter, geb. Kellner; „Trost", Gedicht in Schwälmer Mundart von Kurt Ruhn; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; Briefkasten.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 9. Kassel, 2. Mai 1889.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 9 des „Hessenlandes": „Der Odenberg", Gedicht von Hugo Brunner; „Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst und Erzbischof von Köln", von Hugo Brunner; „Lebensbilder von Marburger Professoren", Ernst Gottfried Baldinger, von Friedrich Münscher; „Aus Armand's Leben", von W. Bennecke; „Wilhelm Ritter von Breithaupt," ein Lebensbild von Dr. Seelig (Schluß); „Der Josthenner", eine Geschichte in niederhessischer Mundart, von Friedrich Opper; „O Hessenland", Gedicht von E. Siebert; „Ein frischer Trunk, ein froh Gespräch", Gedicht von H. Walter; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde.

Der Odenberg.

Was guckst Du mir durchs Fensterlein
So lustig in das Zimmer,
Lockst mich hinaus in Wald und Hain
Mit deinem goldnen Schimmer?
Du lieber Wonnemonat Mai,
Dem Rufe folg' ich gerne!
Es drängt mein Herz, von Sorgen frei,
Mich in die sonnige Ferne.

Zu Hut und Stab greif' ich geschwind
Und gebe mich ans Wandern
Zum Berge, den ich schon als Kind
Geliebt wie keinen andern,
Zum Odenberge wohlbekannt,
Dem wundersagenreichen.
Ihm kann im ganzen Hessenland
Kein anderer sich vergleichen.

Lang hebt er aus der Ebene sich
Gleich einem Riesengrabe;
Und noch mit Ehrfurcht nah' ich mich
Ihm heut' wie einst als Knabe. —
Ein Grab, fürwahr, heißt er mit Recht,
Denn tief in seinem Schooße —
Das weiß der Hessen treu Geschlecht —
Schläft Kaiser Karl der Große.

Des Frankenvolks gewaltiger Held,
In grauer Vorzeit Tagen
Hat er im Odenberger Feld
Die größte Schlacht geschlagen.
Nun sitzt er drin im Bergesschacht
Und schlummert der Jahre sieben.
Dann aber wird die lange Nacht
Vom goldenen Tag vertrieben.

Und wems gelingt, am Bergeshang
Die Wunderblume zu pflücken,
Der mag im tiefen Bergesgang
Den alten Kaiser erblicken,
Der sieht in schimmernder Pracht fürwahr
Ihn auf krystallenem Throne,
Mit silberweißem Bart und Haar
Und mit der güldenen Krone.

Er winkt Dich lächelnd zu sich herein
Wohl in die weiten Gänge;
Wie blitzt und gleißt das edle Gestein,
Das rote Gold in Menge.
Ja, selbst des Kaisers Angesicht,
Wie leuchtet es so milde,
Schier gleich dem goldnen Sonnenlicht
Da draußen im Gefilde.

Und wenn er winkt mit seiner Hand,
Dir von dem Schatz zu spenden,
Wirst Du der reichste Mann im Land,
Kaufst Zinsen Dir und Renten.
Nur in dem Drang nach Golde darfst
Das Eine Du nicht versehen:
Wenn Du die Blume von Dir warfst,
Ists um den Schatz geschehen. —

So hofft' auch ich, nach Kinder Art,
Die Blume einst zu finden.
Doch da ich mählich älter ward,
Sah ich die Hoffnung schwinden;
Und hab' im Rausch der Jugend gar
Des lieben Bergs vergessen,
Da ich der Heimath ferne war
Und fern dem Land der Hessen.

Nun kehre ich als Mann zurück
Zum Odenberg, dem alten.
Nicht sucht die Blume mehr mein Blick
Um Gold in Felsenspalten.
Doch was im Thale mir gelacht,
Beglänzt vom Sonnenscheine,
Das hat mich reicher noch gemacht,
Als Erz und edle Steine.

Mir liegt im goldnen Sonnenstrahl
Der ganze Gau zu Füßen;
Es kann der Blick mit einem Mal
Das weite Land umschließen.

Und Dich vor allem grüß' ich dort,
O alte Stadt der Chatten!
Wie steigst Du auf, mein Heimatsort,
Im Kranz von grünen Matten.

Du lehnst so still am Berge dort,
Als waltete der Frieden
Des hohen Gottes fort und fort,
Des Name Dir beschieden,
Du Heimath, wo der Liebe Hauch
Die Jugend mir umhegte,
Und wo ich möchte, daß man auch
Mich einst zu Grabe legte.

Doch weg! Laß heut' die Thräne nicht
Umschleiern Dir die Augen!
Es will im hellen Sonnenlicht
Melancholie nicht taugen.
Hörst Du? — schon tönt der Pauken Klang,
Der Flöten und der Geigen.
Schon stellt man an des Berges Hang
Sich auf zum lustigen Reigen.

Sieh nur, die Mägde schlank und hoch,
Wie schau'n sie so verwegen!
Sie würfen sich wohl heute noch
Dem Römerfeind entgegen,
Wenn um das Dorf der Kampf entbrannt,
Die Schlacht verloren wäre, —
Und schwängen mit gewalt'ger Hand
Das Schwert um ihre Ehre.

Und auch die Männer sind nicht fein,
Zum Streite leicht zu regen;
Dann schlagen sie gewaltig drein
Mit ungefügen Schlägen.
Doch bieder sind sie, schlicht und recht,
In Sitten streng gemessen,
Ein urgermanisches Geschlecht,
Der edle Stamm der Hessen.

Und wie des Volkes Herze schlug
Bereits vor tausend Jahren,
So woll' es Gott vor Lug und Trug
Auch fernerhin bewahren.
Noch manches lange Säkulum
Wohn' es und baue Häuser
Um seinen Odenberg herum,
Und glaub' an seinen Kaiser!

Hugo Brunner.

Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst und Erzbischof von Köln.

Von Hugo Brunner.

Die nachfolgende historische Skizze beschäftigt sich mit einem Manne, der in gefahrvoller Stunde mit unerschütterlichem Muthe die Rechte des Reiches vertheidigte; der nach dem Zeugniß seiner Zeitgenossen zu den trefflichsten Fürsten seiner Zeit gerechnet wurde. Die kurze Darstellung seines Lebens, die ich zu geben beabsichtige, erhebt weniger den Anspruch, Neues zu bieten, als durch übersichtliche Zusammenstellung des verstreuten Materials auf die Bedeutung des Mannes hinweisen zu wollen, den das Hessenland mit gerechtem Stolze seinen Söhnen beizählen darf.

Landgraf Hermann war der dritte Sohn Landgraf Ludwigs I. von Hessen, des Friedsamen.[1]) Das Jahr seiner Geburt ist 1442, der Tag und Ort nicht bekannt.

Frühzeitig wurde er zum geistlichen Stande bestimmt und, wie Rommel, Hess. Geschichte Bd. II. S. 347, ohne Quellenangabe freilich, versichert, in den Stifts-Kapiteln zu Fritzlar, Mainz, Worms und Köln erzogen. Er erhielt von seinem Vater eine jährliche Rente von 2000 fl. ausgesetzt, das einzige, was dieser bei Lebzeiten ihm bestimmte. Denn da Landgraf Ludwig im Jahre 1458 ohne Testament aus dem Leben schied, erhob sich unter den beiden älteren Söhnen Ludwig und Heinrich eine Reihe bitterer Streitigkeiten über die väterliche Verlassenschaft, in welche anfangs auch Hermann mit hineingezogen wurde. Nach einer vorläufigen Landestheilung, kraft deren Ludwig als der ältere das Niederfürstenthum nebst der alleinigen Ausübung der Hoheitsrechte, Heinrich das Fürstenthum an der Lahn besaß, kamen die Brüder unter der Vermittelung des Herzogs Wilhelm von Sachsen und des Grafen Philipp von Katzenelnbogen, an dessen Statt der Graf Wilhelm von Henneberg erschien, im Jahre 1464 in Hersfeld überein, die endgiltige Theilung durch ein von beiden Seiten ernanntes Schiedsgericht vollziehen zu lassen.[2]) Bei dieser Gelegenheit wurde für Hermann, der damals bereits Domherr in Köln war, eine jährliche Rente von 1200 Gulden auf 10 Jahre ausgesetzt. Bliebe er aber nicht geistlich, so sollte ihm der dritte Theil des Landes ausgeschieden werden.

[1]) Die Chronik des Anonymus bei Senckenberg, Sel. Jur. IV. 415, nennt ihn an 4. Stelle; in den Urkunden erscheint er dagegen an dritter. Da sein Bruder Friedrich in der Kindheit starb, ist es auch gleichgiltig, ob er vor oder nach diesem geboren wurde.

[2]) Rommel, Hess. Geschichte, III. 21. — Kopp, Bruchstücke zur Erl. der deutschen Geschichte. II. 11 f.

Es dauerte ein ganzes Jahr, bis das Schiedsgericht zusammen trat. Während dieser Zeit schlossen die beiden jüngeren Brüder sich eng an einander an, vermuthlich in der Besorgniß, durch den Erstgeborenen verkürzt zu werden. Im November 1464 trat Hermann sogar zeitweise seine Rechte an Heinrich ab.[1]) Ja sie schlossen im April 1465 mit dem Grafen Wilhelm von Henneberg in Fulda ein Schutzbündniß ab, dessen Spitze sich gegen Landgraf Ludwig kehrte. Der erste Vertrag vom 18. April ist allgemein gehalten; nur wird darin Ludwig unter denjenigen Fürsten, gegen welche derselbe wirkungslos sein soll, nicht genannt. Im zweiten dagegen vom folgenden Tage versprechen die beiden Brüder dem Grafen ausdrücklich eine Summe von 1000 Gulden für seinen etwaigen Beistand gegen ihren Bruder und damit er die im ersten Vertrage abgeredete allgemeine Hilfe „auf diesen desto stattlicher thun möge.“[2]) Daß hierin mehr als eine Vorsichtsmaßregel für die bevorstehende Landestheilung zu suchen sei, glaube ich nicht; an eine solche zu denken liegt um so näher, als Graf Wilhelm im Jahre vorher zu Hersfeld für Heinrich als Vermittler im Namen von dessen Schwiegervater, des Grafen Philipp von Katzenelnbogen, aufgetreten war.[3])

Im Mai 1465 trat das Schiedsgericht auf einem Landtag am Spieß, der alten Markscheide zwischen Ober- und Niederhessen, mit seinem Spruche hervor. Doch war auch dieser kein abschließender, indem erst wieder eine Anzahl von Theilern ernannt werden sollten, um die beiden Landeshälften sorgfältig gegen einander abzuschätzen, damit keiner der Brüder vor dem andern etwas voraus habe.[4]) Es ist ein unerquickliches Schauspiel, dieser kleinliche Bruderzwist, so werthvoll ihre Theilungsverzeichnisse auch für die Kenntniß des damaligen Landes sind. — Uns interessirt es hauptsächlich zu erfahren, daß Hermann, damals bereits 23 Jahre alt, ad studia

[1]) Kopp a. a. O. S. 13.

[2]) v. Schultes, Dipl. Geschichte des gräfl. Hauses Henneberg. II. 283 ff. 286 f.

[3]) Was Rommel a. a. O. S. 22 sagt, ist allgemeine Redensart.

[4]) Rommel a. a. O. S. 22.

gehen und elf Jahre lang von seinen Brüdern 2000 Gulden jährlich erhalten sollte. Auch seine Ansprüche an Hessen wurden ihm, wenn er dem geistlichen Stande untreu würde, auf's neue gewahrt.

Es ist indessen nicht wahrscheinlich, daß er derartige Anwandlungen gehabt habe. Er war, wie erwähnt, 1464 bereits Domherr in Köln, 1465 wurde er Dompropst in Fritzlar, und 1467 Canonicus in Mainz.[1]) Er besaß also diejenigen Einkünfte, welche ihm volle Unabhängigkeit von seinen Brüdern gewährten, und konnte so dem hervorstechenden Charakterzuge seines Wesens, der Friedensliebe, nachgeben und die Vermittlerrolle in den Streitigkeiten derselben übernehmen.

Dazu bot sich die Gelegenheit bald. Denn im Jahre 1468 brach der beiderseitige Groll zwischen Ludwig und Heinrich zu offener Fehde aus. Das Land wurde dabei jämmerlich verwüstet, Städte (wie Borken, Schwarzenborn), Dörfer und Burgen zerstört und Bürger und Bauern gefangen oder erschlagen. Bemerkenswerth ist, wie die Zeitgenossen in diesem Streite übrigens mehr für Ludwig, den freimüthigen, unerschrockenen Kriegsmann, wie für Heinrich und seinen allmächtigen Günstling Hans von Dörnberg Partei ergreifen.

Es war nicht abzusehen, wie die jammervolle Fehde enden würde, zumal Ritterschaft und Städte, entgegen dem Beschlusse des letzten Landtages am Spieß, in den Krieg hineingezogen wurden oder selbständig Partei ergriffen. Dort war man nämlich übereingekommen, daß die Stände des gesammten Fürstenthums bei einem etwaigen Zwiste der Herren neutral bleiben wollten.[2])

Jetzt rüstete man sich aller Orten und setzte sich in Vertheidigungszustand oder zog hinaus ins Feld (anfangs Januar 1769).[3]) Allein Landgraf Hermann war nicht gemeint, das Land durch die Bruderfehde zu Grunde richten zu lassen. Er sandte Schreiben aus und setzte auf die Mitte des Februar einen Tag nach Fritzlar an. Und seine Vorstellungen fanden Eingang, zumal bei den Städten, wie es scheint.[4]) Denn sie fanden es für nöthig, sich ihm gegenüber zu verantworten und ihre Ehre zu wahren.[1])

Am 20. März endlich erließ Hermann ein feierliches Ausschreiben an alle Ritter und Mannschaft, wie auch an Bürgermeister und Räthe der Städte sowohl in Hessen wie im Lande an der Lahn; er warf ihnen das Unrecht vor, das sie durch ihre Einmischung in den Streit begangen hätten, und forderte sie auf, davon abzustehen, widrigenfalls er sie als Miterbe des Landes zu Recht belangen würde.[2])

Die Rechnungen der Stadt Kassel aus jener Zeit lassen erkennen, daß ein sehr reger Verkehr unter den Städten selbst wie mit Landgraf Hermann und Landgraf Ludwig im Gange war. Die Boten gingen herüber und hinüber, nach Fritzlar, Homberg, Melsungen, Felsberg u. s. f.

Mitte April finden wir Hermann wieder in Köln;[3]) allein die Angelegenheit war in Fluß gebracht, die Städte hielten einen weiteren Tag ab ungefähr um dieselbe Zeit[4]), und die hadernden Landgrafen sahen sich bewogen einzulenken.[5]) Am 25. Mai desselben Jahres erschienen beide Landgrafen am Spieß und beredeten eine neue Erbeinung mit einem Austrägalgericht zur Beilegung der beiderseitigen Irrungen.[6])

Das Verhältniß Landgraf Hermanns zu seinen Brüdern war nach wie vor das beste. Namentlich war er mit Ludwig so vollständig ausgesöhnt, daß er ihm in eben dem Jahre 1469 einen trefflichen Sänger für seine Hofhaltung empfahl: den später auch als Dichter bekannten Johann von Soest. Dieser damals noch sehr jugendliche Sänger war im Begriff, von Brügge, wo er sich zuletzt aufgehalten hatte, nach Rom zu wandern und bei der päpstlichen Kapelle Auf-

---

1) Joannis, Rer. Mogunt. vol. II, p. 367. Die irrigen Angaben bei Hoffmeister, Geneal. Handb. von Hessen S. 16, sind danach richtig zu stellen.

2) Rommel a. a. O. S. 23.

3) Kasseler Stadtrechnungen, hrsg. von Stölzel, Zeitschrift für Hess. Gesch. N. F. III. S. 23: „Item 23 Schillinge für Pulverbudele ufs Raithues, als man die Thorne und Gewehr bestalt der Stadt Cassel." — „21 Sch. für Tuch zu Socken den Stadtknechten, als man zog ins Heer a. d. 69, Dienstag post Epiphanie."

4) Ebenda: „Item 1 Pfund Burgermeister Wyngart, als ir geredden was zu Fritzlar uf den Tag gein unsn g. Herren Landgrafen Hermann."

1) Ebendaselbst: „Item 4 Sch. Ciriacus dem Bodden, gesandt zu u. gn. Herrn Hermann gein Fritzlar mit der Vorwaren der Städte." — Ueber die Bedeutung des Wortes „Vorwaren" siehe Schiller u. Lübben, Mittelndd. Wb.

2) Kalckhoff'sche Collectaneen zur Hess. Geschichte. St. Landesbibl. in Kassel, Mss. Hass. 4°. 81. Rommel a. a. O. S. 41.

3) Kasseler Stadtr. S. 28: Item 10 Sch. dem Bodden unßs gnäd. Herren Landgrafen Hermann gesandt gein Cöllen in Sache der Städte jenseit der Lohne, ihr Antwurt betreffen.

4) Ebenda: Item 21 Sch. Hennen Pieker vor Bier vertrunken die Städte, als sie bei ein waren in Sache der Verwahrunge unßs gnäd. Herrn 2c.

5) In den Kasseler Stadtrechnungen jener Tage findet sich öfter die Bemerkung, daß die Städte mit dem Landgrafen Ludwig wegen der Landbede oder Landsteuer verhandeln (z. B. S. 27 u. 28). In den Chroniken jener Zeit (z. B. in der Reimchronik, Anal. Hass. Coll. V) wird gesagt, daß im Jahre 1469 Landgraf Ludwig den Rath von Kassel absetzte. Möglicherweise stehen diese Umstände untereinander im Zusammenhang, und die Städte machten durch die Weigerung der Steuer den Krieg unmöglich.

6) Rommel a. a. O. S. 41 f.

nahme zu suchen. Da machte er in Köln die Bekanntschaft Landgraf Hermanns, welche bestimmend war für sein ferneres Leben.

Uns interessirt dieses seltsame Menschenkind, dessen Lebensgeschichte, von ihm selbst reimweise verfaßt, einen schätzbaren Beitrag zur Sittengeschichte seiner Zeit bildet, allerdings nur insofern, als Johann 2 Jahre in tollem Lebenswandel am Hofe Ludwigs in Kassel zubrachte; er sagt über den Aufenthalt mit anerkennenswerther Offenheit später selbst Folgendes:

Eyn Lantgraff wasz Herman genannt,
Bischoff zu Collen itz bekant;
Derselbig nu ein broder hatt
Zu Cassel sitzen in der statt.
Tzu dem mich schickte alsobald
Und glich by ym wort ich bestalt.
Syn nam merck lantgraff Ludwig was,
Den hubschen frewlin nyt gehaß,
Eyn schoner furst was von person,
By dem hatt ich eyn gutten lon;
Doch was es alles gar verthon
Myt fressen, suffen, dantzen, springhen
On suß myt andern bosen dinghen,
Durch boeß geselschafft gantz zerstort
Ich armer sonder wart verfort.
By tzwey jar tryb ich sollichs an.
Dan starb myr ab der edel man.
u. s. w.

Und ferner:

Hett Lantgraff Lodwyg blyben leben,
Zu Cassel wer ich blyben kleben.

So zog Johann von Soest später nach Heidelberg, wo er sich dann der Wissenschaft und Dichtkunst widmete; er starb, beiläufig bemerkt, als Arzt in Frankfurt a. M.[1]) Beide Brüder, Hermann und Ludwig, trafen, wie ich im Anschluß an das eben Erwähnte hervorheben will, in gemeinschaftlicher Liebe zur Musik zusammen. Hermann werden wir später noch auf anderem Felde als Kunstfreund kennen lernen.

* * *

Noch enger zeigt sich das Zusammengehen der beiden Brüder zwei Jahre später.

Es war im Jahre 1471, am 23. Juli, da starb Bischof Ernst von Hildesheim, ein geborener Graf von Schaumburg. Die Gelegenheit schien günstig, Hermann auf den bischöflichen Stuhl zu erheben, und der Domprobst von Hildesheim,

[1]) Friedr. Pfaff, Johann von Soest. Allg. Konserv. Monatsschrift, 1887, S. 147 ff. u. 247 ff. Seine gereimte Lebensbeschreibung in Fichart's Frankfurtischem Archiv 1811. Obige Stelle S. 112 f.

ein Herr von Wenden, war ganz für das hessische Interesse gewonnen. Am 29. September fand die Wahl des Domkapitels statt; allein Hermann erhielt nur einen Theil der Stimmen, die übrigen fielen auf Henning von Husen, damaligen Domdechanten, aus einem Geschlechte des Hildesheimischen Stiftsadels stammend. Henning eilte zwar sofort nach Rom und erlangte die Bestätigung des Papstes Sixtus IV. Auch die Stadt Hildesheim trat auf seine Seite; nicht minder sagten ihm die Bischöfe von Verden und von Paderborn (Hessens alte Gegner) und die Grafen von Schauenburg und Lippe ihren Beistand zu.[1])

Dagegen setzte sich der Domprobst von Wenden in den Besitz des Städtchens Peine und des Schlosses Steuerwald, des festesten im ganzen Bisthum; die Ritter, Vasallen und Drosten des Stiftes und die Pfandinhaber der Schlösser traten sämmtlich auf seine Seite. Da zudem die Herzöge von Braunschweig für Hermann eintraten, so standen die Sachen für ihn keineswegs ungünstig, wenn sein streitbarer Bruder Ludwig, der Hauptförderer des Planes, für ihn zu Felde zog und seine Kriegserfahrung für ihn in die Wagschale warf. Da aber starb Landgraf Ludwig in der Blüthe der Jahre, am 6. November 1471 auf dem Schlosse Reichenbach.

Ich vermag daher Rommel nicht beizustimmen, der es lediglich Hermanns Friedensliebe bei dieser Gelegenheit zuschreibt, daß das Stift Hildesheim vor Krieg und Blutvergießen, den unvermeidlichen Folgen der Doppelwahl, verschont blieb.[2]) Hermann trat zurück. Aber erst um Jakobi 1472, nachdem der Kampf nahezu ein Jahr gewährt hatte; und der anonyme Verfasser der hessischen Chronik bei Senckenberg dürfte nicht Unrecht haben, wenn er sagt: „Ehe Lantgraff Ludwig starb, hat er vorsichtiglich gehandlet und es mit Fugen dahin gebracht, daz sein Bruder Lantgraff Herman ward postulirt gein Hildesheim ein Bischof zu sein, und hatte gereid in (d. h. bereits inne) Steuerwald, das Hauptschloß im Stift, und hatte kein Hindernus mehr. Aber da sein Bruder itztgenant gestorben war, da wolt er nimmer ein Sachse sein, und zohe wider in Hessen und blieb eine Zeit lang darinnen, und suchte hernach seine Wohnung zu Coellen, da er ein Thumbherre was.“ [3])

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Schaten, Annal. Paderb. II, l. XVII. p. 709. — Lüntzel, Geschichte der Stadt und Diöcese Hildesheim. II. 464 ff.
[2]) Hess. Gesch. II. 50.
[3]) Senckenberg, Sel. juris 2c. IV. 478.

Lebensbilder von Marburger Professoren.

Von Friedrich Münscher.

Ernst Gottfried Baldinger.

Wie verkehrt und oft auch erfolglos das Verfahren ist, Kindern bei oder vor ihrer Geburt ohne Rücksicht auf deren Neigung und Begabung einen bestimmten Beruf vorzuschreiben, das beweist unter vielen andern Beispielen auch der im Nachfolgenden geschilderte Lebenslauf eines Mannes, der durch ein Gelübde seiner Voreltern schon vor seiner Geburt dem geistlichen Stand zugewiesen war. Dieses Loos traf nämlich unsern Ernst Baldinger, der am 18. Mai 1738 zu Großvargula, einem in der Nähe von Langensalza gelegenen Dorf, als der älteste Sohn des dortigen Pfarrers geboren war. Sein Großvater, der aus dem Breisgau gebürtig das anerzogene römisch-katholische Bekenntniß mit dem des evangelischen Glaubens vertauscht hatte und dann nach Thüringen gezogen war, hatte nämlich nebst seiner Frau, ähnlich wie einst die Eltern Samuels, zum Dank für die ihnen von Gott erwiesene Gnade die christliche Wahrheit reiner zu erkennen, das Gelübde gethan, daß aus ihrer Nachkommenschaft jedesmal der älteste Sohn, der den Namen Baldinger trage, dem geistlichen Stand gewidmet werden solle. Ihr Sohn Johannes war dann auch Pfarrer geworden und traf nun auch alle Anstalten, damit sein erstgeborner Sohn ein Gleiches thue. Sobald daher der Knabe das erforderliche Alter erreicht hatte, um einer höheren Schule anvertraut zu werden, sandte er ihn auf die Gymnasien zu Gotha und Langensalza und hatte die große Freude, daß sein Sohn stets recht befriedigende Zeugnisse mit nach Haus brachte. Nur in einem Stück handelte er seinem Zweck, ohne es zu ahnen, schnurstracks entgegen. Zu Langensalza brachte er nämlich seinen Sohn Ernst in die Familie des Apothekers Seebach. So kam es, daß der Knabe in der Apotheke heimisch wurde und wenn er auch die Lehrgegenstände des Gymnasiums nicht vernachlässigte, doch seine Freistunden am liebsten dazu verwendete die Arzneibüchsen und ihren Inhalt zu betrachten sowie die Rezepte zu studiren.

Als die Zeit zum Besuch der Universität herbeigekommen war, wanderte der junge Baldinger dem Befehl des Vaters gehorsam nach Erfurt, um dort sein theologisches Studium zu beginnen. Er machte auch einen ernstlichen Anfang, aber bald schrieb er dem Vater, es sei ihm ganz unmöglich das theologische Studium fortzusetzen. Im Wachen und im Träumen schwebe ihm das Bild des Arztes vor Augen, und wenn er nicht ein solcher werden dürfe, so sei er sein Leben lang ein unglücklicher Mensch. Wenn die Großeltern seine Noth und Verzweiflung sähen, so würden sie selbst ihn des Gelübdes, welches sie für ihn gethan, aus Mitleiden entbinden. — Was sollte der Vater machen? So sauer es ihm wurde, er gab dem Verlangen des Sohnes nach, und dieser wandte sich zum Studium der Medizin. Nun begann für ihn eine glückliche Zeit. Das neue Studium war ihm nicht Arbeit, sondern Genuß. In allen Briefen, die er nach Haus schrieb, konnte er nicht genug rühmen, welche Freude er in den Vorlesungen seiner Lehrer empfinde, und wie er sich so ganz in seinem Element fühle, wenn er mit an die Betten der Kranken treten dürfe. Doch versäumte er dabei nicht sich eine allgemeine Bildung zu erwerben. Er hörte Vorlesungen über griechische und lateinische Schriftsteller und lernte sogar auf den Wunsch seines Vaters das Hebräische. In Folge dieser Begeisterung für wissenschaftliche Ausbildung besuchte er außer Erfurt noch die Universitäten Halle und Jena und erlangte in der letzteren 1760 die Würde eines Doktors der Medizin. Nun kehrte er mit Ehren in seine Heimath zurück. und der Vater, obwohl der ärztliche Beruf noch immer keine Gnade vor seinen Augen fand, hatte doch seine herzliche Freude an dem stattlichen und kräftigen Aussehen des Sohnes sowie an seinem heiteren und geistig aufgeweckten Wesen. So entwarf er denn den Plan ihm ein recht sorgenfreies und bequemes Leben zu bereiten. Bei der einnehmenden Persönlichkeit seines Sohnes fiel es ihm gar nicht schwer in Erfurt ein reiches Mädchen auszumachen, welches geneigt war dem jungen Mann ihre Hand zu reichen. Als aber der Vater mit diesem bereits abgekarteten Plan herausrückte, erfuhr er eine entschiedene Ablehnung. Nein, erklärte der Sohn, als Geldprotz an der Seite einer Frau, die sich ihm habe anbieten lassen, ein Schlaraffenleben zu führen wäre ihm im Tod verhaßt. Er müsse hinaus in die Welt, müsse für seine Wissenschaft Kenntnisse und Erfahrungen sammeln, müsse wirken und schaffen. Auch machte er mit diesen Vorsätzen sogleich Ernst. Er verließ das väterliche Haus und trat bei demjenigen Theil des preußischen Heeres, welcher bei Torgau im Lager stand, als Militärarzt ein. Hier sammelte er nicht nur einen reichen Schatz von Erfahrungen, sondern erwarb sich auch Achtung und Vertrauen bei Hoch und Niedrig. Die höheren Offiziere

gestatteten ihm daher gern, bisweilen auf längere Zeit die nahe gelegene Universität Wittenberg zu besuchen und im Umgang mit den Professoren seine medizinischen sowie seine allgemein-wissenschaftlichen Kenntnisse zu erweiteren. Seine Fortschritte in letzteren müssen auch nicht unbedeutend gewesen sein, da man ihm dort von freien Stücken die Würde eines Doktors der Philosophie zuerkannte. Ja, es sollte ihm daselbst noch ein größeres Glück blühen. Er lernte in einem der ihm befreundeten Häuser ein an Gütern armes, aber an Bildung reiches, edelgesinntes und frommes Mädchen kennen, welches mit seiner Hände Arbeit der Mutter, einer in Langensalza lebenden Predigerwittwe, den Lebensunterhalt verdienen half, damals aber zur Pflege einer kranken Schwester sich in Wittenberg aufhielt. Von ihrem Liebreiz entzückt bat er um ihre Hand und zog das große Loos, in ihr eine geliebte und liebende Frau zu finden, die stets bemüht war ihrem Mann das Haus zu einer Stätte geistiger und leiblicher Erholung und Erquickung zu machen. Nach dem Hubertsburger Frieden, durch welchen der siebenjährige Krieg im Anfang des Jahres 1763 beendigt wurde, entsagte Baldinger seiner bisherigen Stellung, ließ sich in Langensalza als Arzt nieder und führte dort im Jahr 1764 seine Braut — sie führte den glückverheißenden Namen: Friederike Gutbier — als Gattin in sein Haus. Vier Jahre später, nachdem er sich durch seine Schriften, namentlich durch die über die Krankheiten der Soldaten, in der gelehrten Welt einen Namen gemacht hatte, wurde er zum Professor nach Jena, einige Zeit später nach Göttingen und im Jahr 1782 von Friedrich II., Landgrafen von Hessen-Kassel, als Leibarzt, als Lehrer am Collegium Carolinum und als Oberarzt einiger Truppenabtheilungen mit dem Titel Hofrath nach Kassel berufen. Sein Einzug am 17. April 1782 glich einem Triumphzug. Denn eine Schaar von 36 seiner Göttinger Zuhörer, welche ihren Lehrer zu Roß geleiteten, umgab seinen Wagen. Als Baldinger am folgenden Morgen seinem neuen Landesherrn auf der Parade seine Begleiter vorstellte, hatte derselbe die Gnade sie mit blank gezogenem Degen ehrenvoll zu begrüßen. Auch in Kassel erwarb er sich durch seine unverdrossene Thätigkeit und durch seine Geschicklichkeit allgemeine Anerkennung und würde vielleicht bis an sein Ende daselbst geblieben sein, wenn nicht der Nachfolger des Landgrafen Friedrich, sein Sohn Wihelm IX., um die Universität Marburg zu heben, das Collegium Carolinum aufgehoben und die an demselben angestellten Lehrer nach Marburg versetzt hätte. So kam Baldinger wieder an eine Universität, aber leider als Wittwer. Seine geliebte Friederike war ihm kurz vor der Uebersiedelung durch den Tod entrissen worden, nachdem sie ihm vier Söhne und zwei Töchter geschenkt hatte. Doch nur die letzteren überlebten den Vater. Die Söhne waren sämmtlich früher gestorben, drei als unmündige Kinder, einer als heranwachsender Jüngling. Gleich nach dem Eintritt in seine neue Stellung war Baldinger eifrig bemüht die Errichtung oder Erweiterung der für eine Universität nothwendigen Institute zu beantragen, und zwar mit günstigem Erfolg. So wurde ein Anatomiegebäude errichtet, indem das am Collegium Carolinum vorhandene Holzgebäude auf der Achse nach Marburg übergeführt wurde; es wurde ein botanischer Garten angelegt, die Entbindungsanstalt erweitert und noch Anderes der Art ins Werk gesetzt. Kurz, mit Baldingers Eintritt in die medizinische Fakultät nahm diese einen neuen Aufschwung. Als Anerkennung seiner Verdienste ertheilte ihm Landgraf Wilhelm IX. 1787 die Würde eines Geheimen Raths. — Auch als Lehrer leistete er Bedeutendes. Er wußte nämlich — und das war damals noch keineswegs auf den Universitäten allgemein gebräuchlich — aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen seinen Schülern die Vorschriften der Heilkunde durch Beispiele anschaulich zu machen und die Theilnahme derselben durch eingestreute witzige Bemerkungen zu beleben. Zugleich pflegte er aus seiner großen Büchersammlung diejenigen Schriften, welche für den vorliegenden Gegenstand der Vorlesung von besonderer Bedeutung waren, in das Lehrzimmer mitzubringen und zur Ansicht aufzulegen.

Neben dieser Lehrthätigkeit war er fortwährend auch als Arzt thätig, und auf diesem Gebiet leistete er vielleicht noch mehr denn als Lehrer. Er besaß nämlich eine an das Wunderbare grenzende Begabung den Sitz von Krankheiten zu erkennen. In der Regel vermochte er auf den ersten Blick zu ergründen, was dem Kranken fehle. Ferner verstand er es durch möglichst einfache Mittel ein Uebel zu heben. So kam einst ein in Diensten des Fürsten von Wittgenstein stehender Forstmeister zu ihm und klagte über ein Magenleiden, das bisher kein Arzt habe heilen können. Vielmehr werde es, je mehr Arzneien er nehme, mit jedem Tage schlimmer. Trotzdem er am Hof seines Fürsten, der ihn fast täglich zur Tafel ziehe, ein bequemes und genußreiches Leben führe, fühle er sich doch gar nicht so wohl, wie einst als einfacher Förster. Halt! rief Baldinger in die Erzählung hinein, ich weiß schon genug, lieber Mann. Gehen Sie künftig statt an die Tafel Ihres Fürsten in seine Wälder und bestellen Sie sich für die Heimkehr bei Ihrer lieben Frau ein Gericht Sauerkraut mit Kartoffelbrei und Schweinefleisch! Dann verbürge ich Ihnen die frühere

Gesundheit. Der Eine sprach's, der Andre that's und — ward wirklich gesund.

Wenn er in ein Haus wohlhabender Leute gerufen wurde, so liebte er es, daß in dem Zimmer, in welchem man ihn empfing, zwei brennende Kerzen und eine Flasche Wein auf dem Tisch standen. Dann pflegte er erst ein oder einige Gläser Wein zu trinken und sich darauf der Heilung des Kranken zu widmen. Arme Leute behandelte er unentgeltlich, Reiche ließ er desto ausgiebiger zahlen. Dafür nur ein Beispiel! Einst kam ein reicher Jude Namens Feidel, der von ihm geheilt worden war, um sich zu erkundigen, wieviel er zu zahlen habe. Baldinger streckte die flache Hand aus und sagte: Zähl' auf! Als Feidel die Hand mit großen Geldstücken bedeckt hatte, und mit einem fragenden Blick, ob es nicht genug sei, emporsah, streckte Baldinger auch die andere Hand aus und rief: Noch nicht genug! Was Du gezahlt hast, das ist für meine geringe Thätigkeit. Nun zahle noch besser für die Armen, um Deinen Dank für die von oben geschenkte Heilung auszudrücken! — Mit Leuten, denen er keine besondere Rücksicht schuldig zu sein glaubte, pflegte er in barschem Soldatenton zu sprechen, zum Beispiel: Nun, alter Kamerad, wo fehlt's denn? Streck einmal Dein Bayonnet (die Zunge) heraus! Es ist zwar arg verrostet, aber für diesmal wollen wir es wieder blank machen. Wenn Du aber in Deinem Schlaraffenleben fortfährst, so heißt es: Marsch zur großen Armee (der Todten)! Absonderlich war, wie auch aus der eben erzählten Aeußerung hervorgeht, seine Vorliebe für alles Militärische. Namentlich erzählte er gern aus der Zeit, als er bei den preußischen Truppen Arzt war, und wenn er sich ein Vergnügen machen wollte, so legte er seine hessische Stabsarzts-Uniform an, schritt in militärischer Haltung aus seiner Wohnung — sie lag am Marktplatz im Haus Nr. 15 — an der Hauptwache vorüber und grüßte mit wohlwollendem Lächeln die unter das Gewehr getretene Mannschaft, welcher er später einen sogenannten kleinen Thaler (jetzt etwa zwei Mark) zu einem frischen Trunk zusandte. In dieser Vorliebe ging er soweit, daß er sogar seine aus 16 000 Bänden bestehende Bibliothek militärisch ordnete. Am Eingang zu derselben standen zwei von dem Universitätsmaler Keßler auf lange Bretter in Lebensgröße gemalte hessische Grenadiere, — einer derselben ist noch jetzt in Marburg zu sehen — welche dieselbe Uniform trugen, in der ihr Regiment 1776 nach Nordamerika ausgezogen war. Die Bücher waren in drei Abtheilungen gesondert. Die Folianten trugen die Uniform der hessischen Artillerie, die Quartanten die der Reiterei, die Oktavbände die der hessischen Infanterie-Regimenter. Diese Eintheilung war so streng durchgeführt, daß er einem Studenten, welcher ihn um ein bestimmtes Buch bat, antworten konnte: Gehen Sie in meine Bibliothek und holen Sie sich den Flügelsmann vom Regiment von Biesenroth!

Diese Bibliothek mahnt uns endlich noch an eine Seite in Baldinger's Wirksamkeit, die ihm vielleicht vorzugsweise den Namen des hessischen Aeskulaps verschafft hat, nämlich an seine schriftstellerische Thätigkeit. Die Bibliothek war nicht nur durch ihren Umfang, sondern auch durch ihren Inhalt bedeutend. Sie enthielt außer den namhaften Werken über die verschiedenen Zweige der Heilkunde auch aus vielen anderen Fächern die Werke der berühmtesten Schriftsteller. Er besaß nämlich nicht blos in der Medizin, sondern auch auf anderen Gebieten, sogar in der altklassischen Literatur, eine ausgebreitete Belesenheit und war dauernd bemüht, sie zu erweitern. Damit verband sich bei ihm das Bestreben, seine Fachgenossen mit allen Fortschritten der Heilkunde und der Naturwissenschaften überhaupt bekannt zu machen und sie vor dem Schlendrian des handwerksmäßigen Heilkünstlers zu bewahren. Zu dem Ende gab er von 1779 bis 1798 das neue Magazin für Aerzte und von 1785 bis 1802 das medizinische Journal heraus. Daneben verfaßte er zu gleichem Zweck eine Menge von meist kleineren Werken. Er gehörte nämlich zu den fruchtbarsten Schriftstellern seiner Zeit. In der zu seinem Gedächtniß von Professor Friedrich Creuzer verfaßten Abhandlung werden 84 Schriften von ihm angeführt. Sie sind allerdings von ungleichem Werth und enthalten mehr rasch hingeworfene gute Gedanken als gründliche Forschungen. Ja manche sind nur Spielereien, wie z. B. das im Jahre 1800 zu Ehren des Hauptmanns und Professors der Kriegswissenschaften, Franz Schleicher, veröffentlichte Büchlein „über das Schießpulver der Artilleristen und das Brechpulver der Aerzte." Aber immerhin haben sie in damaliger Zeit das medizinische Studium wesentlich gefördert und werden zur Erfüllung seines aus Horaz entnommenen Lieblingswunsches: „non omnis moriar" nicht wenig beitragen.

Wenn wir uns ein Bild von Baldinger in seiner Blüthezeit machen wollen, so müssen wir uns einen Mann von kräftiger und stattlicher Gestalt vorstellen, einen Mann, der mit trefflichen Gaben, mit wissenschaftlichem Eifer, mit ausgebreiteten Kenntnissen, mit Scharfsinn, namentlich für seinen Beruf, mit Witz und heiterer Laune ausgerüstet war. In seinem 18monatlichen Kriegsleben hatte er sich eine soldatische Derbheit angewöhnt, die er auch später gern zur

Schau trug. Er verglich sich mit Vorliebe einem braven immer gerüsteten und des Befehls gewärtigen Soldaten, der durch Gegenwart des Geistes und durch Muth die Gefahren besteht. Mit dieser Derbheit und anscheinenden Rücksichtslosigkeit war aber nicht nur ein gutes Theil Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit, sondern auch, was man nicht hätte erwarten sollen, ein hoher Grad von Eitelkeit verbunden, die er, wie er denn überhaupt geradeaus war, überall ungescheut an den Tag legte. Besonders that er sich viel auf seine Bekanntschaft mit den angesehensten Männern der Wissenschaft zu gut und nahm es sehr übel, wenn diese durch Marburg reisten, ohne ihn zu besuchen. So schreibt er in einem Brief: „Ich habe Erfahrung, ich kenne die Welt von allen Seiten und habe Verbindung mit Tausenden von Menschen. Mit der halben katholischen Welt stehe ich in Verbindung; die Dalberg, Bibra, von Beroldingen, sind alle meine Freunde." Man hat ihn, und nicht mit Unrecht, mit einem ungeschliffenen Diamanten verglichen. Denn bei seinen mannigfachen guten Eigenschaften des Geistes und des Herzens fehlte ihm doch — die Willenskraft zur Selbstbeherrschung.

Dies zeige sich besonders in seinen letzten Lebensjahren. Er hatte sich, schon fast 60 Jahre alt, zum zweiten Male verheirathet und zwar mit seiner bisherigen Haushälterin Namens Karoline Drebieg. Diese war ihm aber keineswegs eine ebenbürtige und edelgesinnte Lebensgefährtin, wie es seine erste Frau gewesen, und vermochte namentlich keinen Einfluß auf ihn zu üben. So wurde seine Leidenschaft für den Wein mit jedem Tage größer. Diese Schwäche machte sich ebensowohl in seinen Vorlesungen, wie in seiner ärztlichen Thätigkeit fühlbar. Stand er nicht unter dem Einfluß des Weines, so offenbarte sich seine frühere Tüchtigkeit; im entgegengesetzten Fall waren seine Leistungen oft sehr klägliche. Aber trotz wiederholter Schlaganfälle, von welchen ihn seine Kollegen, die Professoren Busch und Michaelis, durch ihre Geschicklichkeit hergestellt hatten, konnte er der verderblichen Leidenschaft nicht widerstehen. So kam es, daß ein Mann, dessen kräftiger Körperbau für ein hohes Alter bestimmt zu sein schien und dessen Geschicklichkeit der leidenden Menschheit noch für manches Jahr hätte Segen bringen können, schon in der Mitte der sechziger Jahre durch den am 2. Januar 1804 eintretenden Tod seinem Beruf entrissen wurde — ein warnendes Beispiel, daß auch die tüchtigste Kraft, wenn sie nicht geschont und in rechter Weise angewendet wird, wenn sie namentlich des festen religiösen Haltes entbehrt, vor der Zeit dem Siechthum oder gar dem Tode verfällt.

Aus Armand's Leben.

Von W. Bennecke.

Es war im Herbste des Jahres 1854, als in den Straßen Kassels, die damals noch nicht so belebt waren, wie heutzutage, eine eigenartige Männergestalt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Man fragte sich, wer der hochgewachsene Mann mit dem langen, wellenförmig gedrehten Schnurrbart, der schwarzen Binde über dem einen Auge, dem spitzen, schräg aufgestülpten Cylinder und dem großen mit dem einen Ende über die Schulter geschlagenen Reitermantel wohl sein möge? Mit langen schnellen Schritten eilte er dahin, bei den ihm Begegnenden den Eindruck des Fremdartigen, sowie einer stürmischen Vergangenheit, hervorrufend. Der jüngeren Generation war der neue Ankömmling völlig fremd, der älteren aber war er von zwanzig, dreißig Jahren her bekannt und es hieß: „Es ist der Fritz Strubberg, der aus Amerika herübergekommen, um seine Schwester zu besuchen." Strubberg's Vater, aus Holland stammend, war der Besitzer einer hiesigen Tabaksfabrik gewesen und der Heimgekehrte selbst hatte in den dreißiger Jahren, nachdem er in Bremen die Handelswissenschaft erlernt, einer Filiale in Münden vorgestanden. Strubberg's Eltern machten in Kassel ein großes Haus und der damals in voller Jugendblüthe stehende Fritz erschien als der verzogene Liebling des Glücks. Es wehte durch jene Zeit noch ein romantischer Zug, und man scheute sich nicht, denselben auch im Aeußeren zu erkennen zu geben. Der junge Strubberg besaß eine glühende Phantasie, eine ansprechende Persönlichkeit und war der Sohn eines reichen Kaufherrn, was fehlte ihm also, um der Löwe des Tages zu sein? Noch erinnerte man sich seiner, wie er über den Friedrichsplatz, von auserlesenen Rüden begleitet, im phantastischen Kostüm à la Abällino zur Jagd auszog und die Bewunderung der Damen erregte. Aber dem Glücklichen, Vielbeneideten sollten mit der Zeit die Bitternisse des Lebens nicht vorenthalten bleiben, die Fabriken seines Vaters gingen in andere Hände über und Fritz Strubberg war auf seine eigene Thatkraft angewiesen. Sein abenteuerlicher Sinn führte ihn nach Amerika, dem goldenen Lande der Freiheit, welches in jenen

Tagen den Europamüden noch als die „neue Welt“ erschien, wo die phantastischsten Träume sich verwirklichen ließen. Amerika war übrigens schon damals für Strubberg kein fremdes Land, da er bereits vor der Veränderung seiner Familienverhältnisse eine Reise dorthin unternommen hatte. Die vorzügliche Ausbildung, welche er in seiner Jugend in allen körperlichen Uebungen, besonders aber im Reiten und Schießen, erhalten, kam ihm bei dem neuen Leben, das er nun führte, wohl zu statten, denn er drang bekanntlich bis in die Wildniß des amerikanischen Westens vor und lebte dort an der Leone „viele Jahre lang in einer hölzernen Festung mitten unter den Wilden“, mit denen er sich herumschlug, bis sie ausfindig machten, daß „Strubba“, wie sie ihn nannten, nicht allein mit der Flinte, sondern auch mit der Medizin umzugehen verstand, worauf sie Freundschaft mit ihm schlossen. Ein leicht empfänglicher Kopf, hatte er, in seiner Abgeschiedenheit von den Stätten civilisirter Menschen, die Wichtigkeit des Gegenstandes wohl erkennend, sich der ärztlichen Wissenschaft zugewendet, ebenso wie er sich noch in seinen alten Tagen in Deutschland mit der Juristerei vertraut machte. Da die „Medizinmänner“ aber bei den Indianern in noch höherem Ansehen stehen, wie bei uns, so ist es leicht erklärlich, daß Strubberg bei den Rothhäuten bald einen gewissen Einfluß erlangte. Von allgemeiner Bedeutung aber wurde sein Aufenthalt in Amerika durch die Gründungen des deutschen Fürsten-Vereins in Texas. Dieser Verein war durch die schon in den dreißiger Jahren stark auftretende Auswanderung deutscher Unterthanen nach Amerika entstanden, und hatte den Zweck, wie auch sein Name: „Verein zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas“ besagte, die Europamüden in ihrer neuen Heimath so viel als möglich vor den Uebergriffen der älteren Kolonisten zu schützen, vielleicht aber rechnete man auch mit dem Umstand, bei den günstigen Bedingungen, unter welchen die Auswanderungslustigen nach Texas befördert wurden, auf gute Manier eine Anzahl unruhiger Köpfe los zu werden. Unter der Leitung des Prinzen Carl Solms zu Braunfels brachen die ersten Auswandererzüge nach dem jenseits des Weltmeeres gelegenen gelobten Lande auf, und da das von den Vereinigten Staaten für 200 000 Dollars gekaufte Territorium vorläufig sich noch als völlig ungeeignet zum Ansiedeln erwies, so erwarb Prinz Solms noch einen weiteren Länderstrich in einer günstigen Lage an der Guadelupe und gründete daselbst die erste Kolonie, die Stadt Neu-Braunfels, worauf er wieder nach Deutschland zurückkehrte. Bald aber wuchsen die Auswanderer, welche unter dem Protektorate des deutschen Fürstenvereins nach Amerika segelten und Neu-Braunfels aufsuchten, zu einer Masse an, auf welche man nicht gerechnet hatte. Es fehlte zuletzt an dem Nöthigsten und die Folge davon war, daß eine verherende Epidemie unter den Ansiedlern ausbrach. In diesem kritischen Moment, wo das Fortbestehen der ganzen Niederlassung in Frage gestellt schien, wurde Strubberg zum Kolonial-Direktor berufen und übernahm zugleich die Behandlung sämmtlicher Kranken. Als die Epidemie erloschen war, führte er, nachdem er in Neu-Braunfels ein Waisenhaus errichtet hatte, gegen fünfzig Familien hundert Meilen weiter nördlich über die Pierdenales, wo er die zweite Kolonie, die Stadt Friedrichsburg, wahrscheinlich nach seinem Rufnamen also benannt, gründete. In dem Vorwort zu seiner „Friedrichsburg“ betitelten Erzählung, welche er dem Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha gewidmet hat, schreibt unser Landsmann: „In dem nachfolgenden Werke gebe ich ein Bild aus dem bedeutungsschwersten Abschnitt meines ereignißreichen Lebens, bedeutungsschwer durch meinen Einfluß auf das Schicksal vieler Tausend Deutscher, welche damals meiner Fürsorge bedurften. — Wie manches Band der Verwandtschaft, der Freundschaft, der Liebe wurde damals nach dem fernen Wunderlande gespannt, wie mancher heiße Wunsch zog mit den dahineilenden Freunden über den weiten Ocean nach dem verheißenen Paradiese, und wie mancher innige Herzensgruß wandert wohl noch immer aus der alten deutschen Heimath durch den ungemessenen Raum nach dem wonnigen, sonnigen, ewig grünen Texas hinüber!“ An der Leone hatte Strubberg den Beinamen der „große“ oder auch der „unverwüstliche Kapitän“ erhalten, jetzt nannte man ihn den „Städtegründer.“ Nach einem fast zwanzigjährigen Aufenthalte an der Indianergrenze, allein unterbrochen durch die Theilnahme an dem Kriegszug der Nord-Amerikaner gegen Mexico, beschloß Strubberg, endlich einmal wieder die alte Heimath aufzusuchen, einestheils durch die Sehnsucht nach seiner Schwester dazu getrieben, andererseits aber auch durch ein Augenleiden bewogen, welches durch einen Insektenstich hervorgerufen worden war und ihm für einige Zeit die größte Schonung auferlegte.

In Kassel wurde Strubberg von seiner einzigen Schwester Emilie auf das Zärtlichste empfangen und fand auch bald in den höheren Gesellschaftskreisen die freundlichste Aufnahme. Er war eine weitgereiste, interessante Persönlichkeit, mit einem fesselnden Erzählertalent begabt, und so konnte es nicht fehlen, daß er ungewöhnliches Aufsehen erregte und außer den alten Freunden, auch die jüngeren hiesigen Männer von Welt mit ihm in nähere Verbindung traten. Manchen Nachmittag und Abend verbrachte er in ausgewählter Gesellschaft im Hôtel Schombardt auf der Wilhelmshöhe, und die Aufmerksamkeit, welche die Zuhörer den Erzählungen der Abenteuer, die er im fernen Westen bestanden, schenkten, war so groß, daß der verstorbene Oberstallmeister von Eschwege ihn, als die Zeit der Abreise herannahte, aufforderte, das Mitgetheilte niederzuschreiben und das Manuskript seinen Freunden zum Andenken zu über-

lassen. Strubberg machte sich denn auch an die ihm noch ungewohnte Arbeit und hatte hierbei mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, besonders störend war es für seine Aufzeichnungen, wie er später selbst erzählte, daß er sich durch seinen langjährigen Aufenthalt in Amerika das Denken in englischen Satzkonstruktionen angewöhnt hatte und in Folge dessen nicht immer gleich in der Lage war, die korrekte deutsche Fassung zu finden. Da hatte er denn in seiner Schwester eine treue Stütze, deren hoher Bildungsgrad ihm die Aufgabe, die er sich gestellt, wesentlich erleichtern half. In verhältnißmäßig kurzer Zeit war ein förmlicher Band seiner Erzählungen entstanden, welcher in den Kreisen seiner Freunde nunmehr die Idee auftauchen ließ, daß Strubberg, da der Versuch so befriedigend ausgefallen, sein Werk auch im Druck erscheinen lassen solle. Unser Landsmann sah sich nach einem Verleger um und fand denselben in dem vornehmsten Buchhändler Deutschlands, denn sein Erstlingswerk erschien bei Cotta in Stuttgart, dem damaligen Hauptverleger unserer klassischen Literatur, und zwar unter dem Titel: „Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus dem Leben in den westlichen Indianergebieten von Armand. Mit 24 Skizzen“, welche letztere der Verfasser ebenfalls selbst nach der Natur entworfen hatte. Das Buch kam 1858 heraus, und die gedruckten Erzählungen machten bei dem Publikum denselben Effekt, wie früher die mündlichen Mittheilungen im engeren Freundeskreise. Der „große Kapitän“ vergrub sein Kriegsbeil für immer und griff statt des Tomahawks zur Feder. Das Glück war ihm hierbei außerordentlich günstig; da Cotta mit dem Verlag der Schriften Armands, unter welchem Namen er nun in ganz Deutschlands bekannt wurde, begonnen hatte, so rissen sich die ersten Verleger um ihn und seine weiteren Werke erschienen abwechselnd bei Rümpler in Hannover, Trewendt in Breslau und Günther in Leipzig. „Armand“ stand sofort auf der Höhe der Situation, er hatte es nicht nöthig, mit den Buchhändlern viel Federlesens zu machen und doch beklagte er sich später im Allgemeinen bitter über dieselben. (Schluß folgt).

Wilhelm Ritter v. Breithaupt.

Ein Lebensbild.

(Schluß.)

Somit schied der Verewigte als k. k. Oberstlieutenant aus dem aktiven Dienste, dem er in Kurhessen 34 Jahre und in Oesterreich 7 Jahre angehört hatte, *in einem Alter von 57 Jahren, um nun ganz seinen Erfindungen zu leben.**) Damals erfreute ihn die von Sr. Majestät König Wilhelm von Preußen ihm allergnädigst verliehene besondere Pension, welche er fortan neben dem österreichischen Ruhegehalt bezog als früherer hessischer Offizier und in Anerkennung seiner artilleristischen Verdienste. Angeregt hatte diesen Akt königlicher Gerechtigkeit der letzte Kommandeur der kurhessischen Artillerie, General v. Cochenhausen, dessen Vorstellungen sodann durch den General von Plonski und den Oberpräsidenten warm unterstützt wurden.

Es folgten fast anderthalb Jahrzehnte emsiger Thätigkeit als schaffender Erfinder und wissenschaftlicher Schriftsteller in einem Lebensalter, in welchem sonst andere der wohlverdienten Ruhe pflegen.

Aus v. Breithaupt's wissenschaftlichen Aufsätzen sind zwei wichtige Fachschriften besonders hervorzuheben, von denen die erstere Kassel 1868 bei Th. Kay in Buchform erschienen ist, „Der Entwicklungsgang und die darauf gegründete Systematik des Zünderwesens, sowie das einheitliche Sprenggeschoßfeuer“, und die andere ebendaselbst 1877 ausgegeben wurde unter dem Titel: „Zum Sprenggeschoß-Feuer der Land- und See-Artillerie. Ein Beitrag zur Entwickelung dieses Hauptgegenstandes in den Artillerien bis zur Neuzeit. Für Offiziere aller Waffen.“

Hatte nun Armstrong die v. Breithaupt'sche Erfindung ausgenutzt, so wurde dem Verewigten später in England doch wenigstens die Anerkennung zu Theil, dies schriftlich bestätigt zu erhalten neben dem Geschenke einer Zündersammlung. Großmüthiger erwies sich Rußland nach dem russisch-türkischen Kriege von 1877, in welchem die Schrapnels mit dem v. Breithaupt'schen Zünderprinzip die besten Dienste geleistet hatten, durch ehrenvollste Ordensauszeichnung und eine reiche Dotation. Doch blieben alle Ehren und Anerkennungen gering gegenüber dem Aufwande an Zeit und Energie und den großen pekuniären Opfern, die v. Breithaupt bei seinen nimmer ruhenden Arbeiten und Versuchen persönlich gebracht hatte. Sein schönster Lohn blieb zeitlebens die innere Befriedigung, welche die Wissenschaft ihren Jüngern verleiht, und die tröstende Gewißheit, seiner Lieblingswaffe, der Artillerie, unschätzbare Dienste geleistet zu haben.

*) Inzwischen ist ein ausführlicher Nachruf aus der fachmännisch berufenen Feder des Herrn Major a. D. v. Stamford erschienen (im Kasseler Tageblatt und Anzeiger vom 14. April l. J., drittes Blatt), auf den wir als — besonders in fachtechnischer und dienstlicher Beziehung — vorzüglich belehrend verweisen möchten.

Schrieb ihm doch einstmals ein enthusiastischer Verehrer: „v. Breithaupt ist in dem Zündergebiete, was Gutenberg bei der Buchdruckerkunst, wo die starren Lettern auf der Tafel da waren, aber erst der Lichtgedanke der Beweglichkeit sie von ihren Fesseln befreite. Ebenso war (durch Bormann) die starre, ringförmige Satzlage da, doch erst durch das Hinzufügen der v. Breithaupt'schen Erfindung — nämlich durch die Rotation — kam der Zünder zu der jetzigen Bedeutung und bildet seitdem die Grundlage aller, auch der neuesten Veränderungen."

Daß diesem bewegten Schaffen die Enttäuschung und der Undank nicht gefehlt haben, ist selbstverständlich — das ist nun einmal das Loos genialer Erfinder und kühner Eroberer im Reiche der Wissenschaft. Im Großen und Ganzen aber hat v. Breithaupt's Geistesthat sich volle Anerkennung verschafft, wie die Urtheile und Zuschriften aller Kenner genügend bezeugen. Das heutige Schrapnel, unbedingt das Hauptgeschoß der Artillerie im Felde, steht mit seinem Zünder noch immer auf dem Boden der v. Breithaupt'schen Erfindung. — 1880 erlitt der nimmer rastende Greis einen Schlaganfall, von dem er sich körperlich und geistig zwar wieder erholte, aber er mußte sich bei seinem hohen Alter immer mehr schonen und später zu seinem tiefen Schmerze jede geistige Anstrengung untersagen. Er verlebte dann einen ruhigen Lebensabend in der Mitte seiner geliebten Familie, treu gepflegt von seiner Gattin, geb. Bott, die ihn mit zwei Söhnen — beide sind deutsche Offiziere — und vier Töchtern beweint, seit ihn am 26. März 1889 der Allmächtige sanft zum ewigen Frieden abberief. Ihren Schmerz kann nur die Zeit lindern; seine Heimat aber, das Hessenland, und die deutsche Artilleriewissenschaft können stolz sein auf einen ihrer treuesten Söhne. Feierlichst gestaltete sich auch die Leichenfeier in Kassel, bei der die königlich preußische Artillerie sich selbst in einem heimgegangenen großen Vertreter ihrer Wissenschaft ehrte. Trotz aller Schwierigkeiten hatte der Verewigte einen guten Kampf gekämpft und darum gelten auch von ihm Schillers Worte voll und ganz:

„Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch."

Kassel, im April 1889. **Dr. Seelig.**

Der Josthenner.

Eine Geschichte in niederhessischer Mundart.

Von Friedrich Opper.

Nit witt vun Kassel in n'en Sitendhale der Fulle liggt 'n hibsches Dorf, rund drimmerim sinn sich grine Berge und obendruf stehen dunkle Wälder von Eichen, Biechen un Dannen. Unnen fließt dorch de fetten, saftigen Wissen en Bach lustig derderch. Des Ackerland zieht sich lehne an den Bergen nuff. Oben in Dorfe liggt die Mähle, die den alen Mählenhenner gehert. Hä schriewet sich for gewehnlich Salzmann, aber de Liete nennen en nursch den Mählenhenner. Sinne einzige Dochter, Mählenhenners Trinchen, hott in das schenste Werk in Dorfe, in Brückmanns Hob, gefrigget. Ehr Mann is Burgemeisters Schursche. Und als se des Frijohr druff en klenen Jungen gekriggt, do hott en sinn Ellervatter, der ale Mählenhenner, uf Pingesten iwwer de Taufe gehowwen und emme de Namen „Jost Heinrich" gegeben. Bi den Lieten hieß der Junge aber nit annerschter wie B r ü c k m a n n s J o s t h e n n e r. Es war au en echter Junge, und hä wor noch nit en Johr alt, do kunnte he schunt laufen wie 'n Wissel. Wann hä nit in der Stowwe bi sinner Mutter war, dann war hä in der Kiche bim Annlis, oder gunk mit emme uff den Hob noh den Schwinnen und den Kiewen. Un wann das Annlis ins Feld mußte, dann auerte das Josthennerchen so lange, bis es en mitte nahm. Eimoh sproch sinne Mutter zum Annlis: „Du kenntest disse Mittag ne Köze voll Blätter langen. Hennzu setzest de den Josthenner in de Köze, heimzu nimmeste en an de Hand." — Das Annlis sproch „Jo", saßte den Josthenner in de Köze un huckelte se uf. Dis baßte aber dem Josthenner: hä kunnte sich imme gegucken, und bruchte nit ze laufen. Awer wie he sich ne Zit lang imme gegocken hatte, da duns he dem Annlis den Kamm uß den Kutz, un da fielen emme de Zeppe vorneriwwer un bambelten emme imme den Kopp. „Sift'e, du Stepel, ich glauwe, du best den Deiwel us der Köze gehibbet; basse ma uf, ich krige dich an Ratzfell." Es war awer gut, daß es nit an en konnte, sisten hätte hä au noch en baar in de Anke gekriggt. Aber davor hatte se den mackeligen Jungen vel ze gerne; un wie se de Köze absaßte, do sproch se: „Si still, min Herzchen; geb mä au en Millchen." Un da waren se sich widder gut. —

Nu lag Brückmanns Howe gegenriwwer n' annere Howereide, die geherte **Mosebachs**. Und der Nachber Mosebach hatte ein Maichen, das hieß Marthchen un war en Eckchen jinger wie der Josthenner. Das Marthchen un der Josthenner un die anneren Nachberschkinner spälten zesammen Kriggen, un Suchen, un Schule, un Räuber un Schardarmen, un „Ringel, ringel, Rose". Un wann eins usgelost wären sollte, dann machten se:

Ohne bohne Dintefaß,
Geh in de Schule un lerne was;
Wanst'e was gelernt hast,
Kauf ich de en Piffchen,
Pifft de alle Morgen,
Gehts als wie ne Orgel;
schnipp schnapp
Käsenapp,
Iller, bubber rus,
Du bist us
Und gehst no Hus.

Na, alsemoh han se sich au ein bißchen geickert un gekatzbalgt, aber se bliwwen sich nit lange bese.

Un wie se nu de richtige Älte hotten, da kamen se in de Schule; un gungen zesammen mit dem A=buch un dem Schiwwerstein, un en Knust Brot in der Hand oder au en baar Äppel oder Beeren in der Kippe, ümwer den Steg henne, den Hunneberg nuff in de Schule, die lag owen uf'n Berge bi der Kärche.

Imme Christtag rimm hott es nu mo geschnigget un gefroren, un wie Mosebachs Marthchen mit Brückmanns Josthenner iwwer den Steg wollte, do glitschte es us un — haste nit gesehen — plutschtes ins Wasser. En annerer hätte sich us den Ästen gemacht, aber min Josthenner war nit full, schlupp, schmiß he sinne Bicher henn, eins, zwei, drei machte he sich ins Wasser un duns das Marthchen widder rus. Das arme Marthchen war putschetreppelnaß un gakte, als wenn's am Spieße stächte; aber der Josthenner sproch: „Si stille, es dict nix; komm her, ich bringe dich widder heimen." — „Kotz gemicke," rief der ale Mosebach, „was hasten gemacht? Hä?" Aber das Marthchen konnte kein Wort rusbringen, un der Josthenner mußte es den Nachbar Mosebach verzählen. „Kreiz millewetten," sproch der, „du best en echter Kerle; das soll dinn Vatter au hören."

Und wie das Marthchen noch immer quärrte, kam sinne Mutter rus, und wie se sah, daß es schloße wiß war, stoppete se's glich ins Bette. Der Mosebach awer gunk mit dem Josthenner niwwer zu sinem Vatter, daß he treiche Hosen un Strimpe ankriegte. Un seine Mutter freile sich au nit wenig un gab emme ein geheriges Schmandenbrot. „Das Marthchen kunnte sich was schenes geholen, wenn's der Josthenner nit rusgedunser hätte," sprochen die Menschen, un de Wase Annagitter meinte, se künnten moh Schatzliete weren.

Awer das hatte noch gute Wege. Se mußten noch manchesmoh iwers Wasser hin, bis se us der Schule kamen. Un wie se eimoh unnerwegs zu lange geträndelt hatten, da gab es in der Schule geherige Wamsche un Karwatsche un der Herr Schullehrer sproch: „Pfudichan! Soll' dich gleich ein Mäuslein beißen! Wart, ich will dich!" Und es regnete Hiewe, wie Bickelsteine. — Das war das letzte Moh; un wie die Ostern kamen, wurren se kunfermiert.

Der Josthenner mußte nu sinem Vatter helfen uf'm Howe, in Stalle un uf'n Felle. Und das Marthchen hatte 's mit Bahren un Dippen zu thune, mit Schmalzdippen, Milchdippen un Musdippen; es hotte Owacht zu geben uf de Ginsel, un de Küchel, un de Zickel, un de Ferkel; sinne Mutter spennelte es au an's Spinnrädchen, und wann des Korn riffe war, mußte es au sinnem Vatter helfen schnieden un bingen un bansen. Unner der Hand gab's au en schenes Wibesmensche, un will sinn Vatter Blunzen hotte, wullte es dieser un der gerne friggen, awer es dhat keinen die Gonne nit an.

Minn Josthenner war aber au nit zurickegebliwwen. He war in die Lengede un Dickede gegehn un en großer Schlacks, un gunk so bolzenstrack, als wenn he en Ladestock geschlucket hätte. Und wenn au sin Vatter, der ale Brückmann, alsemoh knärwelte un knutterte, so war doch der Josthenner immer kregel, un machte hibsch duse, wann sinn Vatter sinne Nuppen hatte. Aber vor keiner Arbeit schuckerte he sich; und es gingk „Haste nit gesehn", wo he zupackte. Au war he kein Bollerjahn, kein Kartenrätscher, kein Baselhans, kein Gnatzkopp, kein Hampel, kein Alberjan un kein Dollerjan, un manches Maichen dachte bi sich: „Den nehmest de auch." — Aber eh he sich's versah, war he sinne 20 Johre alt. Do gung's zur Ziehunge, un minn Josthenner kam bi de Gadekor. Na, do wurr emme au keine Botter dran gebroten, un der Wachtmeister war en rechter Pamphilius; awer min Josthenner machte keine Schmagucken un Fissemadenten; es war au kein Unthätchen nit an sinner Monture, un wo's drunner un driwwer ging, da butzte hä de Blatte, da were hä imme de Welt nit gebliwwen. Hä hatte au was zuzeschustern, un bim Dienst gingk eme alles wie Schmand. — Uf de Kirmeße kam he heim, un de Liete gocken in Fenster, wenn he derch's Dorf gingk. Awer, wann hä erscht anfing zu singen: „Unser Kurfurst von die Hessien ist ein krizbraveri Mann, un

er kleidet seine Sulidaten, so viel besser als er kann," dann sperrte alles Mul un Nase uff.

„Wenn's iwest geht, komme ich bale widder," sprocht hä zeletzt zun Marthchen, un wie hä usgedient hatte, un als Gefreiter heimen kam, da gab's bale Hossig un de Frau Viehmännen in Niederzwehren sproch zu den Grimms, wie se enn ehre Märchen verzahlte: „Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch." —



O Hessenland.

O Hessenland, du Heimaterde,
Mein Herz in Treue an Dir hängt,
Wie sich mit liebender Geberde
Das Kind zu seiner Mutter drängt.

Wohl fand ich auch in weiter Ferne
Der Freundschaft und der Liebe viel.
Doch nie ich Dich vergessen lerne,
O Hessen, meiner Sehnsucht Ziel.

Hier sind die Gräber meiner Lieben,
Die mir der Tod zu früh entriß.
Hier ist das Mutterherz geblieben,
Deß Liebe immer mir gewiß.

Und bei den Hessinnen, da waltet
Der echten Liebe edler Geist,
Der Liebe, die da nie veraltet
Und die man deutsche Treue heißt.

O Hessenland, Du Heimaterde,
Der Segen Gottes ruht auf Dir,
Und wenn ich einst begraben werde,
Gewähre Du ein Plätzchen mir.

Eduard Siebert.

Ein frischer Trunk, ein froh' Gespräch.

Ein frischer Trunk, ein froh' Gespräch
In trautem Freundeskreise,
Hilft über manchen Stein hinweg
Auf dieser Lebensreise.

Wer keinen Trunk vertragen kann
Deß Schicksal drum ist kläglich;
Doch schlimmer noch ist dran ein Mann,
Der selbst ist unverträglich.

Hermann Walter.

Aus alter und neuer Zeit.

Ein lebendiges Familien-Lexikon. Vor etwa 50 Jahren wanderte an einem schwülen Sommer-Abend ein Mann, mit schwarzem Cylinderhut, weißer Halsbinde und schwarzem Frack bekleidet, also unverkennbar ein Geistlicher, mit hastigen Schritten auf dem Weg von Kaufungen nach Kassel. Denn einige fern am Himmel drohende Gewitterwolken mahnten ihn zur Eile. Da rasselte hinter ihm eine Kutsche heran, und eine freundliche Mannsstimme rief: Wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Pfarrer, so steigen Sie zu mir in den Wagen! Es ist hinreichend Platz für uns beide, und ich werde mich freuen an Ihnen einen Gesellschafter zu haben. Nichts konnte dem Wanderer erwünschter sein. So machte er denn mit verbindlichstem Dank von der Einladung Gebrauch und nahm neben dem freundlichen fremden Herrn Platz. Nach den ersten Begrüßungsworten wendete sich die Unterhaltung der umliegenden Gegend zu. Hierbei deutete der Pfarrer auf eine Reihe dunkler Erdhaufen, welche man in einiger Entfernung zur Seite des Weges sah, und fragte, was diese bedeuteten. Sein Begleiter antwortete, es sei dies ein Torfstich, und setzte auf die weitere Frage, wem derselbe gehöre, mit einem gewissen Lächeln hinzu, er gehöre dem Steuerrath Carvacki, der im Auftrag der Preußischen Regierung zu Kassel bei der Erhebung der Zölle beschäftigt sei. Carvacki? fragte der Pfarrer. Etwa Karl Carvacki, der Sohn von Anton Carvacki? Allerdings, antwortete der Andere. Aber wie kommen Sie denn zur Kenntniß dieser aus Ostpreußen stammenden Familie? O, erwiderte der Pfarrer, die Glieder dieser Familie sind mir sehr wohl bekannt. Der Vater von Anton war Franz Carvacki, der sich mit seinen beiden Brüdern Joseph und Felix in das väterliche Erbgut theilte. Sein Begleiter saß während dieser Rede wie erstarrt da. Endlich hob er an: wissen Sie denn, mit wem Sie fahren? Nein, sagte der Pfarrer, ich habe bis jetzt nicht die Ehre. Nun, prach der Andere, so erfahren Sie denn, daß ich Joseph Carvacki, Antons Sohn bin, aber selbst nicht soviel von meinen Vorfahren weiß, als Sie. O, da könnte ich, erwiderte der Pfarrer, die Genealogie Ihres Hauses noch weiter hinauf angeben, wenn Sie es wünschten. Denn für Familienverhältnisse habe ich ein so treues Gedächtniß, daß ich niemals etwas von dem vergesse, was ich irgendwo darüber gehört oder gelesen habe. Genealogie ist mein Steckenpferd.

Und in der That war es so. Er besaß eine Kenntniß einigermaßen namhafter Familien, die an das Unglaubliche grenzte. Dies zeigte sich namentlich in den Kriegsjahren von 1813—15. Damals soll er einem preußischen Husaren-Offizier, der bei ihm einquartiert wurde, mit der Frage entgegengetreten

sein: Wen habe ich die Ehre in meinem Haus zu empfangen? Und als dieser antwortete: ich bin Graf Donnersmark, soll der Pfarrer gleich weiter gefragt haben: um Vergebung von der braunen oder von der schwarzen Linie? Ganz verwundert rief der Offizier: Aber, Donnerwetter! wie wissen Sie denn von solchen Dingen? Sind Sie aus Schlesien? Das nicht, erwiderte der Pfarrer; aber ich weiß recht wohl, daß sich Ihre Familie vor 100 Jahren in diese zwei Linien getheilt hat, und kann Ihnen aus jeder derselben eine Anzahl Namen nennen. Nein, das begehre ich nicht, antwortete der Offizier. Meine Vorfahren, die Schwarzen und die Braunen, mögen ungestört in Ihrem Gedächtniß ruhen; mich verlangt jetzt nur nach einem Platz, wo ich mich nach dem langen Ritt erholen kann.

Und wer war der Mann mit dem außerordentlichen Gedächtniß? Es war der Pfarrer Egger von Zella bei Ziegenhain. Er gehörte nicht zu den hervorragendsten Gliedern seines Standes, aber an genealogischem Wissen hat es ihm weder vorher noch nachher irgend einer seiner Standesgenossen gleich gethan.

F. M.

Das Walpertsmännchen. So hieß in dem Dorfe Salzberg am Eisenberge im früheren Amt Raboldshausen (Neuenstein), jetzt zu dem Amtsgericht Homberg gehörend, derjenige Gemeindeangehörige, welcher den 6 Gnacken betragenden Rutscherzins der Gemeinde jährlich am Walburgistag an die Herren von Buchenau nach Buchenau zu liefern hatte. Das Walpertsmännchen mußte am 1. Mai frühmorgens um 6 Uhr sich in dem, etwa 7 Wegstunden von Salzberg entfernten Buchenau einfinden und mit dem Schlage sechs bereits, es mochte Witterung sein, welche es wollte, auf einem bestimmten Steine der Brücke vor dem Buchenauischen Schlosse sitzen. Verspätete es sich, so wuchs der Zins in geometrischer Progression; am Walburgis-Abend hätte die ganze Gemeinde des kleinen Dorfes Salzberg den Zins nicht mehr bezahlen können (es würde derselbe, da der Gnacke 6 Heller betrug, um 6 Uhr Abends auf 384 Thaler, nach unserem heutigen Gelde 1152 Mk., angewachsen sein); deshalb verwarnte auch der Beamte auf dem Neuenstein jedesmal die Gemeinde, und diese gab dem Walpertsmännchen zwei Begleiter mit, für den Fall, daß ihm ein Unglück begegnete. Saß aber das Walpertsmännchen zur rechten Zeit auf dem Steine, so mußten es Die von Buchenau begrüßen lassen, worauf es die Gnacken zahlte. Darauf wurde es mit vorgeschriebenen Speisen reichlich bewirthet, und wenn es hierbei in drei Tagen nicht einschlief, mußten es die Zinsherren lebenslänglich verpflegen. Schlief es aber ein, so wurde es ungesäumt aus der Burg weggeschafft. — So lesen wir in dem „Hersfelder Intelligenzblatt“, Jahrgang 1802, herausgegeben von den Gymnasiallehrern Lorenz Kraushaar und Georg Philipp Schuppius. Auch Jakob Grimm und A. F. C. Vilmar beschäftigen sich mit diesem Gebrauche, ersterer in seinem Werke „Deutsche Rechtsalterthümer“ (S. 388), letzterer in seinem „Idiotikon“ (S. 440). In dem „Hersfelder Intelligenzblatt“, S. 9, vom 31. Mai 1802, ist auch ein Gedicht enthalten, welches von dem damaligen Besitzer der Buchenauischen Herrschaft, dem Freiherrn Julius von Buchenau, dem Vorletzten des einst so fehdelustigen, merkwürdigen und bedeutenden Geschlechtes, verfaßt und an einen der Herausgeber des genannten Hersfelder Blattes gesandt, gewissermaßen der Schlüssel zu jener Schilderung ist. Wir lassen es hier folgen:

Das Walpertsmännchen.

Das Walpertsmännchen nennen wir den Mann,
Der mir Walburgis muß sechs Gnacken zahlen
Und dann das Recht hat, herrlich hier zu leben.
Die Sitte hält Jahrhunderte schon an.

Walburgis früh, Schlag sechse, trifft er ein,
Er setzt sich einsam hier auf meine Brücke,
Kommt näher nicht, bis ich ihn erst beschicke,
Und was er bringt, muß alte Münze sein.

Bestimmt ist auch, was ich ihm geben soll:
Gekochtes Fleisch, Gebackenes und Braten,
Der alte Thorwart wird zum Mahl geladen
Und beide trinken sich die Köpfe voll.

Auch darf er bleiben, bis er Schlaf bekommt,
Trinkt Bier und Schnaps vor, bei und nach dem Essen
Und wandert jährlich zu mir her aus Hessen. —
Nun denke hin, was solch' ein Zins mir frommt?

So gibt's noch manchen Brauch in unserm Gau,
Viel Alterthümer, viele alte Rechte,
Der Hut an eurem Rathhaus dort, ich dächte,
Der stammte auch von einem Buchenau! — *)

Der Gebrauch, welcher sich bis in das 15. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, hat sich bis zum Jahre 1806 erhalten.

F. Z.

*) Das ist wohl ein Irrthum. Der Eisenhut, welcher zur Erinnerung an die denkwürdige Vitalis-Nacht (28. April) 1378 am Rathhause zu Hersfeld aufgehängt ist, soll nicht von einem Buchenau, sondern von einem Ritter Eberhard von Engern herstammen.

Aus Heimath und Fremde.

Bei dem Ibsen-Cultus, welcher gegenwärtig in der Mode ist, dürfte es von Interesse sein, darauf hinzuweisen, daß ein Hesse sich schon vor zwanzig Jahren eingehend mit diesem bedeutenden nordischen Dichter beschäftigt hat, und ein Kasseler Buchhändler es gewesen ist, welcher das großartigste Drama Ibsens zuerst verlegt hat. Bereits 1869 übersetzte P. F. Siebold von Witzenhausen Ibsen's dramatisches Gedicht „Brand“ und drei Jahre später erschien dasselbe gedruckt im Verlage von Theodor Kay in Kassel. Das Vorwort zu der 1880 erschienenen zweiten Auflage des Werkes ist interessant genug, um Einiges aus demselben mitzutheilen. „Brand“ wurde, nachdem von Siebold die erste Uebersetzung herausgegeben war, noch zweimal in's Deutsche übertragen und zwar durch Frau Julie Ruhkopf und den nunmehr verstorbenen Alfred von Wolzogen, damaligen Intendanten des Schweriner Hoftheaters. Ueber die Wolzogen'sche Bearbeitung hat unser Landsmann nun triftigen Grund sich zu beschweren, da er nachweist, daß in derselben aus seiner Arbeit sehr Vieles entlehnt, ja sogar theilweise wörtlich abgeschrieben ist. Die Beispiele, welche Siebold anführt, sind allerdings verblüffend und um so unerklärlicher erscheint es danach, wie der nun ebenfalls dahingegangene Albert Lindner in der National-Zeitung 1878 schreiben konnte: „Seit ihrem Erscheinen (1866) ist die Ibsen'sche Dichtung dreimal in's Deutsche übersetzt worden, zuletzt und am Besten vom Freiherrn von Wolzogen.“ Natürlich, der Name Wolzogen's war in der Literatur allgemein bekannt, derjenige Siebold's nicht, aus diesem Grunde mußte die Wolzogen'sche Uebersetzung selbstverständlich die bessere sein, denn hätte Lindner sich nur einigermaßen die Mühe gegeben, die Arbeiten zu vergleichen, würde er ein anderes Resultat erlangt haben. Ibsen selbst äußerte sich in einem „Dresden, den 15. Juni 1869“ datirten Brief an Siebold sehr günstig über die ihm im Manuskript übersandte Arbeit. „Manche Stellen in Ihrer Uebersetzung“, schreibt er, „erscheinen mir überraschend glücklich wiedergegeben; einige Repliken, welche ich bei der Durchblätterung bemerkte, würden, glaube ich, gewinnen, wenn man sie mehr kürzte; aber in wieweit dies im Deutschen möglich, darüber darf ich natürlich Ihnen gegenüber keine Meinung haben. Ich wünsche, daß Sie sich in Ihrem zeitweiligen Junggesellenstande leidlich wohl befinden; es ist nicht unmöglich, daß ich einmal im Laufe dieses Sommers mir die Freiheit nehme, Sie in Kassel zu begrüßen. Ihr ergebener und verbundener Henrik Ibsen.“ Von Siebold erschienen ferner im Kay'schen Verlage: Der Elfenhain, Schauspiel in 5 Akten nach Heiberg's „Elverhoi“ und: Engelbrecht und seine Dalekarlier, ebenfalls ein 5aktiges Schauspiel nach A. Blanche. **W. B.**

Seit mehreren Tagen ist in dem Schaufenster der E. Hühn'schen Hofbuchhandlung dahier die sprechend ähnliche Marmor-Büste des am 15. Dezbr. v. J. zu Marburg verstorbenen Geheimen Raths Prof. Dr. W. Roser ausgestellt. Dieselbe ist gestiftet von den Aerzten der Provinz und in trefflicher Weise ausgeführt von dem rühmlichst bekannten hiesigen Bildhauer Professor K. Hassenpflug. Sie ist dazu bestimmt, an der Stätte der langjährigen verdienstvollen Thätigkeit Roser's, in der chirurgischen Klinik zu Marburg, aufgestellt zu werden.

Wie bereits mitgetheilt, feiert das Corps Hasso-Nassovia in Marburg in den Tagen vom 13. bis 16. Juli d. J. das Fest seines fünfzigjährigen Bestehens. Die „Oberhessische Zeitung“ veröffentlicht das Programm für diese Feier wie folgt: Am Sonnabend den 13. Juli Empfangskneipe auf der im vorigen Jahre am Südabhange des Schloßbergs erbauten neuen Corpskneipe; am Sonntag den 14. Juli Damenfest auf der Kneipe; am Montag den 15. Juli feierlicher C. C., dann großes Festmahl im Saalbau und hiernach Festzug von der Kneipe durch die Stadt und Abends Festkommers im Saalbau; am Dienstag den 16. Juli Morgens Katerfrühstück und Nachmittags Fäßchenpartie auf Spiegelslust. — Gestiftet am 15. Juli 1839 von elf Corpsburschen, von denen einer, der berühmte Professor der Physiologie, Geheimer Hofrath Dr. K. Ludwig in Leipzig, früher dem Corps Guestphalia, drei dem Corps Hassia, zwei dem Corps Teutonia in Marburg, einer dem Corps Nassovia in Göttingen, angehörten, kann das Corps Hasso-Nassovia auf eine rühmliche fünfzigjährige Vergangenheit zurückblicken. Ganz besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß es in der Mitte der vierziger Jahre, als so manches andere Corps in seinen Anschauungen schwankte, fest zu den Corpsprinzipien gestanden hat. Möge es noch recht lange in gleicher Weise wie seither blühen und gedeihen. **F. Z.**

☞ **Es wird gebeten, die noch rückständigen Beträge für die gelieferten Einbanddecken (1 Mark für das Exemplar) möglichst bald an die Redaktion unserer Zeitschrift, Jordanstraße 15, einzusenden.**

Die Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 10. Kassel, 16. Mai 1889.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 10 des „Hessenlandes": „Frieden in der Natur", Gedicht von Anna Stirn-Rivière; „Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst und Erzbischof von Köln", von Hugo Brunner (Fortsetzung); „Deutsche Soldaten in Newport während der Jahre 1776 bis 1779. Dessen Belagerung im Jahre 1778." Von Cl. D. R. (Fortsetzung); „Ein Brief des nachmaligen Archivrathes Dr. Georg Landau", von Paul Weinmeister; „Aus Armand's Leben", von W. Bennecke (Schluß); „Maienmorgen", Gedicht von Hugo Brunner; „Der Mai in Westphalen", Gedicht von W. Bennecke; „Di Zeire ännern sich", Gedicht in Wetterauer Mundart, von P. Geibel; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; Briefkasten.

Frieden in der Natur.

Gelehnt das Haupt an grüne Epheuranken,
Hauch' ich im Thal der Blumen süße Düfte,
Und holde Bilder weben die Gedanken
Und schweifen weithin durch die lauen Lüfte.

Was lange ich in tiefster Brust verschlossen,
Ich seh' es nun verklärt im Abendlichte,
Von zarter Formen holdem Reiz umflossen,
In Farbengluth — ein liebliches Gedichte.

Und tief erquickt mich rings das ernste Schweigen,
Den schönsten Träumen darf ich hin mich geben.
In Dir, Natur, der ich so ganz zu eigen,
In Dir allein pulsirt das reinste Leben.

Nach langer Zeit fühl' ich im Herzen Frieden,
Mein Sehnen geht nur nach des Lebens Stille,
O wär' solch' Loos mir immerdar beschieden! —
Für mich entbehrt die Welt des Reizes Hülle.

Was kümmert sie mich und ihr buntes Treiben,
Das ich versteh' nicht und nicht mag erfassen? —
Dir, o Natur, Dir will ich treu verbleiben
Und nie von Dir und Deinem Zauber lassen.

Anna Stirn-Rivière.



Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst und Erzbischof von Köln.

Von Hugo Brunner.

(Fortsetzung.)

Der Tod Landgraf Ludwigs, dessen Leiche am 10. November 1471 in Homberg beigesetzt wurde[1]), wurde Veranlassung, daß die Ueberlebenden ein neues Abkommen trafen. Den Winter 1471/72 verbrachte Landgraf Hermann in Fritzlar in eifriger Unterhandlung theils wegen der eben angegebenen Ursache, theils um seiner Hildesheimer Angelegenheit willen, wie die Kasseler Stadtrechnungen erkennen lassen. Im Januar 1472 war er noch einmal, wohl zum letzten Male, in Hildesheim. Im selben Monat fand seinetwegen ein Tag in Homberg statt, dessen Gegenstand vermuthlich die streitige Bischofswahl bildete.[2])

Am 11. April 1472 einigten sich sodann Hermann und Heinrich, letzterer zugleich als Vormund seiner Neffen Wilhelm d. ä. und Wilhelm d. j., dahin, daß Hermann als seinen Antheil des Hessenlandes die Städte, Schlösser und Gerichte Homberg, Biedenkopf, Melsungen und Zierenberg mit Schartenberg sammt allen Einkünften zugetheilt erhielt. Dazu bleibt ihm die jährliche Rente von 2000 fl., von beiden Landestheilen gleichmäßig zu zahlen. Von der Eventualität, daß Hermann den geistlichen Stand verlassen und sein Drittheil vom Erbe fordern könnte, ist also weiter nicht die Rede; und nur für den unbeerbten Todesfall aller seiner Verwandten hält er sich die Erbfolge offen. Dagegen wird bereits die Möglichkeit, ihn auf einen der erzbischöflichen Stühle von Mainz, Trier oder Köln zu bringen, näher ins Auge gefaßt. In diesem Falle will er nämlich die ihm eingeräumten Städte zurückgeben bis auf eine, die er wählen werde.[3]) Er erkor, wie man weiß, Homberg und hielt sich hier öfters auf; er hat auch um's Jahr 1504 das Schloß zum Theil neu aufgeführt.[1])

* * *

Wir kommen nun zu dem wichtigsten Ereignisse in dem Leben unseres Landgrafen: zu seiner Ernennung zum Administrator des Erzbisthums Köln. Zuvor werfen wir einen kurzen Blick auf die hier herrschenden Verhältnisse.

Erzbischof Dietrich von Mörs ließ, als er am 14. Februar 1463 starb, das Stift in Folge seiner ewigen Fehden mit mächtiger Schuldenlast bedeckt zurück. Zölle, Renten und Gefälle waren verschrieben, Schlösser und Burgen verpfändet, und der neue Erzbischof Ruprecht, ein Pfalzgraf vom Rhein, war vor eine schwere Aufgabe gestellt. Er hatte, ehe er gewählt wurde, dem Domkapitel eidlich die Bedingungen beschworen, unter welchen dieses seine Stimmen auf ihn vereinigte. Die Hauptsache war die Tilgung der Schulden; dazu mußte er dem Kapitel den Zoll samt den Einkünften im Amte Zons und den halben Zoll zu Kaiserswerth überlassen, sowie ihm den dritten Theil einer gemeinen, im Erzstifte auszuschreibenden Steuer bewilligen.

Das Wesentlichste aber war eine drückende Capitulation, die sogen. Erblandesvereinigung, welche die Stände des Erzstiftes, Kapitel, Grafen, Ritter und Städte, am Tage seiner Wahl (den 26. März) dem neuen Erzbischof auferlegten. Es war eine Art Staatsgrundgesetz, und die wichtigsten Bestimmungen daraus sind folgende: Dem Erzbischof tritt ein ständiger Rath, aus geistlichen und weltlichen Personen gebildet, zur Seite; er darf ohne Wissen und Willen der Stände keinen Krieg beginnen und ohne Zu=

[1]) Kasseler Stadtrechnungen, l. c. S. 57.
[2]) Ebenda S. 63.
[3]) Niederrheinisches Urkundenbuch, hgg. von Lacomblet. Bd. IV. S. 447.

[1]) Landau, Hess. Ritterburgen. Bd. IV. S. 346. Die Kupfertafel mit Wappen und Inschrift, welche er am Neubau anbringen ließ, befindet sich im Museum zu Kassel.

stimmung des Kapitels keine Verpfändungen vornehmen. Insbesondere aber soll den Ständen gestattet sein, auch ohne Genehmigung des Erzbischofs landständische Versammlungen abzuhalten und ihm bei etwaigem Bruch der Verfassung den Gehorsam aufzukündigen[1])

Natürlich waren Ruprecht's Einkünfte sehr mäßige. An Sparsamkeit war er keineswegs gewöhnt, vielmehr hatte er gehofft, als Erzbischof ein Leben heitersten Genusses zu führen. So war er bald nach allen Seiten beengt.

Vergebens suchte er bei den Landständen, dem Domkapitel, der Stadt Köln selbst Hilfe; seine Forderungen beantworteten die Vasallen, die zumeist auch die Pfandinhaber der erzstiftischen Güter waren, mit dem Verlangen nach Zahlung der rückständigen Zinsen. In seiner Noth wandte er sich endlich an seinen Bruder, den Kurfürsten Friedrich den Siegreichen von der Pfalz, und bemächtigte sich mit dessen thatkräftiger Beihilfe allmählich der wichtigsten Städte des Erzstiftes. Bonn, Andernach, Brühl, besonders aber Zons und Kaiserswerth mit ihren Zöllen, ob diese gleich dem Kapitel zur Tilgung der Schulden überlassen waren, brachte er in seine Gewalt. Letztgenannten Ort überließ er sodann seinem Bruder als Ersatz für die Kriegskosten. Als er aber auch der Stadt Neuß sich durch Verrath zu versichern suchte, kündigte diese ihm den Gehorsam auf und stellte sich unter den unmittelbaren Schutz des Kaisers und des Papstes.

Damit war das Zeichen zum Kampfe gegeben, und auch die Stände sagten sich von Ruprecht wegen Bruches der beschworenen Verträge los. Das Domkapitel wählte einhellig am 24. März 1473 den Domherrn und Dechanten zu St. Gereon, Landgrafen Hermann von Hessen, zum Hauptmann, Beschirmer und Verweser des Erzstiftes, mit dem Versprechen, ihn nach erfolgter Abdankung Ruprechts auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben.

Am selben Tage erging die Aufforderung an die Stände und alle Unterthanen des kölnischen Landes, fortan dem neugewählten Administrator zu gehorchen[2]), und 5 Tage später, am 29. März 1473, traten hohe und niedere Ritterschaft und die Magistrate der Städte Bonn, Neuß, Andernach und Ahrweiler zusammen, um feierlich zu geloben, daß sie mit Erzbischof Ruprecht sich in keiner Weise vertragen und versöhnen wollten ohne Wissen und Willen Landgraf Hermann's, es sei denn, daß Ruprecht ganz die Regierung niederlegte und sich mit einer Jahresrente zufrieden gäbe.[1])

Damit war der Bolzen gespitzt: ein Zurückgehen oder Einlenken war schwierig, man kann wohl sagen unmöglich, und alles drängte blutiger Entscheidung zu. Denn bei der Wahl des Domkapitels war die Frage nach den Machtmitteln, welche der neue Administrator dem Kurfürsten und seinem Bruder Friedrich von der Pfalz entgegen zu setzen hätte, zweifelsohne sehr in's Gewicht gefallen. Hermann fand an seinem Bruder Heinrich, der als Vormund der Söhne Landgraf Ludwigs über ganz Hessen gebot und damals auch bereits die reiche und schöne Grafschaft Katzenelnbogen von seinem Schwiegervater ererbt hatte, einen mächtigen Rückhalt. Daß aber Heinrich alles aufbieten mußte, um seinem Bruder das Erzbisthum zu sichern, lag auf der Hand.[2])

Nicht umsonst war wohl Hermann 6 Wochen vor seiner Wahl, im Februar 1473, in Hessen gewesen.[3]) Er hatte jedenfalls, wie die Ereignisse später zeigen, mit seinem Bruder die nöthigen Verabredungen getroffen, dazu auch persönliche Verbindungen behufs Werbung von Soldtruppen 2c. angeknüpft.

Erzbischof Ruprecht antwortete auf den Beschluß des Kapitels mit derjenigen Waffe, die ihm zunächst zur Hand war: er sprach den Bann über seine Gegner aus.[4]) Sodann begann der kleine Krieg im Erzstift mit all seinen Gräueln und Verwüstungen: Dörfer und Höfe wurden in Asche gelegt, Menschen und Vieh erschlagen, Burgen und Schlösser gestürmt und ausgebrannt. Es war ein Zustand zum Erbarmen.

Zwar wurde von den verschiedensten Seiten der Versuch gemacht, die streitenden Parteien zu vereinigen. Herzog Karl von Burgund bot seine guten Dienste — wiewohl vergeblich — an; der Kurfürst von Trier legte sich ins Mittel, und es gelang ihm, wenigstens auf kurze Zeit, vom 27. Mai bis 30. Juni, einen Waffenstillstand herbeizuführen. Aber dieser ging zu Ende, ohne daß ein Ausgleich möglich gewesen wäre.

Im Juli 1473 erschien Bischof Alexander von Forli zu Köln als päpstlicher Legat und forderte unter Androhung der schwersten kirchlichen Strafen die sofortige Niederlegung der Waffen. Hermann, immer zum Frieden geneigt, zeigte sich willig und ordnete am 17. desselben Monats eine Gesandtschaft an Karl von Burgund ab,

---

[1]) Ennen, Geschichte der Stadt Köln. Bd. III. S. 434 f.
[2]) Ennen a. a. O. S. 481; vgl. Lacomblet. IV. S. 453.

[1]) Ennen a. a. O. S. 460.
[2]) So urtheilt bereits Schaten, Annal. Paderb. II. 18. S. 714.
[3]) Am 7. Februar war er in Homberg. Kuchenbecker, Anal. Hass. Coll. IX. S. 228.
[4]) Ennen, G. d. St. Köln. III. S. 482 ff.

um die Bedingungen zu vereinbaren, auf die hin der Friede hergestellt werden könne. Doch seine Bemühungen waren umsonst, Ruprecht wollte auf die ihm gethanen Vergleichsvorschläge nicht eingehen. [1])

Da war es von Wichtigkeit, daß die Reichsstadt Köln am 5. Juni 1473 auf die Seite des Administrators und des Domkapitels übertrat, und beide ein hundertjähriges Bündniß schlossen, demzufolge im Falle eines Angriffes auf die Stadt die Stände des Erzstiftes sich verpflichteten, ihr mit 1000 Mann zu Roß und ebensoviel zu Fuß zu Hülfe zu eilen; [2]) und auch Landgraf Heinrich von Hessen ging am 24. Juli mit der Stadt ein gleiches Bündniß ein: er versprach, im Angriffsfalle binnen 3 Wochen nach geschehener Aufforderung mit 800 Reisigen und 1200 Fußgängern unter Anführung dreier tüchtiger Hauptleute der Stadt zu Hilfe zu ziehen. [3])

Im November 1473 zog Landgraf Hermann Geschütz und Reisige aus Hessen an sich [4]) und begann damit die Belagerung derjenigen Orte, welche noch in der Gewalt seines Gegners waren. Im November setzte er sich in den Besitz des Schlosses Poppelsdorf und lagerte vor Linz; bereits hatte er alle Anstalten zur Eroberung des Platzes getroffen, [5]) als ihm Einhalt geboten wurde.

Kaiser Friedrich hatte sich in Person von Trier nach Köln erhoben, um die Beilegung der Streitigkeiten im Erzstift, welche eine Gefahr für das ganze Reich bedeuteten, in seine Hand zu nehmen. Am 30. November traf er, begleitet von seinem Sohne Maximilian, den Erzbischöfen von Mainz und Trier und vielem Gefolge in Köln ein, und am 14. Dezember ließ er Gesandte, darunter den Bischof von Eichstädt, nach dem Schlosse Brühl an Erzbischof Ruprecht abgehen und ihn zum Vergleiche auffordern, mit dem Versprechen, wenn er die Waffen niederlege, ihm ein billiger Richter zu sein.

Ruprecht aber lehnte jegliches Entgegenkommen mit den trotzigen Worten ab: „Das Kapitel habe sich einen Mombar (Schützer, althochd. muntboro) gewählt, so habe er dasselbe gethan. Sein Mombar sei der Herzog Karl von Burgund.“ [6])

Das war ein klares Punktum. An keinen Geringeren als an Karl den Kühnen hatte der Erzbischof sich also gewandt und hatte ihn in aller Form Rechtens zum Vogt und Schirmherrn des Erzstiftes ernannt. Dadurch erhielt aber der Herzog die längst ersehnte Gelegenheit, am Rheine festen Fuß zu fassen und den Lauf des Stromes noch weiter hinauf in seine Gewalt zu bringen.

Unter den Augen des Kaisers, am 11. Dezember 1473, schickte der Burgunder seinen „Wappen-Regenten“ in das Erzstift, die Vogtei seines Herrn überall zu verkünden und dessen Wappen anzuschlagen. [1])

Noch dachte indessen Kaiser Friedrich, der nie die Sachen auf die Spitze trieb, durch diplomatische Verhandlungen die Sache zum Austrag zu bringen und die Einmischung Karls des Kühnen fern zu halten. Das Domkapitel legte die Sachen in seine richterliche Entscheidung. Am 12. Januar 1474 entwarfen die Erzbischöfe von Mainz und Trier nebst andern Würdenträgern des Reiches im Auftrage des Kapitels eine Anzahl Punkte, auf die hin man beide Parteien zur Einstellung der Feindseligkeiten zu vermögen hoffte. Man schlug vor, der Erzbischof solle das Kapitel in ungestörtem Besitze der Hälfte des Bonner Zolles lassen, dagegen das Schloß zu Poppelsdorf und den erzbischöflichen Hof in der Stadt Köln wiedererhalten; Landgraf Hermann solle den Titel eines Gubernators des Erzstiftes ablegen; das Absetzungsdekret solle widerrufen und alle Feindseligkeiten sollten eingestellt werden. [2])

Für die Annahme dieser Punkte trat der Kaiser mit seinem ganzen Gewicht ein; Hermann und seine Stände waren geneigt, den kaiserlichen Vorschlägen sich zu unterwerfen, allein Ruprecht ließ sich auf bestimmte Erklärungen nicht ein.

Zu tief war er wohl schon in die Verbindung mit Herzog Karl von Burgund eingegangen, als daß er noch zurück gekonnt hätte, und er hoffte, mit des mächtigen Bundesgenossen Beistand das Erzstift seinen Wünschen und Befehlen beugen zu können.

In dieser Voraussicht bestellte Kaiser Friedrich am 14. Januar den Landgrafen Heinrich von Hessen zum Beschirmer des Erzstiftes an seiner Statt, und ermächtigte ihn, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit Fürsten und Stände zu seiner Hilfe anzugehen. [3])

Diesen Gesichtspunkt müssen wir wohl im Auge behalten. Denn seit dem Augenblicke treten die hessischen Brüder ein für ein hoch-

---

[1]) Lacomblet. IV. 456.
[2]) Ennen a. a. O. S. 483.
[3]) Ebenda. S. 484.
[4]) Ztschr. f. H. G. A. F. VI. 7 u. 57.
[5]) ib. S. 8.
[6]) Ennen a. a. O. S. 486.

[1]) Ebenda.
[2]) Ebenda. S. 487.
[3]) Lacomblet, IV. S. 468.

wichtiges Interesse des gesammten Reiches: daß der Burgunder nicht am Rheine festen Fuß fassen, daß er nicht das ganze Erzstift an sich reißen konnte, hinderte fast nur die Thatkraft und Tapferkeit der Landgrafen und der ihnen gefolgten mannhaften Hessen: es ist dies gewiß einer der größten Augenblicke der hessischen Geschichte!

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Soldaten in Newport während der Jahre 1776 bis 1779. Dessen Belagerung im Jahre 1778.*)

Von Cl. V. R.

(Fortsetzung.)

Am 15. August klärte sich das Wetter und nun sah man auf dem Festlande zwischen zwei Hügeln das Lager der Amerikaner, welches fast fünf englische Meilen Front zeigte. Tag und Nacht arbeiteten die Engländer an ihren Fortifikationen, die sie gegen den vierfach überlegenen Feind zu behaupten gedachten. Mit Bäumen und Gestrüpp verstärkte man die Verschanzungen, fuhr 10 Batterien auf und schlug verschiedene Scheinangriffe der Amerikaner erfolgreich zurück. Am 17. eröffneten die letzteren das Feuer und die Engländer warfen neue Verschanzungen auf, um ihre Flanken zu decken. Am 19. kam es zu einem kurzen Artilleriegefechte. Die Engländer zogen den Kürzeren, da ihre Geschütze meist von Matrosen bedient wurden, die sich auf dem Land ziemlich ungeschickt benahmen. Viele Geschosse des Feindes richteten in dem überfüllten Lager großen Schaden an. Pigot mußte sich in die Befestigungen hinter Tammany Hill zurückziehen, die er jedoch am 20. zu verlassen gezwungen war, da zwei amerikanische Batterien ein erfolgreiches Feuer auf sie richteten.

Die Ausdauer des Feindes ließ vermuthen, daß er auf eine baldige Rückkehr der französischen Flotte rechnete und dann freilich hatten die Belagerten, zwischen dem Feuer zweier überlegener Gegner, wenig Aussicht auf erfolgreichen Widerstand. Selbigen Abends noch erschien sie in der früheren Formation. Es waren nur noch 11 Schiffe, von denen einzelne während des Sturmes ihre Mastbäume verloren hatten. Die Nacht verging in banger Erwartung. Die erschöpften Truppen durften nicht aus den Waffen treten. Viele englische Matrosen desertirten, um der Gefangenschaft oder dem fast sicheren Tode während einer nahezu aussichtslosen Vertheidigung zu entgehen. Um dem ein Ende zu machen, wurden allerlei falsche Gerüchte verbreitet: Clinton habe Washington geschlagen und letzterer die amerikanischen Truppen zu sich beordert; Lord Howe folge der französischen Flotte, die er bald zerstört haben werde u. s. w. So verstrichen die nächsten zwei Tage und dann segelten die Franzosen ab. Alles athmete erleichtert auf. Pigot konnte sich das Benehmen der Franzosen nicht erklären bis er erfuhr, daß ihre Schiffe schwer durch den Sturm gelitten hatten. Sie hatten gehofft, Newport bereits im Besitze der Amerikaner zu finden. Als sie sich von dem Irrthume überzeugt hatten, fuhr die Flotte nach Boston, um dort die nöthigen Ausbesserungen vorzunehmen. Unterdessen trafen die Amerikaner alle Vorkehrungen zu einer regelrechten Belagerung. Ihren vier Batterien schwerer Geschütze fügten sie eine fünfte hinzu und eröffneten am 24. eine heftige Kanonade, die von gegnerischer Seite erwidert wurde und den ganzen Tag über dauerte; während der Nacht wurde aus Mörsern geschossen. Folgenden Tags war die Hitze so furchtbar drückend, daß auf beiden Seiten die Feindseligkeiten eingestellt wurden bis zur Nacht, wo die Amerikaner einen Angriff auf die Vorposten unternahmen, der zu einem scharfen Gefechte führte, in welchem sie nur mit Mühe zurückgeschlagen wurden. Am 27. brachten drei englische Fregatten die willkommene Nachricht, daß General Gray mit 3500 Mann von New-York aus Hülfe bringe und sich bereits eingeschifft habe. In der Nacht fuhren die Amerikauer einen

---

*) Die Leser wird es interessieren, zu erfahren, daß der Redner, welcher den oben im Auszuge wiedergegebenen Vortrag in dem Newporter Geschichtsverein gehalten, der Rechtsanwalt Dr. Joseph Rosengarten in Philadelphia ist, ein Deutschamerikaner, der u. a. auch auf deutschen Universitäten (Heidelberg) seine juristischen Studien gemacht hat. Er entstammt einer hessischen Familie. Sein Vater, ein geborener Kasseler, Sohn des in den 50er Jahren dahier verstorbenen Hoffaktors David Rosengarten, wanderte 1821 in seinem 18. Lebensjahre von Kassel nach Amerika aus, ließ sich in Philadelphia nieder und ist der Begründer der dortigen großen weltbekannten Chininfabrik. — Rechtsanwalt Dr. Joseph Rosengarten ist der Verfasser vieler Schriften, von denen wir hier nur diejenige anführen wollen, welche sich mit den Deutschen und Deutschamerikanern beschäftigt, die in den drei amerikanischen Kriegen eine hervorragende Rolle gespielt haben. (Anm. d. Red.)

großen Theil ihrer Kanonen ab, so daß nur noch drei Batterien blieben. Allgemein wurde auf einen scharfen Angriff von ihrer Seite vom 29. gerechnet, da sie sicher vom Nahen der Hülfstruppe Kenntniß hatten. Als jedoch die Engländer das Feuer eröffneten, erhielten sie keinen Gegengruß und fanden bald, daß der Feind über Nacht abgezogen sei. Pigot sandte ihnen sofort einige Geschütze nach und 2000 Mann von der „leichten Infanterie“, den Grenadieren und dem Regiment Ansbach-Bayreuth. Die Vorhut führte Hauptmann v. d. Malsburg mit 147 Mann aus den verschiedenen hessischen Regimentern. Er erhielt früh Morgens die Order nach der „Irischen Redoute zu marschiren und berichtet: „Als ich dort ankam, traf ich den General mit einem seiner Adjutanten in einem Wagen. Er rief mir zu: „„Der Feind ist auf dem Rückzuge. Folgen Sie ihm auf der Weststraße und rücken Sie so nahe an ihn heran als möglich. Machen Sie der Nachhut das Leben sauer und versuchen Sie die Bauern zu Gleichem zu bewegen. Wenn Sie falsche Berichte erhalten, stecken Sie den Kerls die Häuser an! Ist der Feind zu stark für Sie, so warten Sie auf Verstärkungen, die sofort nachgesandt werden. Ich gebe Ihnen diese beiden Dragoner mit, durch die Sie mir jede wichtige Nachricht senden werden.““

Während Malsburg auf der Westchaussee vorging, schlugen die „leichte Infanterie“ und Grenadiere die östliche Landstraße ein. Er ging schnell vor und stieß bald auf eine feindliche Abtheilung, welche die Erdwerke am Redwood Hügel besetzt hielt. Er sandte Nachricht an Pigot und ging zum Angriffe auf die durch Mauern geschützten Piquets über, welche sich bald unter Verlusten an Todten und Verwundeten zurückzogen. Darauf besetzte er ein verlassenes Erdwerk auf einem benachbarten Hügel, in Schußweite der amerikanischen Stellung, sandte einen Theil seiner Leute über eine Mauer auf die andere Seite der Straße und ging nun von drei Seiten zugleich mit gefälltem Bajonett vor. Die Feinde schossen — ohne zu treffen — und zogen sich ca. 300 Fuß zu einem andern, befestigten Hügel zurück, der von einer Abtheilung in Blau und Weiß — also regulären Truppen der Republick — besetzt war. Auch diese Stellung fiel den unwiderstehlich vordringenden Hessen zum Opfer, freilich nicht, ohne daß es auch auf ihrer Seite Todte und Verwundete gegeben hätte. Beim weiteren Vordringen wurde plötzlich aus einem Maisfeld scharf auf den rechten Flügel gefeuert, so daß derselbe fast zurückgeschlagen worden wäre. Malsburg eilte zu ihm, stellte die Ordnung wieder her und sorgte, daß der verwundete Hauptmann Noltenius an einen sichern Platz gebracht wurde. Die Amerikaner zogen sich immer weiter zurück, bis sie eine von Mauern und Hecken gedeckte Stellung erreichten. Ein Offizier in grün und weißer Uniform jagte, den Degen schwingend hin und her und ermuthigte die Mannschaften. Als jedoch die Hessen mit erneutem Ungestüm von drei Seiten vorgingen, wichen sie weiter zurück. Die Hessen erlitten weitere Verluste an Todten und Verwundeten; v. d. Malsburg wurde leicht an der Hand verwundet durch eine Kugel oder einen Steinsplitter, während er über eine Mauer kletterte. Verwundete Amerikaner baten um Wasser, das ihnen die Hessen, die selbst stark von Durst zu leiden hatten, nicht gewähren konnten. Während der Verfolgung sah Malsburg wie ein Amerikaner auf ihn zielte; er hatte gerade noch Zeit sich zu bücken, so daß die Kugel ihm durch den Hut statt durch den Kopf ging. Inzwischen waren Dragoner dem rechten Flügel des Feindes zu Hülfe gekommen, was jedoch die Hessen nicht vom weiteren Vorgehen abhielt. Fünf englische Meilen trieben sie den Feind vor sich her bis Turkey Hill, einem Hügel nahe der See. Hier zogen sie sich hinter eine Mauer unterhalb Barrington Hill zurück, da ihnen die Munition ausgegangen war. Jetzt gingen die Amerikaner in Masse zum Angriffe vor und ließen drei Batterien gegen Barrington Hill spielen. Malsburg zog seine Glieder auseinander, um seine Leute möglichst gegen das mörderische Feuer zu schützen und begab sich auf die Suche nach Munition. Dem verwundeten Lieutenant Murarius gab er das Pferd eines gefangenen Dragoners. Kaum war Schießmunition angefahren worden, als die Hessen vorzugehen verlangten, um die feindlichen Batterien zu nehmen. Unter dem Beistand inzwischen angelangter Artillerie stürmten sie denn auch den Hügel hinan, trafen aber auf hartnäckigen Widerstand. Männer in Hemdsärmeln und Neger waren es zumeist, die den Angriff abzuweisen suchten. An der Spitze seiner Leute kam Malsburg mit dem rechten Flügel in die Nähe einer Mauer, hinter der eine größere Abtheilung Deckung gefunden hatte und ein wüthendes Feuer auf seine Leute eröffnete. Von allen Seiten aus Hecken und Häusern wurde auf ihn geschossen, und er mußte sich, um nicht abgeschnitten zu werden, auf die rechte Seite der Straße zurückziehen. Sein treuer Hund wurde getödtet. — Während dessen hatte General v. Loßberg mit dem linken Flügel, zu dem auch vier hessische Regimenter gehörten, Turkey Hill erreicht. Er sandte die Regimenter Huyne, Bayreuth und the King's Rangers (des Königs Forstmeister) der Vorhut zu Hülfe. Durch sie wurde v. d. Malsburg von seinem linken Flügel getrennt. Mit den King's Rangers und seinen Leuten

ging er von Neuem vor, bis seine rechte Flanke von einer starken Abtheilung angegriffen wurde. Er fand Deckung für dieselbe hinter einem Walle. Eine Zeit lang raste die Schlacht hin und her, bis sich die Engländer schließlich auf Turkey Hill zurückziehen mußten, da die Amerikaner fortwährend Verstärkungen erhielten. Es war vier Uhr Nachmittags. Malsburg war von 7 Uhr früh im Feuer gewesen und hatte doch nur vier Todte und 15 Verwundete aufzuweisen! Er wurde mit seinen Leuten zur Deckung des linken Flügels an die Westküste gesandt. Die Kanonade wurde bis zum Einbruche der Nacht fortgesetzt und dann besetzten 300 Amerikaner eine starke Stellung hinter einer steinernen Mauer, gerade vor der Nase der Engländer. — Zum dritten Male mußte Schießmunition ausgegeben werden.

Während der Nacht vom 29. zum 30. standen beide Seiten unter Waffen und kampfbereit. Die Hessen sahen ihren Plan im letzten Augenblicke vereitelt, da ihnen nicht schnell genug Hülfstruppen nachgesandt wurden, um die eroberten Stellungen zu behaupten. Hätte man Barrington Hill und Windmill Hill gehörig befestigt und gleichzeitig die Verfolgung der Amerikaner energisch fortgesetzt, die letzteren hätten sich entweder ergeben oder auf die See flüchten müssen. Sie waren bereits bis zum Uebergangsplatze (Bristol and Howland Ferries) zurückgewichen, als sie fanden, daß die Verfolger nur über eine kleine, weitverstreute Macht verfügten. Sie machten daher Kehrt, warfen sich mit voller Kraft auf dieselben und hatten binnen Kurzem die verlorenen Stellungen zurückerobert.

Mit Tagesanbruche begann am 30. die Kanonade von Neuem. Man rechnete auf einen Angriff der Amerikaner, die sich statt dessen auf Barrington Hill zurückzogen und dort weitere Verschanzungen aufwarfen. Am 31. waren sie verschwunden. Sie hatten während der Nacht die Ueberfahrt nach Bristol vorgenommen, wo sie ein Lager aufschlugen. Die Regimenter Landgraf, v. Ditfurth und das 54. bezogen die verlassenen Stellungen. — Der Verlust der Deutschen belief sich auf 19 Todte, 96 Verwundete und 13 Fehlende. Hauptmann Wagner vom Regiment Huyne erlag seinen Wunden und wurde in Newport beigesetzt. Die Engländer verloren 157 Mann. Der Verlust der Amerikaner wurde auf 3 bis 500 Mann geschätzt. In seinem Berichte an den Kongreß spricht General Sullivan jedoch nur von 221. In Anbetracht der Länge und Hartnäckigkeit des Kampfes waren die Verluste auf beiden Seiten sehr gering. Sullivan berichtete: er würde den Angriff gern erneuert haben, wären seine Leute, von denen nur 1500 bereits zuvor im Feuer gewesen seien, nicht durch Anstrengung und Nahrungsmangel erschöpft gewesen.

(Schluß folgt.)

Ein Brief des nachmaligen Archivrathes Dr. Georg Landau.

Unter hinterlassenen Papieren meines im Jahre 1876 verstorbenen Vaters fand ich s. Z. auch einige Briefe seines treuen Jugendfreundes Georg Landau, die dieser an ihn und den ihm gleichfalls befreundeten Andreas Hoffmann in Kassel von seinen Reisen aus geschrieben hat. Die wesentlichste Frucht dieser Reisen liegt uns in seinen mit Recht hochgeschätzten Werken über unser Heimathland Hessen vor, für die er unabläßig sammelte, auch wenn er in seinem eigentlichen Berufe als Archivar am kurhessischen Staats- und Hausarchive reiste; ergänzten sich doch bei ihm Beruf und schriftstellerische Thätigkeit in erwünschtester Weise, sodaß sie sich gegenseitig zu Gute kamen. Einer der erwähnten Briefe schien mir, als ich neulich in der Muße der Ostertage mich nach langer Pause wieder in sie vertiefte, auch für weitere Kreise von Werth zu sein, da er uns einen schönen Einblick in das glücklich beanlagte Gemüth unseres nun schon vor fast 25 Jahren heimgegangenen Landsmannes gewährt, in welchem sich mit naturfrischem Humor und treuer Anhänglichkeit an Vaterland und Freunde eine feine Gabe zu beobachten und zu schildern, vor allen aber eine unversiegbare Schaffensfreudigkeit und Arbeitslust vereinten. Der Brief ist gerichtet an: d. Herren Hoffmann u. Weinmeister und hat ein Alter von mehr als einem halben Jahrhundert. Ich gebe ihn im Folgenden wortgetreu wieder.

Leipzig. Paul Weinmeister.

Bückeburg, den 1. Oktober 1835.

Liebe Freunde!

Seit dem 28. v. M. bin ich hier, in der Haupt- und Residenzstadt eines jener deutschen Duodezstaaten, dessen Einwohnerzahl noch nicht einmal die unserer Vaterstadt erreicht. Ich will Euch einen gedrängten Abriß meiner Reise geben.

Von Kassel reiste ich[1]) in einer sehr interessanten Gesellschaft bis Paderborn; es war ein Graf von Schulenburg-Oeynhausen, der seinen Sitz 15 Stunden von Paris hat und vor zwei Jahren eine große Reise durch Südamerika gemacht. Jetzt kam er aus Italien, namentlich aus Neapel, hatte sich einige Monde zu Baden aufgehalten und wollte nun seine Güter in Westphalen besuchen. Um halb 10 Uhr kamen wir in Paderborn an. Am anderen Tage besah ich die nicht unfreundliche Stadt mit ihren schönen Kirchen und machte die Besuche, welche der Zweck meines Hierseins waren. Aergerlich war mir die Nachricht, daß Bernhardi erst an demselben Morgen abgereist sei. In der Hoffnung, ihn noch zu erreichen, fuhr ich am nächsten Morgen nach Horn; der Weg war abscheulich, durch eine ununterbrochene Fläche von Haide; oft konnte das Pferd nicht fort im tiefen Flugsande, dessen dunkele Farbe wie ein Leichentuch über der Gegend lag; eine Wanderung zu Fuß würde hier in jeder Hinsicht entsetzlich ermüdend sein. Nur wenige Dörfer finden sich hier und diese sind sehr verschieden von den unseren, sowohl hinsichtlich ihrer Anlage, als auch der Bauart ihrer Häuser. Es sind nur einzelne Höfe, welche einen stundenweiten Kreis beschreiben; die Häuser sind sehr niedrig, das Scheunenthor ist die Hausthür, die Wohnstube ist zum Theil zugleich Stall, nirgends zeigt sich ein Schornstein, der Rauch hat keinen anderen Abzug, als durch Thür und Fenster. Am meisten sieht man ganz einzelne Höfe, die gleich Inseln aus der weiten todten Haide sich erheben. Erst an der Lippe-Detmold'schen Grenze bei Schlangen beginnt eine Chaussee und die Gegend wird anders. Eine doppelte Eichenallee führt bis zum Fuße des Teutoburger Waldes. Ein wildes, dichtbewaldetes Gebirge, voll schroffer Abhänge und tiefer Gründe. Am Ausgange des Gebirges liegen die berühmten Externsteine, durch welche die Straße hindurchführt. In den Felsen gehauene Stufen führen bis zu den Gipfeln der mächtigen Klippen. In Horn erfuhr ich, daß Bernhardi bereits nach Hameln abgereist sei; dahin konnte ich nicht folgen und fuhr deshalb nach kurzem Aufenthalt über das Bad Meinberg nach Detmold, um die des Abends nach Rinteln abgehende Post zu benutzen. Detmold ist ein recht freundliches Städtchen, das ich recht mit Muße durchschlendert habe, besonders zeichnet sich die Neustadt aus. Um das Schloß, welches ein tiefer Wassergraben umzieht, reihen sich einige nette Anlagen, an welche das Theater stößt. Gegen Abend stieg ich noch in das nahe Gebirg und streckte mich auf einem hohen Berggipfel nieder, von dem ich eine sehr schöne Aussicht genoß. Tief unten im Thale lag Detmold, nordwestlich schaute ich über eine weite unendliche Fläche, südlich in ein wildromantisches Thal, voll einzelner Meierhöfe. Südwestlich zog sich die hohe Kette des Teutoburger Waldes hin. Es war der klassische Boden, auf dem Hermann die Römer schlug. Von Phantasien umgaukelt blieb ich hier liegen, bis die Sonne die Gipfel des Gebirges vergoldete und endlich hinter dieser hohen ewigen Mauer, in heiliger Pracht niedersank. Des Abends um $9^1/_2$ Uhr fuhr ich von Detmold ab und kam, nach einer Nacht voller Blitze, in der Morgendämmerung in Rinteln an. Recht liebevoll und freundschaftlich bin ich dort empfangen worden. Der Sonnabend[1]) und Sonntag verstrich unter Besuchen und Einladungen; nachdem ich mich mit der dortigen Regierungs-Deputation benommen, setzte ich meine Abreise nach Bückeburg auf Montag Mittag fest. (Sonntag Vormittag war ein sehr heftiges Gewitter.) Begleitet von Pfarrer Piderit, Dr. Fuldner und Herrn v. Wille kam ich endlich hier an und befinde mich recht wohl bei diesem heitern Völkchen. Meine Tischgesellschaft besteht in der Regel aus einem englischen Hauptmann Adair, einem Stallmeister von Apell (einem Hessen), einem Konrektor Krüger und Professor Tischbein.[2]) In der Regel werden des Nachmittags Spaziergänge gemacht, das scheint bei den hiesigen Staatsdienern nothwendig zu sein. So war ich am Dienstag etwa eine Stunde von Bückeburg auf der sog. Kluse in Gesellschaft des Kammerdirektors und einiger Mitglieder der Regierung. Am Mittwoch besuchte mich der Deputirte Knipping von Rinteln und brachte mir Grüße von Bernhardi, der heute oder morgen hier eintreffen wird. Er hatte seine eigene Kutsche und wollte nach Minden, auf sein Drängen fuhr ich mit. Minden ist eine alte winkelige Stadt, hat aber einige alte Häuser von einer herrlichen Architektur. Ungeheure Gräben und Wälle umgeben die Stadt, und die sog. Militärvorstadt bildet eine eigene Festung, gleichsam die Citadelle. Hier stand ich vor der porta westphalica, aus der stolz die Weser in die nun bis zum Meere ununterbrochen sich streckende Ebene herabströmte. Mit Bernhardi werde ich die Pforte besuchen. Mit dem 18. Oktober beginnt eine Dampfschifffahrt zwischen Minden und Bremen, welcher

[1]) 23. September.

[1]) 26. September.

[2]) Karl Ludwig Tischbein, geb. 1797 zu Dessau, seit 1827 Hofmaler und Professor in Bückeburg, gestorben daselbst am 17. Februar 1855, entstammte der berühmten hessischen Künstlerfamilie Tischbein. Sein Vater war Friedrich August Tischbein, Direktor der Kunstakademie zu Leipzig, gest. 1812 zu Heidelberg.

Weg in 6 Stunden zurückgelegt werden wird. Wenn ich dann — was wahrscheinlich ist — noch hier bin, lasse ich mich wohl verführen. — Erst heute kann ich mit meinem Geschäft beginnen. Da es unmöglich ist, im Archivlokal zu arbeiten, wünschte die hiesige Regierung, daß das Geschäft in meinem Zimmer vorgenommen werden möchte, womit ich sehr zufrieden war. Aber erst gestern hat der Fürst, der jetzt täglich auf der Jagd liegt, seine Genehmigung dazu ertheilt. Es ist eine gar freundliche Arbeit, denn der Moder hat das Meiste ergriffen. — Bückeburg ist ein kleines, doch freundliches Städtchen, meist von zweistöckigen Häusern. Das Schloß jedoch hat nichts Besonderes, als einen hübschen englischen Garten. Wenn das Wetter wie bisher bleibt, werde ich die nächste Woche mit meinen Rinteler Bekannten einige Partien machen. Wie lange, daß meine Arbeit werden wird, kann ich noch nicht bestimmen.

Am 3. Oktober, Abends 7 Uhr.

So eben komme ich von einem Besuche bei Dr. Faust.[1] Ihr sollt einen bogenlangen Brief haben. Gestern gegen Abend kam Bernhardi. Diesen Morgen brachen wir auf und machten eine Wanderung nach dem Bade Eilsen, ein rechter lieber freundlicher Flecken im schönen Wesergebirg. Von dort machten wir nach Obernkirchen, wo wir aus dem Gasthaus eine herrliche Aussicht genossen: links das hohe Massengebirge, vor uns in majestätischer Pracht die westphälische Pforte und vor ihr als Wache das feste Minden, und rechts die endlose, durch nichts unterbrochene Fläche, mit ihren gelben Stoppelfeldern, ihren Dörfern und Meierhöfen. Nachdem wir nun noch das Stift und die schöne Kirche, desgleichen die Kohlenbergwerke, wenigstens die Stollenlöcher und die Halden gesehen, gingen wir wieder nach Bückeburg. Gegen Abend, als ich nicht mehr sehen konnte und Bernhardi ein Schläfchen gehalten, spazierten wir zu Dr. Faust. Denkt Euch einen Mann, wohl genährt, von gesunder Gesichtsfarbe und greisen Locken, mit einem Gesichte, auf dem die seeligste Ruhe, eine göttliche Zufriedenheit und Milde, aber auch eine männliche Kraft, wie sie sich selten findet, ausgeprägt sind, denkt Euch einen Patriarchen der Vorzeit und Ihr habt ein schwaches Bild von dem seltenen Manne. Und seht diesen Mann voll jugendlicher Begeisterung für Menschenwohl und Menschenglück, ein rastloses Sinnen und Denken dieses Ziel, gleichsam das einzige Ziel seines thatenreichen Lebens, zu erreichen, wie ihn kein Mißlingen, kein Verkennen, wie ihn kein Hinderniß in seinem Streben hemmt, und Ihr könnt begreifen, wie wir beide voll Begeisterung, voll Verehrung vor ihm standen und seiner begeisterten und dennoch so kindlichen Rede horchten. Mündlich will ich Euch mal mehr erzählen. Wir haben ihm versprochen, ihn nochmals zu besuchen, und ich habe ihm sogar versprechen müssen, ihn oft zu besuchen. Ach Ihr hättet ihn hören sollen, wie er vom Turnen und dem alten Jahn sprach, wie er seine Donner über den Mystizismus und Aristokratismus schleuderte. Wie jugendlich, wie sehr noch Knabe fühlte ich mich neben diesem Greise. — Der Brief wird noch länger werden. Ich wollte nur meine Gefühle ausschütten, während Bernhardi ebenfalls schreibt.

Am 5. Oktober 1835.

Gestern, Sonntag, wurde nach der westphälischen Pforte aufgebrochen. Dr. Faust hatte uns bitten lassen, erst noch zu ihm zu kommen; wir hatten uns entschuldigt; als wir aber an seinem Hause vorüberwollten, wartete er bereits am Fenster; nichts half, wir mußten erst hinauf, und gab er uns Rath mit auf den Weg. Wir besuchten erst Minden und dessen schönen Dom, wohl der schönste Westphalens; besonders schön sind die Fensterrosetten und die schlanken und kühnen und dennoch so sicheren Pfeiler. Die Anzüge der Bauern der Umgegend sind sehr eigenthümlich; die Männer haben alle breite aufgekrempte runde Hüte, gestickte Hemdkragen und weiße leinene Röcke, die Weiber kostbare Hauben, dicke Korallen, ein glänzendes Bruststück und rothe Röcke. Hier liegt das 15. preußische Linienregiment, welches aus Polen besteht. — Nach einem etwa stündigen Marsche hatten wir die Höhe des am linken Weserufer liegenden Wittekindsberges erreicht und erstiegen den daselbst aufgeführten Thurm. Gott, welch' eine Aussicht; es war die größte, die ich noch gesehen. Südlich macht die Weser eine weite Krümmung und während ihre linken Ufer flach sind, werden die rechten von Bergen umschlossen, über die hinaus der Blick bis zum Teutoburger Walde reichte. Aber nördlich, welche endlose auch nicht

---

[1] Dr. Bernhard Christoph Faust war einer der populärsten Aerzte seiner Zeit, der sich namentlich durch seine humanitären, gemeinnützigen Bestrebungen ausgezeichnet hat und einer der thätigsten Beförderer der Kuhpockenimpfung gewesen ist. Er wurde am 23. Mai 1755 zu Rotenburg a/F. geboren, studirte am Carolinum zu Kassel, dann in Göttingen und Rinteln, war dann Arzt in seiner Vaterstadt, später in Vacha, 1788 folgte er einem Rufe nach Bückeburg als Leibarzt der fürstlichen Familie und Physikus. Sein „Gesundheitskatechismus", der zuerst 1792 in Bückeburg erschien, ist in mehr als 150,000 Exemplaren verbreitet, in fast alle lebenden Sprachen übersetzt und in mehreren Schulen als Lehrbuch eingeführt worden. Dr. Faust starb am 25. Januar 1842.

durch einen Berg unterbrochene Weite: gleichsam ein weites Meer mit unzähligen Inseln. Starr und schweigend blickte ich hinaus in die Unendlichkeit, und meine Brust füllte sich mit Gefühlen, die endlich so wehmüthiger Natur wurden, daß mir Thränen über die Wangen rollten. Wir konnten nur schwer, trotzdem daß ein furchtbarer Sturm uns belästigte, von dieser göttlichen Stelle uns losreißen. Wir fuhren hierauf an's andere Ufer und bestiegen den Jakobsberg, auf dem wir in der Klause des alten, freilich nun todten Invaliden Friedrich des Großen, Jakob, einen Kaffee tranken. Auch von diesem Punkte ist die Aussicht schön, doch schöner vom Wittekindsberge. Zwei Böller, welche abgefeuert wurden, gaben ein furchtbares Echo. Beide Berge hingen augenscheinlich ehemals zusammen, bis die Fluthen der Weser sie durchbrachen. — Wir hatten auf gestern Abend noch eine Einladung zu einem Balle zu Rinteln, wir fühlten uns jedoch veranlaßt, hier zu bleiben. Diesen Morgen ist Bernhardi wieder nach Minden, wo Delesert heute eintreffen will. — Jetzt höre ich aber auf. Theilt diesen Brief meiner Familie mit. Grüßt herzlich die Euern. Auch Franke, und sollte Reuse da sein, auch den. Grebe wird wohl noch nicht zurücksein.

Herzlich lebe wohl von Euerem Freunde

G. Landau.

Aus Armand's Leben.

Von W. Bennecke.

(Schluß.)

In verhältnißmäßig kurzer Zeit erschienen von Armand einige zwanzig, größtentheils mehrbändige Romane auf dem Büchermarkt und eroberten ihm im Sturm das leselustige Publikum, da er, wo es darauf ankam, mit glühender Phantasie zu schildern verstand und ein Schriftsteller, der den Chamisso'schen Vers

„Und der das Lied Euch gesungen,
Hat auch die Welt sich beschaut,
Er hat bei den Wilden gehauset
Und sich mit ihnen erbaut —“

auf sich anwenden kann, ist ja stets ein gern gesehener Gast auf dem Büchertisch. Von Armand's Romanen seien, außer den bereits erwähnten, noch als die hauptsächlichsten genannt: Bis in die Wildniß, An der Indianergrenze, Schwarzes Blut, Der Krösus von Philadelphia, Alte und neue Heimath, Mexico, Ralph Norwood, welcher mit dem Bildnisse des Verfassers erschien und Carl Scharnhorst, oder: „Leben und Abenteuer eines deutschen Knaben in Amerika“ [1]), welches Buch sich auch noch gegenwärtig als Jugendschrift behauptet und mehrere Auflagen erlebt hat. Wie Armand mündlich versicherte, daß die nordamerikanischen Indianer ausgesprochene „Lumpe“ seien, so schilderte er sie auch mit geringen Ausnahmen in seinen Büchern, und vergeblich sucht man bei ihm nach Cooper'schen Individualitäten. Die Armand'schen Häuptlinge haben, obwohl sie nach der Natur gezeichnet sind, etwas vorwiegend Hausbackenes an sich, trotz ihrer wilden Pferde, ihrer furchtbar bemalten Gesichter und ihrer Lanzen und Pfeile. Romantik und Alltäglichkeit vermischt sich da auf eine ganz eigenartige Weise. So beschreibt er z. B., als er den Friedensabschluß mit den Comanchen zu Stande bringt, den Einzug derselben in Friedrichsburg, mit den lebhaftesten Farben; an der Spitze der Weisen und Aeltesten dieser kriegerischen Nation reitet Santa Anna, der Kriegshäuptling, und Mopochocopie, die alte Eule, der Friedenshäuptling, Alles ist auserlesen und macht den besten Eindruck, der Friede wird geschlossen und es soll darauf an die Bewirthung der wilden Gäste gehen. Statt daß aber nun unzählige Hirsche und Bären an den Spieß gesteckt werden, wie man doch bei einem Indianerdiner wohl erwarten dürfte, was thut der große Kapitän —? Er läßt Kaffee kochen und diesen schöpfen die sonst so furchtbaren Comanchen sich in größter Gemüthlichkeit mit ihren Trinkhörnern aus den riesigen Kesseln, essen Zucker und Zwieback dazu und rauchen die ihnen offerirten Cigarren. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dies Bild Zug für Zug nach der Wirklichkeit entworfen, zeigt aber auch klar und deutlich, daß Armand seine Phantasie, gerade was die Indianer betrifft, in den engsten Schranken hielt und diese nur mit wenigen oder gar keinen Ausschmückungen bedachte.

Armand nahm seinen Hauptwohnsitz in Kassel, lebte aber auch mehrfach außerhalb, so einige Zeit in Hannover, der „echten, wahren Königsstadt“, wie er sie nannte, und bei seinem Freunde, dem bekannten Domherrn von Spiegel zum Desenberge, welchem er auch einen seiner Romane gewidmet hat. Mitte der sechsziger Jahre erneuerte Armand die Bekanntschaft

[1]) Erschien 1887 in dritter Auflage, prachtvoll ausgestattet, mit Illustrationen, in der Buchhandlung von Ferd. Keßler zu Kassel.

mit einer Jugendfreundin und führte dieselbe auch heim, leider aber war die Ehe keine glückliche und nach kurzer Zeit trennte er sich wieder von seiner Gattin, um das alte Junggesellenleben bis zu seinem Tode fortzusetzen. Von großer Bedeutung für Armand war in den letzten zwanzig Jahren seine Freundschaft mit dem Prinzen Wilhelm von Hessen Philippsthal-Barchfeld, dem Schwiegersohn des Kurfürsten, da er für denselben im Interesse der Rechtsverhältnisse des kurfürstlichen Familien-Fideikommisses unausgesetzt thätig war und nach Regelung der von den hessischen Agnaten gemachten Ansprüche eine bedeutende Summe für seine dieserhalbigen Bemühungen erhielt, welche letzteren in zahlreichen literarischen Arbeiten bestanden hatten. Diese nahmen seine Zeit derartig in Anspruch, daß er seit einer Reihe von Jahren nicht mehr an das Romanschreiben denken konnte. Neben seiner Thätigkeit als erzählender Schriftsteller hat Armand auch den Versuch gemacht, für die Bühne zu schreiben, jedoch ohne Erfolg. Sein Lustspiel „Der Mann ohne Poesie“, welches unter dem Pseudonym Norwald auf dem hiesigen Königlichen Theater 1869 gegeben wurde, hatte sich keiner Wiederholung zu erfreuen, und das Drama „Die Quadrone“, sowie das Schauspiel „Gustav Adolph“, das er 1882 veröffentlichte, fanden überhaupt nicht den Weg auf die Bühne. Die unausbleibliche Wirkung des Alters machte sich nach und nach auch bei dem sonst so unverwüstlichen Kapitän geltend, der sich rühmen konnte, in seinem ganzen Leben Alles in Allem keinen Schoppen „Feuerwasser“ getrunken zu haben, er wurde leidend, ging seltener aus und siedelte zuletzt nach Gelnhausen über, wo er am 3. April d. J. gestorben ist, geboren war er am 18. März 1806 in Kassel.

Zur Charakterisirung der Art und Weise, wie Armand-Strubberg zu unterhalten verstand, sei mir vergönnt, Einiges aus meinem persönlichen Verkehr mit ihm wiederzugeben.

Ich lernte Armand im Jahre 1866 kennen und der erste Abend, welchen ich mit ihm in einer Theegesellschaft verbrachte, wird mir unvergeßlich sein, da er bei vortrefflicher Laune war und seinem Erzählertalent die Zügel schießen ließ. Er sprach, wie man zu sagen pflegt, frei von der Leber, seine Rede mit lebhaftem Mienenspiel und Gestikulationen begleitend, dabei die ungeheuerlichsten Begebenheiten mit der größten Kaltblütigkeit bis in's Detail ausmalend. Es war trotzdem aber ein Vergnügen, ihm zuzuhören, denn der Zweifel, der hin und wieder an der Thatsächlichkeit des Mitgetheilten auftauchen konnte, kam bei der virtuosen Manier, mit welcher Armand seine Erzählungen zur Geltung brachte, nur wenig in Betracht. „Mit Louis Napoleon“, so erzählte er u. A., „war ich eng befreundet, er liebte mich, obgleich ich ihn in Amerika einmal als Schnellläufer geschlagen hatte [1]). Als ich in den fünfziger Jahren auf meiner Reise nach Deutschland durch Paris kam, empfand ich große Lust, den alten Filou in den Tuilerien zu besuchen, aber verschiedene Umstände hinderten mich daran. Dennoch sollte ich ihn zu Gesicht bekommen, und auch die Kaiserin, die schöne Eugenie, die ich bis dahin noch nicht kannte. Eines Tages befinde ich mich nämlich in den Elysäischen Feldern, als es plötzlich heißt: Der Kaiser kommt! — Auch die Kaiserin? frage ich. — Auch die Kaiserin! entgegnet man mir. Ich dränge mich vor und stehe bald in der ersten Reihe des Spaliers, welches von den Spaziergängern gebildet wird. Der Wagen mit dem kaiserlichen Paare rollt heran, aber, o wehe, die Kaiserin saß auf der mir entgegengesetzten Seite und da sie unabläßig zur Chaise hinausgrüßte, so wäre es mir unmöglich gewesen, ihr Gesicht genau sehen zu können, wenn Napoleon mich nicht, als ich den Hut abnahm, bemerkt und zu ihr ganz laut gesagt hätte: Siehe, da steht Strubberg! — Daraufhin wandte sie sich herum und ich sah, indem beide mich freundlichst grüßten, ihr pikantes Gesicht, voll spanischer Grazie. — Während meines damaligen Aufenthaltes in Paris“, fuhr Armand fort, „fand ich am Schaufenster eines Buchladens Heine's „Romanzero“ ausgestellt; da ich dieses Werk meines Jugendfreundes noch nicht kannte, trat ich ein und kaufte es. Nun, sagte ich zu dem Verkäufer, der arme Heine ist also endlich seinen Leiden erlegen, denn ich hatte in einer brasilianischen Zeitung gelesen, daß er in einem italienischen Irrenhause gestorben sei — Aber nein, sagt der Buchhändler, Herr Heine lebt noch, zwar sehr elend, aber noch bei vollem Verstand. — Wo wohnt er? — Rue d'Amsterdam Numero so und soviel! — Ich springe hinaus, nehme mir gar nicht die Zeit, erst in einen Fiacre zu steigen und laufe, was giebst du, was hast du, in die Rue d'Amsterdam, Nummer so und soviel, vier oder fünf Treppen hinauf, bis ich vor seiner Stubenthüre stehe. Ich schelle, ein Weib tritt mir entgegen, schön wie der Morgen, die himmlische Mathilde. Ist Heine zu sprechen? frage ich sie. — Ich bedauere, erwidert sie, Henry nimmt keine Besuche mehr an. — Mich aber wird er annehmen! rufe ich. Mich, seinen besten Freund! Sagen Sie ihm nur, daß Strubberg da ist! — Aber da, na, da hätten Sie ihn hören sollen? Rein mit dem Strubberg! schrie er aus dem Nebenzimmer“, rein mit dem Strubberg! als ob er geradezu toll geworden wäre. Die alte, liebe Stimme war es noch, ich stürzte in seine Kammer und wünschte lieber, daß ich draußen geblieben wäre, denn was mußte ich sehen? Auf einem Bette lag ein Ding, das wie ein Zwerg

[1]) Napoleon III. war als Prinz körperlichen Uebungen zugethan und hat auch einen Wettlauf in einer Arena unternommen, wobei er vor Beendigung desselben einen Blutsturz bekam. Was es mit der obigen Angabe für eine Bewandtniß hat, muß dahingestellt bleiben.

aussah, wie ein Gnom, ganz zusammengeschrumpft, mit einem dicken Kopf und rothen Haaren. Das war mein Freund Heine — mit seinen durchsichtigen Fingern schlug er sich eines der geschlossenen Augenlider in die Höhe, sah mich an und stöhnte: Ja, du bist es, alter Junge! — und dann: Champagner Mathilde! Nun sollen die lustigen Tage, die wir in Göttingen und Kassel und Hamburg verlebt, wieder neu emportauchen! Weißt Du noch, „da saß ich armer Jüngling zu Kassel auf der Wache!“ — Mir wurde es dabei ganz närrisch zu Muthe, denn nun ging das liebe Leben wieder los und außer der Stimme war an dem lieben, alten Burschen, den ich wegen seiner gottlosen Denkungsart vor vierzig Jahren so manchmal durchgerammelt hatte, absolut nichts mehr übrig geblieben!“ So erzählte Armand, unstreitig in der amusantesten Weise Wahrheit und Dichtung untereinandermischend, sodaß man ihm Stunden lang zuhören konnte. Bezüglich seiner Behauptung, Heine, welcher von Göttingen aus in seinem — Strubbergs — väterlichen Hause in Kassel häufig verkehrt, wegen seiner irreligiösen Ansichten durchgeprügelt zu haben, sei erwähnt, daß Armand oftmals seinen christlichen Standpunkt betonte und darin soweit ging, daß er zu Anfang der achtziger Jahre ernstlich den Gedanken aussprach, eine Eingabe an den Reichstag zu machen, in welcher er Protest gegen verschiedene Mitglieder desselben erheben wollte, da dieselben notorische Atheisten seien und aus diesem Grunde nicht in die Volksvertretung eines christlichen Staates gehörten.

Bei meiner Bekanntschaft mit Armand war es natürlich, daß ich ihm, dem alten, gewiegten Romancier, meine ersten novellistischen Versuche zur Durchsicht gab, aber er war von der einfachen Erzählungsweise in denselben wenig erbaut. „Mehr Peffer!“ war seine ständige Ermahnung, „das ist Alles recht schön und gut, aber — mehr Peffer!“ Trotzdem, daß die Erzählungen für seinen Geschmack zu wenig gepfeffert waren, gab er mir Empfehlungen an den Verlagsbuchhändler Werner Grosse in Berlin und an die Bohemia in Prag, deren Chefredakteur sein langjähriger Freund und in deren Verlag auch eines seiner Werke erschienen war. Er ließ es mir nie an seinem Rathe fehlen, der aber fast immer damit schloß, vor allen Dingen gegen die Buchhändler auf der Hut zu sein. Sein Mißtrauen gegen den unberechtigten Nachdruck seiner Schriften war so groß, daß er, wenn eines seiner Bücher sich im Druck befand, in die Offizin ging und allabendlich die Formen versiegelte. In vielen seiner Romane liest man auch am Schluß eines jeden Bandes eine etwa dahin lautende Anmerkung, daß, wenn hin und wieder ein Buchstabe verkehrt gesetzt sei, dies auf keinem Versehen der Druckerei beruhe, sondern auf Veranlassung des Verfassers geschehen sei; der Grund zu dieser seltsamen Manipulation lag wiederum darin, daß er durch dieselbe jeden Nachdruck leicht erkennen wollte.

Von der Schlagfertigkeit Strubberg's, wenn ihm Jemand „an den Karren kam“, mag die folgende kleine Geschichte ein Beispiel geben. Als er nach seiner Zurückkunft aus Amerika häufig im Hotel Schombardt verkehrte, bemerkte er, daß einem der Herren, welche ihn an ihren Tisch eingeladen hatten, seine Anwesenheit nicht besonders zu behagen schien. Eines Tages nun saß er in einer sehr distinguirten Gesellschaft gerade neben jenem Herrn, als die Rede auf seinen Mantel kam. „Ihr Mantel, lieber Strubberg“, sagte ein höherer Offizier, „muß doch recht viel erzählen können, da er seit Jahren Ihr treuer Reisebegleiter gewesen ist.“ — „Ja wohl“, erwiderte Strubberg, mit lebhafter Armbewegung auf seinen an der Wand hängenden Reitermantel deutend, „von dem alten Burschen kann man auch bald singen „Schier dreißig Jahre bist du alt, hast manchen Sturm erlebt!“ Die Prairie hat er mit mir durchflogen, am Wachtfeuer hat er mit mir gelegen, Noth und Strapazen, Alles hat er mit mir durchgemacht, mein alter Mantel, das Interessanteste aber daran ist, daß das Zeug dazu mir vor Jahren hier in Kassel der Vater von unserm guten, lieben Herrn X.“ — und dabei schlug er den neben ihm Sitzenden kräftig auf die Schulter — „an der Elle abgemessen hat!“ Mit dem „unverwüstlichen Kapitän“ war eben nicht gut Kirschen essen. —

Sind Armand's Romane jetzt auch nicht mehr so gelesen, wie früher, hier in Kassel wird die Erinnerung an den merkwürdigen Mann bei Allen, die ihn gekannt oder gesehen haben, nicht erlöschen. Möge das Grab des in stiller Zurückgezogenheit Dahingeschiedenen nie liebevoller Pflege entbehren!

Maienmorgen.

Die kleinen Vögel singen,
Es weht so mild die Luft.
Von drüben die Syringen
Versenden köstlichen Duft.

Kein Wölkchen zu erblicken
Am weiten Himmelsraum,
Ein Morgen zum Entzücken,
Gleich einem Märchentraum.

Und wie ihr Strahlenfeuer
Die Sonne funkeln läßt,
Ist jeder Tag uns heuer
Ein herrliches Maienfest.

Hugo Brunner.

Der Mai in Westphalen.

Kaum hatte der Mai, der holde Mai,
Gerufen sein wonniges „Werde!“
So zog ein grollendes Wetter herbei,
Wohl über der rothen Erde.
Die Männer, die in den Schachten dort
Geschafft, in der Finsterniß hausend,
Sie standen auf, ein Mann, ein Wort,
Wohl an die Siebenzigtausend.

Sie hören nicht, was die Nachtigall singt,
Sie achten den Duft nicht des Maien,
Die Lerche, die in die Lüfte sich schwingt,
Sie kann ihr Herz nicht erfreuen.
Der Lenzeszauber erscheint wie Hohn,
Sieht man heran sie rücken,
Sie kommen, sie fordern ihren Lohn
Mit düster flammenden Blicken.

Erst waren es wohl hundert nur,
Die ihren Berg verließen,
Dann folgten Tausend ihrer Spur,
Schwarzbraune, drohende Riesen.
Sie hoben empor sich zum Sonnenlicht,
Die dunkeln Kinder der Felsen:
„Wir wollen ertrotzen, was uns gebricht,
Wie die Fluth heran wir uns wälzen!“

Sie kommen daher mit Weib und Kind,
Sie kommen in endlosen Schaaren,
Und wie Einer denkt, sind sie Alle gesinnt,
Sie schrecken nicht Noth, nicht Gefahren.
Die tief gehaust in der Erde Schooß,
Die den Tod, den schrecklichen, kennen,
Sie wollen erzwingen ein besseres Loos
Und wenn in's Verderben sie rennen.

Es lacht der Mai im ganzen Reich
Mit seinen leuchtendsten Strahlen,
Nur Wetterwolken hängen bleich
Wohl über dem Land Westphalen.
Des Reiches Schirmherr mit starker Hand
Wird er die Waage halten
Und was er hat zu Recht erkannt,
Deß' wird er zum Guten walten!

W. Bennecke.

Di Zeire [1]) ännern sich. *)

Löpps [2]) hatt d'r Grith di Kuhr gemacht,
Däi wollt nix voh 'm weasse,
Doas kränkt ean grämt 'n Doa ean Noacht —
'R huot sich bahl verreaße. [3])

Seih Voatter prerrigt daawe Uohrn: [4])
„Doas huost de näit nuthwennig.“
Doach allgemach wuhr meat de Juohrn
D's Löppsi goar verstännig. —

D's Grithche eaß aach äller woarn,
Kah Borsch gong näit mich bei se;
Si harr ihr schih [5]) Gesicht verloahrn —
Ean zählt zoum ahle Eise.

Si nähm de Löpps etz gern zoum Mann —
Doach waaß m'r woas der denkt:
Ean wann ich se etz kräije [6]) kann . . .
Ich will se näit geschenkt.

P. Geibel.

---

[1]) Zeiten. [2]) Lipps (Philipp). [3]) Verrissen. [4]) Predigt tauben Ohren. [5]) Schön. [6]) Kriegen.

*) Aus „Humoristische Gedichte in Wetterauer Mundart“ von P. Geibel in Höxt a. M. (Friedberg bei C. Scriba). Von diesem interessanten Büchlein ist jetzt die vierte Auflage in Verbreitung.

Aus alter und neuer Zeit.

Er war ein gewaltiger Zecher vor dem Herrn, der neulateinische Dichter Petrus Paganus. Gleich seinen Brüdern in Apoll, seinen hessischen Landsleuten Helius Eobanus Hessus und Euricius Cordus huldigte er nicht minder dem Sorgenbrecher Bacchus, wie den neun Musen. Auch ihm war kein langes Leben beschieden, am 29. Mai 1576 ereilte ihn in seinem 45. Lebensjahre der Tod. Geboren war er am 30. März 1532 zu Wanfried, sein eigentlicher Geschlechtsname war Dorfheilge, den er nach der damaligen Sitte unter den Gelehrten, in Paganus latinisirte. In Eschwege besuchte er die Schulen, darauf studirte er in Marburg und erhielt 1550 daselbst die Magisterwürde. Zog hierauf nach Holland und von da über Italien nach Wien, wo er zum poeta laureatus gekrönt wurde. Nach der Rückkehr in sein Vaterland 1561 wurde er zum Professor der Dichtkunst und der Geschichte in Marburg ernannt. Er war ein außerordentlich gewandter Gelegenheitsdichter, die lateinischen Verse flossen ihm nur so vom Munde. Als Probe seines Talentes in dieser Kunst führt Strieder in seiner hessischen Gelehrten-Geschichte nach Melander's (Jocorum atque seriorum lib. I, Nummer 329) eine hübsche Anekdote an. Bei einem von dem deutschen Ordens-Komthur in Marburg gegebenen Gastmahle hatte man dem Professor Petrus Paganus, wie es der damalige Comment mit sich brachte, so arg zugetrunken, daß er bei seinem Weggehen, wie man zu sagen pflegt, auf keinem Beine mehr stehen konnte. Da richtete er denn in seiner Trunkenheit mit lallender Zunge eine folgende Apostrophe an seine Beine:

Sta pes, sta mi pes, sta pes, ne labere mi pes,
Ni steteris, lapides hi tibi lectus erunt.

(Fest sollst du stehen, mein Fuß, steh' fest, Fuß, und lasse das Wanken;

Willst du nicht stehen, mein Fuß, werden die Steine dein Bett.)

Zwei hinzukommende Studenten erbarmten sich seiner und brachten ihn nach Hause. Anderen Tages stattete er denselben seinen Dank ab. Eine andere interessante Episode aus dem Leben des Paganus erzählt uns gleichfalls Strieder. Paganus hatte sich die Tochter eines gewissen Marburger Rathsverwandten in Gedanken als seine Braut ausersehen. Bevor er sich um die elterliche Einwilligung bewarb, gedachte er erst die Neigung des geliebten Gegenstandes zu erforschen. Es fügte sich, daß beide bei einem Hochzeitsmahle zusammentrafen. Er näherte sich als ein Liebhaber, dessen Lebensgeister zugleich von Liebe und Wein in Flammen gesetzt worden. Noch vor Ausgang dieses Jahres habe ich mich, wenn das Glück gut ist, zum Ehestand entschlossen, wird mein Engel diesem Beispiele nicht auch folgen? Das war die Anrede, womit er sich die Bahn zu seinem Liebesantrage eröffnete. Er bekam alsbald folgende Antwort: Mein Herr Puit (Poet), ihr möget freien, wann ihr wollt, wenn es mir wird gelegen sein, will ich auch freien. Ganz betroffen zog sich der Professor allmählich zurück, vertilgte alle Heirathsgedanken aus seiner Seele und blieb ledig für sein ganzes Leben. In Marburg befiel ihn eine zehrende Krankheit, die ihn veranlaßte, nach seinem Geburtsstädtchen Wanfried zurückzukehren. Dort starb er, wie bereits oben angegeben, am 29. Mai 1576. In der Wanfrieder Kirche ließen ihm seine Enkel ein Epitaph aufstellen, das einer seiner Schüler, Johann Schimmelpfeng, angefertigt hatte. — Er hat eine außerordentlich große Anzahl von lateinischen Gelegenheitsgedichten, darunter viele Hochzeits- und Gratulationsgedichte, sowie Carmina didaktisch-philosophischen und historischen Charakters, verfaßt, Strieder führt dieselben einzeln an. Auch eine Oratio funebris in obitum Philippi Hassiae Landgravii carmine heroico conscripta und ein Carmen in obitum Justi Vulteji, ferner eine Schrift über Horaz: In Q. Horatii Fl. odas, satiras et epistolas argumenta, Francofurti 1567, stammen von ihm. Sein werthvollstes Werk aber dürfte die erst lange nach seinem Tode veröffentlichte „Praxis metrica, h. e. phrases, elegantiae et vocabulorum authoritates et inventiones poeticae, ex praecipuis poetarum coriphaeis congesta“, Francofurti 1609, sein.

F. Z.

Armand Strubberg, der, wie bereits in dem Artikel „Aus Armand's Leben“ mitgetheilt worden ist, in seiner Jugend ein eifriger Weidmann war, erzählte gern von seinen Jagdzügen. U. a. auch folgende Geschichte. Er hatte einen Theil der Jagd in den Wäldern von Niedenstein gepachtet. Oefter kam er auf dem Heimwege nach Kassel durch Ermetheis und entdeckte dort, zu seiner und seiner Jagdgenossen Belustigung, an einem einsam an der Straße gelegenen Hause, das damals einem Weißbinder gehörte, später als Wirthshaus diente, folgende Inschrift über der Hausthüre:

Mein Weib, mein Esel und eine Nuß,
sind drei Dinge, die ich schlagen muß.

Auch der Kurfürst, welcher in jener Gegend häufiger Hofjagd abhielt, soll sich über diese Inschrift gar manchmal ergötzt haben. Jetzt ist dieselbe nicht mehr vorhanden.

H. H.

Auf dem alten, seit dem 1. Juli 1843 geschlossenen Friedhof zu Kassel fand sich noch 1842 folgende originelle Grabschrift:

„Anna Katharina Schweinebraten heiß ich,
Zu meiner Mutter reis' ich,
ich sage Vater, Bruder, Gothel und Geliebten gute Nacht
und will sehen, was meine Mutter und der Herr Jesus macht.

J. S.

Aus Heimath und Fremde.

Es ist erfreulich, bekunden zu können, daß sich das Bestreben, dem Andenken des vielverleumdeten Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel, des „Seelenverkäufers“, wie selbst Historiker von Ruf als Nachtreter Seume's, sei es aus Unwissenheit, sei es aus Böswilligkeit, ihn zu nennen sich vermessen, gerecht zu werden, sich immer mehr in weiteren Kreisen geltend macht. Als Mittel den gerade gegen diesen Fürsten — der besten, gerechtesten und mildesten einer unter den Regenten des vorigen Jahrhunderts, auf den wir Hessen mit Fug und Grund stolz sein können — gerichteten schmachvollen Verleumdungen wirksam zu begegnen, haben Hessen auswärts in anerkennenswerther Weise öffentliche Vorträge gewählt. So im März d. J. zu Bromberg, Hugo Frederking, der den Lesern unserer Zeitschrift durch seine sinnigen Gedichte wohl bekannt ist. Der Vortrag unseres geschätzten Landsmannes ist kürzlich unter dem Titel „Der Wahrheit die Ehre, ein offener Brief zu den verleumderischen Behauptungen des Dichters Johann Gottfried Seume über den hessischen Landgrafen Friedrich II.“, zu Bromberg bei A. Dittmann im Druck erschienen. Wir verfehlen nicht, diese Broschüre den Lesern unserer Zeitschrift angelegentlich zu empfehlen. — Auch in Berlin hat unser hessischer Landsmann E. Buch in dem „Vereine der Hessen“ gleichfalls über denselben Gegenstand einen Vortrag gehalten, der reichen Beifall fand. Dieser Verein hat den lobenswerthen Zweck, hessische Interessen zu vertreten, seinen Landsleuten mit Rath und That zur Seite zu stehen und insbesondere auch hessische Geschichte zu

pflegen. Er zählt gegenwärtig schon 50 Mitglieder und hält seine Versammlungen jeden Freitag Abend im Restaurant Schulz (Unter den Linden 20) ab. Nach Berlin kommende Hessen finden dort freundliche Aufnahme.

Die 14. Jahres-Versammlung des „Vereins von Lehrern an den höheren Unterrichts-Anstalten der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstenthums Waldeck“ findet Mittwoch den 29. Mai in Bockenheim statt. Für die Hauptversammlung ist vorläufig folgende Tagesordnung festgesetzt: 1) Eröffnung der Versammlung durch den Vorsitzenden; 2) Jahresbericht des ständigen Ausschusses; 3) Rechnungsablage durch den Schatzmeister des ständigen Ausschusses; 4) Vortrag des Gymnasiallehrers Dr. Lohr (Wiesbaden): „Ueber bedeutende Grabstätten Griechenlands und Italiens“; 5) Vortrag des Realgymnasialdirektors Dr. Eiselen (Frankfurt): „Die Behandlung der empirischen Psychologie auf höheren Schulen“; 6) Vortrag des Reallehrers Böhmel (Marburg): „Kritische Betrachtung über einige Hauptpunkte der Pädagogik Herbarts“; 7) Vortrag des Gymnasial-Oberlehrers Dr. Weidenmüller (Marburg): „Zur Ueberbürdungsfrage, eine Antwort an unberufene Kritiker“; 8) Besprechung eines Turnapparats durch Gymnasialdirektor Dr. Wernecke (Montabaur); 9) Beschlußfassung über Ort und Zeit der nächsten Jahresversammlung; Wahl des Vorstandes.

Am 1. Osterfesttage fand in Niedenstein durch den Herrn Pfarrer und in Gegenwart des Herrn Bürgermeisters, sowie der Stadträthe die feierliche Einweihung des herrlichen Altarbildes statt, welches der Herr Baron Ernst Wolfgang Heß von Wichdorff, der Nachkomme der alten Burgherren, der dortigen Kirche als Geschenk überreicht hatte. Das Gemälde stellt den auferstehenden Christus dar, mit der Siegesfahne in der Hand. Unten zu Füßen sieht man die Grabesplatte. Das Bild ist tief gefühlt und ein echtes Meisterwerk von der Hand der Frau Professor Louise Baer in Stuttgart, der bekannten und hochgeschätzten früheren Schülerin Prof. Nehers in Stuttgart. Der im reinsten gothischen Style gehaltene Rahmen mit hoher architektonischer Bekrönung ist bei Pressel und Kusch in Stuttgart modellirt und hergestellt worden. Das ganze Kunstwerk gewährt einen überraschend schönen Anblick. Der gütige Geber, Herr von Wichdorff, war speziell zur Einweihungsfeier nach Niedenstein gekommen.
G.

Soeben ist im Verlage von Oskar Ehrhardt zu Marburg a./L. eine auf eingehenden Quellenstudien beruhende Geschichte der Stadt Rauschenberg erschienen. Der Verfasser, Eduard Bromm, ist ein echtes Rauschenberger Kind, hat sich schon seit längerer Zeit mit der Geschichte seiner Vaterstadt eifrig beschäftigt und kennt dieselbe wie kein Zweiter. Wir werden in einer späteren Nummer auf diese Schrift zurückkommen.

In der Angelegenheit des Hanauer Grimmdenkmals sind, wie aus einer ausführlichen Veröffentlichung der „Hanauer Zeitung“ vom 6. Mai hervorgeht, erhebliche Schwierigkeiten entstanden. Auf eine ministerielle Anfrage hat der Vorsitzende des technischen Ausschusses des Grimm-Comité's, Justizrath Osius, an den Oberbürgermeister von Hanau einen Bericht erstattet, worin einer weitverbreiteten Abneigung gegen den von den Preisrichtern zur Ausführung warm empfohlenen Wiese'schen Entwurf Ausdruck gegeben und dem Entwurf Eberle's in München das Wort geredet wird. „Ganz abgesehen von dem eigenthümlichen, architektonisch und ästhetisch anfechtbaren Ballustradenprojekt“, heißt es in diesem Bericht, „ist der wesentlichste Einwand, den man gegen die Wiese'sche Hauptgruppe erheben kann und muß, der, daß die beiden Grimm in so forcirter Haltung, in einer so sehr nach dramatischem Ausdruck ringenden Pose repräsentativen Gebahrens und überhaupt so hingestellt und hingesetzt sind, daß sie, ihrem wahren Wesen so durchaus fremd, wie Personen aussehen, die sich beobachtet wissen, und nicht wie zwei deutsche Gelehrte, die, unbekümmert um den Lärm des Tages und jedwede Corona, sich mit ganzer Seele in ihre gemeinsamen hohen Aufgaben vertiefen, kurz nicht wie diejenigen beiden Männer, die ich selbst von Angesicht zu Angesicht gekannt habe, und von denen ihr Landsmann Vilmar treffend gesagt hat: „sie besaßen die Fähigkeit, die Seele des deutschen Volkes in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit in vollster Unmittelbarkeit zu verstehen.“ Das ist eben das Betrübende an der Sache, daß alle Diejenigen, welche Jakob und Wilhelm Grimm persönlich gekannt haben, trotz einer unverkennbaren Porträtähnlichkeit der Köpfe nach dem Vorbilde des bekannten Stichs auf der ersten Seite des deutschen Wörterbuchs, von der Wiese'schen Auffassung und plastischen Darstellung des Wesens der beiden Brüder so sehr enttäuscht sind.

Professor Hermann Grimm, der Sohn Wilhelm Grimm's, der um ein Gutachten in dieser Angelegenheit ersucht worden war, hat sich in ähnlicher Weise ausgesprochen, indem er u. a. erklärte: „Der Schwerpunkt der Wirksamkeit der Brüder lag nicht in ihrer öffentlichen Thätigkeit als Universitätslehrer, sondern in ihrer Arbeit innerhalb der Wände ihrer neben einander liegenden Studirstuben. Ihre Erscheinung war die ehrfurchtgebietender alter Männer, die ein einsamer Gedankenarbeit zugewandtes Leben führen. Jakob würde nie so dagestanden, Wilhelm nie so da-

gesessen haben. Beide Gestalten machen mir, so betrachtet, einen ganz fremden Eindruck."

In einer am 11. Mai in Hanau abgehaltenen Sitzung hat sich der technische Ausschuß des Grimm-Comité's, welchem das von Professor Hermann Grimm erstattete Gutachten vorlag, dahin schlüssig gemacht,

1) daß er — auch bei Berücksichtigung der im Nachtrage des Schiedsspruchs von den Preisrichtern empfohlenen und von Professor Wiese gutgeheißenen Abänderungen seines preisgekrönten Modells — nicht in der Lage sei, dem Gesammt-Comité die Ausführung des Wiese'schen Entwurfs so, wie er vorliegt, in Vorschlag zu bringen,
2) daß Professor Grimm, der seine dem Ausschuß angekündigte Absicht, am 10. und 11. Mai in Hanau zu verweilen, nicht hat verwirklichen können, in Gemäßheit seiner Zuschrift vom 8. Mai und des darin eventuell ausgesprochenen Erbietens, im Laufe einer der nächsten Wochen von Berlin nach Hanau zu kommen, vom Vorsitzenden des Ausschusses brieflich ersucht werden soll, die drei preisgekrönten Modellskizzen von Wiese, Eberlein und Eberle baldthunlichst dahier zu begutachten und dem Ausschusse mit seinem sachverständigen Rathe zur Seite zu stehen,
3) daß, wie früher bereits von dem Wiese'schen Modell, so auch von den Skizzen Eberlein's und Eberle's alsbald Photographien angefertigt und dem Professor Grimm zur Vorbereitung des Gutachtens und Erleichterung der Verhandlungen unterbreitet werden sollen,
4) daß die definitive Entscheidung des Gesammt-Comité's erst nach persönlicher Rücksprache mit Professor Grimm herbeizuführen sei, und daß es sich deshalb empfehle, von einer Zusammenberufung des Plenums dermalen abzustehen.

Diese Beschlüsse sind einstimmig gefaßt worden.

Universitätsnachrichten. Am 5. Mai fand im botanischen Garten zu Marburg die Enthüllung der zum Gedächtnisse des Geh. Raths Professors Dr. Albert Wigand gestifteten Marmorbüste statt. In dem festlich geschmückten Hörsaal des botanischen Instituts, vor einem zahlreichen Kreise ehemaliger Schüler und Freunde des Gefeierten, Vertretern der Universität und sonstigen Geladenen, übergab Apotheker Siebert Namens der Stifter das Denkmal mit einer längeren, die Verdienste Wigand's schildernden Ansprache dem Direktor des Gartens. Professor Göbel, Nachfolger des Gefeierten, übernahm hierauf das Denkmal mit einer warm empfundenen Ansprache, in der er die hohen Verdienste seines Vorgängers um die Gestaltung des Gartens hervorhob und, sich besonders an die studirende Jugend wendend, betonte, daß die Büste nicht nur eine Zierde des Gartens, sondern eine Mahnung zur Nacheiferung sein solle. Das Denkmal selbst, eine künstlerisch ausgeführte Marmorbüste auf rothem Sandsteinsockel, hat an der östlichen Seite des Gartenweihers, an einem hierzu vorzüglich geeigneten Platze Aufstellung gefunden. — Der Privatdocent in der theologischen Fakultät der Universität Gießen, Lic. theol. Dr. phil. Gustav Krüger, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

Todesfälle. Am 9. April starb zu Fulda im 69. Lebensjahre der Oberförster a. D. G. K. Th. Kehr. — Am 27. April verschied zu Kassel im 84. Lebensjahre der Obergerichtsrath a. D. Eduard Fleischhut. — In San Francisco ist der deutsche Maler Wilhelm Nahl gestorben. Geboren 1835 in Kassel, kam er bereits mit 15 Jahren nach Amerika. Er leistete als Thier- und Landschaftsmaler Hervorragendes, wandte sich jedoch in der letzten Zeit dem Porträtfache zu. —

In der Nacht vom Montag auf Dienstag verschied zu Riesbach bei Zürich der Prinz Friedrich Wilhelm von Hanau, ältester Sohn des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen. Geboren am 18. November 1832 hat er nur ein Alter von $56^1/_2$ Jahren erreicht. Er ist rasch seinem Bruder, dem Prinzen Moritz von Hanau († 24. März d. J.) im Tode nachgefolgt. Letztwilliger Bestimmung zufolge findet die Ueberführung der Leiche nach Hessen statt, um, wie verlautet, in Fulda, wo der Verblichene von 1858 bis 1865 seinen Wohnsitz hatte, beigesetzt zu werden.

Briefkasten.

Wegen Mangels an Raum mußten mehrere für die heutige Nummer unserer Zeitschrift bestimmte Artikel zurückgestellt werden. Die geehrten Herren Einsender mögen dies entschuldigen.

G. V. Marburg. Sie werden die gewünschte Nummer erhalten.

Th. K. Regensburg, A. T. Wien. Besten Dank für die Zusendungen. Abdruck, bezw. Besprechung folgt in einer der nächsten Nummern. Freundlichsten Gruß.

P. W. Leipzig. Verfasser des Romans „Der Legitime und die Republikaner" (3 Bde. Zürich 1833) ist nicht Armand Strubberg, sondern Charles Sealsfield (Karl Postl aus Poppitz bei Znaim).

E. B. München. Sie erhalten brieflich Antwort.

W. K. Weimar. Zur Aufnahme nicht geeignet.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 11. Kassel, 2. Juni 1889.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 11 des „Hessenlandes“: „Vom Wohlthun“, Gedicht von C. Preser; „Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst und Erzbischof von Köln“, von Hugo Brunner (Fortsetzung); „Deutsche Soldaten in Newport während der Jahre 1776 bis 1779. Dessen Belagerung im Jahre 1778.“ Von Cl. D. R. (Schluß); „Hessische Offiziere“, ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte, von J. Schwank. (Schluß); „Heimweh“, Gedicht von Th. Keiter, geb. Kellner; „Friejohr“, Gedicht in Schwälmer Mundart, von Kurt Nuhn; Aus Heimath und Fremde; Hessische Bücherschau; Briefkasten.

Vom Wohlthun.

Was mich zumeist und tief betrübt
In dieser argen Welt,
Das ist, wenn Gutes, das man übt,
Auf bösen Boden fällt.

Das Wohlthun, das dem Einen gilt
Aus reinstem Mitgefühl,
Und wenn's aus bestem Herzen quillt:
Wie oft, ach, läßt's ihn kühl.

Und gilt es einem Andern gar
Aus Freundschaft oder Pflicht,
Du nimmst es oft im Leben wahr:
Der Undank schont es nicht.

Doch sei nicht karg darum noch bang',
Ueb' Gutes Tag und Nacht,
Denn Undank schmerzt Dich nicht so lang',
Als Wohlthun Freude macht.

Carl Preser.



Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst und Erzbischof von Köln.

Von Hugo Brunner.

(Fortsetzung.)

Die winterliche Jahreszeit verhinderte für's erste noch den offenen Ausbruch der Feindseligkeiten und gab Raum zu Vermittelungsvorschlägen. Aber die guten Dienste, welche z. B. der Kölner Rath in diesem Streite dem Erzbischofe anbot, fanden kein geneigtes Ohr.[1]) Wie hätte auch Ruprecht darauf eingehen mögen, da sein Gegner bereits die kaiserliche Zusage, ihm zum erzbischöflichen Stuhle zu verhelfen, in Händen hatte? Denn diese Zusage hatte Kaiser Friedrich dem Landgrafen am 4. Januar gegeben, nachdem derselbe Tags zuvor ihm, wie dem Reiche, Treue und Gehorsam gelobt hatte.[2]) Wollte also Ruprecht wieder in den ungestörten Besitz des Erzstiftes gelangen, so konnte dies nur durch Niederwerfung der Gegner geschehen.

Wer aber sollte ihm einen solchen Dienst leisten? Kurfürst Friedrich, sein Bruder, war des ewigen Fehdelebens müde; er war krank und suchte seinen Frieden mit dem Kaiser. So näherte sich Ruprecht dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund und schloß mit ihm am 27. März 1474 ein förmliches Bündniß ab. Der Herzog soll danach, wenn es ihm gelingt, den Erzbischof wieder in seine Lande einzusetzen, eine Entschädigungssumme von 200 000 Gulden, ferner den lebenslänglichen Besitz der festen Städte Uerdingen, Brilon und Volkmarsen und die Vogtei über das ganze Stift mit dem Rechte des freien Einzuges in alle kurkölnischen Städte und Schlösser erhalten. Die Reichsstadt Köln sollte noch um eine besondere Summe geschatzt werden.[3])

Es ist nicht anzunehmen, daß Erzbischof Ruprecht die Tragweite eines solchen Abkommens mißkannt habe. Wußte doch das ganze Reich, welches die Folgen sein würden, wenn die Ausführung gelang, und die Chroniken der deutschen Städte lassen uns die Sorge erkennen, mit der die städtischen Gemeinwesen wenigstens die Fortschritte des Burgunders am Rheine beobachteten: hatte Karl der Kühne erst diesen Strom in seiner Gewalt, so hatte er das Reich zu seinen Füßen.

Die Pläne des Mannes entbehren nicht der Großartigkeit. Aber er hat das Mißgeschick, auf eine Entfaltung der urwüchsigen deutschen Volkskraft zu stoßen, die alle seine Pläne zunichte macht: im Süden sind es die Schweizer, am Niederrhein das kleine Neuß, und hier vor allem die hessische Besatzung, die seine Pläne scheitern lassen.

So ist es auch kein Zufall, daß von allen deutschen Chronisten jener Zeit der Baseler Kapellan Hans Knebel am besten über die Vorgänge am Niederrhein unterrichtet ist,[1]) und daß ein Einfall der Schweizer mit dem Herzog Sigismund von Oesterreich in das Elsaß Karl den Kühnen am Losschlagen gegen Landgraf Hermann verhindert.

Diese Diversion veranlaßte den Herzog von Burgund, die Friedensverhandlungen, zu welchen ihn das Domkapitel von Köln einlud, für's erste nicht von der Hand zu weisen. Doch zeigt sein diesbezügliches Schreiben an Ruprecht deutlich die Absicht, das Kapitel nur damit hinzuhalten, bis er im Süden freie Hand bekam.[2])

Ein Tag wurde auf den 20. Mai nach Maestricht angesetzt und auch der Erzbischof ersucht, dorthin Bevollmächtigte zu entsenden, sodaß noch einmal die Aussicht zum Frieden vorhanden zu sein schien. Landgraf Hermann, welcher mit seinen hessischen Söldnerscharen wesentlich im Vortheil war und bereits eine Anzahl

---

[1]) Ennen a. a. O. S. 488 f.

[2]) Lacomblet IV. 466. Chmel, Regesta Friderici IV. S. 661.

[3]) Lacomblet IV. 468; vgl. Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte u. Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. 1877, S. 9; sowie Ennen a. a. O. S. 491.

[1]) Basler Chroniken, hgg. von der hist. u. antiqu. Gesellschaft in Basel. Bd. II. 1880.

[2]) Abgedr. bei Lacomblet, IV. 470.

der festen Orte des Erzstiftes, darunter das wohl verwahrte Schloß Poppelsdorf bei Bonn, in seine Gewalt gebracht hatte, ließ die Waffen ruhen und Ruprecht seinerseits hob die Belagerung von Ahrweiler, das er mit starker Mannschaft umlagert hielt, auf. [1])

Aber während auf dem westlichen Kriegsschauplatze die Waffen ruhten, die Plünderungen und Verwüstungen des kleinen Krieges einen Augenblick inne hielten, kam es an der hessischen Grenze zu neuen Feindseligkeiten.

Hier hatten die „Westphälinger,“ d. h. die Einwohner der kurkölnischen Bezirke von Brilon, Volkmarsen u. a. O., welche dem Erzbischofe ergeben blieben, wie wir weiter unten sehen werden, sich schon i. J. 1473 an dem Kriege durch Raub- und Plünderungszüge in das hessische Gebiet betheiligt. Auf St. Katharinentag, den 25. November, schickte nun Landgraf Heinrich seinen Amtmann Johann Schenck zu Frankenberg mit anderen Rittern und Reisigen aus dem Amte Battenberg nebst den Bürgern der letztgenannten Stadt aus vor den Scharfenberg, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. [2]) Es schneite und schlockte und war ein unflatiges Wetter, erzählt der Chronist; dazu war das Volk hungrig; da schnitten die von Brilon den Landgräflichen den Rückzug ab und überfielen sie in einem Hohlwege; viele erschlugen sie, andere nahmen sie gefangen mit fort. Vergebens, daß Landgraf Heinrich seine Leute forderte, sie mußten sich selbst um ein großes Lösegeld freikaufen. [3])

Zur Vergeltung berannte der Graf von Schwarzburg, als des Landgrafen Hauptmann, im folgenden Jahre auf den Pfingstabend (den 28. Mai) die Stadt Volkmarsen und trieb hier 2000 Schafe und 18 Kühe hinweg. [4]) Herzog Karl und Erzbischof Ruprecht aber nahmen diese (und ähnliche) Verletzungen der Waffenruhe, wie es scheint, zum Vorwande, um die Ausgleichsverhandlungen abzubrechen, indem sie nunmehr den Gegnern allein die Schuld des neuen Krieges zuschoben. [1])

Persönlich scheint Landgraf Heinrich bis dahin in den Krieg noch nicht eingegriffen zu haben. Er hatte, wie Ennen in seiner Geschichte der Stadt Köln, III., 506 angiebt, zu Aschaffenburg eine Zusammenkunft mit Kaiser Friedrich, in deren Folge er kräftige Anstalten zum Feldzuge machte. Im Juni 1474 hatte er ein stattliches Heer in Oberhessen beisammen. Die Grafen von Nassau, Solms, von Sayn, Wittgenstein, Waldeck u. v. a. waren in seinem Gefolge; der Kurfürst von Brandenburg, der Herzog von Sachsen, der Bischof von Würzburg, der Abt von Fulda und viele Grafen und Herren des Reiches hatten ihm, dem von Augsburg aus an sie erlassenen kaiserlichen Gebote entsprechend, Hilfsvölker zugeschickt; mit denen verließ er am 27. Juni Marburg und rückte in das kurkölnische Gebiet ein. [2])

Die Stadt Brilon war die erste, die sich unterwarf und hohen Schadenersatz zahlte; auch das Schloß Scharfenberg ließ der Landgraf brechen und zog dann weiter an den Rhein. Für die von ihm aufgewandten und noch aufzuwendenden Kriegskosten verpfändete ihm das Domkapitel das kurkölnische Schloß Kogelnberg (Kugelburg) bei Volkmarsen, diese Stadt selbst, sowie die Städte Medebach, Winterberg, Hallenberg und Schmalenberg, laut eines Vertrages vom 24. Juni. [3]) Da diese Städte anderweitig bereits verpfändet waren, Volkmarsen an Rabe von Canstein, die übrigen Aemter an Johann Schenck von Schweinsberg den Alten, so fiel dem Landgrafen allerdings die Verpflichtung zu, diese Pfandgläubiger erst abzufinden, was mit einer Summe von 30000 Gulden geschah; Volkmarsen wurde sogar i. J. 1477 noch vergeblich von Heinrich belagert. [4])

---

[1]) Ennen a. a. O. S. 494.

[2]) Nicht der Schartenberg, wie einzelne Chronisten lesen, kann gemeint sein, denn der war ja hessisch und gehörte zum Leibgedinge L. Hermanns. Hier ist Scharfenberg unweit Brilon offenbar zu verstehen.

[3]) Wigand Gerstenberger's Frankenberg. Chronik (Anal. Hass. Coll. V., S. 224). Das Jahr 1472 ist hier fälschlich angegeben; Gerstenberger selbst hat richtig 1473 in seiner thüringisch-hess. Chronik (Monimenta Hassiaca ed. Schmincke, II., S. 549); ebenso steht es in den Excerptis chronici Riedeseliani (Anal. Hass. Coll. III., S. 54); vgl. Dilich's Hess. Chronik II., 256 f. Mich wundert, daß bis jetzt noch niemand die Ereignisse bei Frankenberg mit der Kölner Fehde in Verbindung gebracht hat, was doch so nahe liegt.

[4]) Hess. Zeitrechnung, 42. Forts., vgl. dazu Landau in der Zeitschr. f. Hess. Gesch. ꝛc. I., 329. Des Zuges vor Volkmarsen gedenken auch die Riedesel'schen Excerpte Anal. Hass. a. a. O., S. 55).

---

[1]) Ennen a. a. O. S. 494 f.; wenn dieser Geschichtsschreiber sagt: „der Landgraf Heinrich setzte geringes Vertrauen in den Erfolg des anberaumten Tages . . . Er wollte sich nicht täuschen lassen; sein Ziel fest im Auge, warf er sich mit seinen Reisigen in den rechtsrheinischen Theil des Erzstiftes,“ so weiß ich nicht, worauf sich solches bezieht, zumal nähere Angaben fehlen. Auch vermag ich Ennens Auslassungen an dieser Stelle nicht mit dem auf S. 506 Gesagten zu vereinigen, wo es heißt, daß Landgraf Heinrich erst auf des Kaisers Gebot vom 29. Juni die Vertheidigung des Erzstiftes übernommen habe.

[2]) Gerstenberger's Frankenb. Chronik (Anal. Hass. a. a. O. S. 226 ff.) beschreibt das Lager bei Schreuffa unweit Frankenberg. Vgl. auch Ztschr. für Hess. Gesch. ꝛc. I. 327.

[3]) Lacomblet IV., 473.

[4]) Zeitschr. f. Hess. Gesch. I., 330. Rommel III., Anm. S. 88.

In Köln wurden die Hessen mit Sehnsucht erwartet. Denn Herzog Karl's Heerschaaren zogen sich immer gefahrdrohender bei Maestricht zusammen. Als der erste im Felde erschien der Hofmeister Hans von Dörnberg, dann folgten ihrer aber täglich mehr, schöne und stattliche Leute, bis endlich der Landgraf selbst erschien. [1])

Alsbald begann die Belagerung der Stadt Linz am Rhein, in der Erzbischof Ruprecht für den ihm bei Bonn verlorenen Zoll jetzt doppelte Steuer erhob und damit die Kölner schwer belästigte; allein die Belagerung schritt nur langsam vorwärts. Hans von Dörnberg, gewiß der Leiter des Ganzen, wurde mit einer Büchse durch den Hals geschossen; und als Ende Juli die ersten burgundischen Schaaren in das kölnische Gebiet einrückten, mußte die Belagerung aufgehoben werden. [1])

(Fortsetzung folgt.)

Neujahrsblatt des Vereins f. die Gesch. Frankfurts, a. a. O. S. 18; daselbst in einem Briefe S. 71 heißt es: „Der lantgraff H(einrich) von Heßen ist hier gewest vnd hautt ain siberlich som folck mit im hir bracht ꝛc."

[1]) Es ist also nicht richtig, was versch. hess. Chronisten, wie der Anonymus bei Senckenberg, Sel. jur. III., 485, Gerstenberger u. a. sagen, daß Landgraf Heinrich Linz erobert habe; die Stadt wurde vielmehr erst im nächsten Jahre durch das Reichsheer bezwungen. Ennen a. a. O. S. 535 f.

Deutsche Soldaten in Newport während der Jahre 1776 bis 1779. Dessen Belagerung im Jahre 1778.

Von Cl. V. K.

(Schluß.)

Am Nachmittage des 1. Septembers segelte wiederum eine starke Flotte in den Newporter Hafen, dies Mal mit Freude begrüßt. Es war General Clinton, der auf 72 Schiffen 4500 Mann brachte. Hätten nicht widrige Winde um mehrere Tage seine Ankunft verzögert, so würde man die Amerikaner spielend besiegt haben. Nachdem er mit seinem Stabe, unter Salutschüssen von sämmtlichen Batterien, gelandet war, erkannte er, nach kurzer Inspizirung der Befestigungen, die Gefahr, in der die Garnison geschwebt hatte. In einem Tagesbefehle sprach er sich anerkennend über die von ihr und ganz besonders den deutschen Truppen bewiesene Tapferkeit aus. Dann segelte er, nachdem er noch neue Befestigungen angeordnet, wieder ab. — Die erschöpften Soldaten erfreuten sich einer kurzen Ruhezeit und ließen sich die von der Flotte gebrachten Proviantmittel schmecken.

Selbigen Monat löste Admiral Byron den nach England zurückkehrenden Lord Howe ab und General Preßcot übernahm General Pigot's Kommando, der nach New-York fuhr. Am 12. Oktober kamen 400 Mann vom Regiment Ansbach-Bayreuth und 100 Mann leichter Kavallerie unter Major von Dieskau aus Deutschland an. Die Ueberfahrt hatte 22 Wochen, also nahezu ein halbes Jahr, gedauert, und die Mannschaften waren daher nicht im besten Zustande. Am 26. wurden die Winterquartiere bezogen, jedoch konnte nur ein Theil der deutschen Truppen in Häusern untergebracht werden. Der Winter war so streng, daß eine Menge Soldatenweiber, ein hessischer Sergeant und ein Trommler erfroren. Mangel an Nahrung und Feuerung fing an sich fühlbar zu machen, da die französische Flotte keine Transporte von Long-Island oder New-York durchließ. Viele Einwohner entgingen dem hereinbrechenden Elende durch Flucht auf das Festland. Vom 1. Januar 1779 ab wurden nur halbe Rationen Brot und statt der anderen Hälfte Reis vertheilt. Das Brot wurde mit Hafer- und Reismehl gebacken. Am 11. Januar trafen weitere Verstärkungen aus Deutschland ein und mit ihnen ein Arzt, Doktor Schöpp, der seine „Reisen in Nordamerika" im Jahre 1798 veröffentlichte. Nachdem alle Bäume, eine Anzahl alte Häuser und alles alte Holz, dessen man irgend habhaft werden konnte, als Brennmaterial benutzt worden waren, fing man schließlich an mit Torf zu heizen. Der Nahrungsmangel wurde immer empfindlicher — Brot wurde aus allem Möglichen und Unmöglichen gebacken, die Fleischrationen wurden auf die Hälfte verringert und getrocknete oder gesalzene Fische statt dessen ausgetheilt. Endlich am 21. Januar kamen sieben englische Schiffe mit Lebensmitteln an. Sie kamen von Irland und gehörten zu einer Transportflotte, die von dort Proviant für die New-Yorker Truppen gebracht hatte. Die „Loyalen" machten einen Streifzug auf das Festland und erbeuteten 300 Stück Vieh. Diese „Loyalen" waren Eingeborene der Insel, die dem Könige Treue geschworen hatten. Sie

empfingen Löhnung und eine Vergütung für die Beute, welche sie machten. Der Haß zwischen ihnen und ihren Landsleuten, den „Rebellen", war so groß, daß Gefangennahme für beide Seiten so viel wie Tod bedeutete. — Im Mai herrschte wieder Nahrungsmangel und skorbutartige Krankheiten tauchten auf. Man sandte daher die Truppen nach Tammany- und Turkey-Hill und ließ nur zwei deutsche Regimenter und 24 Geschütze in der Stadt. Freudig überrascht wurden dieselben, als man ihnen in Newport gebrautes Bier vorsetzte. Schlecht war's zwar, aber — es werden wohl viele Kasseläner dabei gewesen sein — „se suffen's doch!" Am 2. Juni wurden zwei hessische Regimenter Tryon zu Hülfe gesandt, der an der Küste des Festlands stand.

Die zurückgebliebenen Hessen bewiesen, daß sie auch noch zu anderen Dingen als zum Kriegführen tauglich seien, indem sie sich hervorragend beim Heumachen betheiligten, wofür der englische Kommissar drei Pistareens pro Mann und Tag zahlte.

Am 25. Oktober erhielten die Truppen plötzlich Befehl Rhode Island zu räumen, da eine weitere Vertheidigung der Insel aufgegeben worden war. Einige Tage zuvor war alles Obst, dessen man habhaft werden konnte, gesammelt worden. Es wurde auf die Schiffe gebracht. Dann wurde das Gepäck verladen und die Frauen eingeschifft. Auch viele „Loyale" flüchteten auf die Flotte, die aus 102 Schiffen bestand und von drei Kriegsschiffen bedeckt wurde. Um 10 Uhr Nachts verließ sie den Hafen. General Preßcot hatte alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um Desertionen zu verhüten. Alle Häuser mußten verschlossen werden und Niemand durfte sich auf der Straße zeigen. Besonders ließ der General die Frauen darauf aufmerksam machen, daß er befohlen habe auf Zuwiderhandelnde zu schießen.

Am 31. Oktober landeten die Truppen in New-York.

Der Redner geht dann des Näheren auf den Mißbrauch ein, der damals mit den Deutschen und besonders den Hessen von ihren „Besitzern" getrieben sei! Er zeigt, wie schon in alten Zeiten eines der ersten Kulturvölker, die Griechen, seine Dienste an Perser oder Römer verkaufte und, daß man im vorigen Jahrhundert die Dinge anders betrachtete als heutzutage. „Eelking hat das zusammengestellt", sagt er, „was die hier dienenden Deutschen, Offiziere wie Mannschaften, nach Hause schrieben. Es beweist, daß sie durchaus n i c h t als Opfer einer selbstsüchtigen Politik ihres Herrschers betrachtet oder gar bemitleidet sein möchten. Sie thaten ihre Pflicht zur Zufriedenheit ihrer B u n d e s g e n o s s e n und wurden von den Amerikanern geachtet, sogar von denen, welche dieselbe Sprache redeten wie sie und derselben Nation entstammten; falls sich überhaupt auf das damalige Deutschland die Bezeichnung als Nation anwenden läßt! — Anderswo ist nachgewiesen worden, daß die Deutschen in den Kriegen der Vereinigten Staaten ihren vollen Antheil an der Vertheidigung ihres Adoptivvaterlandes gehabt haben, von den Tagen der ersten Ansiedler an bis hinab zu unserem letzten blutigen Kriege!" (Bezieht sich auf „The German Soldier in the wars of the United States" von J. G. Rosengarten, erschienen bei J. B. Lippincott Co. in Philadelphia.) —

Trotz der Vorsichtsmaßregeln, die Preßcot, wie wir oben gesehen, beim Verlassen von Newport getroffen und die hauptsächlich gegen das sogenannte schwache Geschlecht gerichtet waren, trug das letztere doch schließlich einen Sieg über ihn davon. Zwei Schwestern heiratheten hessische Offiziere und beide überredeten später ihre Gatten nach Amerika auszuwandern. Die jüngere heirathete Lieutenant Bultejus, Adjutant im Regiment von Ditfurth, in dem auch von der Malsburg diente, den Namen des andern Offiziers giebt der Redner nicht. Beide kehrten, wie gesagt, nach Amerika zurück und ließen sich in Nova Scotia nieder, wo ihnen für ihre Verdienste während des Revolutionskrieges Land zugetheilt wurde. —

Und was wurde aus Newport? Die $2\frac{1}{2}$ Mill. Mark, welche ihm die Belagerung und die jahrelange Besetzung durch den Feind gekostet hatten, hätte es wohl mit der Zeit verschmerzt, wenn es nicht auch seinen einst so blühenden Seehandel eingebüßt hätte. Der aber war von da an unwiederbringlich verloren und was Newport heute ist, verdankt es seiner herrlichen Lage. Auf jenen Klippen, von denen vor wenig mehr denn hundert Jahren hessische Soldaten bald freudig, bald angstvoll und halb verhungert hinausspähten nach den Segeln am Horizont, wandelt heute die vornehme Gesellschaft der Vereinigten Staaten. Es ist noch dasselbe Meer wie damals, welches sie vor sich sehen, auf der Landseite aber hat sich fast Alles geändert. Bis dicht an die Klippen heran erstrecken sich saftiggrüne Wiesen und wohlgepflegte Gärten, aus denen prächtige Villen herüberblicken. Es sind die Sommersitze der Vanderbilt, Astor und einer Zahl anderer Millionäre.

Ob wohl Hauptmann von der Malsburg den Strand wieder erkennen würde?

Hessische Offiziere.

Ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte.

Von J. Schwank.

(Schluß.)

(S. „Hessenland“ Nr. 8 vom 16. April d. J.)

Leopold, Prinz von Hessen-Darmstadt, Sohn des Prinzen Philipp von der katholischen Abzweigung des Hauses, war kaiserlicher Feldmarschall, starb 58 Jahre alt, kinderlos, am 27. Oktober 1764 in Piacenza. Als kaiserlicher Oberstlieutenant hatte er am Feldzug in Italien theilgenommen. War 1735 Oberst, 1740 Generalfeldwachtmeister, 1754 Generalfeldmarschall-Lieutenant.

Philipp, Sohn des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg, geboren 3. April 1676, gefallen 15. November 1706 in der Schlacht bei Speyerbach als Hessen-Kasselscher Generalmajor.

Heinrich, ein Sohn des Landgrafen Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt, geboren 1674, gestorben 1741. Machte in kaiserlichen Diensten verschiedene Feldzüge als Volontair mit, wurde Oberst und Generalfeldwachtmeister. In königl. spanischen Diensten bewies er bei der Eroberung von Gibraltar 1704 große Tapferkeit. König Philipp V. von Spanien ernannte ihn zum Generalfeldmarschall-Lieutenant und Kommandanten von Lerida, welche Stelle er bis 1707 bekleidete. Gegen die Belagerer von Barcelona und bei den Einfällen von Arragonien und Castilien hat Prinz Heinrich sich als tüchtiger Führer bewährt. 1708 wurde er Oberst der Infanterie der königl. Leibwache. 1710 kehrte er in sein Vaterland zurück und lebte bis zu seinem Lebensende in Butzbach.

Friedrich, Prinz von Hessen-Darmstadt, ein Bruder des vorigen, geboren 1677, wurde 1703 Kanonikus zu Breslau, 1706 Domherr in Köln, verließ aber den geistlichen Stand und trat 1707 als Generallieutenant in k. russische Dienste, empfing von Kaiser Peter I. ein Dragoner-Regiment und wurde Kommandeur der Zaporowischen Truppen. In der Schlacht gegen die Schweden bei Leszno wurde er am 9. Okt. 1708 verwundet und starb in Folge dieser Verwundung am 13. Oktober zu Tschaussy. In der durch Kaiser Peter I. für ihn bei Leszno erbauten katholischen Kirche wurde er beigesetzt.

Georg Wilhelm, ein Sohn des Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt, geboren 1722, gestorben 1782, war 1743 k. preußischer Oberst, ging 1747 als Generalmajor ab, wurde 1748 Reichs-Generalmajor, 1754 Reichs-General-Feldmarschalllieutenant, 1758 Reichsgeneral der Kavallerie, 1764 Gouverneur der Reichsfestung Philippsburg, auch k. k. General der Kavallerie, 1771 kommandirender Generalfeldmarschall des oberrheinischen Kreises.

Ludwig Georg Karl, ein Sohn des vorigen, geboren 1749, gestorben 1823. War seit 1772 Reichs-Generalmajor, dann Reichs-Generalfeldmarschalllieutenant, 1787 Reichs-Generalfeldzeugmeister, 1789 Kreis-Feldmarschalllieutenant, 1795 Kreis-Generalfeldmarschall.

Georg Karl, Bruder des vorigen, geboren 1754, gestorben 1830. Ging in holländische Dienste als Oberst und war zuletzt holl. General-Lieutenant.

Karl Wilhelm Georg von Hessen-Darmstadt, Bruder des vorigen und der nachherigen Großherzogin von Hessen Louise, geboren 1757, war kaiserlicher Generalfeldwachtmeister, starb 15. August 1795, 38 Jahre alt.

Friedrich Georg August, ein Bruder des vorigen, geboren 1759, gestorben 1808. War Hauptmann, später Oberst in kurfürstl. hannöverschen Diensten, trat 1783 in k. französische Dienste.

Christian Ludwig, ein Sohn des Landgrafen Ludwig IX., geboren 1763, gestorben 1830. War k. niederländischer General der Infanterie, auch Gouverneur zu Grave, seit 1793 auch Reichs-Generalfeldmarschalllieutenant.

Friedrich August Karl Anton Emil Maximilian Christian Ludwig, geboren 1788, gest. 1867. War in k. k. österreichischen, kgl. französischen, k. niederländischen und k. portugiesischen Diensten. Er war ein Sohn des Landgrafen Ludwig X., Großherzogs Ludwig I. von Hessen-Darmstadt.

Prinz Emil Maximilian Leopold August Karl, geboren 1790, gestorben 1856, ein Bruder des vorigen, zeichnete sich in verschiedenen Feldzügen des 19. Jahrhunderts als begabter Heerführer aus.

Friedrich Wilhelm Ludwig Karl, Sohn des Prinzen Karl von Hessen-Darmstadt, Enkel des Großherzogs Ludwig II., nahm an den Feldzügen von 1866 als großherzoglicher Generalmajor und von 1870/71 als königl. preußischer Generalmajor und Generallieutenant theil.

Prinz Heinrich von Hessen-Darmstadt, ein Bruder des vorigen, geboren 1838, machte 1862 als k. preußischer Major im rheinischen Husaren-Regiment Nr. 7 den Feldzug gegen Dänemark,

1866 den Feldzug gegen Oesterreich, 1870/71 als Oberst den gegen Frankreich mit, und nahm u. a. an den Schlachten von Gravelotte, Beaumont, Sedan und St. Quentin theil. Ist jetzt General-Lieutenant und Divisions-Commandeur zu Darmstadt.

Prinz Wilhelm von Hessen-Darmstadt, ein Bruder des vorigen, geboren 1845, wohnte im Feldzuge gegen Frankreich 1870/71 den Schlachten von Mars la Tour, Gravelotte, Noisseville, Orleans, der Cernirung von Metz und verschiedenen Gefechten bei.

Prinz Alexander, ein Sohn des Großherzogs Ludwig II. von Hessen-Darmstadt, geb. 1823, nahm als kaiserl. russischer Generalmajor und Kommandeur der Kavallerie 1845 an dem Feldzug gegen die Bergvölker im Kaukasus in hervorragender Weise theil, weshalb er mit dem Ritterkreuz des Militair-St.-Georgordens dekorirt wurde, trat 1853 als Generalmajor in die k. k. österreichische Armee. 1859 kämpfte er in Italien gegen die Franzosen und Piemontesen, wurde Feldmarschalllieutenant und erhielt das Ritterkreuz des Maria-Theresia-Ordens. 1866 wurde er vom König von Württemberg im Feldzug gegen Preußen zum Kommandeur des 8. deutschen Bundeskorps ernannt. 32 Orden, darunter der k. preußische Militairorden pour le mérite und der kurf. hessische Militair-Verdienstorden pour la vertu militaire schmückten seine Brust.

Indem wir noch anfügen, daß in hessenkasselschen Diensten auch folgende Offiziere dienten:

Prinz Karl Leopold von Anhalt (als Generallieutenant),
Graf von Frieß,
Graf Leopold von Styrum,
Graf Ernst von Lippe Alverdissen,
Graf Karl Georg Ludwig von Stollberg,
Graf Vinzenz von Hohenfeld,

schließen wir diese Zusammenstellung und behalten uns deren Fortsetzung und Vervollständigung vor.

Heimweh!

I.

Nun liegt in gold'nen Lenzesträumen
Das wunderschöne fremde Land
Mit Blüthenduft auf allen Bäumen
Und blauem Schmelz am Donaustrand.

Die Schwalben droben jubiliren,
Die Tauben kreisen um's Gestein,
Die Kinder auf den Höfen führen
So wie daheim den Ringelreihn.

Ich neige tief mein Ohr, zu lauschen,
Ob's Worte selig mir gefeit —
Ob Verslein mir zum Herzen rauschen
Die eigne liebe Kinderzeit.

Wie war da unschuldsvoll das Leben,
Der Himmel nah — die Schuld ein Traum!
Mich faßt ein herzentstammtes Beben
Und meinen Thränen wehr' ich kaum.

Es faßt mich seltsam an — sie singen —
Doch nicht der Chattenweise Ton,
Die Lieder, die da unten klingen,
Die hört' ich im Theater schon.

Die Stirne senkend in die Hände
Seh' ich die alte Linde weh'n —
Ist mir's, als ob am Bachgelände
Sich jauchzend Hessenkinder dreh'n.

II.

Ich weiß ein Land — o nicht am Rhein
Und nicht am ew'gen, stolzen Meer:
Ein stilles Ländchen — ernst und klein,
Gedankenvoll und sorgenschwer.

Mit dünnem Korn auf karger Flur —
Mit Hütten — lehmgebaut und arm —
Mit wen'gen stolzen Städten nur —
Ein Waisenland — daß Gott erbarm!

Doch nährt es seine Kinder treu —
Giebt Jedem mit, soviel er braucht,
Und ehrlich steht es, sonder Scheu,
Von frischer Waldesluft durchhaucht.

Und in dem Ländchen fern und klein,
Drin meine Wieg' gestanden ist —
Lebt heute noch mein Mütterlein —
O armes Land, wie reich du bist.

III.

Durch stille Wiesen wandern Bäche —
Die ernsten Waldesmassen hüten
Auf Bergen rings der Thäler Frieden,
Daß kein zu rauher Sturm ihn breche.

Viel Blumen steh'n an Rain und Halde,
Die Turteltaube girrt im Grunde,
Die Amsel singt zu früher Stunde,
Daß sie den goldnen Tag erwecke.

Am Hügel liegt — verdeckt von Föhren —
Ein kleines Haus — die Nachtigallen
Sie lassen hell die Stimmen schallen,
Selbst wenn sie Deine Schritte hören.

Der Finke sitzt im Fensterbogen,
Und freundliche Gesichter grüßen:
Fort mit dem Staub von Deinen Füßen,
Der Du von fern zu uns gezogen!

O Gast auf meiner Heimath Schwelle —
Wird sich Dein Herz nicht weiter dehnen?
Die Hände streck' ich aus voll Sehnen:
Wie gern wär' ich an Deiner Stelle!

Th. Keiter, geb. Keßner.

Friejohr.

(Schwälmer Mundart.)

Bann de Sprinn*) es werre komme
Ö de Stohrk gebauwt seng Nähst,
Destelfenk ee Fräh genomme,
Es de Wenter dogewähst.

Ö dos Friejohr es gekomme,
Höt ins Bleemerche gebrocht.
Ö de Kückück wedd vernomme,
De noch net o's Nähst gedocht.

Ö die Lärch, eij! steiht der trellernd:
„Lari liri!" i die Loft.
Die Babbiller**) fleihe schellernd
Lostig i de Sonn scho oft.

O demm Stohre†) wosse Weihre,
Peise macht sich Jong fer Jong;
Ö dos Mäje, dos gescheihre,
Sengt, bie eenst seng Motter song.

Eij, dos es ee lostig Dreiwe,
Es in Jüwel, in Gesahnk!
Ber do noch im Häus well bleiwe,
Weß demm Schepfer jo kin Dahnk!

Nee, als näus ö met gesonge,
Net geslahnt, nee, met gelacht,
Met gejüwelt, met gespronge!
Gött zür Freed dos Friejohr macht.

Kurt Ruhn.

*) Staar. **) Schmetterlinge. †) Wasser.

Aus Heimath und Fremde.

In der Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde am 27. Mai erledigte zunächst der Vorsitzende Major a. D. von Stamford den geschäftlichen Theil. Hiernach hielt Dr. med. Schwarzkopf den angekündigten Vortrag über „die Theilnahme der Königl. westfälischen Truppen an der Schlacht vor Borodino, 7. Septbr. 1812". Hatte Redner in seinem ersten am 25. März über dieses Thema gehaltenen Vortrag sich vorzugsweise mit der Theilnahme der westfälischen Kavallerie beschäftigt, so galt diesmal sein fesselnder, schwungvoller Vortrag, der lebhaften Beifall fand, der Betheiligung der übrigen westfälischen Truppen, namentlich der Infanterie und Artillerie an jener Schlacht. Bericht folgt später.

Im Kunsthause dahier ist gegenwärtig der künstlerische Nachlaß des am 9. Februar d. J. verstorbenen Nestors der hessischen Künstlerschaft, Professors Friedrich Müller, ausgestellt, der nicht verfehlen wird, in den weitesten Kunstkreisen das allgemeinste Interesse hervorzurufen. Die ausgestellten sechs Gemälde zeigen des heimgegangenen verewigten Meisters künstlerische Bedeutung auf historischem und landschaftlichem Gebiete. Es befinden sich darunter: „Ausstellung der Leiche der hl. Elisabeth", „Jakob und Rahel" und „Die Anbetung der Hirten". Außerdem ist eine Mappe mit 54 anziehenden Feder-Skizzen ausgelegt. Auch ein vorzüglich gelungenes Portrait Friedrich Müller's, von Professor Kolitz gemalt, ist daselbst ausgestellt.

Die Rhönklub-Sektion Fulda hat in der Generalversammlung am 2. Mai beschlossen, im Sommer 1889 folgende Ausflüge und gemeinsamen Partien zu unternehmen: 1) am 10. und 11. Juni nach dem Kreuzberg in Gemeinschaft mit der Rhönklub-Sektion Würzburg; 2) am 29. Juni Ausflug nach Kassel und Wilhelmshöhe; 3) am 21. Juli nach der großen Wasserkuppe in Gemeinschaft mit dem Taunusklub; 4) am 4. August nach Würzburg, wo die diesjährige General-Versammlung des Rhönklubs stattfindet. Außerdem sind noch mehrere Familienpartien in Aussicht genommen. — In den letzten Versammlungen der Rhönklub-Sektion Fulda hielt der Präsident des Vereins, Kreisphysikus Dr. Justus Schneider, Vorträge über „Bilder der Rhönbahn Fulda-Gersfeld", die gegenwärtig im „Fuldaer Kreisblatt" zum Abdruck gelangen.

Am 18. Mai fand zu Fulda die Beerdigung des zu Riesbach bei Zürich am 14. Mai verstorbenen Prinzen Friedrich Wilhelm von Hanau auf dem städtischen alten Friedhofe unter zahlreicher Betheiligung von Leidtragenden statt. Der Trauerfeier wohnten die beiden Söhne des Verblichenen, die Grafen Friedrich und Ludwig von Schaumburg, dessen Brüder, die Prinzen Wilhelm von Hanau, Majoratsherr von Hořovic, und Karl von Hanau, der Landgraf Alexis von Hessen-Philippsthal-Barch-

feld, Hofmarschall a. D. Freiherr von Verschuer, Kabinetsrath Schimmelpfeng, Kammerdirector Preser ꝛc. ꝛc. bei. Superintendent Rollmann hielt an der Familiengruft die Trauerrede. Vielfach nahm er Bezug auf das Testament des Verewigten, welches tief bewegliche Einblicke in dessen Gemüths- und Seelenleben gewährten und Zeugniß ablegten von seiner liebevollen Gesinnung und zarten Fürsorge für die treue Gefährtin seines Lebens, die Gräfin Ludovica von Schaumburg, geb. von Alten, und seine beiden Söhne. Die „Fuldaer Zeitung“ ist in der Lage, den Anfang des Testaments authentisch mitzutheilen. Wir lassen denselben hier folgen: Nach den einleitenden Worten heißt es: „Zunächst ein Abschiedswort an meine Lieben. Nach einem wechselvollen und schicksalsreichen Leben, nach vielem Bitteren und Herben, das ich erfahren und nachdem ich von Ort zu Ort gewandert ohne Rast und Ruhe, war es mir beschieden, wenn auch außerhalb des deutschen Vaterlandes und unter nie erlöschendem Heimweh doch mit Dir, meine innig geliebte Ludovika, mir ein stilles und sicheres Dasein zu gründen.

Ich danke Dir für die Liebe, die Du mir zugewendet, für die Treue, die Du mir bewahrt und für die Fürsorge, die Du mir stets bewiesen hast. Pflege Dich und finde Dich in die Verhältnisse, wie ich sie Dir nach meinem Tode bieten kann.

Ich bitte Dich, vergiß alle bitteren Stunden, die wir verlebt haben und laß mich in dem Gedanken von Dir scheiden, daß Du in Liebe und Freundschaft meiner gedenken willst.

Lebe wohl, Gott beschütze Dich und nehme unsere Söhne in seine Obhut. Euch, meine beiden Söhne sage ich dies: Ehret euere Mutter, auf daß es Euch wohlergehe auf Erden, denn ihrer treuen Liebe zu mir verdankt Ihr Alles. Lasset mich hoffen und versprecht mir dies, daß Ihr mit Eurer Mutter im innigsten Verkehr bleibt und sie so oft als möglich besucht. Laßt es Euch insbesondere angelegen sein, daß sie die Freude habe, zu Weihnachten oder an sonstigen Gedenktagen, die vereint zu verleben unsere schönste Familienfreude war, Euch bei sich zu sehen, Gedenket bei den ersten Weihnachten auch ein wenig an mich, wenn ich nicht mehr bei Euch bin.

Alle meine Wünsche für Euch fasse ich in den einen zusammen: Werdet Eurer Mutter ihres Alters Stolz und Sonnenschein.

§. 1. Meine Leiche soll in Fulda beigesetzt werden. Hier habe ich mein Domizil gehabt, bis das Jahr 1866 kam, und hier will ich unter hessischer Erde in Frieden ruhen. Der Begräbnißplatz auf dem Todtenhof soll so gewählt werden, daß für zwei Gräber darauf Raum ist und soll mit einem einfachen eisernen Gitter umzäunt werden. Mein Wunsch ist, daß dermaleinst auch meine Gemahlin hier neben mir ihre Ruhestätte finde; haben wir uns doch in Fulda dereinst gefunden und von da unsere gemeinsame Reise durch das Leben angetreten, möge sie daher gebe Gott erst in vielen, vielen Jahren, mir auch im Tode dahin nachfolgen nach dem Wort: Wo Du begraben bist, will ich auch begraben sein.

Meinen beiden Söhnen soll das Recht und die Möglichkeit gesichert sein, wenn sie wollen, neben dem Grabe ihrer Eltern zu ruhen. —

Ich lebte und sterbe in der Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes. Mein Grab soll mit einem Marmorstein bedeckt werden, auf welchem mein Wappen und die Inschrift stehen soll:

Hier ruht
Friedrich Wilhelm, Fürst von Hanau,
Graf von Schaumburg,
geboren Wilhelmshöhe den 18ten November 1832
gestorben —

Die „Züricher Zeitung“ widmet dem Prinzen Friedrich von Hanau einen warmen Nachruf, in dem sie ganz besonders dessen Wohlthätigkeitssinn hervorhebt. In der That, der Verewigte ist stets ein wohlwollender, edeldenkender Mensch gewesen und wenn er auch in seinar Jugend nicht frei von Verirrungen gewesen sein mag, so ist er doch geläutert aus denselben hervorgegangen. In den letzten Jahrzehnten war er in der Schweiz ansässig, wo er sich ein glückliches Familienleben und ein behagliches Heim am Gestade des Züricher Sees gegründet hatte. Durch sein Testament hat er sich und seiner Familie ein ehrendes Denkmal gesetzt. Friede seiner Asche.

Hessische Bücherschau.

— Das soeben erschienene Juniheft der „Deutschen Rundschau“ enthält die Fortsetzung von Julius Rodenberg's literarischem Essay: „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß.“ Hatte Julius Rodenberg in dem ersten Abschnitte die Jugendzeit Franz Dingelstedt's in Rinteln behandelt, so beschäftigt er sich in dem vorliegenden zweiten Abschnitte mit der Universitätszeit des Dichters in Marburg und der hannoverschen Episode. Wir behalten uns vor, auf diese zweite Abtheilung des hochinteressanten Essay gleichwie auf die erste in einer späteren Nummer unserer Zeitschrift zurückzukommen. — Dasselbe Heft der „Deutschen Rundschau“ bringt noch eine andere sehr beachtenswerthe Abhandlung von einem hessischen Schriftsteller: „Die Wehrkraft Italiens“ von Otto Wachs, Major a. D. Der Verfasser war früher kurhessischer Offizier, zuletzt königl. preußischer Major im 2. hannoverschen Infanterie-Regiment Nr. 77. Durch seine gediegenen militärwissenschaftlichen Arbeiten hat er sich einen sehr geachteten Namen in der literarischen Welt erworben.

Die Reichsabtei Hersfeld bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Von Philipp Hafner, Gymnasiallehrer. Hersfeld, Verlag von Hans Schmidt 1889. (147 S.) Preis 2 M.

Verfasser hat bei der am 31. Juli v. J. zu Hersfeld abgehaltenen 54. Generalversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde über den gleichen Gegenstand einen Vortrag gehalten, welcher großen Beifall fand. In dem angezeigten Schriftchen liegt uns dieser Vortrag in vielfach erweiterter Gestalt vor, zugleich durch fortlaufende zahlreiche Quellennachweise belegt. Da der Inhalt bereits in dem vorjährigen Bande des Hessenlandes (S. 265 — 266) den Lesern vorgeführt worden ist, beschränken wir uns hier auf Angabe der Titel der einzelnen Kapitel: I. Die Abtei Hersfeld von ihrer Gründung bis zum Ende der Karolinger. II. Die Abtei zur Zeit der sächsischen Kaiser. III. Dieselbe zur Zeit der salisch-fränkischen Kaiser. IV. Dieselbe zur Zeit der Hohenstaufen. V. Die inneren Verhältnisse der Abtei während des letzten Zeitraums. Von den Beilagen sei hier besonders erwähnt eine bisher ungedruckte Hersfelder Urkunde, betr. die Belehnung des Markgrafen Friedrich von Meißen mit Gütern und Städten im jetzigen Königreich Sachsen durch Abt Heinrich von Hersfeld (23. Juli 1292). Allen, die sich für die alte gemüthliche Lullusstadt interessiren, sei das Schriftchen warm empfohlen.

A.

Hessisches Ehrenbüchlein. Kurzer Abriß der Landeskunde und Geschichte. Kassel 1885. (Gustav Klaunig). II. 64 S. 8⁰.

Auf keinem Gebiete der deutschen Spezialgeschichte hat sich seit zwei Jahrzehnten der Dilettantismus so breit gemacht, als auf dem der hessischen. Dieser Umstand ist in mehr als einer Hinsicht sehr zu beklagen. Abgesehen davon, daß für bessere wissenschaftliche Leistungen der Boden entzogen wird, verliert das Publikum auch den rechten Maßstab für die Werthschätzung guter Arbeiten und beklagt sich, wenn es nicht blos angenehm unterhalten wird. Andererseits steigen die Dilettanten zu wahrhaften Geschichtspäpsten auf, die um so gefährlicher sind, als ihnen, die keine Selbstkritik zu üben vermögen, auch jede andere Kritik als persönliche Kränkung erscheint.

Wer das oben genannte Werkchen verfaßt hat, ist mir zwar nicht bekannt, da der Verfasser sich leider nicht genannt hat. Allein der selbstbewußte Ton, mit dem kritiklose Behauptungen als geschichtliche Wahrheiten aufgetischt werden, läßt den Dilettanten erkennen. Was mich besonders veranlaßt, das bereits vor vier Jahren erschienene Buch jetzt noch einer Besprechung zu unterziehen, hat seinen Grund darin, daß ich kürzlich im Gespräche Ansichten über unsere vaterländische Geschichte begegnete, deren Verkehrtheit eben in diesem „Ehrenbüchlein“ wurzelte. So wollen wir einige Proben hier folgen lassen, soweit der Raum ausreicht.

S. 2. Die Batawen seien, heißt es, aus dem Oberlahngau ausgewandert, „wo noch die Grafschaft Battenberg.“ Dies wird nicht etwa als Vermuthung, sondern als Thatsache ausgesprochen, obwohl wir über die Sache nichts weiter wissen, als die Mittheilung des Tacitus, daß die B. ein Zweig der Chatten seien, aus dem Lande ausgewandert wegen innerer Zwistigkeiten. Die Erklärung, daß Battenberg nicht zu Batzenberg oder Bassenberg geworden (vergl. Batava castra — Pazouua, Passau), bleibt uns der Verfasser schuldig. Etwas milder heißt es auf S. 22: Selheim in Oberhessen, früher Saliheim, „dürfte“ der Ausgangspunkt der salischen Franken gewesen sein. Abgesehen davon, daß der Verfasser, wollte er sich anders historisch richtig ausdrücken, sagen müßte: der Ort wird wahrscheinlich Saliheim geheißen haben, — denn die älteste belegte Form ist Seleheim — so wird auch verschwiegen, daß die nächstliegende Ableitung von ahd. sal = Haus ist, as. seli, nhd. Saal, wie ahd. auch z. B. die Form selihûs = Saalhaus sich findet. Nun gibt es außerdem der Sale- oder Seleheim mehrere, z. B. eines bei Schwellungen in Thüringen; ferner Selm unweit der Lippe in Westfalen, Zeelhem bei Diest; es gibt ein Selibach in der Grafschaft Wied am Rhein, jetzt Selbach; dgl. bei Vilmar an der Lahn, jetzt Seelbach; dgl. bei Heilbronn, jetzt Söllbach; es gibt ein Selihobon am Chiemsee, ein Selihurst in Westfalen, — die alle mit gleichem Anspruch als Ausgangspunkte der salischen Franken gelten konnten. Was Rich. Schröder i. J. 1880 über die Salier und die Herkunft der Franken überhaupt in Sybel's Hist. Ztschr. Bd. 43, S. 1 ff. schrieb, ist dem Verfasser offenbar fremd geblieben.

Was aber ist nach dem allen, so möchten wir fragen mit, so gänzlich haltlosen und in der Luft schwebenden Vermuthungen über die Herkunft dieses oder jenes Volksstammes für die Geschichtsforschung gewonnen? Nichts! im Gegentheil, da sie den unbefangenen Blick des Lesers trüben, sind sie geradezu ein Unrecht, und allenfalls den Steinen zu vergleichen, welche muthwillige Knaben dem ernsten Wanderer in den Weg werfen.

Auf S. 21 lesen wir erstaunt Folgendes: „Einige Jahre nachher ward aber, schon gleich bei einem der mordbrennerischen Einfälle der Römer, ihre alte Hauptstadt an der Edder in Asche gelegt. Mattiakum oder gekürzt Mattium, im achten Jahrhunderte Matziachi, dann Metzach, heute Metze — ein Dorf.“

Mattium kommt vor, Metze dergleichen; die übrigen Namen — sind Erfindung, um so dreistere Erfindung, als gleich das Jahrhundert beigesetzt wird, wo die Form Matziachi vorkommen soll. Metze wird zuerst im Jahr 1074 genannt und heißt da „Mezehe“. Tacitus nennt Ann. XI, 20 den

agrum Mattiacum; man kennt ferner die fontes Mattiaci u. s. w., aber das Wort ist hier offenbar adjectivisch zu fassen; was nun gar Mattiacum oder verkürzt Mattium sagen will, ist ganz unverständlich.

Vielleicht ahnte der Verfasser selbst, daß man ihm bei seinen Angaben aus der Vergangenheit einst dreiste und neugierige Fragen über das Woher die Sache? vorlegen könnte. Er versucht's darum mit der Zukunft, wo er schon sicherer ist, uncontrollirt zu bleiben, und sagt auf S. 25: „Nächste Frist (für die Erscheinung Karls des Großen am Odenberge) ist 1889." Wenn das der Herr Verfasser so gut berechnet hat, so gelingts ihm vielleicht auch, die Erscheinung der weißen Jungfrauen an den mannigfachen Bergen des Hessenlandes auszurechnen: man kann da viele Schätze erwerben!

Auf eben der Seite läßt der Anonymus den h. Bonifatius aus dem Holze der Donners-Eiche die Kapelle auf dem Bürberge erbauen. Hätte er, ehe er die Feder zu seinem „Ehrenbuche" ansetzte, Landau's „Territorien", das Werk treuer Forschung eines ächten hessischen Gelehrten, gelesen, so würde er sich daraus S. 372 ff. belehrt haben, daß Bonifatius nirgend anders als auf der Stelle des Fritzlarer Domes die Kapelle erbaut haben kann.

S. 26 berührt es widerwärtig, wenn den Hessen als Widersachern des hohenstaufischen Kaiserhauses sozusagen ein Lob ertheilt wird, doppelt unangenehm, da es unter dem Deckmantel der Anonymität geschieht; da der Verfasser kein Siegfried an Wissen ist, so steht ihm die Tarnkappe übel an.

Wir wollen mit dem Verfasser über seine Ansichten bez. der Herkunft der thüringischen Landgrafen nicht streiten, denn die Sache ist sehr dunkel. Er gestatte uns jedoch, auf folgender Stelle ihn festzunageln:

S. 28 heißt es: „Die hessische Fürstenwürde jenes dritten Ludwig, unter welchem die Vereinigung (von Thüringen und Hessen) stattfand, war also älter denn seine thüringische. Er hatte schon einige Jahre zu Gudensberg, in hohem Ansehen bei Kaiser und Reich gewaltet, als er dann eben deshalb auch noch Landgraf von Thüringen ward; in welchem Lande er als fränkischer Standesherr von Vorfahren ererbte große Besitzungen inne hatte."

Gewiß war die hessische Fürstenwürde Ludwigs älter als seine thüringische; denn sein Schwiegervater, Graf Giso von Gudensberg, von dem er jene erbte, starb 1122; sein Vater Ludwig II. aber, der Graf von Thüringen, erst 1123; wäre der letztere statt 1123 z. B. 1121 gestorben, so war die thüringische Grafenwürde Ludwigs die ältere, wie jedem einleuchten wird. Item, der Verfasser möchte gerne glauben machen, daß nicht Hessen an Thüringen gefallen sei, sondern umgekehrt: ist dies schon Partikularismus, so hinkt doch die Methode!

Wenn er aber sagt, Ludwig habe schon einige Jahre zu Gudensberg gewaltet, als er dann eben deshalb auch noch Landgraf von Thüringen geworden sei, so ist dies eine Entstellung, die gerügt werden muß. Von 1123 bis 1130 war Ludwig III. Graf von Thüringen und heißt z. B. in einer Urkunde des Klosters Breitenau v. J. 1123: comes de Turingia Ludewicus, qui et advocatus. Er hatte aber auch nach dem Tode seines Vaters, wie es scheint, die hessische Grafenwürde ganz an seinen jüngeren Bruder Heinrich Raspe abgetreten, der z. B. im Jahre 1130, wo er stirbt, Graf von Gudensberg genannt wird (Ann. Rosenveld. ad a. 1130. Pertz, Monum. Germ. XVI. 104). Erst 1131, also nach Heinrichs Tode, nennt sich Ludwig wieder comes de Wuodensberg (Wenck, Hess. Landesgesch. II, Urkb. S. 96); und nun soll er gar, nicht als Graf von Thüringen, nein, weil er Graf von Hessen war, Landgraf von Thüringen geworden sein?! Eine seltsame Art der Geschichtsschreibung! Nebenbei bemerkt, wäre ich neugierig zu erfahren, wo dem Verfasser die Kunde herkommt, daß Ludwig einige Jahre zu Gudensberg in hohem Ansehen bei Kaiser und Reich gewaltet habe! Für Nachweisung des Chronisten, der dies berichtet, wäre ich dankbar.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die vielen Irrthümer oder absichtlichen Entstellungen dem Verfasser auf Schritt und Tritt und Seite für Seite — wie wir leicht könnten — aufdecken; wir könnten noch in Versuchung kommen, das ganze Werk abdrucken zu lassen. Kurz erwähnt sei nur noch Folgendes: S. 31 „Dieses Treuegelübde von der Mader Heide zc." Der Chronist gibt gar den Ort nicht an, wo die Volksversammlung der Hessen (1246) gehalten sein soll; sie konnte ebensogut, wenn sie wirklich stattfand, am Spieß sein. Hätte aber der Verfasser, ehe er sein Buch schrieb, den Aufsatz von Ilgen und Vogel im X. Band der Ztschr. f. Hess. Gesch. N. F. S. 151 ff., der i. J. 1883 erschien, sich angesehen, so würde er gewußt haben, daß der Markgraf Heinrich von Meißen vonvornherein nicht der Feind, sondern der Vormund Landgraf Heinrichs des Kindes war (bis 1256 oder 1257). Herzog Albrecht von Braunschweig war der Eidam der Herzogin Sophie von Brabant und ihr Bundesgenosse in der um 1260 entbronnenen Fehde gegen Meißen. Trotzdem redet der Verf. von sechzehenjährigem blutigem Ringen mit dem Markgrafen von Meißen und dem Herzoge von Braunschweig!

Wenn wir S. 33 lesen: „Sammlung des Chattenstammes — das war von jeher die Losung des Hauses Brabant", so möchten wir fast meinen, die Losung der Einigung der Nationen sei nicht erst in diesem Jahrhundert aufgekommen. Der Verfasser denkt: es wär' so schön gewesen! Aber den alten Landgrafen waren die Plesse'schen, die Schaumburgischen und andere sächsische Besitzungen ebenso

willkommen, wie die Katzenelnbogischen. Wozu nun dergleichen schiefe Anschauungen ins Volk tragen!

Unser Raum geht zu Ende! Dennoch können wir vom „Ehrenbüchlein" nicht scheiden, ohne noch des Verfassers Kenntnisse in der neueren Geschichte einer Stichprobe zu unterziehen.

Er sagt S. 42: „Wilhelm VIII., unter dessen Regentschaft der erste dieser (der schlesischen) Kriege ausbrach, hatte ebenso wenig als sein katholischer Sohn Gesinnungs-Theilnahme für König Friedrich II. von Preußen u. s. w. Demgemäß stand dann auch in beiden ersten schlesischen Kriegen Hessen-Kassel ... mit England gegen den preußischen Friedensbrecher und dessen französischen Bundesgenossen im Felde."

Die Worte sind ebenso abgeschmackt als falsch. Ein jedes Kind weiß, daß im österreichischen Erbfolgekriege hessische Truppen sowohl für als gegen die Sache Kaiser Karls VII. fochten. Gegen Preußen haben sie gar nicht im Felde gestanden. Was aber das Verhältniß Hessens zu Preußen i. a. und das Wilhelms VIII. (damals noch Statthalter) zu Friedrich II. i. b. betrifft, so genügt ein Blick in den Band 2 der Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen, Berlin 1879 (!), um zu erkennen, daß solches ein durchaus freundschaftliches war. Ich lasse einiges zum Beweise hier folgen:

1) Verhandlungen zwischen Preußen und Hessen-Kassel wegen eines Vertrages (abgeschlossen 23. März 1743): Preußen übernimmt die Garantie der hessischen Lande, Hessen die von Schlesien und Glatz.

2) Wilhelm in Berlin (26. Mai bis 2. Juni 1743)

3) Associationsproject des Prinzen Wilhelm zwischen verschiedenen Reichsständen, darunter Preußen und Hessen. S. 403.

4) Einladung des Prinzen Wilhelm nach Berlin und Aufmerksamkeit des Königs für denselben, den 13. Oktober 1743. S. 444, 446 (der König schenkt ihm kostbares Porzellan).

5) Sendung des hessischen Ministers v. d. Asseburg nach Berlin (Dez. 1743); es heißt in dem Schreiben des Königs an den Prinzen darüber (S. 486): J'accepte avec un contentement infini les témoignages d'amitié et d'affection que Votre Altesse vient de me donner dans la lettre du 27 novembre.

Wer da weiß, in welchem vertrauten Briefwechsel Wilhelm VIII. stets mit Friedrich II. gestanden hat, (das Verhältniß beider war derartig, daß der König beim Tode des Landgrafen sagte, er habe seinen besten Freund verloren;) wer ferner erwägt, daß es nur die Begeisterung für den großen König war, die den Erbprinzen Friedrich von Hessen bewog, den Lockungen Oesterreichs zu widerstehen und in preußische Dienste zu treten, der kann die Unterstellungen des „Ehrenbuches" nur als frivole bezeichnen.

Die Geschichtsschreibung ist eine ernste Wissenschaft, kein Spiel für Dilettanten, um ihre überflüssige Zeit todt zu schlagen. Am wenigsten aber sind Leute dazu berufen, welche die Geschichte so schreiben, wie sie ihrer Meinung nach sein soll, nicht wie sie wirklich war. Die hessische Geschichtsschreibung erfreut sich vielleicht nicht hoher Protektion. Um so mehr muß das hessische Volk dahin streben, sich seine Geschichte rein und unverfälscht zu erhalten. Da kann man nur wünschen: Gott bewahre uns vor solchen Forschern! Denn mit diesem „Ehrenbüchlein" können wir keine Ehre einlegen.

Hugo Brunner.

Aufruf

für einen Aussichtsthurm auf dem Bilstein.

Unter den Bergen des schönen Hessenlandes hat der im Kaufunger Wald sich erhebende Bilstein bei Großalmerode durch seine unvergleichliche Aussicht von jeher in besonderem Grade die Wanderer und Freunde eines edlen Naturgenusses angezogen und gefesselt.

Leider wird neuerdings in Folge des Emporwachsens der Bäume die Aussicht mehr und mehr beeinträchtigt. Eine Freilegung derselben durch Abholzung läßt sich nicht ermöglichen. Auf vielseitige Anregung hat sich deshalb die in Großalmerode bestehende Sektion des Niederhessischen Touristen-Vereins in Verbindung mit dem Werrathal-Verein — Sektion Witzenhausen — zur Errichtung eines Aussichtsthurmes auf dem Bilstein entschlossen. Schon sind für diesen Zweck namhafte Beträge bereit gestellt. Noch aber ist der größere Theil der beträchtlichen Kosten aufzubringen. Wir richten deshalb an alle Naturfreunde und Touristen, namentlich auch an alle den Naturgenuß pflegenden Vereine die herzlichste Bitte, durch Geldspenden das Werk zu unterstützen und so zur Erhaltung der Bilsteinaussicht in ihrer seitherigen Schönheit beizutragen.

Die Unterzeichneten nehmen etwaige Gaben mit großem Dank entgegen.

Ide, Oberförster,
Vorsitzender des Werrathal-Vereins
„Sektion Witzenhausen".

Martin, Amtsrichter,
Vorsitzender des Niederhess. Touristen-Vereins
„Sektion Großalmerode".

Briefkasten

C. P. Wächtersbach. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

K. Sch. Bockenheim. Läßt sich für diese Nummer beim besten Willen nicht bewerkstelligen.

.....? Bockenheim. Wollen Sie gefälligst Ihre Adresse angeben, damit wir Ihnen brieflich antworten können.

Dr. W. F. Marburg. Sie haben uns durch Ihre Zusendung sehr erfreut. Besten Dank. Abdruck folgt in der nächsten Nummer.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 12. Kassel, 18. Juni 1889.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4. Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 12 des „Hessenlandes“: „Erinnern“, Gedicht von D. Saul; „Kassels Bürger in Waffen“. Ein geschichtlicher Rückblick von W. Rogge-Ludwig; „Sonderbare Fahnentreue“; „Fernweh“, Gedicht von Emilie Wepler; „Liebeslist“, Gedicht von Carl Preser; Aus alter und neuer Zeit: Marburger Erinnerungen. I, „Bonifatiusfest“ von J. Schwank; Erbauung der St. Martinskirche, von W. R.-L.; Alexander Hermann von Wartensleben und sein Dragoner-Regiment, von August von Baumbach; Ergänzung zu „Hessische Offiziere“, von Dr. A. Roeschen; Aus Heimath und Fremde; Hessische Bücherschau.

Erinnern.

In der Erinnerung gewinnst Du Trost?
Weh Dir, daß Du nichts Besseres erlost.

Was Du vergessen längst durch Schicksals Gunst,
Sie weckt es auf mit arger Zauberkunst.

Sieh'! Deiner Jugend goldnes Märchenland —
Sie deutet hin mit leichengrauer Hand.

Sie raunt Dir zu: Und Alles dies war Dein!
Es fiel in Staub und wird nicht wieder sein.

So brechen, die vernarbt im Zeitenlauf,
Die Wunden schmerzhaft blutend wieder auf.

Grau ist Dein Haupt, nie wirst Du wieder jung —
Das schlimmste Weh ist die Erinnerung.

D. Saul.



Kassels Bürger in Waffen.

Ein geschichtlicher Rückblick
von
W. Rogge-Ludwig.

Den Bürgern Kassels war schon in frühen Zeiten, sobald die Städte überhaupt zu einiger Bedeutung und die Bürger zu Ansehen und Einfluß in denselben gelangt waren, die Verpflichtung auferlegt worden, bei Vertheidigung ihrer Stadt Mithülfe zu leisten. Sie waren in dieser Zeit eine feste Stütze des Landesherrn im Kampfe mit dem auswärtigen Feind und namentlich mit dem — stets fehdelustigen Adel des Landes. So hatten die Bürger Kassels im Jahre 1385 bei der Belagerung der Stadt durch Balthasar von Thüringen und Otto von Braunschweig das von dem Feinde zwischen dem Weinberge und Wehlheiden angelegte Lager angegriffen und die Belagerer bis nach Zwehren zurückgetrieben. In dem Bruderkriege der Landgrafen Ludwig II. (1458 bis 1471) und Heinrich III. wird als Vorzug des ersteren, als Besitzer von Niederhessen, bei der Theilung die Kriegsmacht der Kasseler Bürger, deren Brauchbarkeit und bewiesene Tapferkeit besonders hervorgehoben. In der Mainzer Stiftsfehde stellten sie 24 Mann zu Roß und 250 Mann zu Fuß.

Wilhelm IV. hatte gleich nach seinem im Jahre 1567 erfolgten Regierungsantritt die Festungswerke Kassels wiederhergestellt und erweitert und zu deren Vertheidigung neben 8 Fähnlein Landsknechten 3 Fähnlein Bürger, jede 200 Mann stark, bestimmt, welche ihr Standquartier auf dem Pferdemarkt, vor dem Ahnaberger (Weser) Thor und in der Neustadt (Unterneustadt) hatten.

Die Bürger wurden im Gebrauch der Waffen unterrichtet, wie sich aus dem am 1. April 1594 vom Landgraf Moritz für sie erlassenen Exercier-Reglement ergiebt. Die Schießübungen fanden in der Aue am Einfluß der kleinen in die große Fulda und später auf den den Schützen eingeräumten Werder vor dem Ahnaberger Thore statt.

Nach dem Reglement sollten die Schützen, welchen eine Uniform vorgeschrieben war, auch unterwiesen werden, wie sie mit ihren Rohren Reverenz thun sollen und nur diejenigen, die schon mit ihrem Rohr Bescheid wissen, sollen nach der Scheibe schießen dürfen, den andern soll erst gelehrt werden, wie sie hurtig laden und abschießen mögen. Für das hurtige Laden ist die Vorschrift im Reglement von besonderem Interesse, welche dem Drillmeister für die Einübung desselben gegeben wird. Danach soll es in folgenden Kommandos geschehen:

Heb dein Rohr auff
Faß die Lunten zwischen die Finger
Leg dein Rohr auff
Füll die Flasche mit Pulver
Leg dein Rohr ab
Halt dein Rohr über sich
Heb die Lunten ab
Blaß die Lunten ab
Setz die Lunten auff
Meß die Lunten
Verwahr die Pfanne
Blaß in die Kohlen
Schaub die Pfann' auff
Füll die Pfann'
Schaub die Pfann' zu
Ladt Pulver ein
Ladt Kugel ein
Zeuch den Ladstock aus
Setz Kugel auff
Steck den Ladstock ein
Schlag an
Schieß ab.

Die Verwendung der Bürger bei Kämpfen gegen einen äußeren Feind und außerhalb ihrer Stadt fand immer weniger Anwendung, je mehr es aufkam, fremde Söldner in Dienst zu nehmen. Schon in dem erwähnten Bruderkriege hatte Ludwig 600 Böhmen (Trabanten) und Heinrich III. über 1000 Schweizer in Sold genommen.

Ihnen blieb aber noch im 30jährigen Krieg und den folgenden Jahren die Pflicht mit zwei Fähnlein junger Mannschaft und den Frei- Hand- und Doppelhakenschützenkompagnien die Stadt zu bewachen und im Nothfall zu vertheidigen. Bei feierlichen Aufzügen erscheint auch ein berittenes Corps bewaffneter Bürger.

Im Jahre 1664 wurde ihnen das Scheibenschießen an den Sonntagen verboten und ihnen in den Jahren 1733 und 1766 neue Reglements ertheilt, welche solches

außer am 3. Oster- und 3. Pfingsttage nur noch alle 14 Tage gestatteten.

Eine Folge der früheren Verwendung der Bürger zum Schutze der Städte hatte sich darin erhalten, daß die Bürgersöhne von der Werbung frei blieben. Im vorigen Jahrhundert hatten die Landesherrn den Kasseler Schützen auch noch dadurch ihr Interesse gezeigt, daß dem besten Schützen ein landesherrliches Gnadengeschenk oder Abgabenfreiheit auf ein Jahr zu Theil wurde. Landgraf Wilhelm IX. hatte den Bürgerschützen wenig Beachtung geschenkt, wurde aber andern Sinns nach Ausbruch der französischen Revolution und bei der Bedrohung seines Landes in den darauf folgenden Jahren.

Im Jahre 1794 wurden die Schützenkompagnien mit allen ihren früheren Vorrechten in allen Städten des Landes durch Verordnung vom 14. Jan. 1794 neu organisirt. Vier Kompagnien sollten ein Bataillon formiren und in Kassel ein solches aus zwei Kompagnien Doppelhakenschützen und 2 Kompagnien freie Handschützen unter dem Kommando des Forstraths Quentel als Major bestehen. Die Schützenoffiziere erhielten landesherrliche Patente und jedes Bataillon eine Fahne.

In der erwähnten V. O. wird gesagt:

„Wir haben uns umsomehr bewogen gefunden, selbigen zu einer unschuldigen Ergötzlichkeit und einiger Uebung mit dem Gewehr darunter in Gnaden zu willfahren, als Wir hierbei zum Voraus überzeugt sein können, daß, wie überhaupt Hessens braves Volk durch musterhafte Unterthanentreue und Anhänglichkeit an seine Regenten eben so wohl, als durch Muth und kriegerischen Geist sich von jeher ausgezeichnet hat, also auch insbesondere die Schützenkompagnien sich gewiß doppelt eifrig zeigen werden, erforderlichen Falls zur Sicherheit und Vertheidigung des Vaterlandes mit beizutragen.“

Zu einer solchen Verwendung kam es nicht. Der Dienst des Kasseler Schützenbataillons beschränkte sich in den folgenden Jahren nur darauf, daß bei einem ausgebrochenen Brande 50 Mann unter einem Offizier zur Sicherheit der geretteten Effekten und Aufrechterhaltung der Ordnung ausrückten. Im Jahre 1806 machte die Okkupation des Landes durch die Franzosen dem Kasseler Schützenkorps ein Ende.

An seine Stelle trat unter König Jérôme eine nach französischem Muster errichtete Nationalgarde zu 8 Kompagnien, à 150 Mann, und durch königliches Dekret vom 9. November 1808 ein Schützenkorps bestehend aus einem Bataillon zu 4 Kompagnien sowie einer Eskadron.

Diese Korps leisteten in einer Stärke von 150 Mann Kavallerie und 2000 Mann Infanterie vortreffliche Dienste in Aufrechthaltung der Ordnung, zur Zeit, als Kassel nach der Flucht Jérôme's bis zum Einrücken der Russen keine militärische Besatzung hatte.

Wie nach der Rückkehr des Kurfürsten überall der alte Zustand wieder hergestellt wurde, so wurde auch nach Auflösung dieser Bürgermiliz am 2. Oktober 1815 das Schützenbataillon in seiner früheren Weise wieder errichtet. In den nun eintretenden ruhigen Zeiten verlor es bald wieder seine Bedeutung und nur sein jährlich dreimaliges Ausrücken, am Geburtstage des Landesherrn, am 3. Oster- und 3. Pfingsttag nach dem Schützenhause gab von ihm Kunde. Dieser Auszug war jedesmal ein Volksfest, wie in anderen Städten das Vogelschießen.

Ein Zeitgenosse schreibt darüber in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen:

„Das jedesmalige Ausrücken des Schützenkorps war ein wahres Volksfest, da es sich hauptsächlich zu einem Trinkgelage mit nachfolgendem Tanze gestaltete. Die größte Heiterkeit erregte es immer bei den sehr zahlreichen Zuschauern, wenn zum Schluß der Feierlichkeit ein Bataillonsfeuer abgegeben wurde, da die Büchsen der meist etwas angetrunkenen und im Schießen wenig geübten Mannschaften zu sehr verschiedenen Zeiten zum Losgehen gebracht wurden.“

Kurfürst Wilhelm II. hatte in den beiden ersten Jahren seiner Regierung diese Auszüge noch gestattet, auch bestimmt, daß dem besten Schützen an seinem Geburtstage 15 Thaler aus der Stadtkasse gezahlt werden sollten, verbot sie aber im Jahre 1823 nach dem Erscheinen der Drohbriefe und gestattete nur, daß das Scheibenschießen gleichzeitig nur von einzelnen Leuten des Korps geübt werde.

Da brachte wiederum die Pariser Revolution des Jahres 1830 und die danach in vielen Städten ausgebrochenen Unruhen neues Leben in die Bürgerbewaffnung. Gleich der erste am 6. September 1830 in Kassel ausgebrochene Tumult, bei welchem 11 Bäckerläden verwüstet wurden, gab Veranlassung, daß alsbald etwa 300 Bürger bewaffnet zusammentraten, um das Militär, dessen allzuspätes Einschreiten gegen die Tumultuanten beklagt wurde, bei Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in der Stadt zu unterstützen. Als Erkennnngszeichen diente ein weißes um den linken Oberarm gebundenes Tuch. Dabei erschienen auch noch einige frühere Mitglieder des alten Schützenkorps, namentlich ein Major, in der gar seltsam gewordenen, aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Uniform.

Professor Müller erwähnt in seinem Buche „Kassel seit 70 Jahren“ bei Erzählung dieser Vorgänge, daß sich bei Bildung dieses Korps sonderbarer Weise gerade notorische Anhänger des damaligen Kurprinzen besonders eifrig gezeigt hätten. Dabei hat er offenbar den in dieser Zeit als Agenten für die Interessen des Kurprinzen bekannten Fabrikanten Carvacchi, Lieutenant bei dem alten Schützenkorps, im Sinn, welcher, wie ich sah, in seiner früheren Uniform, immer sehr eifrig bei jedem Zusammentreten des

Korps, welches auf dem Marktplatze vor unserem Hause stattfand, in Thätigkeit war.

Die V. O. vom 11. Oktober 1830 ordnete allgemeine Bürgerbewaffnung an, deren Zweck die Sicherstellung der öffentlichen Ruhe und Ordnung sein sollte. Nachdem die erforderlichen Gewehre aus dem Zeughause geliefert waren, wurden in Kassel zwei Bataillone Bürgergarde formirt, deren 4. und 8. Kompagnie als Schützen mit Büchsen bewaffnet waren und später das 3. Bataillon bildeten. Außerdem bestand, wie auch früher, eine Abtheilung zu Pferd, welche bei den Unruhen gute Dienste leistete. Die Dienstthätigkeit der Bürgergarde wurde durch ein Reglement regulirt, welches 2 Jahr bis zum Erscheinen des Bürgergardegesetzes in Geltung blieb.

In Anerkennung der von der Bürgergarde bei Wiederherstellung der Ruhe in der Residenz geleisteten Dienste hielt Wilhelm II. am 10. Dezember 1830 eine Parade über dieselbe auf dem Friedrichsplatz ab, hegte aber wenig Sympathieen für ein bewaffnetes Bürgerkorps, dessen Uniform, namentlich die rothwollenen Epauletten, ihm allzusehr an das französische Muster erinnerten. Der Name Bürgergarde durfte bei ihm nicht gebraucht werden und bald nach der Parade verbot er ihr den Friedrichsplatz als Sammelplatz, da über diesen Platz nur der Landesherr und nicht die Stadt zu verfügen habe.

Größere Sympathieen brachte den Bürgerbataillonen die Kurfürstin Auguste entgegen, wie sich namentlich bei der am 26. Mai 1831 auf dem Friedrichsplatz stattfindenden Fahnenweihe zeigte.

Auf dem oberen Theil des Friedrichsplatzes bildete das gesammte Korps ein nach der Königsstraße offenes Viereck, welches hier durch eine reich geschmückte für die Kurfürstin und die Prinzessin Karoline bestimmte und zwei daneben befindliche für das Offizierkorps, Stadtrath und Staatsbehörden errichtete Estrade geschlossen wurde. In dem Viereck war ein Altar errichtet, welchen die Kasseler Jungfrauen, die Stickerinnen der Fahnen, umstanden und auf welchem die Fahnen, nachdem die Kurfürstin und die Prinzessin Nägel in dieselben eingeschlagen hatten, in feierlicher Weise von dem Pfarrer Wilke geweiht wurden. Hiernach folgte der Vorbeimarsch des Korps vor den Tribünen. Auf dem unteren Theil des Platzes waren für den Nachmittag und Abend Tanzplätze und verschiedene Arten Volksbelustigungen — Kletterstangen u. s. w., sowie eine große Anzahl Buden für Speisen und Getränke hergerichtet. Hier entwickelte sich ein Volksfest, wie es Kassel in ähnlicher Weise nur an König Jérôme's Geburtstagsfesten gesehen hatte.

(Schluß folgt.)

Sonderbare Fahnentreue.

Im Zeughause zu Kassel befand sich vordem eine denkwürdige Fuldaer Landwehrfahne von rothem Seidenzeuge mit dem Bilde des hl. Bonifatius auf der einen und dem achteckigen Fuldaer Kreuze auf der anderen Seite. G. J. Malkmus berichtet in seinem trefflichen Historienbüchlein folgenden seltsamen Vorgang, bei welchem diese Fahne eine Rolle spielte:

Als Napoleon I. mit seiner Armee nach Frankreich zurückgegangen war und die Truppen der Alliirten ihm auf verschiedenen Punkten über den Rhein nachsetzten, erhielt die Fuldaer Landwehr Befehl, in das südliche Frankreich einzumarschiren. Sie nahm ihren Weg durch die Schweiz, kam nach Genf, dann nach Grenoble, Besançon und nach Lyon, wo sie längere Zeit garnisonirte. An einer Schlacht oder einer andern nennenswerthen Waffenthat hat sie sich niemals betheiligt; denn sie hatte sich auf ihrem Marsche nicht übereilt und war daher überall zu spät gekommen; ja als sie in Lyon einrückte, hatte Napoleon seine Abdankungsurkunde in Fontainebleau bereits unterschrieben. Deshalb brachte sie auch aus dem Feldzuge keine Siegestrophäe mit nach Hause; denn die alte französische Trikolore, die sie in einem Städtchen im Hause eines Maire's über dessen Bette gefunden und mitgenommen hatte, kann doch wohl nicht als eine eroberte Kriegsfahne betrachtet werden. Wie ihr Einmarsch in Frankreich, so war auch ihr Rückmarsch in die Heimath ein sehr langsamer und gab einem Witzbold zu dem bekannten Spottliede Anlaß:

„Nur immer langsam voran, nur langsam voran,
Daß die Fuldaer Landwehr nachkommen kann!“

Auf dem langsamen und langen Rückwege ließen es sich die Herren Offiziere ganz wohl sein, ja es wäre ihnen lieb gewesen, wenn die Reise noch einmal so lang gedauert hätte, als sie wirklich dauerte; aber die übrigen Mannschaften litten Hunger und Noth, erhielten keinen Sold und bekamen zum Theile auch Heimweh nach Frau und Kindern. Außerdem begriffen sie auch nicht, warum sie noch so lange zwecklos von Haus und Hof und Geschäft abwesend sein sollten, nachdem doch der Krieg beendigt und der Friede geschlossen war. Aus diesen Erwägungen entstand und reifte allmählich bei Vielen der Entschluß, ohne Weiteres

nach Hause zu gehen, und zur Ausführung dieses Vorhabens schien ihnen in Heidelberg, wo sie ebenwohl wieder längere Zeit liegen mußten, eine passende Gelegenheit sich darzubieten. Hier hielten nämlich die Offiziere einen Ball, der die ganze Nacht hindurch dauerte und zu dem die Militairmusik spielen mußte. Unter Anführung zweier Unteroffiziere, Gaß und Kammandel, rotteten sich 250 bis 300 Mann zusammen und beschlossen, in derselbigen Nacht abzuziehen, zugleich aber auch die Fahne mitzunehmen, damit man sie nicht für fahnenflüchtig erklären könne. Sie rückten vor das Quartier des Obristen, überrumpelten den Posten, der vor dem Hause stand, überredeten ihn mitzugehen, holten die Fahne heraus und suchten sofort das Freie. Auch hatten sie zwei Trommler bei sich; von den Offizieren aber und der Musikbande, sowie von den Fuldaischen freiwilligen Jägern, die gleichfalls in Heidelberg lagen, hatte sich Keiner ihnen angeschlossen. Bis zum anderen Morgen, wo man ihren Abzug gewahr wurde, hatten sie schon einen Vorsprung von mehreren Stunden. Die Offiziere waren nicht gewillt ihnen nachzusetzen, theils weil sie vom Balle noch einen dicken Kopf hatten, theils weil sie sich nicht auf ihre Leute verlassen konnten; auch marschirten die Deserteure nicht auf der Landstraße weiter, sondern auf Seitenwegen, vermieden namentlich solche Orte, wo Garnisonen lagen, wie Frankfurt und Hanau, gingen vielmehr durch den Vogelsberg und gelangten endlich über Lauterbach, Landenhausen und Haimbach in die Nähe von Fulda. Der damalige Stadtkommandant, Obrist von Buseck, von der Sache in Kenntniß gesetzt, erschrak nicht wenig über das unerhörte Beginnen. Er ließ sofort das Paulusthor, das Schulthor, das Wilhelms- und Kohlhäuserthor schließen und von einigen Veteranen, die ihm eben zu Gebote standen, mit geladenen Gewehren bewachen. Indessen kamen die Landwehrleute durch die anderen Thore, die nicht verschließbar waren, truppweise in die Stadt herein und sammelten sich auf dem Domplatze. Von da zogen sie zu dem Hause des Obristen, brachten ihm die Fahne und erboten sich, eine Wache vor das Haus zu stellen. Die erstere nahm der Obrist an, die letztere lehnte er ab. Nun verlangten und erhielten sie bei den Bürgern Quartier und wurden zum Theil von diesen gern aufgenommen. Am ersten und zweiten Tage trieben sie sich lustig auf den Straßen und in den Wirthshäusern herum und waren munter und guter Dinge; aber schon am dritten Tage änderte sich die Situation. Die Besatzungen von Frankfurt, Aschaffenburg und Hanau waren zusammengezogen und den Verwegenen nachgesendet worden und rückten mit zwei Feldkanonen in Eilmärschen nach Fulda vor. Die Deserteure, denen es bang wurde, als sie den Ernst ihrer Lage erkannten, sammelten sich mit den Waffen wieder auf dem Domplatze. Alsbald waren sie von allen Seiten umzingelt. Die zwei Kanonen wurden mit Kartätschen geladen und vor ihnen aufgepflanzt. Der Obrist von Buseck forderte sie nun auf, die Waffen abzulegen und sich zu ergeben. Sie verlangten Bedenkzeit. Man bewilligte ihnen eine Frist von zehn Minuten, nach deren fruchtlosem Ablaufe sie zusammengeschossen werden würden. An Widerstand war nicht zu denken, das sahen sie ein; darum ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade. Sie wurden sofort entwaffnet, als Gefangene abgeführt und vorerst in der Kaserne, im alten Zeughause und in den Räumen des vormaligen Zuchthauses untergebracht. Die Rädelsführer wurden in die Kasematten der Hauptwache eingesperrt, dann unter scharfer Bewachung nach Frankfurt gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt. Einer derselben, Kammandel, hatte sich jedoch, nichts Gutes ahnend, schon am Tage vor der Kapitulation aus dem Staube gemacht, soll nach Holland, von da nach Batavia gegangen und dort gestorben sein. Das Kriegsgericht verurtheilte die Urheber und Anstifter der Desertion zum Tode durch Erschießen. Wegen der Eigenthümlichkeit des Falles aber, da sie buchstäblich genommen die Fahne nicht verlassen hatten, auch nicht aus Feigheit, sondern aus Hunger und Noth davongegangen waren, wurde die Todesstrafe nicht vollzogen, sondern in Spießruthenlaufen umgewandelt. Die übrigen Landwehrleute wurden als Verführte betrachtet, in kleineren Abtheilungen nach Poppenhausen, Brückenau und Hammelburg verlegt, hier noch eine Zeit lang im Dienste behalten und dann in ihre Heimath entlassen.

Fernweh.

Nur fort, nur fort, ich seh' die Wolken ziehen
Und dort der Vögel ruhelose Schaaren,
Das Frühroth über fernen Bergen glühen,
Auch ich muß fort, mich faßt es bei den Haaren.

Hier ist die Sonne kalt, das Licht so trübe,
Es friert mich so, ich möchte Feuer trinken,
Die Menschen sind so arm an wahrer Liebe,
Und jenseits scheint ein Paradies zu winken.

Bei jeder Arbeit, ja selbst Nachts in Träumen,
Faßt dieses Fernweh mich mit Geierkrallen,
Gefesselt fühl' ich mich in heim'schen Räumen,
Ach, könnt' ich doch in fremde Länder wallen.

Und weiter, weiter, bis zum Meer dem fernen,
Dann ließ' ich tragen mich auf seinen Wellen,
Den Himmel über mir mit gold'nen Sternen,
Wegweiser mir zu jenen heil'gen Quellen.

So endlich wird gestillt das heiße Sehnen,
Das von der Seele hier will nimmer lassen,
Da giebt es keine Schmerzen mehr und Thränen,
Das höchste Ziel, dann darf ich es umfassen.

Emilie Wepler.

Liebeslist.

Arethusa steht im Bade,
Als Alpheus sie erblickt
Und der Nymphe vom Gestade
Seiner Liebe Zeichen schickt.
Doch Diana war zur Stelle
Und verwandelt rasch und setzt
Nach Sizilien sie als Quelle,
Wo sie duft'ge Fluren netzt.

Arethusa netzt die Fluren,
Netzt sie mit der Götter Gunst,
Doch Alpheus folgt den Spuren
Und belacht Diana's Kunst:
Von Arkadien, unter'm Meere,
Bahnt der Flußgott sich die Bahn,
Und vor solcher Sehnsucht Schwere
Wird die Nymphe unterthan.

Sank dann eine Nektarschale
Zu Olympia in den Fluß:
Stieg im Arethusathale
Sie empor bei Syrakus.
Und noch heute sind die Triebe
Edler Sehnsucht voller List,
Weil so listig wie die Liebe
Nichts auf dieser Erde ist.

Carl Preser.

Aus alter und neuer Zeit.

Marburger Erinnerungen. I. Bonifatiusfest. Das Studentenleben in Marburg zu Anfang der vierziger Jahre war ein ganz eigenartiges, indem sich dasselbe eines Theils an das aus den dreißiger Jahren Ueberkommene, Hergebrachte anlehnte, dies festhielt und pietätsvoll bewahrte, anderen Theils aber auch den Strömungen der Neuzeit, namentlich derjenigen Zeitrichtung Rechnung trug, wie sie sich in den Dichtungen und Schriften von Herwegh, Prutz, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Lenau 2c. 2c. aussprach. Es vermochten jedoch diese geistigen und theilweise geistreichen Ausführungen jener begabten Männer beim Marburger Studenten nicht den Zug des Historischen und die Anhänglichkeit an das Hergebrachte, auf hessischem Boden Entsprossene zu verwischen; im Gegentheil — bewußt oder unbewußt — fühlte das Gemüth des Marburger Studenten sich getrieben, bei jeder sich bietenden Gelegenheit — und wo fehlte eine solche jemals bei dem erfindungs- und phantasiereichen Musensohne? — seiner Anhänglichkeit an das von den Vorfahren Ueberkommene und Beobachtete in studentischer Weise Ausdruck zu verleihen und dieses solchergestalt der Vergessenheit zu entziehen.

Diesen Gedanken und Gefühlen Rechnung zu tragen, fühlten sich vor Allen die Corps berufen. Waren sie doch unbestritten und anerkannt die Vertreter der Studentenschaft und wurden als solche auch von den Nichtcorpsstudenten, die theils einem der Corps sich als „Mitkneipanten" anschlossen, theils von allen studentischen Interessen und Bewegungen aus diesem oder jenem Grund als sog. Kameele oder Wilde fern hielten und damit ihre Gleichgiltigkeit gegen alles studentische Leben und Streben zu erkennen gaben, willig betrachtet.

So faßten denn auch eine Anzahl aus Fulda gebürtiger Corpsburschen in Marburg den Entschluß, das Andenken des Apostels der Deutschen, des heiligen Bonifatius, dessen herrliches Denkmal, die genialste Schöpfung des berühmten Künstlers Werner Henschel, am 17. August 1842 zu Fulda feierlich enthüllt worden war, durch ein Fest auf der Spiegelslust bei Marburg in akademischer Weise, gepaart mit Humor und Jovialität, sowie im Anklang und unter Anlehnung an das spezielle Fuldaische zu feiern und damit der Anhänglichkeit an ihre engere Heimath unverhohlen Ausdruck zu geben.

Das Fest fand am 16. Juni 1843 auf der Spiegelslust statt und wurde am 28. Juni 1844 wiederholt. An dem ersteren betheiligten sich von den damals in Marburg studierenden Fuldaern die Studiosen: Martin Altmannsperger (†), Joseph von Boxberger (†), Ludwig von Dernbach (†), Eugen Etzel (†), Jakob Gegenbaur, Wilhelm Grau (†), Magnus Groß, Justus Hohmann, Friedrich Hornfeck (†), Gustav Hupfeld, Karl Knies, Wilhelm Kreisler (†), Christian Laberenz (†), Ferdinand Merz (†), Amand Rehm (†), Joseph Rübsam (†), Hermann Scheuch, Leonhard und Anton Schultheis, Joseph Schwank, Justus Thomas, Julius Will (†); an dem zweiten

Bonifatiusfeste im Jahre 1844 nahmen noch Theil folgende in Marburg neu-, bezw. wieder- immatrikulirte Studiosen aus Fulda: Albert Herquet, Amand von Keitz, Franz Kern (†), Theodor Morchutt (†), Karl Uckermann, Hermann Weber, Ferdinand Zwenger. — Als Gäste waren die zu Marburg wohnenden, aus Fulda stammenden Professoren, Beamte u. s. w. geladen. Es waren dies Professor Dr Konrad Büchel, die Privatdocenten Dr. Konstantin Zwenger und Dr. Franz Knorz, die Obergerichtsräthe Justus Rang und Ludwig Heinrich Wiederhold, Obergerichtssecretär Anton Knorz, Hauptmann Gümpel, die Aktuare Friedrich Fleischmann von Amöneburg und Karl Weinzierl von Rosenthal, mehrere Geistliche der Umgegend u. s. w.

Eine sich noch im Besitz des Schreibers dieses befindliche Fahne*), welche auf der einen Seite das Fuldaer Stadtwappen, auf der anderen den Landgrafen Philipp den Großmüthigen als den Stifter der Universität zeigte, wurde auf dem Festplatz aufgepflanzt; die aus Fuldaer Musikern bestehende Marburger Kapelle empfing die Festgenossen bei deren Ankunft auf der Spiegelsluſt mit dem Vortrage der Melodie der prächtigen Bonifatius-Hymne, der s. g. Fuldaer Marseillaise, Meister Doll löste die Böller, dann spielte die Musik ermunternde Stücke. Die Studiosen Gegenbaur, Etzel und Hornfeck hatten weihevolle Gedichte zur Verherrlichung des Festes verfaßt; die Chargirten der in Marburg bestehenden Corps waren der Einladung zum Fest gefolgt und trugen durch ihre Anwesenheit gleichsam als Repräsentanten der Marburger Studentenschaft zur Erhöhung der Festfreuden und einer äußerst gemüthlichen, während der ganzen Feier der Feste herrschenden Stimmung wesentlich bei. Die herrliche Natur, der treffliche aus Horas bei Fulda bezogene kühle Gerstensaft ließen Alters- und Standes- — sowie studentische Korps-Unterschiede leicht vergessen; man fühlte sich frei von den fesselnden Banden des Alltagslebens und den beschränkenden Verkehrs- und Umgangsformen und genoß nur mit Frohsinn die eilenden Stunden!

Neben dem heimathlichen Bier waren aber auch alle Speisen Fuldaer Ursprungs. So das Brod, das „hausbacken" sein mußte, wie der Alderman stud. Kreisler sich ausdrückte, der Schwartenmagen (nach Kreisler s. g. „Wintergut"), Nonnenseufzer, deren Darbietung ungetheilten Beifall fand, endlich aber die so beliebten und damals ganz vortrefflichen Knoblinen. Auf langer Stange paarweise aufgehängt, nachdem sie an Ort und Stelle gekocht waren, wurden sie zum Ergötzen aller von den Studiosen Kreisler und Groß auf der Schulter getragen und den Festgenossen noch dampfend dargeboten, deren jeder sich ein Paar von der Stange entnahm.

Nachdem den heimathlichen Speisen ungetheiltes Lob gespendet und wacker zugesprochen war, setzten sich alle Anwesenden unter Vorantritt der Musik in Marsch und nahmen an einem Punkte der Spiegelsluſt Aufstellung, von welchem aus man das Rhöngebirge erblicken konnte. Dort wurde das Gegenbaur'sche Festlied „Laßt mir der Heimath trautes Banner wallen" angestimmt, von Professor Büchel in warm empfundenen Worten der gemeinsamen Heimath und der alma mater Philippina, welche die Söhne Buchoniens mit geistiger Nahrung zur Reife brächte, gedacht und beiden ein begeistertes Hoch ausgebracht. Hiernach wurde der Rückweg nach dem Festplatz angetreten. Beim Scheine bunter, grünweißer (der Fuldaer Stadtfarben) Lampen wurde noch manches der zu dem Feste besonders ausgewählten Lieder in gehobener Stimmung gesungen und gegen Mitternacht der Heimweg mit Fackelbeleuchtung durch den damals noch nicht so wie jetzt wegsamen Bergwald angetreten.

So endete ein in solcher Art wohl nicht oft vorkommendes Fest, welches durch keine Mißhelligkeit gestört, vom Geiste wahrer Freundschaft und Fröhlichkeit durchdrungen, allen Theilnehmern eine nur angenehme Erinnerung geblieben ist. Gar mancher ruht schon lange unter grünem Rasen, nur 15 athmen noch das rosige Licht. Ihnen schrieb ich dies zur Erinnerung, unsern Nachkommen zum Gedächtniß und zur Erkenntniß studentischen Treibens vor 45 Jahren!

J. Schwank.

Als Landgraf Heinrich der Eiserne im Jahre 1328 die Regierung Hessens antrat, hatte sich die Bevölkerung der Stadt Kassel in so hohem Grade vermehrt, daß er die Erbauung eines neuen Stadttheils für nöthig hielt und auch alsbald damit begann. Da die Straßen in demselben, die sgn. Freiheit, sehr bald entstanden, beschloß er zur Krönung des Werkes den Bau eines mächtigen Domes, welcher dem heiligen Martin geweiht wurde. Der Bau fiel aber in eine sehr unglückliche Zeit, namentlich hatte im Jahre 1348 die Pest zahlreiche Opfer gefordert und in den Jahren 1340 bis 1350 hatten mehrfach große Wasserfluthen die Ernten vernichtet. Da es außerdem häufig an den nöthigen Geldmitteln fehlte, so war im Jahre 1364 von den beiden geplanten Thürmen erst einer bis zum ersten Umgang fertig gebracht. Die Vollendung dieses Thurmes bis zur Schließung der Kuppel und Aufsetzung des Knopfes fand erst zweihundert Jahre später unter Philipp dem Großmüthigen in den Jahren 1564 und 65 statt.

*) Die Fahne, von Maler Bodenstein gemalt, hat später noch häufig bei Studenten-Aufzügen ihre Dienste leisten müssen. So u. a. im Juli 1845, bei dem Sängerfeste in Marburg, bei welchem Stud. Hermann Scheuch als Fahnenträger fungirte.

Als dieser Knopf, welcher so groß war, daß er 260 Maß Wasser faßte, dreihundert Jahre später, im Jahre 1877, entfernt und durch einen neuen ersetzt wurde, fand man in demselben ein jetzt im Archiv des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde aufbewahrtes Pergamentblatt, dessen Inhalt, soweit er noch entzifferbar ist, folgendermaßen lautet:

„Das Oberste achteckichte theil dieses Glocken Thormes sampt dem umbgang uff dem viereckichten stuckwerk ist angefangen worden zu bawen Im Jahre nach Christi unsers erloesers geburt 1564 und vollendet im Jahre 1565. Unnd ist der gndst Regiernde Fürst des Landes zu Hessen gewesen Landgrave Philips von gott gnaden der Elter, welcher vier söne mit frewlin Cristine Hertzogin zu Sachsen erzeugt. Landgrave Wilhelm, Ludwig, Philips und Georg, und damals das 62 Jahr seines (Lebens er)reicht hatt.

Decanus und Pfarher des Stiffts war M. Bartholomaeus Meier von Alsfelt, Caplan — — us Immenhusen, Superintendens und pfarher in der alten) stadt M. Casparlanius von Kauffungen, Caplan daselbst M. Michael Heroldt von Eschwege, und in der Neuenstadt Johann Erhardt von Kirchhain, Bürgermeister der (Alt)stadt erstlich (Licie)rarius Waldenstein, darnach — — —.

Bawemeister von dieses (Werk) Hanß von Ulm unseres gn. F. unnd H. Baumeister, Werkmeister zum steynwerk Meister Jakob L . . . . lin, zum Holtzwerck Meister Dham von Rotenb(urg). Unnd hat hierzu unser gn. F. unnd H. stewert (jähr?)lich an Hundert gulden den andern — — stadt Kassel und des Stiffts.“

W. R.-L.

Alexander Hermann von Wartensleben und sein Dragoner-Regiment. Das 1. hessische Husaren-Regiment Nr. 13, früher kurhessisches Leib-Husaren-Regiment,*) welches am 21. November vorigen Jahres das 75jährige Fest seiner Wiedererrichtung (21 November 1813) und gleichzeitig das 200jährige Fest seines Bestehens feierte, hätte dieses letzte Fest schon im November 1867 begehen können, denn im Jahre 1667 ist sein Urstamm auf Befehl der Landgräfin Hedwig Sophie, einer Schwester des großen Kurfürsten, welche die Regierung für ihren minderjährigen Sohn Karl führte, errichtet worden, und zwar in 4 Kompagnien bestehend, die wegen ihrer rothen Uniformen, die „rothen Reiter“ genannt wurden. (Siehe Wilhelm Beck, die „n uere Kriegsgeschichte der Hessen“, 1. Band, Seite 14.) Diese „rothen Reiter“ sollten vermuthlich die Wiedererrichtung des berühmten „rothen Reiter-Regimentes“ bedeuten, das im Jahre 1631 errichtet wurde und nach dem „Westphälischen Frieden“ wieder einging.

*) Vergl. „Hessenland“, Jahrgang 1887, Nummer 7 u. 8.

Die „rothen Reiter“ blieben in der Formation von 4 Kompagnien bis in den November 1688, wo sie, auf Befehl des Landgrafen Karl, durch den Obersten Alexander Hermann von Wartensleben, durch Anwerbung von 2 neuen Kompagnien, zu einem Dragoner-Regiment formirt wurden, das den Namen „Dragoner-Regiment von Wartensleben“ erhielt. (Siehe Beck, Seite 38 und Stamm- und Rangliste des Kurfürstlich-Hessischen Armee-Korps vom Jahre 1866.)

Dieses Dragoner-Regiment zeichnete sich, unter verschiedenen Namen, in allen Kriegen und bis in die neueste Zeit rühmlich aus. In der Schlacht an dem Speierbach, den 15. November 1703, eroberte es, als „Dragoner-Regiment Erbprinz Friedrich“, im Verein mit dem Regiment „Gensd'armes, dem Regiment „Karabiniers“ und dem Regiment „Leibdragoner“, 4 Dragonerfahnen, 16 Estandarten und 3 Paar Pauken von den Franzosen. (Siehe Beck, Seite 75.)

Alexander Hermann von Wartensleben, der erste Kommandeur und Chef des Regimentes war im Jahre 1650 in Westphalen geboren und wurde, in Gemeinschaft mit den landgräflichen Prinzen, am Hofe zu Kassel erzogen. Er trat nicht gleich in hessische Kriegsdienste, sondern, wie dies damals stark in der Mode war, in französische Dienste, in denen er bis in das Jahr 1673 verblieb. Nach Hessen zurückgekehrt, ernannte ihn die Landgräfin-Regentin zum ältesten Hauptmann im Infanterie-Regiment von Brügge und im Jahre 1675 zum Major im Infanterie-Regiment von Uffemkeller, welches zu dem Korps gehörte, das die Regentin den Dänen gegen die Schweden zur Hülfe sendete. In diesem Feldzuge fand der 25jährige Major von Wartensleben mehrfach Gelegenheit sich besonders hervorzuthun. Im Jahre 1680 ernannte ihn der Landgraf Karl zum Oberstlieutenant bei dem 1. Bataillon des Infanterie-Regimentes „Prinz Philipp“, und kurz darauf zum Kommandeur der Garde; dann machte er die Feldzüge der Jahre 1683 und 1684 in Ungarn mit, und wurde im Jahr 1685 Oberst und Chef des 1. Bataillons des Infanterie-Regimentes „Prinz Philipp“. 1686 wurde er Kommandant der Festung Ziegenhain und gleichzeitig Oberamtmann der Grafschaft Ziegenhain.

Als der Landgraf Karl im Frühjahr 1688 der Republik Venedig ein Infanterie-Regiment von 10 Kompagnien, das Regiment „Prinz Karl“, unter dem Oberstlieutenant du Mont zur Hülfe gegen die Türken, und zwar nach Morea sendete, erhielt der Oberst von Wartensleben den Auftrag dieses Regiment in Venedig vorzustellen und dann dasselbe bis an den Ort seiner Bestimmung zu begleiten. In Venedig angekommen, stellte Wartensleben das Regiment dem Dogen Markus Antonius Giustiniani

und den Deputirten der Signoria auf dem Markusplatze vor, ließ es verschiedene Exerzierübungen vornehmen, u. a. auch das Quarée formiren und das Feuer nach vier Seiten gleichzeitig markiren. Dieses gefiel dem Dogen so sehr, daß er jeden Offizier mit einer goldenen Kette, an der das Bildniß des St. Markus hing, und jeden Unteroffizier und Mann mit $1\frac{1}{2}$ Ducati di Venetia (gleich 5 Mark) beschenkte. (Siehe Beck, Seite 80.)

Wartensleben begleitete das Regiment bis Morea, kehrte dann nach Hessen zurück und formirte sein Dragoner-Regiment aus den „rothen Reitern".

Im Jahre 1690 wurde Wartensleben Generalmajor, trat aber im Jahr 1691 in Sachsen-Gothaische Dienste über, aus denen er jedoch bald wieder schied, um in Preußen Dienste zu nehmen. In Preußen brachte er es zum General-Feldmarschall und zum Reichsgrafen, war auch Gouverneur von Berlin und besaß alle preußischen Orden. Er starb am 26. Januar 1734 im Alter von 83 Jahren.

August von Baumbach.

Ergänzung zu: „Hessische Offiziere." Zu dem verdienstvollen Aufsatz von J. Schwank: Hessische Offiziere in Nr. 8 dieser Zeitschrift, S. 116, sei betr. der Angaben über die kriegerische Laufbahn des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt eine kleine Ergänzung gestattet. Es darf wohl etwas ungenau erscheinen, wenn allda nur gesagt ist, daß er 1704 Gibraltar erobert und 1705 bei der Belagerung von Barcelona gestorben sei. Das hohe Verdienst des Prinzen Georg besteht *aber nicht allein* in der Einnahme von Gibraltar, sondern auch in der Vertheidigung und Erhaltung dieser wichtigen Festung. Was aber seinen Tod betrifft, so fand er diesen auf den Wällen von Barcelona, an der Spitze seiner Schaaren von 2 Gewehrkugeln tödtlich getroffen (14. Sept. 1705); ihm zur Seite focht sein Bruder Heinrich, der kaum einem ähnlichen Schicksal entging, da seine Uniform von Kugeln durchlöchert wurde; beide hessische Prinzen warfen sich in ein mörderisches Feuer, das von vorn und von der Seite auf sie abgegeben wurde. Gerade durch seinen Heldentod aber wurde Barcelona erobert. Außerdem hatte er sich rühmlichst hervorgethan in den Feldzügen in Ungarn, Griechenland, Irland und am Rhein von 1669—1694. Besonders auch bei der Belagerung von Negroponte im Herbste 1688 (wo bekanntlich auch die Hessen-Kasseler sich herrlich auszeichneten) erwarb er sich hohen Ruhm an der Spitze seines Regimentes und als Brigadeführer; bei den wiederholten Sturmangriffen stand er stets an der Spitze der Kolonnen; am 8. September drang der Prinz halb im Wasser watend durch die Gräben gegen den Hauptthurm des Feindes vor und pflanzte allda 4 Fahnen auf; durch das mörderische Feuer des Feindes und durch die Sprengung vieler Pulversäcke mußten aber die Angreifer wieder zurück, wobei der Prinz nur mit größter Mühe vor den Seinen aus dem Kampfgetümmel herausgerissen werden konnte. Bei dem Hauptsturme am 12. Oktober trat Prinz Georg an die Spitze der Sturmkolonnen und wurde schwerverwundet; die beiden hessischen Regimenter besiegelten mit ihrem Blute den Ruhm der vaterländischen Waffen; zu Anfang des Jahres 1689 waren von den 1000 Hessen-Kasselern nur noch 184, von den 1000 Hessen-Darmstädtern nur noch 191 am Leben. Aber nicht nur als tapferer und umsichtiger Feldherr, auch als gewandter und lebenskluger Staatsmann hat Prinz Georg sich hohe Verdienste erworben. —

Eine ausführliche, auf gediegenen archivalischen Studien beruhende Lebensbeschreibung dieses Prinzen, auf den Jeder, der Hessen sein Heimathland nennt, stolz sein muß, lieferte uns Heinrich Künzel, „Das Leben und der Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, des Eroberers und Vertheidigers von Gibraltar" (Wien bei Baumüller, 1869). — In neuester Zeit hat ein höherer englischer Offizier die hohen Verdienste unseres Prinzen geehrt, indem er ein Werk über den spanischen Erbfolgekrieg dem Andenken desselben weihte: „The war of the succession in Spain 1702—1711, by Colonel the Honourable Arthur Parnell, Royal Engineer (London, George Bell and sons, 1888). To the memory of George, Prince of Hesse Darmstadt, this work is respectfully dedicated." Besonders ansprechend ist „The capture of Barcelona", Chapter XIV., *p. 126 etc. Ebenda (p. 132)* sind an die Darstellung des Todes unseres Helden die Worte geknüpft, die ihrem Wortlaute nach hier folgen mögen:

„„It was at the early age of thirty-six that George of Hesse Darmstadt closed his earthly career; and it is probable that none more noble, or nearer ideal warlike perfection can be found in the annals of modern history. In his character were combined a loyal devotion to the interests of those he served, a remarkable capacity for civil government, great skill and judgment as a military leader, and withal a reckless personal courage that has never been surpassed.""

Laubach i. Oberh. Dr. August Roeschen.

Aus Heimath und Fremde.

Die am 6. Juni durch den Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau, Staatsminister Grafen zu Eulenburg eröffnete „Allgemeine Ausstellung

für Jagd, Fischerei und Sport" in der Karlsaue zu Kassel, erfreut sich eines außerordentlich zahlreichen Besuches. Am 3. Ausstellungstage, Sonnabend den 8. Juni, war der Protektor derselben, Se. Königl. Hoheit Prinz Heinrich von Preußen anwesend und soll sich sehr anerkennend über die Anordnung ausgesprochen haben. In der That, Niemand, weder Fachmann noch Laie, wird unbefriedigt die Ausstellung verlassen. Der Eindruck, den das Ganze, wie die einzelnen Abtheilungen machen, ist ein ungemein günstiger. Hier hat augenscheinlich großes Sachverständniß, gepaart mit edlem Kunstsinn, gewaltet, so daß es eine wahre Lust ist, in den Räumen zu wandeln und all' das Schöne, Lehrreiche und Nützliche mit Muße zu betrachten. Es kann nicht unsere Absicht sein und würde kaum in den Rahmen unserer Zeitschrift passen, eine genaue Schilderung der einzelnen Abtheilungen zu entwerfen, das aber können wir getrost behaupten, daß die Stadt Kassel den Urhebern dieses Unternehmens zum größten Danke verpflichtet ist.

Am 31 v. M. unternahm eine Anzahl Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde einen Ausflug nach den 5 Stunden von Kassel entfernten Ruinen der Weidelsburg, zu welchem ein am 25. Februar d. J. in der Monatssitzung des Vereins gehaltener Vortrag Rogge-Ludwig's über Reinhard von Dalwigk, den Ungeborenen, und dessen Aufenthalt und Kämpfe auf dieser einst so stolzen Burg die Anregung gegeben hatte. Die dazu von dem Vorsitzenden des Vereins, Major v. Stamford, getroffenen vortrefflichen Anordnungen, das Zusammentreffen mit einer größeren Anzahl Vereinsmitglieder aus Wolfhagen und benachbarten Orten und das allergünstigste Wetter, welches den klarsten Ausblick in die im schönsten Frühlingsschmucke prangende, auf einen Umkreis von 10 Stunden sich erstreckende, Umgegend gewährte, trugen dazu bei, den Ausflug zu einem alle Theilnehmer in hohem Grade befriedigenden zu machen.

Der allgemein ausgesprochene Wunsch, durch Errichtung eines überdeckten Holzbaues im Innern der Burg bis zu deren mehr als 60 Fuß hohen Umfassungsmauer einen jetzt schwer entbehrten nach allen Seiten eine Rundschau gewährenden Höhepunkt zu gewinnen, wird hoffentlich Genehmigung der zuständigen Behörde finden und durch die Opferwilligkeit der zahlreichen Besucher des unvergleichlich schönen Aussichtspunkts in nicht allzuferner Zeit in Erfüllung gehen.

— Die in Marburg abzuhaltende Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, für welche ursprünglich vom Vorstande desselben die Tage vom 16. bis 18. Juli d. J. festgesetzt waren, ist auf Antrag des Festausschusses auf die Zeit vom 17. bis 19. Juli verlegt worden.

— Unser Hessischer Landsmann, der berühmte Professor der Physiologie, Geheimer Rath Dr. Karl Ludwig in Leipzig (vergl. Hessenland 1887, Nr. 2, S. 10) hat den Orden pour le mérite erhalten.

— Die Bibliothek des verstorbenen Professors Dr. A. W. Eichler (vergl. Hessenland 1887, Nr. 6, S. 72) ist vom Preußischen Staate für das botanische Museum und den botanischen Garten in Berlin angekauft worden. **A.**

Universitäts-Nachrichten. Die kürzlich erfolgte vorläufige Feststellung der Frequenz der Universität Marburg in diesem Sommersemester hat folgendes Resultat ergeben: Insgesammt waren im vergangenen Wintersemester immatrikulirt 785 Studirende. Hiervon gingen am Schlusse des Wintersemesters ab 262, während für das Sommersemester neu immatrikulirt wurden 330, so daß die Gesammtzahl der für das Sommersemester immatrikulirten Studirenden 853 beträgt. Hiervon entfallen auf die evangelisch-theologische Fakultät 172, auf die juristische Fakultät 177, auf die medicinische Fakultät 235, auf die philosophische Fakultät 329. Ihrer Nationalität nach entfallen insgesammt 707 Studirende auf Preußen, 116 auf die übrigen Reichsländer, Oesterreich-Ungarn 5, Italien 1, Rußland 4, Schweiz 2, Türkei 1, Afrika 2, Amerika 6 und Australien 1. Außer diesen immatrikulirten Studirenden haben die Erlaubniß zum Besuche der Vorlesungen vom Rektor noch 38 nicht-immatrikulationsfähige Personen erhalten, so daß sich die Gesammtzahl der Hörer im laufenden Sommersemester auf 891 stellt. (O. Z.) —

— Das 50jährige Stiftungsfest des Corps „Teutonia" in Gießen hat einen überaus glänzenden Verlauf genommen und von neuem gezeigt, in welch' angenehmen freundschaftlichem Verhältniß die studirende Jugend zu der gesammten Einwohnerschaft der Stadt Gießen steht. Schon am Samstag den 1. Juni hatte die Stadt reichsten Flaggenschmuck angelegt, sogar die öffentlichen Gebäude machten keine Ausnahme. Der Kommers am Sonntag den 2. Juni, verlief in fröhlichster Stimmung und wurde durch keinen Mißton getrübt. Die Festauffahrt am Montag den 3. Juni darf zu den stattlichsten derartigen Aufzügen gezählt werden, die Gießen jemals gesehen hat. Die Teutonen wurden überall mit hellem Jubel empfangen und wahrer Blumenregen fiel auf die Insassen der Wagen herab. Am Abend folgte ein imposantes Feuerwerk, an das sich ein fröhlicher Tanz, an welchem Alt und

Jung theilnahm, anschloß. Die alten Herren, sowie die aktiven Mitglieder des Corps waren über die Sympathieen und Aufmerksamkeiten, die ihnen von der Bürgerschaft entgegengebracht wurden, geradezu entzückt und gaben in einer großen Danksagung ihren Empfindungen Ausdruck. (Frkf. Ztg).

— Am 11. Juni fand die feierliche Enthüllung des Hutten-Sickingen-Denkmals auf der Ebernburg unter zahlreicher Betheiligung von Festgenossen statt. Professor Oncken von Gießen hielt die Festrede. Nachdem Buchhändler Schmithals die Stiftungsurkunde verlesen hatte, fiel die Fülle von dem Denkmal, dessen Anblick stürmischen Jubel hervorrief. Das Denkmal trägt die Inschrift: „Den Vorkämpfern deutscher Einheit und Größe: Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen“.

Todesfälle. Am 7. Juni starb zu Kassel nach längerem Leiden der Geheime Regierungsrath a. D. Eduard Wendelstadt. Derselbe war 1815 zu Hersfeld geboren, hat sonach ein Alter von 74 Jahren erreicht. Allgemein wird das Hinscheiden dieses durch seine persönliche Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Mannes auf das Lebhafteste beklagt. Er war ein, namentlich um das Emporblühen der Landwirthschaft in Hessen, hochverdienter Beamter von edelstem Charakter, der sich durch seine vertrauenerweckende Freundlichkeit und Leutseligkeit, durch sein treues, biederes Wesen die Herzen Aller, die mit ihm in Berührung kamen, zu gewinnen wußte. Nekrolog folgt später. — Am 20. Mai verschied zu Gersfeld im Alter von 42 Jahren der Pfarrer Joseph Hoffmann, gebürtig aus Fulda, der vor seiner Ernennung zum Pfarrer im Jahre 1886, 14 Jahre als Kaplan der katholischen Pfarrgemeinde in Kassel eine gesegnete und ehrenvolle Thätigkeit entfaltet hat. Das Andenken dieses würdigen Priesters wird von Allen, die ihn kannten, hochgehalten werden.

Hessische Bücherschau.

Die Stadt Rauschenberg in Oberhessen. Geschichte und Beschreibung von Eduard Bromm. Mit zwei Illustrationen und einer Karte. Marburg, Oscar Ehrhardt's Universitäts-Buchhandlung. 8°. 118 S. 1,50 M.

Seitdem durch das Erscheinen von Wencks ausführlicher hessischer Landesgeschichte (1783 - 1803) und der leider unvollendet gebliebenen „Geschichte hessischer Städte und Stifter“ des kurhessischen Archivars C. B. N. Falckenheiner der Sinn für Einzelforschung in Hessen geweckt wurde, sind eine Reihe von Geschichten und Beschreibungen einzelner Städte, so von Treysa, Jesberg, Hersfeld, Kassel, Schmalkalden, Gelnhausen, Hanau, Ziegenhain u. a. erschienen, die den Bewohnern ein zusammenhängendes Bild der Entwicklung ihrer Stadt von der Gründung bis zur Gegenwart bieten sollen. Diesem Zwecke entspricht auch die Schrift über Rauschenberg von Eduard Bromm. Um indes das in schöner Waldfrische gelegene Städtchen auch weiteren Kreisen bekannter zu machen, hat der Verfasser dem ersten Theile, welcher die innere Geschichte behandelt, eine ausführliche Beschreibung der Stadt in ihren jetzigen Verhältnissen folgen lassen und giebt als Anhang eine Reihe, zum Theil recht interessanter Volkssagen, sowie einige Gedichte, in welchen die Stadt und Umgebung verherrlicht werden. Dem ersten Theil ist ein Illustration: „Rauschenberg vor 300 Jahren, nach Merian,“ beigefügt, die Illustration vor dem 2. Theil zeigt uns die Stadt in der Jetztzeit. Am Schlusse befindet sich noch eine Karte der Stadt und Umgebung, welche die Einzeichnung der in dem Texte angegebenen Spaziergänge enthält.

In dem ersten Theile, welcher die äußere Geschichte der Stadt behandelt, betont der Verfasser die Zugehörigkeit Rauschenbergs zum Wohrathale. Ursprünglich befand sich auf dem Burgholzer Berge eine wahrscheinlich im 10. Jahrhundert von der Abtei Fulda gebautes Schloß. Nach dessen allmählichem Verfall, wohl auch hauptsächlich mit Rücksicht auf eine geschütztere Lage, wurde das Schloß Rauschenberg auf einem Kegel, welcher den letzten Ausläufer des von Schönstadt sich hinziehenden Bergrückens bildet, gegründet. Was die Uranfänge des Ortes Rauschenberg betrifft, so nimmt der Verfasser, entgegen der Ansicht Landau's, den Oekonomiehof der Burg und einzelne Wohnungen der Burgsassen als Entstehungsursache an. Interessant sind sodann die Schilderungen von der Vergrößerung der Stadt und ihrer Befestigung (es werden beidemale 3 Perioden unterschieden), sowie der Versuch des Verfassers, die Stelle im Walde genau zu bestimmen, wo Landgraf Wilhelm verunglückte. (S. 43.)

Im zweiten Theile, der beschreibender Natur ist, interessiren am meisten die Angaben über die Trümmerreste auf dem Schloßberge, welche den bestehenden Ansichten auf Grund genauerer Ortsuntersuchung gänzlich widersprechen.

In dem ersten Theile hätte der Verfasser vielleicht noch auf die freilich schwer zu lösende Frage hinweisen können, wie es kam, daß (nach der Urkunde des Grafen Gottfried von Ziegenhain dat. 1. Oktober 1291 bei Wenck, Urk. II. S. 231) auf der ganzen Strecke von Wohra bis zum Burgholzer Walde, — „in loco qui dicitur Wara usque ad silvam Burgholz“, — die Jagd nicht ziegenhainisch war, sondern dem Landgrafen Heinrich von Hessen zustand. Ferner behandelt der Verfasser S. 31 ausführlich die Frage, wo denn der Hausbesitz der Grafen von Ziegenhain zu suchen sei, da doch der

Besitz von Ziegenhain selbst auf der hersfeldischen Schirmvogtei beruhe. Man kann es gar nicht für so unmöglich halten, daß jenes Gebiet (mit dem alten ziegenhainischen Schloß Nalinberg, die Nellenburg bei Neustadt), welches Graf Engelbrecht 1294 dem Erzbischof Gerhard von Mainz verkaufte, ohne daß in der Verkaufsurkunde (Wenck, Urk. II. S. 235 u. 236) die Genehmigung irgend eines Obereigenthümers erwähnt wird, ihr altes Allod gewesen sein könne.

Auf S. 48 ist bei der Schilderung des 30jährigen Krieges der General der Landgräfin Amalie Elisabeth Mortaigne unrichtig als „Kaiserlicher“ bezeichnet.

Im übrigen kann das gut geschriebene Werkchen, welches einen erfreulichen Beitrag zur hessischen Städtegeschichte liefert, allen Freunden hessischer Geschichte zum Studium empfohlen werden. Besonders hervorzuheben ist noch die vortreffliche Ausstattung des Büchleins, welche der Verlagshandlung alle Ehre macht.

Marburg a. L.

Dr. W. Falckenheiner.

Soeben ist der XIV. Band, neue Folge, (der ganzen Folge XXIV. Bd.) der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Kassel, in Kommissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Freyschmidt, zur Vertheilung gelangt. Inhalt: 1) Das Kloster Hersfeld im Karolingischen Zeitalter von Wilhelm Arnold; 2) Beiträge zur Politik Philipp des Großmüthigen von Hessen, 1556—1560, von Arthur Heidenhain; 3) die Chronik des Apollo von Vilbel, von Josef Rübsam (ist auch als Sonderabdruck im Verlag von A. Maier in Fulda erschienen); 4) das 1. Bataillon des 2. kurhessischen Infanterie-Regiments (Landgraf Wilhelm von Hessen) in den Septembertagen 1848 zu Frankfurt a. M., von Carl von Stamford. — Gleichzeitig sind auch die Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Jahrgang 1888. I. — IV. Vierteljahresheft, ausgegeben worden. — Wir kommen darauf zurück.

Das schwarze Rehwild. Von Karl Brandt. Mit einer Abbildung. Kassel 1889. Druck und Verlag von Fr. Scheel.

Diese Monographie ist auf Wunsch des Vorstandes der literarischen Abtheilung der Kasseler Allgemeinen Ausstellung für Jagd, Fischerei und Sport geschrieben. Sie behandelt in sieben Abschnitten das Geschichtliche, die Standorte, die Farbe, Albinismus und Melanismus, die Entstehung der schwarzen Varietät u. s. w. Der Hauptstandort in unserem engeren Vaterlande Hessen ist die Oberförsterei Haste im nordöstlichen Theile des Kreises Rinteln. Der fachkundige Verfasser des Schriftchens, Bürgermeister K. Brandt in Rodenberg, hat uns hier eine ebenso gründliche wie interessante Arbeit geliefert. — In dem gleichen Verlage ist ein Plan der „Allgemeinen Ausstellung für Jagd, Fischerei und Sport“, verbunden mit einer Situationskarte der Karlsaue, entworfen von Armann und Pillmeier in Kassel, erschienen, worauf wir die Besucher der Ausstellung aufmerksam machen wollen.

Briefkasten.

Dr. K. A. Kassel. Besten Dank und freundlichste Grüße.
H. Hersfeld. Sie erhalten brieflich Antwort.
Dr. F. M. Gießen. Besten Dank. Wir werden Ihrem Wunsche nachkommen.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 13.

Kassel,
3. Juli 1889.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Re tion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 13 des „Hessenlandes“: „Hessisches Reiterlied“, Gedicht von Gustav Kastropp „Zur Geschichte von Wilhelmshöhe“, von K. Neuber; „Kassels Bürger in Waffen“. Ein geschichtlicher Rückblick von W. Rogge-Ludwig (Schluß); „Johannisberg“, historische Skizze von F. Zwenger; „Marburger Pandektisten“, von F. Zwenger; „Samm Buhlsbärgk“, Gedicht in Wetterauer Mundart, von Friedrich von Trais; Aus alter und neuer Zeit: „Ein hessischer Träumer“, von F. M.; Aus Heimath und Fremde.

Hessisches Reiterlied.

Drei Rosen blühen so blutig rot,
Der Morgen dämmert, es lauert der Tod.

Und reiten wir auch in die blutige Schlacht,
Dein hab ich all meiner Tage gedacht.

Bei Tag, wenn die Blumen allüberall blühn,
Des Nachts, wenn die Sterne am Himmelszelt glühn.

Und trifft eine Kugel in's Herz mich hinein,
Du sollst mein allerletzter Gedanke sein.

Gustav Kastropp.



Zur Geschichte von Wilhelmshöhe.

Von K. Neuber.

Auf der Höhe der Civilisation angelangt hält es schwer, sich in die Zeit ihrer Uranfänge hineinzuversetzen. So ist es auch keineswegs leicht, sich zu vergegenwärtigen, daß der herrliche Park in unserer Nähe, welcher mit seinen schönen Anlagen und Waldungen die ungetheilte Bewunderung aller fremden wie einheimischen Besucher wachruft, vor einem Jahrtausend noch eine völlige Einöde, entfernt von menschlichen Ansiedlungen, war, in der zahlreiche Scharen von Wild der verschiedensten Arten, von denen manche jetzt ausgestorben sind, sich frei herumbewegen, und die sich dorthin wagenden Menschen bedrohen konnten.

Unsere Hauptstadt Kassel selbst war zur Zeit der Kreuzzüge, also im 12. und 13. Jahrhundert, noch ein kleines Gemeinwesen von geringer Ausdehnung und eingepfarrt zu dem größeren Orte Dietmelle, dem heutigen Kirchditmold. Die damalige religiöse Begeisterung, durch die Geistlichkeit genährt und gefördert, trieb ihre Früchte in den vielen geistlichen Orden, und so hatte auch das kleine Kassel eine Reihe von Klöstern aufzuweisen, theils innerhalb der Stadtmauern, theils in der Umgegend, wie das Kloster Weißenstein. Die Entstehung desselben wird in folgender Weise mitgetheilt:

In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts überließen die Einwohner von Dietmelle, vertreten durch ihren Vogt, den Grafen Adalbert von Scowenburg (Schauenburg), in dem ihnen gehörigen Habichtswalde einen Platz in der Nähe eines aus dem Waldesgrün sich erhebenden weißen Felsens — an derselben Stelle, wo jetzt majestätisch das Schloß thront — wie es in der Urkunde heißt: „locum illum in Witzenstein" auf Antrieb eines Fritzlarischen Geistlichen, des Magisters Bovo oder Bonifacius, einer frommen Brüderschaft zur Ansiedlung. Es war ein Ort, wie selten einer, durch seine Abgeschiedenheit von der Welt mitten im Waldesdickichte, geeignet sich den irdischen Sorgen zu entziehen und ganz religiösen Uebungen hinzugeben. Der Erzbischof Heinrich I. von Mainz bestätigte diese Schenkung in einer zu Geismar datirten Urkunde v. J. 1143.[1]) Die Brüderschaft lebte nach der Regel des heiligen Augustinus, d. h. nach einer auf Grundlage von Schriften desselben abgefaßten päpstlichen Satzung, und erhielt große Schenkungen in bisher der Kirche zu Dietmelle gehörigen Grundstücken, sowie verschiedene Berechtigungen: zu taufen, zu begraben und die Kranken zu besuchen (baptizare, sepelire et infirmos visitare).

Auch war sie bald in der Lage, sich ein eigenes Gotteshaus zu errichten, und auf Ersuchen ihres ersten Probstes Bruno weihte 1145[2]) der genannte Erzbischof Heinrich die der Jungfrau Maria zu Ehren erbaute Kirche in Witzenstein (ecclesia in wizenstein oder in lapide albo) ein und bestätigte das Kloster als ein Augustiner Mönchskloster. Als solches erscheint es auch in einer Urkunde von 1163, in welcher Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachsen, eine Schenkung seiner Untergebenen an das Kloster Weißenstein bestätigt.[3]) In einer späteren vom Erzbischofe Konrad von Mainz ausgestellten Schenkungsurkunde von 1184 wird jedoch mitgetheilt, daß daselbst ein Convent von Brüdern und Schwestern sei, welche Gott und der heiligen Jungfrau Maria dienten:

> „predicte S. Marie ecclesie in wizinstein in usum tam fratrum quam sororum ibidem deo et beate marie deservientium perpetualiter contradidimus."[4])

Diese Vereinigung der beiden Geschlechter hat jedoch nicht lange bestanden. Denn eine Urkunde von 1193 redet nur von heiligen Jungfrauen von Weißenstein und an anderer Stelle:

> „Jungfrauen des Thales der heiligen Maria bei Weißenstein."[5])

---

[1]) Justi; Hessische Denkwürdigkeiten Th. IV. Abth. 1. S. 18. 31; vgl. Piderit, Geschichte v. Kassel S. 28 fg. — Geismar ist Hofgeismar.

[2]) Justi a. O. S. 34.

[3]) Justi S. 37.

[4]) Justi S. 39. — Aehnliche Erscheinungen finden sich auch bei anderen Klöstern, z. B. dem Ahnaberger Kloster zu Kassel.

[5]) Justi S. 40 fg. —

An der Spitze des Klosters stand ein Probst und eine Priorisin. Weltliche Schutzherrn waren die in der Nähe wohnenden Grafen von Schauenburg. Was die inneren Verhältnisse betrifft, so gehörten die Augustiner zu den Bettelorden, und waren daher nicht nur die Kloster-Insassen für ihre Person, sondern auch das Kloster selbst arm und auf die Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen. Einen wesentlichen Faktor in der Geschichte des Klosters bilden daher die zahlreichen Schenkungen an dasselbe. Es besaß im Laufe der Zeit ansehnliche Gutsbezirke in den Gemarkungen von Kirchditmold, Harleshausen, Wahlershausen, Wehlheiden, Niederzwehren, Kirchbaune, Besse, ja sogar Zierenberg.[1]) Im Jahre 1217 nahm Landgraf Ludwig IV. der Heilige von Thüringen als Herr von Hessen das Kloster Weißenstein in seinen Schutz und verlieh ihm die Zollfreiheit wegen seiner Bedürfnisse in allen seinen Städten, und die nachfolgenden Landgrafen von Hessen gewährten verschiedene weitere Privilegien.

Die Ordenstracht war wollene Kutte mit Kapuze und weißer Unterkleidung. Ueber die innere Geschichte des Klosters und seiner Bewohner, auch der Oberen, sind wir nur mangelhaft unterrichtet, Insbesondere wissen wir nichts Näheres über die Beschäftigung der Kloster-Insassen, ob sich dieselben etwa dem Jugend-Unterrichte widmeten, wie die Benediktiner-Mönche des Klosters Hasungen, dessen Schule berühmt war in Hessen und darüber hinaus, ebensowenig ob sie sich, wie allerdings vermuthet wird, mit Gartenkultur befaßten. Wenigstens war in vielen Klöstern die Ausfüllung der Zeit zwischen den verschiedenen religiösen Uebungen des Tages vorzugsweise durch Beschäftigung mit Ackerbau, als zur Kräftigung des Körpers dienlich, vorgeschrieben. Leider hat sich das Kloster Weißenstein nicht immer in Reinheit der Sitten erhalten. Dafür spricht der Umstand, daß im Jahre 1483 sein oberster geistlicher Herr, der Erzbischof von Mainz, die Aufsicht über dasselbe dem Prior des Augustiner-Klosters zu Bodecke im Hochstifte Paderborn übertrug und dazu mit sehr umfassender Vollmacht. Dieser sollte unter Zuziehung eines von ihm erwählten Ordens- oder Welt-Geistlichen das Kloster, so oft er es für nöthig erachte, im Jahre besuchen und über alle Ausschreitungen und Vergehen zu Gericht sitzen, Beichtväter bestellen und Bußen und Strafen verhängen u. s. w.[2])

Uebrigens wurden dem Kloster auch jetzt verschiedene Zuwendungen zu Theil. So versprach Landgraf Wilhelm I., der Aeltere, als seine Tochter Mechthilde in das Kloster eintreten wollte, diesem eine Summe von tausend Gulden baares Geld oder ebensoviel an Früchten nach Gefallen des Convents, und letzterer stellte mit der Priorin Margaretha von Treißbach, als Prinzessin Mechthilde wirklich eingekleidet wurde, Quittung über die gedachte Summe aus (1500), deren Zahlung durch Anweisung auf den Zoll in der Stadt Kassel erfolgte, von der sie außerdem noch verschiedene Einnahmen bezogen.[1])

Die große Kirchenreformation im 16. Jahrhundert, insbesondere die Synode zu Homberg, 1526, führte den Untergang der Klöster in Hessen herbei. Die Nonnen des Klosters Weißenstein erhielten Abfindungen an Geld oder Naturalien, die genannte Priorin Margarethe von Treißbach 120 Gulden, die Ordensschwester Magdalene Dippel 6 Viertel Korn. Im Ganzen wurden 14 Verzichtbriefe, welche theils von 1527, theils von 1528 datiren, ausgefüllt. Das Klostergebäude, nur von einem Vogte und einem Oekonomieverwalter bewohnt, blieb bis zum Anfange des folgenden Jahrhunderts. Da ließ Landgraf Moritz der Gelehrte dasselbe abbrechen und an der Stelle ein stattliches Schloß erbauen. (25. Juni 1606) Dieses, vollständig massiv aufgeführt, bestand aus einem Haupt- und zwei Flügelgebäuden, welche ein nach dem Walde hin, auf der Westseite, offenes Viereck bildeten. Nur das Hauptgebäude wurde zur fürstlichen Wohnung eingerichtet, die Seitenflügel dienten zu wirthschaftlichen Zwecken. In Winkelmann's Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld (Bremen 1697)[2]) findet sich eine ausführliche Schilderung:

„Das Schloß an sich selbst und dessen mitler Bau ist voller schöner Fürstl. Gemächer und Sälen, haben einwärts den Prospect gegen den Wald, außenwärts aber über ein sehr breites Thal gegen Cassel, welches man allda wie auch sonst noch etliche Meilen Wegs weit sehen kann; die anderen beyden Seiten sind, wegen der guten Viehzucht des Orts, lauter Ställe und Scheuern, auch andere zur Haußhaltung gehörige Gebäu, doch alles von Stein. Auf der Süder-Seiten liegt in der hoch erhobenen Ringmauer ein schöner weit umfangener Lustgarten, darbey auch ein fein

---

[1]) Haas. Versuch einer hessischen Kirchengeschichte (1782) S. 304 fg.

[2]) Justi, S. 44 fg.

[1]) Justi S. 47. fg. Auf das Obige beziehen sich auch Posten in den Kasseler Stadtrechnungen (Vereins-Zeitschrift N. F. III. Suppl.) S. 140 u. 143 v. 1513, S. 167 v. 1520 5 Gl. denen v. Weißenstein; S. 169 v. 1520: 3 Pf. den Jungfern vom Weißenstein vom Brauhause auf der Fulda: Einnahmen, welche sie mit anderen Klöstern gemeinsam hatten.

[2]) Th. I S. 288; vgl. Piderit S. 152; Geschichte und Beschreibung von Wilhelmshöhe (1805) S. 27 fg.

steinernes Lusthauß mit einem ansehnlichen Saale, worunter gleich wie zu Cassel ein schön zinnernes Bad, auf der anderen Seiten wie unten am Berge sind schöne Bäume und Küchen-Gärten, vorm Walde aber und unter dem Lustgarten heraus viel stattliche Fisch-Teiche, wie auch einer im Walde, darbey eine sehr lustige Grotte gebauet, mit einem Spring-Brunnen und allerhand Mineralischen Sachen gezieret; oben auf ist ein Altan, und auf beyden Seiten mit geschweiften hohen Mauern und Bildwerken, welches aber alles, wie auch die schönen Portalen von lebendigen Heckwerk um den Teich her, in den leidigen Kriegswesen sehr verderbet worden."

An der nach Kassel zu gelegenen Seite des Schlosses [1]) befand sich nachfolgende Inschrift in Stein ausgehauen, darauf sich beziehend, daß Landgraf Moritz das Schloß seinen 3 Söhnen, Otto, Moritz, Wilhelm, von denen die beiden Ersteren vor ihm verstarben und Wilhelm unter dem Namen Wilhelm V., der Beständige, in der Regierung folgte, widmete, ja sogar dieselben als Gründer hinstellte:

Anno 1606. 25. Juny tres fratres fundam jecerunt Otto, Mauritius junior, Hass. Landgrav. A. aetatis 6, Wilhelmus, Hassiae Landgravius A. aetatis quarto.

[1]) Schminke. Beschreibung der Stadt Kassel (1767) S. 415; Geschichte der Regenten von Hessen-Kassel (1882) S. 89.

Der ohnfern vom Eingange des linken Flügels befindliche Brunnen trug eine Inschrift, welche der von Moritz dort verlebten frohen Stunden gedachte:

Urbs habeat curas, qui me mihi reddit agellus
Exigit ingenius gaudia mixta jocis.
Hortule, fac placeas, fac hortule dulcis, inemtas
Ut fundat domino libera mensa dapes. [1])

Beide Inschriften sind von dem hochgelehrten Landgrafen selbst verfaßt, welcher gern im Schloß Weißenstein weilte, das er Mauritiolum Leucopetraeum, villa Mauritiana, Morizheim, nannte, und dort Ruhe und Erholung von seinen angreifenden Regierungsgeschäften suchte und fand. Leider wurden durch die nachfolgenden Kriege, insbesondere den dreißigjährigen Krieg, welcher nach Moritzens Rücktritt von der Regierung mit seinen Schrecken auch das Hessenland heimsuchte, viele seiner Anlagen bei Weißenstein zerstört, u. A. auch die bereits oben erwähnte und nach ihm benannte Moritz-Grotte, welche an der Stelle der späteren Pluto-Grotte zu suchen ist.

[1]) In deutscher Uebersetzung:
Sorgen behalte die Stadt, das Gut, das mich wieder mir selbst giebt,
Fordert Freude, gemischt mit anmuthendem Scherz.
Sorg' zu Gefallen, mein Gärtchen, sorg', süßestes Gärtchen, zu liefern
Frei für den Tisch des Herrn ein nicht zu erkaufendes Mahl!

(Fortsetzung folgt.)

Kassels Bürger in Waffen.

Ein geschichtlicher Rückblick
von
W. Rogge-Ludwig.
(Schluß.)

Auf jenen großen Festtag der Fahnenweihe der Bürgergarde sollte schon nach einem halben Jahre ein Tag folgen, welcher ihr Ansehen schwer schädigte und in der Folgezeit für sie sehr bedeutungsvoll wurde, namentlich aber erkennen ließ, daß, nach dem am 30. September erfolgten Regierungsantritt des Kurprinzen und Mitregenten, ihre Wirksamkeit von oben herab nur gering geachtet wurde.

Bei einer zwischen dem Kurprinzen und der Kurfürstin über die von dieser versagte Anerkennung der morganatischen Gemahlin ihres Sohnes als Schwiegertochter eingetretenen Spannung, hatte die Bürgerschaft lebhaft für ihre so hoch verehrte Kurfürstin Partei ergriffen, und wurde, als das Gerücht sich verbreitete, sie habe sich in Folge dieser Differenzen entschlossen, Kassel für immer zu verlassen, eine Deputation an sie abgesandt, um sie zum Aufgeben dieses Entschlusses zu bewegen. Die Kurfürstin gab zustimmende Antwort und erklärte als Zeichen, daß sie ihre Absicht aufgegeben, am 4. December das Theater besuchen zu wollen.

Da wollte es nun ein unglücklicher Zufall, an welchem der Kurprinz keine Schuld trug, daß sie an diesem Tage nicht im Theater erscheinen konnte. Es war versäumt worden, ihre Loge zu heizen und zu beleuchten und die vorausgesandte Dienerschaft hatte die Eingänge zu derselben verschlossen gefunden. Darüber entstand in der

Stadt die größte Aufregung, welche sich erst legte, als die verehrte Fürstin sich einer wiederum an sie abgesandten Deputation der Bürgerschaft bereit erklärte, am folgenden Tage, den 7. December, im Theater zu erscheinen. Am Abend wurde sie bei ihrem Erscheinen von einer sehr großen Volksmenge, welche sich vor dem Theater eingefunden hatte, enthusiastisch begrüßt. Nach ihrem Eintritt ins Theater verlief sich die Menge nicht, sondern verblieb dort bis zum Ende der Vorstellung, wurde aber bedauerlicher Weise durch eine große Anzahl unreiner Elemente, welche sich durch lautes Geschrei und Pfeifen die Zeit vertrieben, vermehrt. Der Umstand, daß sich die Volksmenge in dichten Scharen bis vor das Palais ausdehnte, gab Veranlassung, daß das gesammte Militair Befehl erhielt, auf den Friedrichsplatz auszurücken. Gleichzeitig ließ Polizeidirektor Giesler, obgleich ihm von angesehenen Bürgern versichert wurde, daß nichts weiter beabsichtigt werde, als der Kurfürstin ein Lebehoch zu bringen, auch für die Bürgergarde Alarm schlagen. Da ein großer Theil der Bürgergardisten sich unter der Volksmenge befand, so verlief längere Zeit, bis sich etwa 400 derselben vor dem Theater zusammenfanden. Zunächst fragte Giesler bei dem Kommandeur derselben an, ob er die Verantwortung dafür übernehmen wolle, daß an dem Abend keine Unordnungen vorfallen würden, wozu dieser sich natürlich außer Stand erklären mußte. Kaum hatte Giesler diese Erklärung erhalten, so verlas er die Aufruhrakte, was aber kaum von den Nächststehenden gehört wurde, und unmittelbar darauf erhielt die Garde du Corps Befehl scharf in die nichts ahnende Menge einzuhauen. Der Befehl wurde in rücksichtslosester Weise befolgt und hatte zahlreiche, zum Theil schwere Verletzungen zur Folge. Als sich die Menge, welche sich die letzte Zeit ganz ruhig verhalten, vollständig geflüchtet hatte, erhielt die Bürgergarde den sehr überflüssigen Befehl, die weitere Ordnung aufrecht zu halten.

Die Behörden erließen, nachdem auch die Landstände eine energische Eingabe an dieselben gemacht, beruhigende Erklärungen und auch der Kurprinz verhieß strenge Bestrafung der Schuldigen. Da auch der Bürgergarde vorgeworfen wurde, daß sie das Volk nicht geschützt habe, so verwahrte sie sich in einem öffentlichen Anschlag gegen den ihr namentlich gemachten Vorwurf der Saumseligkeit.

Aus dem Umstand, daß das Erscheinen des Bürgergardengesetzes trotz dem Andrängen der Landstände immer wieder verzögert wurde, war zu entnehmen, daß der Kurprinz jetzt, nachdem Ruhe und Ordnung überall im Lande wiederhergestellt war, die Bedeutung der Bürgergarde eben nicht mehr hoch anschlug. In dem §. 1 des Bürgergardengesetzes vom 23. Juni 1832 wird als deren Zweck angegeben: „Die Bürgerbewaffnung in den Stadt- und Landgemeinden ist als eine bleibende Anstalt für geeignete Mitwirkung zur Erhaltung der inneren Ruhe und Ordnung, im Nothfall auch zur Landesvertheidigung innerhalb der kurhessischen Grenzen bestimmt.“

Da sie in den nächsten Jahren keine Gelegenheit zur Erfüllung ihres eigentlichen Zweckes fand, so minderte sich auch ihr Ansehen bei der Bevölkerung und machte sich mehrfach die Ansicht geltend, daß es nur eine unnöthige, die Bürger in ihrer Geschäftsthätigkeit störende Soldatenspielerei sei.

Abgesehen von ihrem mehrmaligen Ausrücken zum Exerciren auf den Forst in den Sommermonaten, wo für leibliche Stärkung immer hinreichend gesorgt war, beschränkte sich ihr Dienst in Kassel wesentlich auf Besetzung der Wachen, wenn über die Garnison große Parade abgehalten wurde, oder diese ein Lager außerhalb der Stadt bei den Herbstmanoeuvern bezogen hatte, obgleich nach §. 7 des Bürgergardengesetzes ein solcher Dienst nur in Kriegszeiten von ihr verlangt werden konnte.

Das in Folge der mangelnden Veranlassung zu einer ihrem Zweck entsprechenden Verwendung geminderte Ansehen der Bürgergarde trat auch darin hervor, daß sich die zum Dienste in derselben Pflichtigen, namentlich die Staatsdiener, in dieser Zeit davon durch alle möglichen Gründe frei zu machen suchten.

Da brachten die Ereignisse des Jahres 1848 dieses Institut wieder zu einem Ansehen und einer Geltung, wie es im Jahre 1830 nicht annähernd der Fall gewesen war.

Gleich die ersten in Kassel ausgebrochenen Unruhen hatten bei den dem Kurfürsten am 6. März überreichten Sturmpetitionen, mit dem in fast allen Städten Deutschlands gleichen Inhalt, eine so bedrohliche Gestalt angenommen, daß der Kurfürst sich an die Bürgergarde um Schutz für sich und sein Haus wandte und Abends dem Kommandeur der vor dem Palais aufgestellt gewesenen Abtheilung derselben persönlich seinen Dank für ihre gute Haltung und Mitwirkung bei Herstellung der Ruhe mit der Aufforderung aussprach, dies den Mitgliedern des Korps bekannt zu machen.

Wie hoch er die von der Bürgergarde in diesen Tagen geleisteten Dienste anschlug, zeigte er durch eine am 21. März über dieselbe abgehaltene Parade, bei welcher er zwar nicht, wie man geglaubt hatte, in Bürgergardeuniform, wohl aber mit der weißen Bürgergardebinde am Arm in Militairuniform erschien und vom Volke jubelnd

empfangen wurde. Nach Abhaltung der Parade erließ er an den Regimentskommandeut der Bürgergarde, Maurermeister Seidler, über dessen militairische Haltung und Sicherheit in seinen Funktionen er sein Erstaunen zu erkennen gab, folgendes Schreiben:

„Der gute Geist und die feste Anhänglichkeit an die gesetzliche Ordnung, welche die Bürgergarde meiner Residenzstadt in der jüngsten aufgeregten Zeit in so anerkennenswerther Weise bethätigte, hat Mir zu besonderem Wohlgefallen gereicht. Mit um so größerem Vergnügen habe ich dieselbe heute vor mir versammelt, und wie ihre musterhafte Haltung Mir eine wahrhafte Befriedigung gewährte, so haben insbesondere die Bezeugungen aufrichtiger Treue und Ergebenheit, welche bei dieser Gelegenheit Mir gewidmet waren, Meinem Herzen wohlgethan.

Ich fühle mich hierdurch zum wärmsten Dank verpflichtet und ersuche Sie, den Ausdruck desselben der Bürgergarde Meiner Residenz kund zu geben."

Die Bürgergardisten hatten in dieser Zeit einen anstrengenden Dienst, da fast kein Tag ohne erhebliche Aufläufe und Straßenexcesse vorüber ging, welche ihr Einschreiten nöthig machten. Das war namentlich der Fall bei den damals sehr beliebten Katzenmusiken, welche dem Volke mißliebigen Personen gebracht wurden. Bei einer solchen Gelegenheit kam es am 9. April zu einem Vorgang, welcher geeignet war, die bedenklichsten Folgen herbeizuführen.

Eine große Volksmenge hatte, von einer Abtheilung Bürgergarde begleitet, dem Minister Eberhard ein Lebehoch gebracht, gleichzeitig hatte aber eine aus anderen Elementen bestehende Menge die Absicht, andern Personen, namentlich dem Generalmajor v. Helmschwerd eine Katzenmusik zu bringen. Als nun die ersterwähnte Menge auf ihrem Wege zur Wohnung des Ministers v. Baumbach, welchem ebenfalls ein Hoch ausgebracht werden sollte, an der Kaserne der Garde du Corps vorüberzog, stürzten etwa 40 Garde du Corps in ihren Stalljacken hervor und hieben auf die Menge, von welcher sie annahmen, daß es diejenige sei, welche dem v. Helmschwerd die Katzenmusik bringen wolle, ein und verwundeten Viele, darunter mehrere, namentlich einen Mann von der Abtheilung der Bürgergarde, schwer.

Eine unbeschreibliche Aufregung und Wuth zeigte sich über diesen Ueberfall in allen Theilen der Stadt; in allen nach den Kasernen führenden Straßen wurden Barrikaden errichtet und das Zeughaus gestürmt. Mit Waffen aus diesem versehen, rückte eine große Volksmenge vor die Kaserne der Garde du Corps, aus welcher diese Truppen gerade ausrückten, und verwüstete diese vollständig.

Die Bürgergarde wurde alsbald alarmirt und besetzte das Palais. Ihrem ruhigen und besonnenen Verhalten an diesem Abend, obgleich auch bei ihren Mitgliedern die Wuth über den Ueberfall nicht geringer war, ist es wesentlich zu verdanken, daß die Sache ohne weitere schwere Folgen verlief.

Alle, welche Sinn für Aufrechthaltung der Ordnung im Staate hatten und nicht pflichtig zum Dienste in der Bürgergarde waren oder sich diesem bisher unter irgend einem Vorwande entzogen hatten, traten jetzt freiwillig in diese ein, wodurch deren Bestand um etwa ein Fünftel erhöht wurde. Es war dies namentlich der Fall bei den jüngeren Staatsdienern, jüngeren Aerzten und sonstigen Angestellten. Wir waren in einer Anzahl von einigen 20 bei der Kompagnie des als besonders energisch bekannten Bürgerhauptmanns Eggena eingetreten und hatten schon am ersten Tag nach dem Zeughaussturm Dienst in der Kompagnie, welche Nachmittags mit einer Kompagnie Leibgarde das Zeughaus besetzt hielt, und Nachts eine Wache auf dem Stadtbau bezog.

In dieser Zeit erschien eine Schrift des Obergerichtsanwalts Alsberg, „Worte zur Beherzigung über Volksbewaffnung und Bürgergarde", in welcher deren Werth dargelegt und u. a. darüber gesagt wird: In ruhigen Zeitläufen wird dieser vollständig verkannt, da man die Dinge nach dem Erfolge des Augenblicks beurtheilt, durch die neuesten Zeitereignisse sind aber alle Vorurtheile gegen dieselbe widerlegt. Der aufgeregte, zur Selbsthülfe schreitende Theil der Bevölkerung, welcher bei Aufruhr und Unruhen nichts einzusetzen hat, läßt sich durch den bewaffneten Bürger am leichtesten in die Schranken der Gesetzlichkeit zurückführen, während er in der ihm entgegentretenden Militairmacht seinen Feind erblickt und diese ihn mehr aufregt, als die ihm näher stehenden Bürger.

Die Bürgergarde, aus dem bemitteltsten Theile der Bevölkerung bestehend, hat bei Erhaltung der Ruhe und Ordnung am meisten einzusetzen, sowie denn auch der verblendete Unruhestifter durch das Entgegentreten der Bürgergarde die Ueberzeugung erlangt, daß nicht die Mehrzahl der Einwohnerschaft, sondern nur seine Genossen mit ihm gleiche Sache zu machen geneigt sind, was von niederschlagendem und besänftigendem Einfluß auf die Gemüther der Tumultuanten sein muß. Das Institut der Bürgergarden ist hiernach ein wesentlich nothwendiges."

Die Ausführungen Alsbergs hatten unter den damaligen Zeitverhältnissen gewiß ihre Berechtigung, das Eingehen dieses Instituts in allen

deutschen Staaten zeigt aber, daß unter den so gänzlich veränderten Verhältnissen und Parteibildungen seine Zeit, und wohl für immer, vorüber ist.

Neben der Bürgergarde bildete sich noch aus Freiwilligen ein uniformirtes Bataillon Schutzwache. Da es durchgängig aus jüngeren Leuten und früheren Militairs, welche nicht zum Eintritt in die Bürgergarde verpflichtet waren, bestand, so war es um so mehr geeignet, wesentliche Dienste zu leisten, als sein Kommandeur, ein früherer aktiver Offizier, der durch seine vortrefflichen militairgeschichtlichen Werke bekannte Maximilian von Ditfurth, sich mit großem Eifer dessen Organisation und militärischen Ausbildung widmete.

Außerdem hatte sich zumeist aus Anhängern der demokratisch=socialen Partei ein etwa 600 Mann starkes Freikorps gebildet, welches aber nach einigen Monaten, weil es sich den Anordnungen des Kommandeurs der Bürgergarde, dem es unterstellt war, nicht fügen wollte, aufgelöst und entwaffnet wurde.

In unserer Kompagnie wurde stramm exercirt und hatten wir jüngeren Leute noch häufiger Dienst, als die älteren, da wir häufig zum Extradienst, Bewachung bedrohter Personen u. s. w. kommandirt wurden. Die Straßentumulte waren noch sehr häufig und machten das Einschreiten der Bürgergarde nothwendig, namentlich am 3. Juli nach Verkündigung der Wahl des Reichsverwesers und am 5. Juli bei der Entwaffnung des Freikorps.

So ernst sich diese Auftritte für uns zuweilen auch gestalteten, so waren doch die friedlichen Exercirübungen, wenn im Feuer exercirt wurde, wie ich an mir selbst erfahren sollte, zuweilen noch gefahrvoller.

Bei einem Scheibenschießen der Kompagnie auf dem Schützenhause, war mir der Ladestock meines Nebenmannes, dessen Gewehr sich bei dem Aufstoßen der Patrone entladen hatte, dicht an der Nase vorbei geflogen. Als wir einige Tage später auf dem Forste ein durch unsere 2 Tamboure angedeutetes Defilée fortwährend feuernd passirten, war es mir aufgefallen, daß das immer dicht an meinem Ohre liegende Gewehr meines Hintermannes, eines ehrsamen Buchbindermeisters, keinmal losgegangen war, und ergab es sich, daß, als auf meine Anzeige das Gewehr untersucht wurde, 6 Patronen darin steckten. Mehrfach war es vorgekommen, daß nach Aufsetzen der Ladung das Herausziehen des Ladestocks versäumt war, wodurch einmal ein Mann sehr lebensgefährlich verwundet wurde.

Man konnte es übrigens der Mannschaft nicht allzusehr verdenken, wenn sie das Abschießen des Gewehrs möglichst zu vermeiden suchte, da die alten Feuerschloßgewehre dabei solche Ohrfeigen austheilten, daß man regelmäßig mit geschwollenem Backen den Rückmarsch antrat. Doch fehlte es im Dienst der Bürgergarde auch nicht an mancherlei Freuden besonderer Art. Dazu gehörten namentlich die im Jahre der Gleichheit und Brüderlichkeit arrangirten Bälle der Bürgerbataillone im Hanusch'schen Saale.

Eine noch viele großartigere Feier, als die Fahnenweihe der Bürgergarde im Jahre 1831 gewesen war, war am 6. August 1848 die Weihe der Fahne der Schutzwache. Die Anordnungen waren dazu in der Karlsaue auf dem Bowlingreen, ähnlich wie damals auf dem Friedrichsplatz getroffen. Diesmal war vor dem Orangerieschloß die Tribüne für den Kurfürsten errichtet, von wo aus er nach der Weihe der Fahne die Parade über das Bataillon Schutzwache und die gesammte Bürgerwehr abnahm.

Das Volksfest Nachmittags auf demselben Platze ist allen Theilnehmern unvergeßlich geblieben. Mit solchem Enthusiasmus ist der Kurfürst weder vorher, noch nachher jemals vom Volke empfangen worden, als er Nachmittags in schwarzem Civilanzuge mit der schwarz=roth=goldenen Kokarde am Hute auf dem Platze erschien. Den ihm von den Bürgern Herbold und Dallwig überreichten Ehrentrunk nahm er dankend an und äußerte hierauf, der heutige Tag, an welchem dem Erzherzog Reichsverweser gehuldigt sei, sei dem deutschen Vaterland gewidmet, überall höre er die auf dasselbe ausgebrachten Hochs, da wolle er auch einmal das engere Vaterland hoch leben lassen, worauf alle einstimmten und unter Begleitung der Bürgergardenmusik erst das „Heil unserem Kurfürst Heil" und dann „Was ist des Deutschen Vaterland" gesungen wurde.

Der Kurfürst nahm die verschiedenen Volksbelustigungen in Augenschein und hörte noch das unter Spohr's Leitung von den vereinigten Singvereinen ausgeführte Konzert mit an.

Zum Schlusse wurde ein Feuerwerk abgebrannt, bei welchem zuletzt das Wort „Einigkeit" in Brillantfeuer strahlte. In einem damaligen Zeitungsbericht über das Fest wurde hervorgehoben, wie sinnig dieses wie aus Aller Mund gesprochene Wort gewählt gewesen sei, wie kurz und bündig es den Sinn und die Bedeutung des Festes ausgesprochen habe, und wie groß die Hoffnung sei, daß es als ein gutes Omen für die Zukunft des deutschen Reiches betrachtet werden könne.

Die Hoffnung, auf diesem Wege zu Deutschlands Einigung zu gelangen, sollte sehr bald getäuscht werden. Nach zwei Jahren tagte in

Frankfurt wieder der alte Bundestag und die auf seine Anordnung in Hessen einrückenden Bayern machten auch der Kasseler Bürgergarde für immer ein gewaltsames Ende.

Seitdem sind bald vierzig Jahre vorübergegangen, und sind es jetzt nicht mehr Viele, die noch Zeugen ihrer nicht ergebnißlosen Thätigkeit in gefahrvoller Zeit gewesen sind. Die Art, wie sie vor einigen Jahren in einem Karnevalszug wieder ins Gedächtniß gerufen wurde, war keinenfalls eine ihrem einstigen Ansehen und ihrer einstigen Bedeutung würdige gewesen.

Johannisberg.

Historische Skizze von F. Zwenger.

> Johannisberg in Zwing und Bann
> Hast du mein Herz geschlagen . . . .
> Es kann in keiner Zone
> Nicht einer auch nur wagen,
> Mit dir sich zu vergleichen,
> Du aller Berge Krone,
> So weit die Länder reichen!
>
> Friedrich Hornfeck.

Der 20. Juni des Jahres des Heils 1716 verdient mit goldener Schrift in die Jahrbücher der Geschichte des Hochstiftes Fulda eingetragen zu werden. An jenem Tage erwarb der hochherzige Fürstabt von Fulda, Konstantin von Buttlar, vom Erzbisthum Mainz käuflich den Johannisberg im Rheingau, und von da beginnt jene sorgfältige, rationelle Behandlung der Rebenpflanzung daselbst, durch welche nicht nur der „Johannisberger" bald zu der werthvollsten Perle aller deutschen Weine werden, die auch, zur Nachahmung und zum Wetteifer anspornend, dem ganzen Rheingau zum größten Vortheile gereichen sollte. Auch die Geschichte des Weinbaues bildet einen beachtenswerthen Zweig der Kulturgeschichte, und wenn wir uns in der nachfolgenden Skizze mit der Geschichte des Johannisbergs beschäftigen, so glauben wir, so gut dies in unsern geringen Kräften steht, in dieser Beziehung einen kleinen kulturhistorischen Beitrag zu liefern, dem eine gewisse Berechtigung sicherlich nicht abgesprochen werden kann.

Wem das Verdienst zuzuschreiben ist, zuerst die Reben im Rheingau angepflanzt zu haben, ob es die Römer waren, ob es zur Zeit Karls des Großen geschehen ist, darüber gehen die Ansichten der Gelehrten auseinander. Als nicht unbegründet darf aber die Annahme gelten, daß Rhabanus Maurus, der Erzbischof von Mainz, früher Abt des Benediktinerklosters Fulda, dem die Geschichte den ruhmvollen Beinamen „Magister Germaniae" gegeben, dem die Kultur Deutschlands so unendlich viel verdankt, während seines öfteren Aufenthalts in dem am Fuße des Bischofsberges gelegenen Orte Winkel, in der Mitte des 9. Jahrhunderts, einen Theil des Berges mit Reben bestecken ließ. Diese Ansicht vertritt der als emsiger Forscher auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte bekannte Finanz-Kammer-Direktor F. X. Bernhard Aloys Schlereth in seiner Abhandlung über den „Johannisberg im Rheingau" (S. Schneider's „Buchonia" Bd. III., Heft 2, Fulda 1828). Rhabanus Maurus gehörte dem Benediktinerorden an, und Benediktiner sind es auch gewesen, die das von ihm begonnene Werk der Anpflanzung des Johannisberges, oder Bischofsberges, wie er ursprünglich hieß, mit Reben im 12. Jahrhundert wieder aufnahmen und in rühmenswerther Weise fortsetzten:

> Die Brüder vom heiligen Benedikt
> Die haben sich klug in die Welt geschickt; —
> Mit Gottesfurcht verbanden
> Sie frohen Menschensinn;
> Wo sie ein Hüglein fanden,
> Da pflanzten sie Reben hin.
>
> Und als sie kamen an den Rhein
> Und sah'n den Gau voll Sonnenschein,
> Da fielen sie verwundert
> Voll Andacht auf die Knie:
> Wir ha'n ein ganz Jahrhundert
> Zu bauen und roden allhie!
>
> So stieg denn bald mit Thurm und Thor
> Johannisberg im Glanz empor,
> Und seine Glocken riefen
> In Berg und Land hinein:
> Bald sollt ihr übertriefen
> Von Freude, Glück und Wein.
>
> Da ward gerodet manchen Tag,
> Der Bauer thut's den Mönchen nach:
> Es schufen Menschenhände
> Das Paradies am Rhein,
> Der Himmel giebt als Spende
> Dazu den Sonnenschein.

Mit diesen Versen beginnt unser genialer hessischer Dichter Friedrich Hornfeck[1]) in den „Rheingauer Fresken" sein prachtvolles Gedicht „Johannisberg", und volles Recht hat er dazu.

Mit der Geschichte des Johannisbergs haben sich viele Schriftsteller, namentlich zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts, mit Vorliebe beschäftigt. Wir wollen hier nur Bär, Bodmann, Becker, Schlereth, Dahl nennen; auch unser hessischer Historiker Georg Landau hat darüber in Ersch und Gruber's „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" einen kurzen Artikel veröffentlicht. Eine ausführlichere Schilderung findet sich in Ch. von Stramberg's „Rheinischem Antiquarius".

An der Hand dieser Schriften lassen wir hier zunächst eine gedrängte Uebersicht der Hauptmomente aus der Geschichte des Johannisbergs folgen, um dann in unserem nächsten Artikel dem Johannisberger Wein unsere Betrachtung zu widmen.

Im 11. Jahrhuudert lebte zu Winkel Graf Richolf, der mit Dankmud, einer Tochter Dudos von Lorch, vermählt war und mit dieser zwei Kinder, Ludwig und Werntrud, erzeugt hatte. Die Eltern bestimmten diese zum klösterlichen Leben und errichteten denselben 1090 zwei Zellen auf dem Bischofsberge. Als Erzbischof Ruthard II. von Mainz im Jahre 1105 aus Thüringen zurückkam, wohin er sich mit seinem Schwager, dem Grafen Richolf, um der Ungnade des Kaisers Heinrich IV. zu entgehen, geflüchtet, ließ er 1106 an der Stelle, wo jene beiden Zellen gestanden hatten, ein Benediktiner-Manns- und Frauen-Kloster — ein sogenanntes Doppelkloster — erbauen. Werntrud und Ludwig traten ein in dieses Kloster, welches sie reichlich beschenkten. Nach Vollendung des Klosterbaues weihte der Erzbischof Ruthard die Kirche zu Ehren des hl. Johannes, beschenkte dieselbe gleichfalls und unterwarf sie der bei Mainz gelegenen Abtei St. Alban, aus welcher er das Kloster mit Mönchen besetzte. Nachdem Ruthard 1109 gestorben und auf dem Bischofsberge beigesetzt war, begaben sich auch Richolf und Dankmud in das Kloster und schenkten ihm alle ihre Güter. Erzbischof Adalbert erhob dasselbe 1139 zu einer selbstständigen Abtei, welche von nun an Johannesberg[1]) genannt wurde. Er bewilligte derselben die freie Abtswahl, die Taufe und die Beerdigung der Gläubigen und die Befreiung ihrer Leute von allem Gerichtszwang der Vögte und erzbischöflichen Beamten. Später erhielt der Abt auch das Recht, die Inful zu tragen. Allmählich stieg Johannisberg zu dem reichsten Kloster im Rheingau empor, später jedoch rissen Trägheit und Unsittlichkeit ein und bittere Armuth trat an die Stelle des ehemaligen Reichthums. Da wurde das nur durch eine Mauer geschiedene Doppelkloster im Anfang des 15. Jahrhunderts getrennt, das Nonnenkloster an den Fuß des Johannisbergs verlegt und daselbst eine dem hl. Nikolaus geweihte Kapelle erbaut. Das Kloster und die Kapelle wurden nunmehr die „Klause" genannt und diese unter die Aufsicht des Abtes auf dem Johannisberge gestellt. Aber auch diese Trennung scheint den erwünschten Erfolg nicht gehabt zu haben. Schon im Jahre 1452 hatten die üble Wirthschaft und das Sittenverderbniß beider Klöster abermals so überhand genommen, daß sich Erzbischof Dieterich genöthigt sah, eine Untersuchungs-Kommission zu ernennen und in Folge des von dieser erstatteten Berichts die „Klause" alsbald aufzulösen, die Nonnen mit einer Pension zu entlassen und die Klausen-Güter dem Kloster Johannisberg wieder einzuverleiben. Die damalige Aebtissin Lutgard von Schwalbach verließ sofort die Klause und ging in das Kloster Ruppertsberg, die übrigen Nonnen, deren es nur noch drei gewesen sein sollen, weigerten sich aber, die Klause zu verlassen, und konnten erst, nachdem sie vom Erzbischof exkommunicirt waren und dieser Kirchenbann in den benachbarten Gemeinden zu Winkel, Geisenheim, Oestrich, Elfeld, Johannisberg, Rüdesheim und Algesheim verkündet worden war, zum Austritt vermocht werden. Nach erfolgter Räumung wurden die Gebäulichkeiten der Familie von Schönborn überlassen und nunmehr die Schönborner Klause genannt.

Aber auch das Kloster Johannisberg bedurfte dringend einer gründlichen Reformation; zu diesem Zwecke übergab es Erzbischof Dieterich im Jahre 1453 der Oberaufsicht und Leitung der Bursfelder Kongregation[2]), welche durch ernst=

---

[1]) Friedrich Hornfeck, geboren am 22. Mai 1822 zu Salmünster, gestorben am 27. November 1882 zu Frankfurt a. M., war ein gottbegnadeter Dichter. Er zählt zu den besten Poeten unseres engeren Vaterlandes. Nennt man die Dichter Ernst Koch, Franz Dingelstedt, Julius Rodenberg, so darf man getrost auch Friedrich Hornfeck hinzufügen.

[1]) Die Schreibweise schwankt zwischen Johannesberg und Johannisberg. In älterer Zeit war jene, in neuerer Zeit ist diese vorherrschend. Wir haben uns in unserem Artikel der letzteren bedient, wie sie auch in fürstlich fuldaischen Aktenstücken, wahrscheinlich zur Vermeidung einer Verwechselung mit der bei Fulda gelegenen Propstei Johannesberg, meist üblich war.

[2]) Bursfelde, bei Göttingen gelegen, war im Mittelalter eine berühmte Benediktinerabtei. Die „Bursfelder Kongregation", gestiftet in der Mitte des 15. Jahrhunderts durch den Abt Johann von Hagen, und befördert von

liches Einschreiten die gute Ordnung und Hauswirthschaft bald wieder herstellte. Wackere Aebte standen hiernach dem Kloster vor und das Ansehen desselben hob sich immer mehr. Da sollte im Jahre 1525 der Rheingauer Aufstand dem Kloster neue Gefahren und es dem Untergange nahe bringen. Als dann im Jahre 1552 Markgraf Albrecht von Brandenburg die Abtei überfiel, dieselbe plünderte und größtentheils in Asche legte, dazu noch der letzte Abt Valentin Horn sich eine heillose Mißwirthschaft zu Schulden kommen ließ, da war Rettung nicht mehr möglich. Der Abt wurde seiner Würde entsetzt, Kurfürst Daniel von Mainz richtete die Abtei zu einer Kellerei ein und schon 1573 war auch keine Spur mehr von einem Kloster übrig. Später verpachteten die Kurfürsten und Erzbischöfe von Mainz die Kellerei, einzelne Güter erhielten die Jesuiten; die Bemühungen der Benediktiner zur Wiederherstellung der Abtei aber waren, trotzdem sie vom Papste Gregor XV. begünstigt wurden, vergeblich. Sie scheiterten an dem Widerspruche des Kurfürsten von Mainz, Johann Schweikhardt. Im Jahre 1631 richteten die Schweden greuliche Verwüstungen auf dem Johannisberge an. Die wenigen Gebäude, die noch vorhanden waren, wurden von ihnen gänzlich niedergebrannt, die Weinberge verheert und alle Anlagen verwüstet. Nur der Grund und Boden widerstand ihrer Vernichtungswuth. Nach ihrem Abzuge wurden zwar die nothwendigsten Oekonomiegebäude wieder aufgerichtet, die Weinberge wieder angepflanzt, die Gärten und Felder wieder in den gehörigen Stand gesetzt, die Einkünfte durch einen kurfürstlichen Kellereiverwalter fort erhoben, aber die Mainzer Regierung war nicht im Stande hier dauernd zu helfen. „Die Schweden hatten während vier Jahren das Erzstift unaussprechlich erschöpft, man mußte daher an Sparsamkeit und Einschränkung der Ausgaben denken; die Oekonomie des Johannisbergs war lästig und kostspielig und nahm fast alle Einkünfte in Anspruch, man fand daher räthlicher, das Kloster und die Güter gegen Darlegung des entsprechenden Kapitals in Nutzbarpfand zu geben. Nach manchem fruchtlosem Versuche fand sich hierzu der Reichspfennigmeister Hubert von Bleymann bereit, welcher 1641 gegen Bezahlung eines Pfandschillings von 30,000 Rthlrn. in den Besitz gesetzt wurde, die Güter verwalten ließ und die daraus fallenden Einkünfte ohne Rechnungsablage einhob.“ Nach dem Tode Bleymanns übernahm sein Schwager von Giese die Verwaltung. Die Erben desselben fanden in dem Besitz des Johannisbergs kein Heil. Sie kündigten dem Erzbischof den Pfandschilling auf; die Hofkammer gerieth dadurch in arge Verlegenheit und ließ den Johannisberg allenthalben antragen. Der Fürstabt von Fulda, Konstantin von Buttlar wurde davon durch seinen Bruder, den damaligen Vicedom von Mainz, benachrichtigt, ihn, den Primas des Ordens per Germaniam et Galliam, zog der Besitz dieser ehemaligen Benediktinerabtei um so mehr an, als das Hochstift Fulda mit derselben geistig verbrüdert, auch schon in älteren Zeiten im Rheingau begütert gewesen und der Johannisberger Weinberg wohl auch, wie bereits erwähnt, seine Entstehung dem fünften Fuldaischen Abte, dem nachherigen Erzbischof von Mainz, Rhabanus Maurus, sowie die Veredelung des dortigen Weinbaues den Benediktinern zu verdanken hatte. Fürstabt Konstantin von Buttlar gab daher 1716 seinem Kanzler von Schildeck Auftrag und Vollmacht, desfallsige Unterhandlungen in Mainz anzuknüpfen und nicht lange währte es, daß dieselben zu einem beide Parteien befriedigenden Ergebniß gelangten. Am 20. Juni 1716 wurde mit Genehmigung beiderseitiger Kapitel zwischen dem Kurfürsten und Erzbischof von Mainz Franz Lothar von Schönborn und dem Fürstabte von Fulda, Konstantin von Buttlar, der Vertrag abgeschlossen, wonach dem Hochstifte Fulda gegen Abtragung des Pfandschillings und Zahlung einer Nebensumme, im Ganzen 75,392 Gulden, das Kloster Johannisberg sammt Grundbesitz auf ewig eigenthümlich überlassen wurde.

Fürstabt Konstantin reiste gleich nach Abschluß des Vertrags über Herbstein, Münzenberg und Friedberg in seine neue Besitzung Johannisberg und, bezaubert von der Schönheit dieses paradiesischen Gefildes, fand er, daß er wohlgethan hatte. Er beschloß alsbald, die Abtei zwar nicht mehr zum alten Klosterstand zurückzuführen, wohl aber eine Kirche und ein fürstliches Schloß zu errichten, mit dessen Bau zwar schon 1717 begonnen wurde, dessen Vollendung aber erst 1730 unter der Regierung seines Nachfolgers, des Fürstabtes Adolf von Dalberg, erfolgte.

In dem Besitze des Hochstiftes Fulda gelangte der Johannisberg zu jener hohen Berühmtheit, deren er sich heute noch erfreut. Doch ehe wir in der Geschichte desselben fortfahren, möge es uns gestattet sein, uns mit dem Leben des hochsinnigen Fürstabtes Konstantin von Buttlar zu beschäftigen.

Fürstabt **Konstantin von Buttlar** entstammt jenem Zweige des alten Geschlechtes der fränkischen Ritterschaft, Kantons Rhön-Werra,

---

dem päpstlichen Legaten von Cusa, bezweckte bei dem in jener Zeit in vielen Benediktinerklöstern eingetretenen Verfall der klösterlichen Zucht eine strengere Observanz der Gelübde der Mönche im hohen Geiste und Sinne des Stifters des Ordens.

von Buttlar, welches im Ulstergrunde des Hochstiftes Fulda ansässig war und in Buttlar seinen Stammsitz hatte. Er war geboren am 29. September 1679 als ältester Sohn des Generalmajors Johann Christian von Buttlar auf Mariengart. Seine Mutter war Maria Renata, geborene Freiin von Freyberg. Seine Familien-Vornamen waren Friedrich Otto. Anfangs Stiftsherr zu Fritzlar, trat er am 9. November 1703 als Novize in den Benediktinerorden ad S. Salvatorem zu Fulda. An dem gleichen Tage des folgenden Jahres legte er das Ordensgelübde ab und erhielt den Klosternamen Konstantin. Im Jahre 1710 wurde er Kapitular. Nach dem Tode Adalbert's I. von Schleifras, dem Erbauer des jetzigen Domes, ward er am 19. Oktober 1714 zum Fürstabt des Hochstiftes Fulda erwählt. Er war der jüngste unter den Kapitularen und an die Möglichkeit seiner Wahl hatte Niemand, er selbst wohl am allerwenigsten, gedacht. Malkmus giebt uns in seinem „Fuldaer Historienbüchlein" eine interessante Schilderung dieser Wahlhandlung, die wir hier folgen lassen:

Es war Sitte und Vorschrift bei der Wahl des Fürstabtes, daß einer der Kapitulare vorher an die versammelten Wähler eine Ansprache hielt, worin er ihnen die Wichtigkeit ihres Vorhabens auseinandersetzte und sie aufforderte, demjenigen ihre Stimme zu geben, den sie nach ihrem Gewissen für den würdigsten, tauglichsten und nützlichsten hielten. Diesmal hatte der jüngste der Kapitulare, Konstantin von Buttlar, der ein sehr guter Lateiner und Lektor der Theologie im Konvente war, den Auftrag übernommen, die Ansprache zu halten, und er vollzog dieselbe in entsprechender Weise. Bei den Wahlen kam es bisweilen vor, daß sich die erforderliche Zahl von Stimmen nicht sogleich beim ersten Skrutinium auf Einen vereinigte, sondern mehrmals gewählt werden mußte. Das geschah mitunter ganz zufällig; zuweilen lag aber auch eine Absichtlichkeit darin. Manche warteten das erste Mal ab, bis sie sahen, wohin sich die Stimmen zu einigen schienen, und traten das zweite Mal entweder bei, oder wirkten nach einer anderen Seite, je nachdem der eine oder der andere Wahlkandidat ihnen genehm war oder nicht. Bei dieser Wahl aber lenkte Gott die Sache auf merkwürdige Weise. Mehrere Kapitulare dachten bei sich ohne Verabredung mit andern: Ich will das erste Mal meine Stimme dem Konstantin von Buttlar geben, das kann wenigstens nichts schaden, denn der ist der jüngste von allen und wird wohl nicht Fürst werden; beim zweiten Skrutinium sehe ich dann weiter, was ich thue. Aber so dachte die Mehrzahl, und schon beim ersten Wahlgang hatte Konstantin die Majorität der Stimmen und war also Fürstabt von Fulda. Es läßt sich denken, daß die Wahlherren über dieses Ergebniß sehr erstaunt waren. Die Wahl war jedoch eine gute und glückliche. Konstantin war ein gelehrter, frommer und in jeder Hinsicht vortrefflicher Herr und in der That der würdigste und dem Landeswohl nützlichste, der gewählt werden konnte. Während seiner dreizehnjährigen Regierung gab er viele weise Gesetze, vollendete die von seinem Vorgänger, dem Fürstabt Adalbert I. von Schleifras begonnenen Bauten des Schlosses zu Fulda und jenes auf Bieberstein, legte bei letzterem einen Thiergarten an, den er mit einer Mauer umgeben ließ, baute eine Brücke zu Löschenrod, führte die Propsteigebäude auf dem Michaelsberg auf, veranlaßte den Bau der Buttlar'schen Häuser (heute: Gasthof zum Kurfürsten, Bürgerverein u. s. w.); das stilvolle Orangeriegebäude in dem Schloßgarten war sein Werk. Die prachtvollen Wandgemälde in demselben ließ er durch seinen Hofmaler Wohlhaupter aus Wien herstellen. Seine Hauptthat aber war und blieb die Erwerbung des Johannisbergs. Er war klein von Figur, aber wohlgestaltet von Gesicht und Körper, sodaß selbst die Kaiserin, die Gemahlin Karls VI., nach einer Audienz, die er in Wien bei ihr hatte, zu ihren Hofleuten sagte: „Seht da meinen schönen Kanzler." [1]) Seine von Wohlhaupter gemalten Brustbilder, von denen noch mehrere vorhanden sind, lassen den schönen Mann wohl erkennen, doch zeigen dieselben eine auffallende Gesichtsröthe, die aber nicht etwa als ein Abglanz der natürlichen Weinfarbe seines Antlitzes zu betrachten ist, sondern darin ihren Grund hat, daß Wohlhaupter es liebte, seine Portraits auf rothem Bolusgrunde zu malen, um dadurch ein besseres, frischeres und wärmeres Kolorit zu erzielen. — Trotz seiner trefflichen Eigenschaften als Regent wie als Mensch, seines unbegrenzten Wohlwollens gegen Jedermann, hatte Fürstabt Konstantin von Buttlar doch auch Gegner, und zwar in dem Orden selbst, die zwar nicht offen gegen ihn auftraten, wohl aber im Geheimen ihn anzuschwärzen und zu verdächtigen suchten. Einer derselben denuncirte ihn sogar in Rom. Nach der Anschuldigungsschrift, die Malkmus in seinem „Fuldaer Historienbüchlein" erwähnt, gingen die gegen ihn gerichteten Anklagen dahin, daß er statt geistlicher Kleidung weltliche, namentlich einen grünen Rock trage, daß er allzuviel Luxus treibe und den Prunk der weltlichen Fürsten

---

[1]) Bekanntlich bekleideten die Fürstäbte die Würde eines Erzkanzlers der deutschen Kaiserin.

allzusehr nachahme, sogar einer großen spanischen Perrücke sich bediene, daß er große Marställe baue und viele Pferde halte, daß er in seinem Lande preußische Werber dulde, welche die katholischen Landeskinder der protestantischen Religion zuführten, daß er die Ordensdisciplin vernachlässige, woher es denn auch komme, daß jüngst ein Geistlicher des Kapitels vom katholischen Glauben abgefallen sei. Heute wird man sich bezüglich einzelner dieser Klagepunkte, namentlich der ersten, des Lächelns nicht enthalten können. Damals war es anders. Rom nahm die Sache ernst und zog den Fürstabt zur Verantwortung. Dieser benahm sich, wie es sich für einen deutschen Reichsfürsten gebührte. Er wies die Anschuldigungen mit Entschiedenheit zurück, erklärte, daß er nicht allein geistlicher Fürst, sondern auch deutscher Reichsfürst sei, und als solcher Verpflichtungen habe, denen er sich nicht entziehen könne und die er getreulich zu erfüllen bestrebt sei; diese Verpflichtungen legten ihm aber auch Repräsentationsrücksichten nach außen und einen Aufwand auf, der seiner Würde entspreche. Bezüglich des letzten Klagepunktes aber erklärte er: nicht er trage die Schuld und Verantwortlichkeit, daß ein Geistlicher des Kapitels abtrünnig geworden sei, sondern der muthmaßliche Denunciant selbst, welcher als ehemaliger Superior des Benediktiner-Konvents einem jungen Domicellaren, Namens von Langenschwarz, zu viel Freiheit gelassen und gestattet habe, öfters Besuche bei der protestantischen Familie von Riedesel in Lauterbach zu machen, was schließlich den Abfall desselben vom Katholicismus zur Folge gehabt habe. Konstantin von Buttlar kannte den Denuncianten, nannte ihn aber nicht. In Rom mochte man die Gehaltlosigkeit der Denunciation einsehen und gab sich mit der Erklärung des Fürstabtes zufrieden.

Auch um die Stadt Fulda hat sich Fürstabt Konstantin von Buttlar vielfach verdient gemacht. Ihm lag die Wohlfahrt seiner Hauptstadt sehr am Herzen, das erkannten denn auch die Bürger dankbar an, und der Senat der Stadt Fulda widmete ihm als Zeichen seines Dankes die berühmte 42zeilige Guttenbergische Bibel auf Pergament mit farbigen Initialen, von welcher gegenwärtig nur noch 7 Exemplare vorhanden sein sollen, die einen sehr großen Werth haben. Der 1. Band dieser Bibel bildet heute noch eine Hauptzierde der Fuldaer Landesbibliothek. Er enthält die Widmung, die wie folgt lautet:

Reverendissimo et Celsissimo S. Sacri Romani Imperii Principi ac Domino Domino Constantino, Inclytae Ecclesiae Fuldensis Abbati, Divae Augustae Archicancellario, Per Germaniam ac Galliam Primati, Domino Nostro Clementissimo, Hic Sacer Codex humillime oblatus est a Senatu Fuldensi Anno MDCCXXIII. —

Im strengen Winter 1725/26 reiste Fürstabt Konstantin mit großem Gefolge in Angelegenheiten seines Landes nach Wien.[1] Auf dem Rückwege erkrankte er, konnte kaum noch lebend in das Schloß Eichenzell gebracht werden und starb daselbst, allgemein betrauert, erst 48 Jahre alt, am 13. März 1726. Ueber seinen Tod waren wunderliche Sagen verbreitet, es hieß, er sei an Gift gestorben.[2] Es hat sich aber herausgestellt, daß diese Annahme grundlos war. Wiederholte Schlaganfälle sollen sein Ende herbeigeführt haben. Sein zweiter Nachfolger als Fürstabt von Fulda, der nachmalige Fürstbischof Amand von Buseck, ließ ihm im Dome zu Fulda 1740 nächst der Epistelseite des Benediktusaltares ein aus schwarzem und rothem Marmor gefertigtes Denkmal errichten. Das schönste Denkmal aber hat sich Fürstabt Konstantin von Buttlar selbst gesetzt durch seine hohen Regententugenden, durch die baulichen Schöpfungen, die Fulda ihm zu verdanken hat und die heute noch unsere Bewunderung erregen. Er ist einer der erhabensten Vertreter jener Epoche in der Geschichte des Hochstifts Fulda, die der selige Domkapitular und Dompfarrer Isidor Schleichert, ein gründlicher Kenner der fuldaischen Geschichte, mit den Namen „Fulda gloriosa“ bezeichnet hat.

(Schluß folgt.)

[1] Zweck der Reise des Fürstabtes an den kaiserlichen Hof in Wien war nach Schannat die Rückerwerbung der früher fürstlich fuldaischen Besitzungen von Salzungen und Lichtenberg, die dem sächsischen Hause, Gothaer Linie, verpfändet waren, deren Auslieferung gegen Zahlung der Pfandsumme aber von diesem verweigert wurde.

[2] Im vorigen Jahrhundert war man gleich bei der Hand, unerwartete Todesfälle Vergiftungen zuzuschreiben. Der berühmte Dr. M. A. Weikard, früher Leibarzt des Fürstbischofs von Fulda Heinrich von Bibra, später Hofarzt der Kaiserin Katharina II. von Rußland, schiebt an irgend einer Stelle seiner „Vermischten Medizinischen Schriften“ die Schuld seinen eigenen Kollegen, den Aerzten, zu, die häufig die Krankheitserscheinungen nicht zu erkennen vermöchten und dann, um diesen Umstand zu verdecken, zu dem wohlfeilen Auskunftsmittel der Vergiftung ihre Zuflucht zu nehmen pflegten. Auch mögen, da die Toxikologie damals noch wenig ausgebildet war, durch die Aerzte selbst Vergiftungen vorgekommen sein. Dr. Weikard ist aufrichtig genug, einzugestehen, daß er selbst in Gemeinschaft mit dem Hofrathe Dr. Zißler dem allerdings an einem unheilbaren Gehirnleiden erkrankten Hofmarschall von Bastheim aus Irrthum eine zu große Dosis von Phosphor, der kurz vorher erst als Heilmittel aufgekommen war und dessen unter Umständen sehr gefährliche Wirkungen man noch nicht genau kannte, verordnet und dadurch den Patienten vergiftet zu haben.

Marburger Pandektisten.

Von F. Zwenger.

Als einst, vor 50 Jahren oder noch länger, ein Marburger Professor in der juristischen Fakultäts-Prüfung an den Kandidaten die Frage stellte: Quis fecit pandectas?, da soll dieser geantwortet haben: Mackeldeius ille clarissimus. Nun, die Pandekten hat der allerdings sehr berühmte Professor des römischen Rechtes, Ferdinand Mackeldey, gerade nicht gemacht, alldieweil dieses „opus desperatum" schon dreizehnhundert Jahre zuvor der Kaiser Justinian durch seinen Hofjuristen Tribonian unter Zuziehung von sechszehn anderen ICtis hatte besorgen lassen, aber ein „Lehrbuch der Institutionen" hat Professor Mackeldey verfaßt, das zuerst 1814 erschienen und 1818 zu einem „Lehrbuch des heutigen römischen Rechts" umgearbeitet, irre ich nicht, 18 Auflagen erlebt hat und in die Sprachen fast sämmtlicher Kulturvölker übersetzt worden ist. Dem Verfasser selbst brachte dieses Lehrbuch gewaltigen Ruhm, dem Verleger Georg Friedrich Heyer in Gießen aber recht viel Geld ein.

Ferdinand Mackeldey ist zwar kein geborner Hesse, aber er hat eine Reihe von Jahren an der Universität Marburg als Professor gewirkt, seine nächsten Anverwandten bekleideten hohe Stellen im Staats- wie im Militärdienste unseres engeren Vaterlands, und heute noch blüht daselbst, in großem Ansehen stehend, die Familie Mackeldey, so daß wir dieselbe wohl zu den Unseren rechnen können.

Ferdinand Mackeldey ist am 5. November 1784 zu Braunschweig geboren. Sein Vater war daselbst Stallmeister des Herzogs Ferdinand. Nach dem Tode des letzteren (1792) verlor der Vater diesen Dienst, wurde aber bald nachher als Stallmeister bei der Universität Helmstädt angestellt. Hier besuchte Ferdinand Mackeldey das Pädagogium, bezog dann 1800 das Kollegium Karolinum zu Braunschweig, kehrte 1802 nach Helmstädt zurück und studirte daselbst 3½ Jahre die Rechte. Am 19. Mai 1806 wurde er nach vorgängigem examen rigorosum auf Grund seiner Inaugural-Dissertation „Quatenus actio de recepto contra aurigas et curatores mercium s. speditores competat" zum Doctor juris promovirt. Hiernach trat er, um sich in der juristischen Praxis zu üben, als Auditor in das dortige Spruchkollegium und wurde noch in demselben Jahre unter die Advokaten aufgenommen. Zu Ostern 1807 habilitirte er sich als Privatdocent in der juristischen Fakultät. Er hielt zunächst Vorlesungen über Institutionen und einzelne Theile der Pandekten, doch war es anfänglich nicht seine Absicht, sich dem akademischen Leben zu widmen, vielmehr ging sein Bestreben vorzugsweise dahin, in die richterliche Laufbahn einzutreten, und er war eben im Begriff, ein ihm angetragenes öffentliches Richteramt anzunehmen, als ihn unerwartet ein Unglück traf, welches seinem ganzen Lebensplane eine andere Richtung gab. An dem Tage, an dem Napoleon die Konstitution des Königsreichs Westphalen (15. November 1807) unterzeichnete, verlor er plötzlich, ohne vorausgegangene Krankheit, ohne besonderen Anfall und sonst bei vollkommener Gesundheit in Zeit von einer halben Stunde gänzlich das Gehör. Vergebens forschten die Aerzte nach der Ursache dieser plötzlich eingetretenen Taubheit, vergebens wurden alle Mittel dagegen angewandt, vergebens unterwarf er sich später der Operation der Durchbohrung des Trommelfells, nichts half, er war und blieb seitdem stocktaub. Dadurch wurde er aber gezwungen, die praktische Laufbahn aufzugeben, und zugleich bestimmt, sich nunmehr ganz dem akademischen Lehramte zu widmen. Im Jahr 1808 wurde er zum außerordentlichen Professor der Rechtswissenschaft und im darauffolgenden Jahr auch zum außerordentlichen Beisitzer des Spruchkollegiums ernannt. Nach Aufhebung der altehrwürdigen Universität Helmstädt durch das westphälische Dekret vom 10. December 1809 wurde er mit dem geringen Gehalte von 400 Franken nach Marburg versetzt. Das war eine trübe Aussicht, und nur ungern verließ er Helmstädt, wo ihm alles befreundet und seine Existenz gesichert war. In Marburg fand er eine außerordentlich freundliche Aufnahme; die herzliche Theilnahme, deren er sich dort bald allenthalben zu erfreuen hatte, das offene biedere Vertrauen, mit welchem ihm seine neuen Kollegen ohne Ausnahme entgegenkamen, die unverkennbare Bereitwilligkeit, ihn durch Rath und That zu unterstützen, trugen jedoch nicht wenig dazu bei, ihn zu ermuthigen und ihm bald das Leben in Marburg sehr angenehm zu machen. Im Juni 1810 wurde er zu Marburg als außerordentlicher Professor und als außerordentlicher Beisitzer des Spruchkollegiums eingeführt, wenige Tage darauf eröffnete er seine Vorlesungen. Schon am 27. Februar 1811 wurde er zum ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät und im April desselben Jahres, nach Erxleben's Tode, auch zum ordentlichen Mitglied des Spruchkollegiums ernannt. Als nach der Schlacht bei Leipzig das Königreich Westphalen aufgelöst und

die rechtmäßige Landesregierung in Kurhessen wieder hergestellt worden war, wurde er von dieser durch ein Reskript vom 31. Mai 1814 in seinem Lehramt bestätigt. Professor Mackeldey hatte nach und nach den Kreis seiner Vorlesungen sehr erweitert. Er las über juristische Encyklopädie, Institutionen, Pandekten, gemeinen deutschen Civilproceß, während der westphälischen Zeit über den Code Napoléon und französische Rechtsgeschichte, später auch über deutsches Privat- und Lehnrecht. Die Ablehnung verschiedener vortheilhafter Berufungen, die an ihn in den Jahren 1816 und 1817 von auswärtigen Hochschulen ergingen, hatte zur Folge, daß er Gehaltszulage erhielt und ihm der Titel „Hofrath“ verliehen wurde. So verlebte er in dem ihm lieb und theuer gewordenen Marburg nun die glücklichsten Jahre seines Lebens. Hier fand er seine liebsten und treuesten Freunde, hier verheirathete er sich am 14. Mai 1816 mit Mathilde von Wedell, zweiter Tochter des 1807 zu Bielefeld verstorbenen k. preußischen Generalmajors von Wedell, und Dame des k. preußischen Luisenordens, mit welcher er in der gesegnetsten Ehe lebte. Professor Mackeldey nahm unter den Professoren der Universität Marburg eine der ersten Stellen ein, er galt für eine Zierde der Hochschule und war hochangesehen in allen Kreisen der Gesellschaft. Die Studenten hingen mit einer wahren Verehrung an ihm. Seine Vorlesungen waren die besuchtesten Marburgs, seine Vorträge über Institutionen und Pandekten waren, wie einer seiner Biographen schreibt, „vorzüglich darauf berechnet und geeignet, durch Erzeugung klarer und fester Begriffe den jungen Anfänger einzuführen in das große und schwierige Gebiet des römischen Rechtes, ein gründlicheres Verständniß desselben vorzubereiten und unter Benutzung des historischen und philologischen Elements, soweit es zur Ermittelung und Begründung des darzustellenden juristischen Dogmas gereichte, ihn für ein tieferes Selbststudium zu beleben und geschickt zu machen. Und an dem größten Theile seiner Zuhörer ist ihm das gewiß geglückt. Viele, die später zu hohen Stellen und Würden gelangten, verdankten seiner Führung ihre juristische Bildung und praktische Brauchbarkeit, und wohl keiner hat seine Vorlesungen ohne Nutzen besucht.“ Sein Vortrag wird als glänzend gerühmt, er verstand es, trotz seiner Taubheit, seiner Stimme die erforderliche Modulation zu geben, und denselben neben dem lehrreichen Inhalte zugleich so anziehend zu gestalten, daß ein heute noch in Marburg lebender, bei dem hohen Alter von 88 Jahren noch vollständig geistig frischer und körperlich rüstiger ehemaliger Zuhörer des Professors Mackeldey, ein alter Burschenschaftler seines Zeichens, lobend hervorzuheben pflegt, daß es eine Lust gewesen sei, seine Vorlesungen zu besuchen. Diesem alten Herrn, der über ein ausgezeichnetes Gedächtniß verfügt, verdankt der Schreiber dieses Artikels manche Mittheilung aus dem Leben des Professors Mackeldey, unter anderem auch folgende Anekdote: Professor Mackeldey hielt seine Kollegien in dem Richardschen Hause an dem Fuße des Schloßbergs hinter der katholischen Kirche. Im Sommersemester 1818 war sein Kolleg über Pandekten so besucht, daß das bisher benutzte Lokal nicht ausreichte, die Zuhörer aufzunehmen, es mußte noch ein anstoßendes Zimmer dazu benutzt werden. In diesem befand sich nun ein s. g. Wasserständer. stud. jur. Plaut, ein kleiner verwachsener Jude, der nachmals in den 40er Jahren mit seinem Freunde Gosen ein Antiquariatsgeschäft in der Untergasse betrieb, benutzte nun in der ersten Vorlesung des Semesters diesen Wasserständer, um darin in Bequemlichkeit den Vortrag nachzuschreiben; er kroch in denselben, vielleicht wurde er auch von seinen übermüthigen Kommilitonen hineingehoben, breitete sein Heft auf dem umgeschlagenen Deckel aus, steckte sein hörnernes Stacheltintenfaß, wie es damals gebräuchlich war, ein und lauschte mit Eifer den Worten des Professors. Das erregte nun eine großartige Heiterkeit unter den anderen Zuhörern, die aus dem Lachen nicht herauskommen konnten. Dem Professor Mackeldey fiel dies auf, und da er sich den Grund zu diesem ungestümen Gebahren seiner Herrn Studiosen nicht erklären konnte und annehmen mußte, dasselbe gelte ihm selbst, so wurde er schließlich ungehalten und war eben im Begriff, das Katheder zu verlassen und die Vorlesung zu schließen, als einer seiner Zuhörer ihm auf einem Zettel schriftlich die Ursache der allgemeinen Heiterkeit mittheilte. Da war es dann der Herr Professor selbst, den diese komische Situation des Stud. Plaut höchlich belustigte, und der herzlich in das allgemeine Lachen mit einstimmte.

(Schluß folgt.)

Eamm Vuhlsbärgk.[1])

(Wetterauer Mundart.)

Huuch eamm Vuhlsbärgk featt,[2])
Wu merr Beafe beand,[3])
Stihr e Fichtebahm,
Eann[4]) dean zaift[5]) dr Weand,
Wihft[6]) e Jirredoarn
Mette[7]) aus de Stahn,
Eann eamm Haarekoarn
Do platscht dr Rahn.[8])

Huuch eamm Vuhlsbärgk featt,
Wu dr Schlihdoarn blo,
Friert's de Jirredoarn, —
's gihr Ahm aach e fo.
Sein fe ohn dr Waad[9])
Hun fe Fauer ohn,
Eann die Koih,[10]) verr Fraad
Hun fe Spring gedohn.

Huuch eamm Vuhlsbärgk featt
Imm Gehannizeit
Eaß e Mährt geweast,
Berihmt off weit eann breit.
's peaff[11]) vom Owerwahld,
Wu di Danne stihn;
's eaß e Jidd erfroarn,
Velleicht aach zwihn.

Huuch eamm Vuhlsbärgk featt
Leit[12]) die Welt voll Stahn,
Däi dr Deuwil all
Seatt ennoff[13]) getrahn.
Gahnze Kietze voll
Straat[14]) e driwwer hihn,
Eann 's feand kahn Mensch
Kahn[15]) Foußpoad[16]) mihn.

Huuch eamm Vuhlsbärgk featt,
— Eaß aach noach fe schihn —
's will kahn Deuwil mihn
Seatt ennoffer[17]) gihn.
Dann vom Owerwahld,
Der off dr Spetze[18]) leit,
Fägkt e Weand erroab[19])
Wäi näit gescheid.

Huuch eamm Vuhlsbärgk featt
Wihft die Heckeruus.[20])
Imm[21]) Mechelizeit
Eaß dr Deuwil luus.
's eaß die Hesseloffi
Goar näit ohngenehm
Eann e decker Dofft
Leir[22]) off de Behm.[23])

Huuch eamm Vuhlsbärgk featt
Fihrt's[24]) met Eis eann Schnie.
's eaß e Woufterdoagk[25])
Drowwe off dr Hih.
Ach eann's friert ahm[26]) aach,
's eaß e oadlich Dingk.
„No, dann trinkt emohl
„Eeann näit fe wingk!"

Friedrich von Trais.
(Verfasser der Heimathsklänge aus der Wetterau.)

---

[1]) Vogelsberg. [2]) dort. [3]) bindet. [4]) und [5]) schüttelt. [6]) wächst. [7]) mitten. [8]) Regen. [9]) Weide. [10]) Kühe. [11]) pfiff. [12]) liegt. [13]) hinauf. [14]) streute. [15]) keinen. [16]) Fußpfad. [17]) hinauf. [18]) Spitze. [19]) herab. [20]) Heckenrose, [21]) um. [22]) liegt. [23]) Bäumen. [24]) fährt's. [25]) Wustertag (wüstes Schneewetter). [26]) einen.

Aus alter und neuer Zeit.

Ein hessischer Träumer. Am 15. November 1810 versammelte sich zu Hersfeld in den oberen Räumen des Posthauses, welche damals der guten Gesellschaft zu geselligen Vergnügungen dienten, eine glänzende Gesellschaft. Der Unterpräfekt Günther mit seinem Sekretär, der Präsident des Tribunals von Lindau mit den übrigen Richtern, der Rektor des Gymnasiums Faber und die anderen Lehrer, kurz mit den Geistlichen alle Beamte sowie der Bürgermeister sammt Mitgliedern des Stadtraths und andern Bürgern fanden sich ein. Auch aus der Nachbarschaft waren nicht wenige Gäste herbeigekommen. Es galt nämlich den Geburtstag seiner Majestät des Königs Jerome von Westphalen zu feiern.

Als die Gäste nach ihrem Rang Platz genommen und im Verlauf des Mahles die Gläser aufs Neue gefüllt hatten, um am Schluß der Rede, welche man aus dem Mund des Unterpräfekten erwartete, auf das Wohl des Königs anzustoßen, erhob sich am unteren Ende der Tafel ein den meisten Anwesenden unbekannter Gast und schlug zum Zeichen, daß er reden wolle, an sein Glas. Es war der vor einiger Zeit von der Westphälischen Regierung abgesetzte Pfarrer Streibelein, ein Mann, der seine nicht unbedeutenden Gaben in arger Weise mißbraucht hatte und dafür bekannt war ein böses Maul zu haben. Als alle Augen verwundert auf ihn blickten, begann er mit einer wohllautenden Stimme, welcher man die Uebung anmerkte, folgender Maßen zu reden: „Meine Herren! Wie sehr ich mich freue an diesem Tag mit Ihnen an einer Tafel sitzen zu dürfen, glaube ich nicht besser beweisen zu können, als wenn ich Ihnen erzähle, was mir in vergangener Nacht begegnet ist. Im Traum sah ich mich in einem Land, welches Fremdlinge nicht durch Waffengewalt, sondern durch Treulosigkeit und Hinterlist in ihre Gewalt gebracht hatten. An der Stelle des vertriebenen Landesherrn

regierte ein in Schwelgerei und Ueppigkeit lebender Fürst. Mit ihm waren Tausende von Hungerleidern gekommen, welche nun das Mark des Landes verzehrten."

Je weiter Streibelein in seinem Traum kam, desto gespannter wurden die Mienen der Zuhörer, und ihre Blicke richteten sich auf den Unterpräfekten, der unruhig auf seinem Stuhle hin und her rückte und überlegte, ob er dem hochverrätherischen Lästermaul nicht einen Platz hinter Schloß und Riegel anweisen solle. Der Redner aber fuhr, unbeirrt durch das Benehmen seiner Tischgenossen also fort: „Ueberall, wohin ich blickte, sah ich Schergen und Polizeispione, die jeder freien Aeußerung nachspürten, um sie zur Anzeige zu bringen. Ja, ich selbst fühlte mich von Gendarmen ergriffen, die mich ins Gefängniß schleppen wollten. Indem ich nun mit aller Anstrengung meiner Kräfte mich aus ihren Armen frei zu machen suchte — wachte ich auf und sah das Licht des Tages in mein Schlafzimmer fallen. O wohl mir, rief ich aus, daß das was ich eben gesehen, nur ein böser Traum war, daß wir vielmehr unter der Regierung des gütigen Königs Jerome leben und heute seinen Geburtstag feiern! In diesem Gefühl, meine Herrn, lassen Sie uns die Gläser erheben und stimmen Sie mit mir ein in den begeisterten Ruf: Se. Majestät, unser allergnädigster König Jerome, lebe hoch und abermals hoch und zum dritten Mal hoch!"

Die Anwesenden konnten nicht umhin, obgleich mit sehr verschiedenen Empfindungen, in den Ruf einzustimmen, Streibelein aber feierte seinen Triumph mit mehr als einem Glas Wein. — Nach der im Spätherbst 1813 erfolgten Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm I., dem er drei seiner Söhne als Soldaten zuführte und dabei vorstellte, daß er nur wegen seiner hessischen Gesinnung abgesetzt worden sei, erhielt er wieder eine Pfarrstelle und, soviel bekannt, hat er diese würdiger als die frühere verwaltet. **F. M.**

Aus Heimath und Fremde.

Das soeben erschienene Juliheft der „Deutschen Rundschau" enthält die zweite Fortsetzung von Julius Rodenberg's „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß." Diesmal beschäftigt sich Julius Rodenberg mit Dingelstedt's Leben und Wirken in Kassel, wo dieser als wohlbestellter Gymnasiallehrer am 13. April 1836 eintraf und bis zum Herbste 1838 verblieb. Hochinteressant ist diese Schilderung, die uns zunächst ein prächtiges Bild von dem humorvollen Treiben Dingelstedt's und seiner Freunde V. E. Freys, Eduard Wiegand, Friedrich Oetker u. s. w. in dem von ihnen eines fröhlichen Abends des Jahres 1838 gestifteten „Fürstentage" entwirft. Sie hatten unter sich und ihre Freunde „die schöne Welt" vertheilt, und zwar folgendermaßen: Wiegand war Kaiser von Oesterreich, Oetker König von Schweden und Norwegen, Dingelstedt — die jungfräuliche Königin von England! Freys war Erzbischof sämmtlicher erledigter Bisthümer und zugleich Erzkanzler sämmtlicher Potentaten. Als Primas von Canterbury salbte er die jungfräuliche Königin von England, wobei solch ein Lärm mit einer Trommel und Trompete die ganze Nacht verübt wurde, daß der gegenüberwohnende Polizei-Lieutenant drohte, im Wiederholungsfalle alle gekrönten Häupter zur Wache sistiren zu lassen. Die regelmäßigen Zusammenkünfte fanden abwechselnd bei den Potentaten statt, die sich untereinander „Oesterreich", „Schweden", „Frankreich" 2c. nannten und zu den resp. Geburtstagen in Gala, d. h. in Schlafrock und Pantoffeln, erscheinen mußten. — Doch man lese selbst. — Hiernach folgt der Briefwechsel Dingelstedt's mit dem General von Bardeleben in Rinteln, der uns tiefe Einblicke in das von innerem Unfrieden und Zwiespalt bewegte Gemüthsleben Dingelstedt's und in den ehrenhaften Charakter des wohlwollenden, geistig hochstehenden und hochgebildeten Generals gewährt. — Wir können Julius Rodenberg nicht genug dankbar sein für seine Veröffentlichung dieser Blätter aus dem Nachlasse Franz Dingelstedt's, durch die der geistreiche Verfasser uns den Dichter in neuem wahren Lichte erscheinen läßt.

— Unserem Kasseler Landsmann, dem rühmlich bekannten Maler Louis Katzenstein, ist auf der internationalen Gemälde-Ausstellung im Krystallpalast zu Oporto für sein Bild „An der Toilette" die goldene Medaille mit Diplom zuerkannt worden.

— Die lange Zeit zweifelhafte Entscheidung über die Sababurg scheint schon vor mehreren Wochen gefallen zu sein. Sind wir recht unterrichtet, so ist sie gegen die unversehrte Erhaltung dieses alten hessischen Jagdschlosses, an welches sich so viele uns theure althessische geschichtliche Erinnerungen knüpfen, gerichtet. Die Thürme und Mauern sollen, so heißt es, in ihrem bisherigen Zustande erhalten, die übrigen Theile dagegen niedergelegt werden, und soll mit den betreffenden Arbeiten bereits begonnen worden sein. Wir bedauern diesen Entschluß, bei dem wohl die Kostenfrage im Vordergrunde steht und den Sieg über das historische Interesse davon getragen hat.

Briefkasten.

D. S. Frankfurt a. M. Die Fortsetzung der historischen Abhandlung „Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst und Erzbischof von Köln", folgt in der ersten Augustnummer unserer Zeitschrift.

G. v. P. Marburg. Erhalten. Wird s. Z. benutzt werden. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

H. K. Wetzlar. Unmöglich.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 14. Kassel, 17. Juli 1889.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 14 des „Hessenlandes“: „Ein Lebensbild“, Gedicht von Karl Finck; „Zur Geschichte von Wilhelmshöhe“, von K. Neuber (Fortsetzung); „Johannisberg“, historische Skizze von F. Zwenger (Fortsetzung); „Marburger Pandektisten“, von F. Zwenger (Fortsetzung); „Sie schmollt“, Novellette von M. Friedrichstein; „Frühjahrs Ankunft“, Gedicht in Wetterauer Mundart, von Friedrich von Trais; „Aus dem Vaterhaus“, Gedicht von Emilie Wepler; „Katherlieschen“, Gedicht von W. Bennecke; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; Hessische Bücherschau.

Ein Lebensbild.

Was wühlst du, armes Weib, auf offner Gasse
In todter Asche, zwischen Schutt und Schlacke?
Was ziehst du aus des Kehrichts staub'ger Masse
Und sammelst es so sorgsam in dem Sacke?

„O Herr, es sind nicht Schätze hier zu holen,
Von denen sich die Menschen so nicht trennen;
Es sind die Reste halbverbrannter Kohlen,
Um auf dem Herd sie vollends aufzubrennen“.

„Zur Flamme freilich werden sie nicht wieder,
In ihrem Glimmen liegt kein großer Segen;
Sie wärmen kümmerlich die starren Glieder,
Kann man dazu nicht neue Kohlen legen“.

Es sieht die Welt des Weibes eifrig Wühlen
Im Staub, und wagt des Anblicks wohl zu scherzen;
Ich ward erfüllt von ernsteren Gefühlen,
Ein deutsam Lebensbild entstieg dem Herzen.

Alltäglich kehrt die Zeit von unserer Schwelle
Zuhauf verbrauchter Dinge Ueberreste;
Es tritt das Neue an des Alten Stelle,
Und von dem Neuen wählen wir das Beste.

Bald liegt des Lebens Mai in weiten Fernen,
Vergebens wir dann noch auf Neues harren;
Es kommt ein Tag einst, wo wir schätzen lernen
Verbrauchtes, und den Schutt zusammen scharren.

Dann greift die Hand nach dem, was fast vermodert,
Nach Dingen, die den Keim der Liebe nährten
Und einst als helle Flammen aufgelodert,
Die allgemach den größten Theil verzehrten.

Und ist des Lebens Wintertag gekommen,
Dann sucht das Herz von dem, was einst ihm theuer
Den Rest aus Aschenhäufchen, die verglommen,
Und fröstelnd schürt's damit das dürft'ge Feuer.

Und die Erinnerung, sie muß sich mühen,
Von Zeit zu Zeit das Feuer anzufachen;
Doch ach! es kann der Ueberreste schwaches Glühen
Nothdürftig warm das arme Herz nur machen!

Karl Finck.



Zur Geschichte von Wilhelmshöhe.

Von K. Neuber.

(Fortsetzung.)

Unter Moritzens Nachfolgern ist aber einer hervorzuheben, welcher einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die Entwickelung der Anlagen bei Weißenstein ausgeübt hat, Landgraf Karl. Gerade dieser Fürst, unter dessen Regierung (1670—1730) die hessischen Soldaten in ganz Europa Lorbeeren errangen, schuf auch herrliche Friedenswerke, und seinem unermüdlichen Eifer und seinem regen Sinn für alles Schöne und Erhabene verdankt die Stadt Kassel mit ihrer nahen und fernen Umgegend Anlagen, um die wir von Vielen mit Recht beneidet werden. Nach seiner den Wissenschaften und Künsten gewidmeten Reise durch Italien, die er vom Dezember 1699 bis zum April 1700 unternahm und deren Ergebnisse er in seinem italienischen Tagebuche (Diarium italicum) niedergelegt hat, wollte er die Meisterwerke, welche er im fremden Lande bewundert hatte, auch der Heimath zu Gute kommen lassen. Während noch an seiner herrlichen Schöpfung, der Karls-Aue, mit Aufbietung aller Kräfte gearbeitet wurde, war Landgraf Karl mit Ausführung eines Planes beschäftigt, welchen ihm der italienische Baumeister Giovanno Francesco Guernièri vorlegte, und der dahin ging, die hinter dem Schlosse Weißenstein aufsteigende Höhe, den s. g. Winterkasten, durch Wasserkünste und Anlagen verschiedener Art in einen wahren Wunderberg umzuwandeln, zugleich aber die Wasserkünste mit Unterbrechungen zum Schlosse fortzuführen, dies selbst neu zu bauen und davor ein Bassin zu einer großen Fontäne anzulegen. Dieser großartige Plan erschien zuerst im Jahre 1705 zu Rom in Kupfer gestochen, mit dem eigenthümlichen Titel:

> Delineatio montis, parum distantis a Cassellis, urbe Hassiae, qui olim ab incolis Venter Castre, id est, mons ventorum dicebatur, nunc autem Carolinus;

sodann 1706 mit etwas verändertem Titel:

> Delineatio montis, a metropoli Hasso-Casselana uno circiter miliari distantis, qui olim Winter-Kasten, id est, hiemis receptaculum, nunc Carolinus audit;

mit beschreibendem Texte in 4 Sprachen: Deutsch, lateinisch, französisch und italienisch.

Der ursprünglich gebrauchte Namen Windkasten wurde hiernach umgewandelt in Winterkasten mit Bezug darauf, daß dem beim Vorwerke Sichelbach gelegenen Sammelteiche für die Wasserkünste das auf den ausgedehnten Huteflächen im Winter sich in Menge ansammelnde Wasser zugeführt wird. Später erhielt der ganze Berg, auf dem Weißenstein gelegen, dem Schöpfer der Anlagen zu Ehren den Namen Karlsberg.

Von den geplanten Bauten kam jedoch nur der dritte Theil wirklich zur Ausführung: Das Riesenschloß und die Cascaden, immerhin noch staunenswerthe Anlagen, welche allein schon über ein Jahrzehnt zu ihrer Ausführung in Anspruch nahmen und bedeutende Geldsummen verschlangen. Begonnen wurde das Werk im Jahre 1701 und vollendet 1714, wenigstens wurde in diesem Jahre die Pyramide auf dem ein Achteck (Oktogon) bildenden Riesenschlosse aufgeführt. Landgraf Karl schaute mit großem Wohlgefallen auf seine Schöpfung, und die Vollendung derselben wurde von ihm im Beisein seines ganzen Hofstaats festlich begangen — die Erzählung von der dabei vorgekommenen mißbilligenden Aeußerung des Sohnes und Nachfolgers, Friedrich I., läßt sich nicht feststellen — war doch das weithin über die Berge sichtbare Werk ein die großen Siege der hessischen Truppen verherrlichendes Denkmal. Dem ganzen Bau lag die aus der griechischen Götterlehre entlehnte Fabel von der durch die Giganten versuchten Himmels-Stürmung zu Grunde, welche durch die olympischen Götter unter Beistand des Halbgottes Herkules vereitelt wurde und mit der Vernichtung bezw. Unschädlichmachung der Giganten endete, indem ungeheuere Felsmassen auf ihre Leiber gewälzt wurden. So namentlich Enceladus, der nun aus seinem Munde einen Wasserstrahl senkrecht emporsendet und damit die unterhalb des Riesenschlosses mit einer Fontäne im Artischocken-Bassin beginnenden und aus dem Sammelteiche im Riesenschlosse kommenden Wasser

weiterführt, welche alsdann auf 3 Steintreppen-Reihen, den sog. Cascaden, (die Haupt-Cascaden in der Mitte, die Neben-Cascaden zu beiden Seiten) herunter unter Speisung durch zwischenliegende 3 kleinere Bassins in einen Teich über der Neptuns-Grotte sich ergießen.

Die Pyramide auf dem Oktogon sollte nun noch mit einer Stein-Figur, zu welcher man den farnesischen Herkules ausersehen, gekrönt werden. Schon arbeitete man deshalb an einem gewaltigen, aus den Balhorner Steinbrüchen zwischen Balhorn und Martinhagen mit Aufwand vieler Menschenkräfte herbeigeschafften Sandstein-Blocke; jedoch wurde dies bald als unausführbar wieder aufgegeben, und begnügte man sich mit Errichtung einer aus Kupfer getriebenen Statue, angefertigt vom Hof-Kupferschmied Otto Philipp Küper und aufgestellt 1717, von deren mühsamen Errichtung man sich einen annähernden Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß in der Keule des Herkules 6 Personen von mittlerer Größe Platz haben und man durch eine in der Keule angebrachte Oeffnung, welche übrigens durch eine kupferne Klappe gegen die Einwirkungen der Witterung geschlossen werden kann, die riesigen Formen der Figur betrachtet. Vom Fuße der Cascaden bis in die Keule zählt man überhaupt 902 Treppenstufen, und ist die Spitze des Herkules 523 Meter = 1830½ Fuß hoch. Weit und breit muß auch ein Platz gesucht werden, von dem aus man eine ähnliche entzückende Aussicht hat, wie vom Riesenschlosse, namentlich wenn man auf der kunstvollen ohne Stütze sich gewissermaßen selbst tragenden Wendel-Treppe zur Plattform des Oktogons gelangt ist: Auf der einen Seite die höheren Berge des Habichtswaldes, auf der andern zu Füßen die in drei Reihen neben einander laufenden Cascaden mit den uralten Tannen links und rechts, dann die großartigen Park-Anlagen mit dem Schlosse, die Hauptstadt Kassel im breiten Thalkessel, und die zahlreichen Dörfer, welche sich malerisch um dieselbe gruppiren, und am Horizonte schön bewaldete Bergrücken. Bei klarem Wetter schaut man sogar über die einheimischen Berge hinausragend die Berg-Spitzen der Nachbarländer, wie den Brocken und den Inselsberg. Der Dichter Klopstock soll beim ersten Anblick dieser Herrlichkeit zu einem Eingeborenen des Landes entzückt ausgerufen haben:

„Mein Gott! welch' einen großen schönen Gedanken hat euer Fürst da in Gottes Schöpfung hineingeworfen!"

Im Munde des Volkes heißt der Herkules gewöhnlich „der große Christophel," da dem gemeinen, nicht in die griechische Mythologie eingeweihten Manne die Beziehungen zum heiligen Christophorus, dem Träger des Christuskindes, näher liegen.

Leider fuhren die Nachfolger Karls nicht in seinem Sinne fort, durch andere Sachen in Anspruch genommen. Auch der kunstsinnige Landgraf Friedrich II. wurde im Anfange seiner Regierungszeit (1760—1785) durch die Theilnahme am siebenjährigen Kriege, in welchem Hessen-Kassel zu den Bundesgenossen Friederichs des Großen zählte, von friedlichen Bestrebungen abgelenkt. Von den Schlachten und Gefechten, welche damals auf hessischem Boden ausgefochten wurden, fanden einige auch in Wilhelmshöhe und insbesondere um das Riesen-Schloß herum statt.

Am 12. Februar 1761 hatte Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Oberfeldherr der preußischen Bundes-Armee, von Ehlen aus, wo er sein Hauptquartier hatte, das Oktogon sowohl wie das fürstliche Schloß durch Jäger besetzen lassen, während andere leichte Truppen bis Wahlershausen und Kirchditmold vordrangen. Am 14. Februar brach ein Theil der in Kassel liegenden französischen Besatzung auf, um einen Versuch zu machen, die Verbündeten aus dem Habichtswalde zu vertreiben. Am Fuße des Gebirges empfing sie aber ein so heftiges Geschütz- und Kleingewehr-Feuer, daß sie nach beträchtlichem Verluste und unter Zurücklassung von 200 Gefangenen nach Kassel zurückweichen mußten.

Ein anderes Gefecht fand am 22. September 1761 statt. Die Verbündeten hatten in der Nähe des Riesenschlosses einen Posten von 120 Bergschotten, welcher von einer Abtheilung Franzosen angegriffen wurde. Die Bergschotten mußten der Uebermacht weichen und zogen sich kämpfend nach dem Oktogon zurück, in welchem sie emporstiegen, da sie ihre ganze Munition verschossen hatten. Die Franzosen theilten sich in vier Haufen und stiegen ihnen, gedeckt von einem seitwärts aufgestellten Posten, die Freitreppen hinauf nach. Die Bergschotten flüchteten auf die Plattform, von wo sie Steine u. dergl., wahrscheinlich auch einen Theil der Figuren und Balustraden, auf die Franzosen schleuderten, welche ihnen auf den Fersen folgten. Nach verzweifelter Vertheidigung mit Bajonet und Kolben mußten endlich die Bergschotten die Waffen strecken.

Im folgenden Jahre lagerten nach der Schlacht bei Wilhelmsthal (24. Juni 1762), woselbst Herzog Ferdinand von Braunschweig einen glänzenden Sieg über die vereinigte, 80000 Mann starke, französische Armee erfocht, ansehnliche Heeres-Abtheilungen am Oktogon. Als aber im Jahre 1763 „des langen Haders müde" die streitenden Theile Frieden geschlossen hatten, konnte Landgraf Friedrich II. wieder seinem durch den Krieg schwer gedrückten Lande seine väterliche Fürsorge zuwenden, und wohl bekannt ist, wie er dieselbe insbesondere zu Gunsten der Hauptstadt und deren Umgebung hat walten lassen. (Forts. folgt.)

Johannisberg.

Historische Skizze von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Nach der Rückkehr vom Johannisberg in seine Residenzstadt Fulda, berief der Fürstabt Konstantin von Buttlar die Baumeister Dientzenhöfer*) von Bamberg und Rosini aus Sachsen, um Risse für Schloß- und Kirchenbau am Johannisberg zu entwerfen. Nachdem der Fürst Konstantin dieselben geprüft, auch den Mainzer Architekten Gallasini darüber zu Rath gezogen und einen Bauplan bestimmt hatte, wurden einstweilen die nöthigsten Bauvorkehrungen angeordnet und ausgeführt. Das Bauwesen, dessen Leitung dem Mainzer Hofbaumeister Hörwarth übertragen wurde, begann, wie bereits in voriger Nummer erwähnt, erst im Jahre 1717. Die künstlerischen Arbeiten besorgte der fuldaische Hofmaler Wohlhaupter.

Während sich der Schloß- und Kirchenbau auf den alten Klostertrümmern am Johannisberg allmählich erhob, wurden die sehr vernachlässigten Weinberge erweitert und mit besseren Reben,**) als bisher, bepflanzt, überhaupt keine Kosten gescheut, um den Johannisberg nicht nur zu einer prachtvollen, sondern auch zu einer einträglichen Besitzung zu gestalten. Die Bau- und Verbesserungskosten betrugen weit mehr als die ersten Erwerbs-Kosten. Schlereth führt in seinem Artikel über den Johannisberg die Kosten einzeln an und nach seiner Berechnung betrug die Summe, welche Fulda für die Erwerbung, die Bauten und die Verbesserung des Johannisberges innerhalb einiger Jahren verwendet, 223 347 Gulden, bei dem Werthe des Geldes in jener Zeit, allerdings eine ganz erhebliche Summe. Die Nachfolger Konstantin's von Buttlar als Fürstäbte von Fulda: Adolf von Dalberg und Amand von Buseck, der erste Fürstbischof von Fulda, wandten dem Johannisberg eine nicht minder große Sorgfalt zu, wie ihr Vorgänger. Fürstbischof Adalbert II. von Walderdorf erkor sogar das Schloß am Johannisberg zu seinem fast ständigen Aufenthalte, dort trieb er seine alchymistischen Studien, — er hatte, wie die Sage geht, all sein Silber bis auf einen einzigen silbernen Eßlöffel im Rauch aufgehen lassen —, starb jedoch schon nach einer kaum dreijährigen Regierung im Herbste 1759 daselbst, an einer Art Ruhrkrankheit, die er sich durch den übermäßigen Genuß von Trauben und jungem Most zugezogen haben soll. Am Johannisberg wurde er beerdigt und seine Anverwandten ließen ihm daselbst ein Grabdenkmal errichten. Die beiden folgenden Fürstbischöfe von Fulda, Heinrich VIII. von Bibra und Adalbert III. von Harstall, mit welchen sich die Reihe der geistlichen Regenten des Fürstenthums Fulda schließt, scheinen weniger Freunde des „Rheingauer-Paradieses“ gewesen zu sein. Sie verweilten nur kurze Zeit am Johannisberge, schöpften jedoch reichlich aus dieser „Götterquelle“ und gerade sie waren es, die der dortigen Rebenkultur durch ihren ebenso thätigen wie geschickten Hofkellermeister Burkard Schild dessen alleiniger Aufsicht und Leitung der Weinbau in den fürstlich fuldaischen Landen übertragen war, eine erhöhte Sorgfalt zu Theil werden ließen. Ueber diese meldet der Bürger J. N. Becker in der Beschreibung seiner Reisen in den Departements am Donnersberg, am Rhein und an der Mosel: Es ist erstaunlich, welche Arbeit und Mühe auf diesen kleinen Strich Erde verwendet wird. Die Arbeiter sind immer dabei beschäftigt. Wenn im Frühjahr das Beschneiden und Binden vorüber ist, so giebt der Sommer den Winzerinnen zu thun. Diese müssen von Zeit zu Zeit das aufschießende Unkraut ausjäten, damit dem Stocke nichts von seiner Nahrung benommen wird, und selbst oft die Frucht von dem wuchernden Laube entblößen, um den Strahlen der Sonne Raum zu verschaffen.

Mit dem Jahre 1774 beginnt jene Veredlung der Rebenkultur am Johannisberg, durch welche der Johannisberger seine hohe Berühmtheit erlangte und zum Könige aller Rheinweine wurde. In ähnlicher Weise hatte Fulda die zwar Jahrhunderte lang ihm von den Herren von Thüngen bestrittenen Rebenpflanzungen der Burg Saaleck

---

*) Derselbe Baumeister, welcher unter dem Fürstabte Adalbert I. von Schleifras von 1704—1712 die Domkirche zu Fulda erbaut hatte.

**) Mit Rüdesheimer und Geisenheimer Reben. Außer den in den Jahren 1717—1719 gepflanzten Reben wurden im Jahre 1720 noch 150,000 und im Jahre 1721 noch 40,000 Rieslinge und Orleans-Reben zur Anpflanzung am Johannisberg in Rüdesheim und Geisenheim angekauft. — Die ursprünglich von den Benediktinern am Johannisberg angepflanzten Reben stammten wohl von Frentzwein und von Hunschwein, von vinum Francicum und von vinum Hunicum, fränkischem und ungarischem Wein. P. Hermann Bär in seinen „Beiträgen zur Mainzer Geschichte der mittleren Zeiten“, 2. Abtheilung Mainz 1791, und F. J. Bodmann in seinen „Rheingauischen Alterthümern“, Mainz 1817, bringen längere Auseinandersetzungen über diese beiden Weinsorten, stimmen jedoch in ihren Ansichten nicht überein.

an der fränkischen Saale, unweit Hammelburg, behandelt und die glänzendsten Erfolge erzielt, so daß der „Saalecker" zu den besten Weinen Deutschlands zählte. Hatten doch Fuldaer Fürsten auf dem Dammersfelde an der Rhön eine große Schweizerei angelegt, um den dort gewonnenen Dung nach den an 8 Stunden entfernten Saalecker Weinbergen verbringen und dort zur Verbesserung des Bodens verwenden zu lassen.

Hofkellermeister Schild ließ die Weinberge an dem Johannisberge großen Theils mit Saalecker und Rüdesheimer Reben neu anpflanzen, die Lese bis zum Spätherbst — Anfang November — verschieben, bei dieser die guten und überreifen Trauben von den schlechtern und minderreifen sorgfältig sondern und beide Traubensorten besonders keltern. Nach einem Alter von zwei Jahren wurden die guten Weine — der Ausbruch — nach Fulda geführt, in dem Keller des Orangeriegebäudes, dem sog. Johannisberger Keller, gelagert und höchst vorsichtig behandelt. Sie wurden in der Regel nur in versiegelten Flaschen, anfangs und lange zu sehr billigen, seit dem Jahre 1803 aber, nachdem das Fürstenthum Fulda in den Besitz des Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien übergegangen war, zu weit höheren Preisen verkauft,*) die schlechteren und Zinsweine aber auch faßweise abgegeben.

Die Einführung der späten Lese am Johannisberg ist übrigens einem Zufall zuzuschreiben. Das Vorkommniß ist interessant genug, um hier wiedergegeben zu werden. Am Johannisberg wirkten zwei Patres des Fuldaer Benediktinerstiftes. Das Amt des einen Paters hatte, wie Karl Braun sagt, einen mehr „vinikolen", denn geistlichen Charakter. Er war Kellermeister, ihm stand, nebenbei bemerkt, außer der Verwaltung des Gutes und der Pflege des Weinbaues auch die Aufsicht über jene unterirdischen Räume zu, welche die Bezeichnung „bibliotheca subterranea" trugen, deren werthvollstes Werk: das beste Faß „nutrimentum spiritus", „Nahrung des Geistes", genannt wurde —, dem anderen Pater lag die Seelsorge auf dem Johannisberge ob. Der Pater Kellermeister hatte u. a. auch die Verpflichtung, im Herbste, wenn die Trauben reif wurden, durch einen Boten Proben derselben nach Fulda zur Bestimmung der Lese bringen zu lassen. Besagter Bote erkrankte nun in Steinau oder Schlüchtern — die lose Welt von damals soll behauptet haben, er habe unterwegs zu viel gezecht — und traf in Folge dessen erst 14 Tage später in Fulda ein. Dadurch war die Lese verzögert und gerade durch dieses späte Einherbsten wurde der vorzügliche 1775er erzielt, der sich namentlich durch sein feines „Bouquet", die „Blume", auszeichnete. Für die Folge wurde die Lese am Johannisberg stets spät angesetzt, und da sich diese Neuerung bewährte, so fand sie auch bald Nachahmung im ganzen Rheingau.

Ganz außerordentlich begünstigt ist der Johannisberg durch seine Lage, sie beeinflußt fast mehr noch die Güte seines Weines, als der Boden. Nach dem Ausspruch des berühmten Oenologen Wilhelm von Hamm*) ist eine dem Weinbau gleich günstige Lage nur noch in der Gironde und in dem Hegyalljagebirge (Ungarn) anzutreffen. Der Berg selbst steht auf Thonschiefer. Nach den Analysen Liebig's ist der Boden des Schloßweinbergs ein eisenhaltiger Thonboden von sehr wechselnder Zusammensetzung je nach der Himmelsgegend; der Thongehalt beträgt 8,3 bis 14,62, der Eisengehalt 5,54 bis 8,84, die Bittererde — auf deren Anwesenheit die Weinbauer besonderes Gewicht legen 0,43 bis 1,62, der Kalk 0,86 bis 7,57, Kali 2,73 bis 6,35 und Kieselerde 65,46 bis 67,36 Prozent. Die Vorzüge des Johannisberger Weines sind neben größter Reinheit höchst angenehmer, lieblicher Geruch und Geschmack, gewürzhafte Süße, Konsistenz und Stärke in unübertreffbarem Einklang. Karl Braun, der treffliche wackere Weinkenner, schildert uns in seinem Artikel über den Johannisberg*) den Genuß dieses Göttertrankes in der ihm eigenen genialen Weise:

„Stoßen wir an: Gesegnet sei der Rhein! Merken Sie, wie der Duft des Weines das Zimmer erfüllt? Wenn wir sie nur sehen könnten, die luftigen Gestalten, die um uns her ihr Wesen treiben. Fühlen Sie nicht, wie der edle Saft in Ihr Inneres dringt gleich konzentrirtem hellen Sonnenschein, der sein lustiges Licht leuchten läßt, sein belebendes Licht über jede Faser Ihrer Nerven und Ihres Gehirns?"

„Das ist aber auch eine Anhäufung tausendjähriger Kultur", deren wir uns erfreuen. Tausend Jahre mußte der schaffende Geist und die fleißige Hand von vielen menschlichen Generationen sich auf diesen Fleck Landes konzentriren, um uns diesen Trunk zu bereiten. Alle sozialen, wirthschaftlichen und politischen Gewalten dieser

*) Die Flasche 1775er Johannisberger, die im Jahre 1802 nur 4 Gulden und früher noch weniger kostete, wurde nunmehr um 12 Gulden verkauft.

*) Herausgeber des „Weinbuchs", nach dem Tode des Verfassers in dritter Auflage, bearbeitet von Freiherrn A. von Babo, Leipzig 1886, s. S. 125 flg.

*) „Bilder aus Nassau, Württemberg und Hessen-Darmstadt" in „Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei", 3. Bd. Hannover 1881.

tausendjährigen Geschichte mußten dazu mitwirken. Erst wenn man das Bewußtsein dieser Thatsache in sich aufgenommen hat, trinkt man diesen Wein mit vollem Verständniß.“ —

Es ist allerdings nur ein kleiner Fleck Erde, auf welchem der Schloß Johannisberger, dieser feinste, bouquetreichste, stärkste unserer deutschen Weine, gedeiht. Nur ca. 24 ha (98 Morg.) beträgt gegenwärtig das Weingartenareal, und 40 Stück Wein sind es, die im Durchschnitt Schloß Johannisberg jährlich liefert. Außer dem Schloß-Johannisberger gibt es auch noch Dorf-Johannisberger und Johannisberger-Klause, Weine, die zwar mit dem Schloß-Johannisberger sich nicht messen können, unter denen sich aber auch einzelne edle Sorten befinden. Man unterscheidet sonach Schloß-, Klause- und Dorf-Johannisberger.

In Fuldaischen Zeiten flossen die Erträge des Johannisbergs in die fürstliche Kabinetskasse. Das Einkommen der Johannisberger Weinrechnung war eines der wenigen Fuldaischen Kabinetsgeheimnisse. Der Hofkellermeister Burkard Schild, der ob seiner Verdienste um den Weinbau auf Schloß Saaleck und Schloß Johannisberg zum Hofkammerrath befördert wurde, legte nur dem Fürstbischof Rechnung ab, die sodann im Kabinette geprüft und abgeschlossen wurde. Sicher aber ist, daß die Erträgnisse des Johannisbergs auch in finanzieller Beziehung sehr ergiebig waren.

Im Jahre 1802 wurde das altehrwürdige Hochstift Fulda nach mehr als tausendjährigem ruhmreichen Bestehen in Folge des Luneviller Friedens durch die Reichsdeputation säkularisirt und das Fürstenthum dem fürstlichen Hause Oranien-Nassau als Entschädigung für den Verlust der erblichen Statthalterei in den Niederlanden übergeben. Der Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien, welcher am 6. December 1802 in seine neue Hauptstadt eingezogen war und dort die Regierung angetreten hatte, war dadurch auch Besitzer des Johannisbergs im Rheingau geworden. Er wußte den Werth desselben wohl zu schätzen und schickte eiligst seinen Bevollmächtigten, Justizrath Conradi, hin, um, wie Karl Braun, dem wir hier folgen, in seiner Schrift über den Johannisberg schreibt, von den dortigen überirdischen und unterirdischen Schätzen Besitz zu ergreifen. Der oranische Bevollmächtigte fand aber in den Kellern des Johannisberges nur einige wenige Stückfässer voll Wein vor, und auch der war gerade nicht von dem besten. Die sofort eingeleitete Untersuchung ergab, daß kurz vor dem Eintreffen des Kommissarius der beträchtliche Vorrath an den Weinhändler Hergen in Mainz verkauft und überliefert worden war. Durchschnittlich sollen zwölfhundert Gulden für das Stück bezahlt worden sein. Der Prinz von Oranien hatte das Nachsehen; er ließ dafür den Vermittler jenes Handels, den Pater Kellermeister Karl Arnd, büßen, den er sofort seiner Stelle entsetzte, dem aber die späteren Ereignisse hinlängliche Genugthuung verschafften. (Schluß folgt.)

Marburger Pandektisten.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Am 18. Oktober 1818 wurde die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn errichtet. Im November desselben Jahres erhielt Mackeldey einen ebenso ehrenvollen als vortheilhaften Ruf an diese neue Hochschule. Die Versuchung, diesem Rufe zu folgen, war groß, aber nicht minder groß auch seine Liebe und Anhänglichkeit für Marburg. Lange schwankte er zwischen Bleiben und Gehen, bis ihn endlich, nach hartem Kampfe mit sich selbst, die Rücksicht auf seine Familie, die er in Marburg nicht hinlänglich gesichert wußte, und der anfängliche Mangel jeder Aussicht, für die Ablehnung jenes Rufes verhältnißmäßige Entschädigung zu erhalten, bestimmte, den kurhessischen Staatsdienst zu verlassen und in den königl. preußischen überzutreten. Auf sein an den damals regierenden Kurfürsten Wilhelm I. unmittelbar eingereichtes Abschiedsgesuch wurde ihm durch ein eigenes Handschreiben des letzteren in den gnädigsten und huldvollsten Ausdrücken seine Bitte zugestanden. Bald darauf wurden ihm zwar von Kassel aus noch sehr vortheilhafte Anträge gemacht, wenn er in Marburg bleiben wollte, allein sie erfolgten zu spät; er hatte den Ruf nach Bonn bereits angenommen und glaubte sein einmal gegebenes Wort nicht brechen zu dürfen, so gerne er auch bei jenen Anträgen, wären sie früher erfolgt, in Marburg geblieben wäre. Nur mit tiefem Schmerz schied er von der ihm theueren Stadt und nie erlosch die dankbare Erinnerung an die frohe und glückliche Zeit, die er dort verlebt hatte. So berichtet der Biograph Mackeldey's in Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- Schriftsteller-

und Künstlergeschichte, Band 19, herausgegeben von K. W. Justi. —

Zu Ostern 1819 trat Professor Mackeldey sein neues Lehramt als erster ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft auf der Universität Bonn an und übernahm nach Mittermaier's Abgang nach Heidelberg im Jahre 1821 auch das Ordinariat im dortigen Spruchkollegium. Auch in Bonn entwickelte er als Lehrer des römischen Rechts eine ausgedehnte und erfolgreiche Thätigkeit. Seine Vorlesungen waren von mehr als 100 Zuhörern besucht, seine Einnahmen waren glänzend. Er bezog 1500 Thlr. Gehalt, dazu kamen eine gleiche Summe an Kollegiengeldern, ansehnliche Honorare, die ihm als Mitglied des Spruchkollegs zuflossen, für wiederholte Auflagen seines Lehrbuchs, für privatim ertheilte Rechtsgutachten u. s. w., so daß er sein Hauswesen auf dem breitesten Fuße zu führen und eine Gastlichkeit zu üben in der Lage war, die, wie der Universitätskurator von Rehfues in einem amtlichen Berichte aussprach, der Universität zu Ehren und Nutzen gereichte. Trotzdem blieben ihm in Bonn Mißhelligkeiten nicht erspart. Zunächst mit den Bonner Studenten selbst. Diese waren nicht so geartet, wie die Marburger Musensöhne, die zwar den forschen Studenten niemals verleugneten, denen aber auch zu allen Zeiten ein ganz besonderer männlicher Ernst neben strengem wissenschaftlichen Streben nachgerühmt wird. Jene nahmen das Leben leichter und die Taubheit Mackeldey's gab ihnen Gelegenheit in dessen Vorlesungen allerlei Unfug auszuführen. Als sie aber auch Hunde mit in das Kolleg brachten und daselbst rauchten, richtete Mackeldey am 28. Januar 1823 eine Beschwerde an den Senat. Dieser sah sich veranlaßt, der gesammten Zuhörerschaft eine Verwarnung ertheilen zu lassen. Die ungeschickte und unbedachte Art, in welcher der zeitige Rektor, der Mathematiker Professor Dr. K. D. von Münchow, begleitet vom Universitätsrichter und 2 Pedellen sich dieses Auftrages entledigte, war leider nur zu sehr geeignet, eine heftige Gährung in der Studentenschaft hervorzurufen. Da der Rektor die verlangte Genugthuung verweigerte, wurde in wiederholten Studentenversammlungen beschlossen, Bonn in Masse zu verlassen, auch soll im Geheimen eine Verrufserklärung der Universität ausgesprochen worden sein. Doch gelang es schließlich den Universitätsbehörden durch kluge und feste Haltung den Sturm zu beschwören. Daß Mackeldey's Ansehen in den akademischen Kreisen durch solche Vorgänge nicht gehoben wurde, begreift sich leicht.

Schon im Jahre 1823 gerieth Mackeldey mit anderen Mitgliedern des Spruchkollegs in einen heftigen Konflikt, der sich mehrere Jahre hinzog, bis er in Folge der fortwährenden Reibungen 1828 in helle Flammen ausbrach. Da erklärte Mackeldey in einem an das Spruchkolleg gerichteten Schreiben, daß er es bei dem Mangel an Vertrauen und Wohlwollen, sowie bei den Gegensätzen in Richtung und Neigungen, mit seiner Ehre nicht vereinbar halte, ferner noch das Amt des Ordinarius zu führen. Einer der erbittertsten Gegner Mackeldey's war sein streitbarer Kollege J. Chr. Hasse, welcher von Berlin als Professor der Rechte nach Bonn berufen worden war. Dieser scheute kein Mittel, um ihm wehe zu thun, bis endlich der Minister v. Kamptz sich zu Gunsten Mackeldey's entschied.

Im Jahre 1827 erschien die 7. Auflage seines Lehrbuchs des heutigen römischen Rechts, in welcher der Verfasser an Stelle der bisher befolgten Institutionenordnung ein neues System einführte. Hatten die früheren Auflagen stets die denkbar günstigste Beurtheilung gefunden, so trat jetzt hier ein Wandel in der Kritik ein. Selbst der in seinem Urtheile sonst so schonende Vangerow soll später auf dem Katheder geäußert haben: Mackeldey's Werk sei zuerst ein bewährtes Lehrbuch der Institutionen gewesen, habe dann ein Lehrbuch der Pandekten werden wollen, und sei jetzt keines von beiden mehr. Wir wollen hier nicht unerwähnt lassen, daß im Jahre 1832 eine Chrestomathie der in dem Mackeldey'schen Lehrbuch citirten Belegstellen mit dem Namen Ludwig Hermann erschien, unter welchem sich die damals in Heidelberg studirenden Freunde Ludwig Büff und Hermann Kersting *) verbargen.

Jene abfälligen Beurtheilungen der neuen Ausgaben des Buches konnten selbstverständlich nur störend auf die Stimmung des ohnehin seit 1825 von schweren körperlichen Leiden heimgesuchten Professors Mackeldey wirken. Sein früher Tod hinderte ihn an der beabsichtigten Ausarbeitung eines neuen Handbuchs des römischen Rechtes nach verbessertem und erweitertem Plane. —

Als in der letzten Hälfte der 20er Jahre der Kurprinz Friedrich Wilhelm von Hessen bei seiner Mutter, der Kurfürstin Auguste, in Bonn weilte, da war es Professor Mackeldey, dem er ein ganz besonderes Vertrauen schenkte und dessen Rath

*) Ludwig Büff und Hermann Kersting zählten später zu den hervorragendsten Juristen unseres Hessenlandes. Dr. jur. u. theol. L Büff, geboren am 22. Mai 1811 zu Marburg, war hessischer Oberappellationsgerichtsrath und starb am 8. Mai 1869 zu Kassel; H. Kersting, geboren 17. August 1811 zu Kassel, starb als Kriminalgerichtsdirektor zu Fulda am 11. April 1863. Beide haben sich auch als juristische Schriftsteller einen geachteten Namen erworben; L. Büff durch sein Werk „Kurhessisches Kirchenrecht“ und sein „Schäfereirecht“, H. Kersting durch seine Werke „Strafrecht in Kurhessen“ und „die Sonderrechte im Kurfürstenthum Hessen“.

er häufig in seinen Angelegenheiten in Anspruch nahm. Dort lernte bekanntlich der Kurprinz seine nachmalige Gemahlin, die Fürstin Gertrude von Hanau, auf einem Balle, den der in Bonn anwesende General Crousſel gab, kennen. Die Schwierigkeiten, die sich der Verehelichung entgegenstellten, sind zu bekannt, als daß wir hier näher darauf einzugehen brauchten. Nur das wollen wir erwähnen, daß Professor Mackeldey es war, der dem Kurprinzen bei dem Mangel der elterlichen Einwilligung zu seiner Verheirathung über diese Schwierigkeit hinweghalf. Jener hatte nämlich herausgefunden, daß in Westfalen ein protestantischer Ort existire, der einst unter der Landeshoheit der Aebtissin von Essen gestanden, und weil diese keine oberkirchliche Befugnisse über denselben hatte, so wurden sie vorkommenden Falls von den Ortspfarrer selbst ausgeübt, an welcher Berechtigung auch die spätere Zeit nichts geändert hatte. Mit dem Inhaber einer geistlichen Gewalt, die von dem Nachweis elterlicher Einwilligung und auch vom öffentlichen Aufgebot dispensiren konnte, wurde sich also verständigt, und von ihm ist unter Assistenz der mitgebrachten Zeugen die Trauung in der dortigen Pfarrkirche vollzogen worden. Eine Art von Gretna-Green hatte aus der Verlegenheit geholfen. Nachträglich ist denn auch die Einwilligung des Kurfürsten hinzugekommen. So zu lesen in des Professors Friedrich Müllers Werke „Kassel seit siebzig Jahren". Auch später noch soll der Kurprinz, als er schon Mitregent geworden war, öfter in Staatsangelegenheiten den Rath Mackeldey's eingeholt haben, wie denn auch die in Kurhessen verbliebene Familie des jüngeren Bruders des Professors, des nachmaligen Vorstandes des Justizministeriums in Kassel, Friedrich Mackeldey, gestorben im Jahre 1865 als Obergerichtspräsident in Fulda, sich stets des besonderen Wohlwollens des Kurprinzen und Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu erfreuen hatte. —

Ein Biograph Mackeldey's schildert dessen trefflichen Charaktereigenschaften in dem „Neuen Nekrologe der Deutschen", Jahrgang 1834, wie folgt: „Als Mensch gehörte Mackeldey in jeder Beziehung zu den erfreulichsten und wohlthuendsten Erscheinungen. Ein hingebendes Wohlwollen für Jedermann, Innigkeit des Gemüths und ein sehr reger Sinn für alles Gute und Schöne, verbunden mit einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit seines ganzen Wesens, Uneigennützigkeit, strenge Rechtlichkeit, Geradheit und Biederkeit, sowie ein tiefer Abscheu gegen alles Schlechte in jeglicher Gestalt, zeichneten ihn sein ganzes Leben hindurch rühmlich aus." — „Der Lehrberuf", heißt es ferner daselbst, „war ihm über Alles theuer; ihm opferte er willig Muße und Gesundheit, denn nur dem unbegrenzten Eifer für seine Amtspflicht konnte es zugeschrieben werden, wenn er sich zu einer Zeit, als sein schweres Hämorrhoidalleiden, verbunden mit heftigen Gichtanfällen, den Körper bereits in seinen Grundfesten erschüttert und eine außerordentliche Höhe erreicht hatte, noch täglich nach dem Hörsaale tragen ließ, um durch einen mehrere Stunden lang mit gewohnter Heiterkeit und Ruhe fortgesetzten Vortrag eine wahrhaft herkulische Probe von seltener Herrschaft des Geistes über den Körper abzulegen. — Auch seine häuslichen Tugenden verdienen noch rühmliche Erwähnung. Er lebte in einer sehr glücklichen Familienverbindung, wie sein Herz deren würdig und bedürftig war". —

Zu Ende des Jahres 1833 hatten seine körperlichen Leiden einen bedenklichen Grad erreicht; das Uebel machte weitere Fortschritte, so daß er sich im Juni des folgenden Jahres einer Operation unterziehen mußte, die zwar dem Kranken für einige Zeit Erleichterung brachte, Genesung aber nicht bewirken konnte; sein Leiden schritt unaufhörlich fort, die Kräfte sanken allmählich bis zur tödtlichen Erschöpfung herab. Bis einige Stunden vor dem Tode behielt der Kranke den vollen Gebrauch seines Verstandes, mit vieler Seelenruhe traf er, über den tödtlichen Ausgang nicht mehr im Zweifel, die erforderlichen häuslichen Anordnungen, und verschied am 20. Oktober 1834 im Alter von fünfzig Jahren, tief betrauert von seiner Gattin und seinen sechs noch unversorgten Kindern, die in ihm den zärtlichsten Gatten, den liebevollsten Vater verloren. Reichthümer hatte er bei seiner idealen Lebensrichtung nicht erworben, die Staatsregierung, welche den hohen Werth des Verblichenen wohl zu würdigen wußte, sorgte in freigebiger Weise für die Angehörigen des Verblichenen. Aber nicht diese allein beklagten sein frühes Hinscheiden, die Theilnahme war eine allgemeine, selbst die früheren erbitterten Gegner versagten ihm nicht die Anerkennung seines trefflichen Charakters, seines redlichen Strebens, seines erfolgreichen Wirkens als einer der ersten und ruhmreichsten akademischen Lehrer in unserem deutschen Vaterlande. —

Mackeldey's schriftstellerische Thätigkeit war eine sehr umfangreiche. Es würde zu weit führen, wollten wir hier seine Schriften einzeln erwähnen, sie finden sich angegeben in Strieder's „Grundlage einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte", Bd .19, herausgegeben von K. W. Justi, Marburg 1831, ferner in dem „Neuen Nekrolog der Deutschen", 12. Jahrgang 1834, und in dem vortrefflichen Artikel des Professors Stintzing über Mackeldey in der von der Akademie der Wissenschaften in München herausgegebenen

„Allgemeinen Deutschen Biographie", Bd. 20, Leipzig 1884. Die Biographien Mackeldey's in diesen drei Werken haben wir vorzugsweise zu unserer obigen Schilderung benutzt. —

(Der Artikel „Marburger Pandektisten" wird fortgesetzt in zwangloser Folge. Zunächst kommt Konrad Büchel an die Reihe.)

Sie schmollt.

Novellette von M. Friedrichstein.

„So, damit wären wir fertig, Friedrike!" Die schlanke Hausfrau rief es, und ließ den Blick zufrieden über das gereinigte Wohnzimmer gleiten.

Obgleich es keine General-Reinmacherei, sondern nur die allwöchentliche Reinigung des Wohnzimmers gewesen war, — unter Assistenz von Friedrike — hatte sie doch so viel Zeit in Anspruch genommen, daß noch am hellen Mittag ein Morgenhäubchen auf Frau Anna Löpels aschblondem Scheitel thronte.

Da näherten sich plötzlich eilige Schritte und es wurde die Thür zum Wohnzimmer hastig aufgerissen. Die Hausfrau wehrte ab:

„Hast du dir auch die Füße abgeputzt, Richard?"

Diese Warnung, welche Frau Anna ihrem Gatten, dem Bank-Kassierer Löpel zurief, kam leider zu spät; denn der Angerufene hatte dem rein gewaschenen Fußboden, dem frisch gebürsteten Teppich, längst sein hausherrliches Stiefelwappen aufgedrückt; unwillig erwiderte er:

„Laß' mich doch nur! Ich muß schnell eine wichtige Notiz aus meinem Schreibtisch haben," und stürmte weiter.

Empört rief die Hausfrau:

„Da quält man sich nun den ganzen Vormittag um nichts und wieder nichts! Kaum setzest du den Fuß in's Haus, so ist die ganze Arbeit dahin!"

„Mach' doch nicht so viel Aufhebens um die paar Tappen!" sagte er geringschätzig und wühlte in seinem Schreibtisch herum.

Aber, wenn der Teufel einmal sein Spiel hat, pflegen sich die Verdrießlichkeiten zu häufen. So auch hier.

Der Bank-Kassierer hatte die Cigarre im Munde behalten, und das Bewußtsein, dem Director noch einen wichtigen Rechnungsabschluß vorlegen zu müssen, ließ ihm alles Uebrige nebensächlich erscheinen; so auch die Asche seiner Cigarre. Diese hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als sich so recht boshaft loszulösen, und sich in behaglicher Breite auf dem gesäuberten Schreibtisch auszudehnen.

„Daß ich den Zettel heute Morgen auch vergessen mußte!" rief Löpel eifrig suchend: „Gott sei Dank, da habe ich meine Notiz! Adieu Frau! Auf Wiedersehn!" Fort war er.

„Herr du meines Lebens! Gnädige Frau, sehen Sie doch nur! schrie Friedrike, und schlug die Hände mitsammt dem Wischlappen darin zusammen. „Der Herr hat seinen ganzen Schreibtisch mit Cigarrenasche bestreut!"

Entrüstung spiegelte sich im Antlitz der Herrin, als sie wortlos näher trat, um die Verwüstung auf dem Schreibtisch zu betrachten; dann sagte sie elegisch:

„Reinige ihn noch einmal Friedrike", und darauf setzte sie ihr bestes Brummgesicht auf. Der Gottlose hatte nicht einmal ein Wort zur Entschuldigung gehabt; das sollte ihm denn doch abgewöhnt werden!

Ahnungslos kam der Uebelthäter bald darauf heim und sah mit Erstaunen, daß — seine Anna schmollte. Das war das Gräulichste, was ihm passiren konnte; in aller Herzensunschuld fragte er auch noch:

„Fehlt dir etwas, Anna?"

Aber da kam er schön an! Ein Strom der allerungeheuerlichsten Redewendungen ergoß sich über den Sünder, sodaß seine Rücksichtslosigkeit ihm zuletzt pechrabenschwarz vorkam; und nach diesem Erguß wurde das hübsche Gesicht von Frau Anna Löpel wie versteinert.

Das Gesicht kannte der Kassierer aus Erfahrung. An diesem Ausdruck glitten alle Aufmerksamkeiten, Bitten, ja — selbst Zärtlichkeiten machtlos ab. Monoton, gewohnheitsmäßig, kam dann nur das Allernothwendigste über die schmalen Lippen, und kein Lächeln zauberte ihm mehr die Grübchen in die Wangen. Ach, eine solche Sonnenfinsterniß des Hauses Löpel dauerte zuweilen tagelang. —

Als der Bank-Kassierer Abends heimkehrte, traf er auf dem breiten Korridor mit seiner Frau zusammen; seine kleinen, grauen Augen forschten in ihrem Antlitz. Er hatte genug gesehen! Hut und Ueberzieher an den Kleiderständer hängend, dachte er: Da möchte man doch gleich mit Keulen drein schlagen, sie brummt

wahrhaftig noch, um diese Kleinigkeit! Seufzend strich er den lang herabwallenden Bart, und schritt dem Kinderzimmer zu; auf dem Wege dahin murmelte er in sich hinein:

„Es ist gut, daß heute Mittwoch ist, und ich mich mit Max treffe, sonst wäre es nicht zum Aushalten!"

Mit raschem Griff öffnete Richard Löpel dann eine der auf den breiten Flur mündenden Thüren, und trat bei den Kindern ein, wo ihn heller Jubel empfing.

Franz, Grethe und der kleine Otto, alle waren gleich entzückt den Papa zu sehen. Es gab eine Menge Streit zu schlichten, Verbesserungen an Spielsachen zu bewundern, und auch Strafpredigten zu halten.

Schnell verflog dem Vater bei dem jungen Völkchen die eine Stunde, über welche er vor dem Ausgang noch verfügte; dann griff er wiederum nach Ueberzieher und Hut, öffnete die Wohnzimmerthür und rief hinein:

„Adieu Anna! Ich treffe mich heute, wie du weist, mit Max, bei Howald."

Die Hausfrau saß am Tisch über ein Haushaltsbuch gebeugt; sie hob den Blondkopf. Die Hängelampe beleuchtete voll den Ausdruck ihres zarten Gesichtes; er deutete — auf sieben Tage Regenwetter.

„Ach heute ist Mittwoch." Das war Alles, was sie mit gleichgültigem Ton erwiderte; sie hob kaum die Lippen auseinander, und die braunen Augen sahen theilnahmslos in's Leere.

„Na, dann Adieu!"

Heftig machte der Bankbeamte Kehrt, und eilte zur Thüre und zum Vorgang hinaus; draußen auf der Treppe lüpfte er noch einmal den weichen Schlapphut und murmelte:

„Das verdammte Gebrumme!"

Nachdem der Enteilende mehrere Straßen durchwandert war, auch für einen Theil des Weges Pferdebahn benutzte; machte er Halt vor einem mittelgroßen Hause. An diesem Hause machten sich hauptsächlich die Parterre-Fenster bemerkbar; zwar wurden sie von dichten, gelben Vorhängen verhüllt; aber sie trugen mit großen, weißen, weithin lesbaren Buchstaben, Inschriften, wie: Kaffee, Wein, Warme Speisen, u. s. w. Einigen Scheiben hafteten außerdem noch papperne Lockvögel mit den Worten: „Echt Pilsener Bier!" an.

In diese Schlemmer-Höhle von Howald drang der Bank-Kassierer so sorglos ein, als ob er sich darin ziemlich heimisch fühle. Es war nun allerdings auch sehr behaglich dort.

Beim Eintritt kam er in einen großen Raum, in welchem erst einzelne Gäste vorhanden. Demzufolge herrschte noch musterhafte Ordnung vor, und befrackte Kellner drückten sich unbeschäftigt darin herum.

Zur unteren Hälfte waren die Wände desselben mit Holztäfelung versehen, die obere schmückten Wandmalereien. Kleine Tische mit rothen Decken und Untersätzen für die Biergläser versehen, waren im Raum vertheilt. Am Büffet harrte eine junge Dame auf die etwaigen zu erwartenden Befehle der zukünftigen Gäste; kokett blickte sie unter ihren braunen Simpelfranzen auf die stattliche Gestalt des eintretenden Beamten.

Achtlos ging dieser jedoch an allen Herrlichkeiten vorüber, und auf ein kleines Eckzimmer zu, welches durch eine tief geraffte Portiere, vor den Blicken, der im großen Restaurationsraume Anwesenden, fast ganz verborgen blieb.

„Kommst du endlich, Richard!" so tönte es dem Kassirer in urkräftigem Baß entgegen.

Ein Mann in den besten Jahren hob das Antlitz von einem Band „Fliegender Blätter", mit welchem er sich wartend unterhalten.

„Schon lange hier, Max?" fragte der Eintretende und entledigte sich der für's Zimmer überzähligen Kleidungsstücke.

„Verteufelt lange, wenn man allein sitzt!"

„Wie kommt es denn, daß du heut' so früh hier bist, Amtsrichterchen?"

„Habe den Neunuhr-Zug benutzt und meine Geschäfte rascher erledigt."

„Nun sage mal: wäre es denn nicht viel gescheidter, du verlebtest den Mittwoch- und Samstag-Abend lieber bei uns in aller Gemüthlichkeit?"

„Nee, nee, nee, nee! Erstens wohnt ihr zu weit vom Bahnhof, und dann will ich meine Freiheit behalten!"

Der Amtsrichter sprang vom Ecksopha empor, warf das Journal auf den Tisch, und streckte seine untersetzte Gestalt, wie jemand, der vom langen Sitzen steif geworden; er faßte den Freund dabei etwas schärfer in's Ange, trat plötzlich rasch zu ihm und sagte ironisch und anknüpfend an des Freundes Aufforderung:

„Und übrigens alter Junge, siehst du mir verdammt wenig nach Gemüthlichkeit bei euch aus! Ich habe es dir gleich angemerkt, kenne das Gesicht; habe es schon öfters an dir beobachtet, und verlange Beichte. „Halt!" rief er, als der Freund etwas erwidern wollte. „Erst essen und trinken, dann Cigarren anrauchen, und dann schwatzen!"

„Was essen wir?" fragte Löpel.

„Ja, siehst du Richard, wenn du nicht einen so verständigen, praktischen Freund hättest, müßest du dich noch lange gedulden; aber so: gieb Acht!"

Der Amtsrichter drückte auf den Telegraphen, und sofort kam ein schwalbenbeschwänzter Kellner gesprungen.

„Bringen Sie die bestellte Ente, Kompot, Salat, Butter und Käse! Auch zwei Pilsener; die aber gleich!"

„Ja wohl Herr Amtsrichter!" Der Kellner stürzte fort.

„Merkst du etwas, Herr Richard Löpel? Er wird sich zerreißen vor Geschäftigkeit. Ha, ha, ha! Für Geld läßt man den Teufel tanzen!"

Wohlgefällig drehte Max Binder den üppigen, dunklen Schnurrbart, und zeigte beim Lachen eisenfeste, aber kolossal große Zähne; es war überhaupt alles massig an ihm; die etwas gebogene Nase saß ihm groß und herausfordernd im Gesicht, ebenso dunkle, fast schwarze Augen; sein dunkles Haar entbehrte jedoch aller Massenhaftigkeit; er trug es in der Mitte der Stirn gescheitelt, und erweiterte diese, durch zwei spärliche Abtheilungen des Haares nach den Seiten des Kopfes zu, in ungewöhnlicher Weise. —

Die Ente kam, sowie alle dazu bestellten Genüsse. Alles war schmackhaft zubereitet. Die Freunde saßen gemüthlich, und je eine Seite des Ecksophas in Beschlag nehmend, abgeschieden von der übrigen Welt, dennoch wollte Richard Löpels Lachen dem Freunde heute arg erzwungen scheinen; daher ließ er nach beendetem Mahle rasch den Tisch abräumen, und die Gläser frisch füllen: „Lassen sie die Portière herunter!" befahl er dem Kellner.

Der Vorhang sank; die Cigarren dampften, und der Amtsrichter lehnte sich behaglich zurück.

„So", sagte er, und schlug dem Freunde leicht auf die Schulter; jetzt krame aus, was dich bedrückt!"

„Wozu?" erwiderte der also Aufgeforderte, strich mit der Hand durch die hochbuschigen, krausen Haare, und guckte in die Gaslampe.

„Na, dann will ich einhelfen!" Lachend klopfte der Amtsrichter die Asche von seiner Cigarre und sagte:

„Deine Frau schmollt! Ha, ha, ha!"

Löpel fuhr in die Höhe und sah den Spottenden ganz verdutzt an:

„Ja, ja! Wir Junggesellen sind die Pfiffikusse, und ihr Ehemänner die Schwachmatici!"

(Fortsetzung folgt.)

Frühjahrs Ankunft.

(Wetterauer Mundart.)

Dr ahld Weanter, der hott Schreiwes [1]) kritt [2]),
Hen moacht's Ahm aach se graus.
Do hiß: „etzt oawwer mihlichst [3]) schwinn [4])
„Om Hob [5]) eann Doarf ennaus!
„Häi's Wannerbuch, mein läiwer Schatz,
„Etzt flichtig, gleckllich Reis!
„Etzt mach' emohl ohn emm annern Platz
„Die oarme Leu [6]) woas weiß!"

Ds Froijohr kohm, die Sprihn derrihrscht. [7])
Däi peife off'm Dach.
„Woas Naues?" „Horrer [8]) schuhnd gehihrt? [9])
„Dr Weanter hott de Krach!
„Hen kann met woarme Sonnestroahn
„Sich näit verbombedirn; [10])
„Die Meller, däi wonn [11]) wirrer moahn, [12])
„Do muß e rederirn!"

Die Schwoarzbach schäißt dorch groine Grond,
Die Bölle [13]) eann die Leanne [14])
Sein leawig [15]) woarrn [16]), Gainsblomme sein
Ohm Uwwer her se feanne. [17])
Jungk Heckelaab, wäi Botter zoart,
Eaß aus dm Holz gesprunge;
Die Gaas [18]) kimmt met ihrm Knewilboart
Eann foirert [19]) seatt ihr Junge.

Wer uhnbaß [20]) woar setzt verr dr Diehr [21])
Ea n ehremt [22]) Licht eann Leawe,
Goar Bäile, däi de Houste huhn,
Sein Weanterschzeit denneawe. [23])
Eann wärt's dann woarm, eann scheint die Sonn,
Kimmt's Froijohr her — verstirrer? [24]) —,
Do glawe [25]) se, etzt wehrsch [26]) gewonn,
Do aggedihrn [27]) se wirrer.

Die Lehrche steit, die Woachtinn [28]) schläht [29])
Eann Prißlaab [30]) wihst eann Schlotte [31])
Eann ohn dr Kerre [32]) reißt die Kouh,
Will bei die Heerd, die Lotte.
Die Grunße sein wäi klahne Keann, [33])
Begroawe all ihr Soarje.
Mir leir e jerer Doagk eamm Seann
Als wäi e Sonndoagksmoarje.

Ds Ackermennche, [34]) schwoarz eann gro,
Rieft „spitz' die Schar", do schorje [35])
Ohm Pluck die Koih schuhnd Moarjets froi [36])
Eann reiße däise Forje. [37])
Beim Parrhaus bloikt e Kaiserkruhn,
Die Wiss wärt gähl [38]) met Blomme,
Die Keann, däi suche Hondsveijuhn [39]).
„Azzi!" — „Wuhl se bekomme!"

Gebroirrercher eann Schweasterchher
Wärrn etzt getrahn eann's Freie;

Die Vihlerchen baun Neasterchern,
Wingt[40]) Ahle bleiwe leihe.[41])
Doach dean[42]) scheint aach die Froihjohrschsonn
Dorch's Weinlaab off die Decke,
Zou dean kimmt aach die Moarjestonn[43])
Met Gold eann dout[44]) se wecke.

Friedrich von Trais,
(Verfasser der Heimathsklänge aus der Wetterau).

---

[1]) Schreiben (Paß). [2]) kriegt. [3]) möglichst. [4]) geschwinde. [5]) Hof. [6]) Leute. [7]) zuerst. [8]) habt Ihr. [9]) gehört. [10]) vertragen. [11]) wollen. [12]) mahlen. [13]) Bellenweide. [14]) Linden. [15]) lebendig. [16]) geworden. [17]) zu finden. [18]) Geise. [19]) füttert. [20]) unpäßlich. [21]) Thüre. [22]) athmet. [23]) daneben. [24]) versteht Ihr. [25]) glauben. [26]) wäre es. [27]) accordiren. [28]) Wachtel. [29]) schlägt. [30]) Schnittlauch. [31]) Zwiebel. [32]) Kette. [33]) Kinder. [34]) Ackermännchen (gebr. für Bachstelze). [35]) schürgen (ziehen). [36]) Morgensfrühe. [37]) Furchen. [38]) gelb. [39]) Hundsveilchen. [40]) wenig. [41]) liegen. [42]) denen. [43]) Morgenstunde. [45]) thut.

Aus dem Vaterhaus.

Aus dem verwaisten Vaterhaus
Zieh' still ich in die Welt hinaus,
Ich warte bis zum Dämmerschein,
Da geht sich's gut, ist man allein.

Ich suche nicht nach Ruhm und Gold,
Mir war das Glück ja nimmer hold,
Auch nicht nach eines Freundes Herz,
Brach doch das meine längst der Schmerz.

Ein stilles Plätzchen such' ich mir,
Da will ich träumen nur von Dir,
Geduldig tragen all' mein Leid,
Bis mich umfängt die Ewigkeit.

Emilie Wepler.

Katherlieschen.

Katherlieschen, dummes Ding,
Komm' und dich im Tanze schwing',
Will's der Pfarrer auch nicht haben,
Sind wir doch recht wack're Knaben.

Laß' die Schürze vom Gesicht —
Gelt, vor Weh das Herz dir bricht,
Möchtest auch herum dich schwenken
Mit den andern in den Schenken?

Zier' dich nicht und tritt herzu!
Was? Dir fehlten rechte Schuh'
Und dein Rock wär' nicht zum Springen?
Hör' doch, was die andern singen:

„In's Schwabeland da mag ich nit,
Und lange Kleider trag' ich nit,
Denn lange Kleider, spitze Schuh,
Die kommen keiner Dienstmagd zu!"

W. Bennecke.

Aus alter und neuer Zeit.

Gelehrte Zerstreutheit. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts lebte zu Gießen ein deutscher Stubengelehrter, wie er nur im Buche steht. Geboren und erzogen zu Leipzig, dem Büchermarkt Deutschlands, beglückwünschte er schon als siebzehnjähriger Gymnasiast durch eine gedruckte lateinische Abhandlung über ein Trauerspiel des Euripides seinen Vater zu der diesem übertragenen Würde eines Doktors der Theologie. Später studirte er in seiner Vaterstadt Theologie und Philologie und hielt nach wohlbestandener Prüfung in beiden Fächern daselbst Vorlesungen. Allein nach dem Sprüchwort, daß ein Prophet in seiner Heimath nichts gilt, konnte er es in Leipzig nicht zu einem ordentlichen Professor bringen und nahm daher mit Freuden einen Ruf an die Universität Gießen an. Hier wurde er zuerst Professor der Philologie, dann auch der Theologie und schrieb zur Erklärung des alten und neuen Testaments ein gelehrtes Buch über das andere. Er war nämlich ein Bücherwurm erster Größe. Sein Studirzimmer und seine Bibliothek waren seine Welt. Nicht nur in der Gesellschaft der Menschen, sondern selbst auf dem Katheder fühlte er sich fremd. Denn nie wagte er da ein freies Wort, sondern las alle Gedanken aus seinem Heft ab. Ein herzensguter Mann, fleißig, dienstfertig, pflichttreu und gewissenhaft bis zur Aengstlichkeit, lebte er einsam bis ins 35. Lebensjahr und stand schon in Gefahr in die Absonderlichkeiten und Schrullen eines alten Junggesellen zu verfallen, als es Gott Amor gelang, auch in seinem Herzen die Fackel oder wenigstens ein Flämmchen der Liebe zu entzünden. Ganz ungesucht machte — Professor Christian Künöhl — so hieß der Mann — die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, deren Eltern in der Nähe von Gießen wohnten, und fand, daß die weiblichen Geschöpfe gar nicht so schlimm seien, wie sie oft in den Büchern geschildert würden. Ja sein einsames Leben kam ihm sogar trotz seiner Bücher auf einmal langweilig vor. Kurz, er entschloß sich, zwar nicht zu einem münd-

lichen Antrag, aber zu einem wohlgesetzten ausführlichen Schreiben an den Vater des Mädchens, den Herrn Dekan und Kirchenrath Gebhardt zu Kirchberg, einem zwischen Gießen und Marburg gelegenen Dorf. In diesem Schreiben bat er den Herrn Dekan um die Hand seiner Tochter Marie Sophie und erhielt nach einigen Tagen der Ueberlegung ihr Jawort.

Nachdem dieser große Schritt gethan war, machte sich für den Herrn Professor alles Weitere von selbst. Das heißt: er that gar nichts, ließ es aber gern geschehen, daß die Braut und deren Eltern eine passende Wohnung suchten, in welcher auch der Schreibtisch und die Bücher des Gelehrten einen guten Platz fanden, daß sie für die Ausstattung sorgten und den Tag der Hochzeit auf den 10. Juli 1802 festsetzten. Und er kam endlich der große Tag der Vermählung. Alle Räume des Hauses waren festlich geschmückt, die Verwandten und Freunde hatten sich pünktlich eingestellt, in der Küche herrschte ein geschäftiges Treiben, die Brautjungfern nebst der Braut harrten des Ganges zur Kirche und der Herr Dekan schritt im Ornat in seinem Zimmer auf und ab, noch einmal seine Trau-Rede überdenkend. Kurz alles war bereit; es fehlte nur — der Bräutigam. Man wartete in peinlicher Spannung, man schaute ungeduldig auf den Weg nach Gießen, die festgesetzte Stunde war längst vorüber; aber derjenige, ohne welchen die Feierlichkeit doch nicht stattfinden konnte, war immer noch nicht zu sehen. Da warf sich der Bruder der Braut auf ein Pferd, sprengte nach Gießen vor das Haus des künftigen Schwagers und eilte in das Innere. Ueberall lautlose Stille und kein Mensch zu sehen. Endlich dringt er in das Allerheiligste, in das Studirzimmer. Und was sieht er? Da sitzt der Herr Professor im Schlafrock und Pantoffeln, umgeben von einem Wall großer und kleiner Bücher, und saugt, emsig wie eine Biene, aus ihnen den Stoff zu einem neuen Buch. „Aber um Gottes Willen wo bleiben Sie denn?“ ruft der Eintretende. „Wissen Sie denn nicht, was für ein Tag heute ist?“ Verwundert erhebt sich Künöhl von seinem Stuhl und fragt: „nun was für ein Tag ist denn heute?“ Jetzt konnte sich der junge Mann nicht mehr halten und schrie den Andern mit lauter Stimme an: „Es ist ja Ihr Hochzeitstag! Schon seit mehreren Stunden warten wir auf Sie!“ Wie aus einem Traum erwachend, schlug sich der Professor vor die Stirn und rief: „Ach wie hat mich mein Studium bethört! Was muß meine Braut von mir denken! O mein Bester, helfen Sie mir, daß wir schnell nach Kirchberg kommen!

Und sie kamen hin. Freilich war die Feststimmung tief gesunken. Die Braut trat dem vergeßlichen Mann mit verweinten Augen entgegen, die Gäste waren verstimmt, und die saftigen Braten waren verprötzelt; aber desungeachtet ging die Trauung ordnungsmäßig vor sich, ja bei dem Hochzeitsmahl thaten die Weine diesmal ganz besonders ihre Schuldigkeit und begeisterten zu den heitersten Trinksprüchen. Was aber das Beste war, die Braut wurde später, nachdem sie den Schmerz über die Vergeßlichkeit ihres Verlobten verwunden hatte, an der Seite ihres herzensguten Mannes eine glückliche Frau.

F. M.

Als ich in Nr. 8 (Jhrg. 1889) des Hessenlandes einige Aufzeichnungen aus 2 alten Kalendern (1573 und 1580) veröffentlichte, konnte ich als den Verfasser jener einen in der Gegend von Waldeck oder Naumburg damals ansässig gewesenen adlichen Herrn vermuthen. Wenige Tage nach der Veröffentlichung hatte der Herr Direktor des Großherzoglichen Haus- und Staats-Archivs zu Darmstadt Dr. G. Freiherr Schenk zu Schweinsberg die Güte mich brieflich darauf aufmerksam zu machen, daß Landau bereits die Kalender gekannt und in seinen Sammlungen zur hessischen Adelsgeschichte, die sich bekanntlich im Besitz der Landesbibliothek befinden, verwerthet habe. Landau bezeichne dieselben auf einem Blatte des Malsburgischen Aktenpacks als „Hertinghausensche“.

Eine Durchsicht der Landauschen Papiere bestätigte diese Angabe insoweit als thatsächlich das Blatt 82 unter der Ueberschrift „Hertingshn. Kalender 1580“ 7 Einträge aus unsrem Kalender gibt. Die anderen Nachrichten scheint Landau, wie ich mich bei weiterem Nachsuchen überzeugte, nicht benutzt zu haben; ebenso scheint ihm der 1573er Kalender mit seiner Angabe über Elswet von der Malsburg entgangen zu sein. Herr Freiherr Schenk zu Schweinsberg vermuthet mit gutem Grund, daß Landau auf einen Hertinghausen als Verfasser deshalb gekommen sei, weil die Beziehungen zu den im Kalender angegebenen Familien sehr dafür sprächen. Der Umstand, daß der Verfasser in der Gegend von Naumburg gesucht werden muß, wo die von Hertinghausen damals, wenn auch nicht mehr Inhaber der Burg, doch reich begütert waren, stützt die Landausche Annahme. Nun bin ich in der Lage diese Vermuthung noch wahrscheinlicher zu machen. Ein Ausflug, dessen Endziel Schloß Waldeck bildete, führte mich vor wenigen Tagen durch Naumburg, und hier erfuhr ich, als ich in Erinnerung meiner Kalender das Gespräch auf die alten Namen der Umgegend brachte, aus dem Munde unseres trefflichen Wirths, des Herrn Friedrich Büding daselbst, — was ich auf der Niveaukarte des Kurfürstenthums Hessen vergebens gesucht hatte, — daß die „Mordtgrube“ und der „Bolckenhagen“, wo der Verfasser der Aufzeichnungen Aecker besaß (s. Hessenland S. 120) sich als Flurnamen in der Naumburger Feldmark bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Unser Adlicher gehört also thatsächlich nach Naumburg. An wen sollte man da aber wohl eher denken als an einen Hertinghausen?

Dr. Scherer.

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Mit dem 1. Juli d. J. nahm eine, hier seit vielen Jahren zumeist aus früheren kurhessischen Offizieren unter Leitung des Oberstlieutenants a. D. Julius von Bardeleben bestandene Lesegesellschaft ihr Ende, deren Zweck vorzugsweise dahin ging, die Mitglieder mit den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der hessischen Literatur bekannt zu machen. Der Grund der Auflösung liegt darin, daß der seitherige hochverehrte Leiter dieses „Lesekranzes“ wegen vorgerückten Alters sein Amt niederzulegen sich veranlaßt sah, und keines der Mitglieder glaubte, ihn in genügender Weise ersetzen zu können. In einer an ihn gerichteten Adresse gaben diese ihrer Anerkennung und ihren Dank für seine langjährige mühevolle und umsichtige Leitung Ausdruck.

R.-L.

Fulda. Der Dom zu Fulda zählt zu jenen Kirchen, welche von Papst Leo XIII., anläßlich seines goldnen Priester-Jubiläums, durch ein besonderes Andenken ausgezeichnet worden sind. Das Ehrengeschenk besteht in einem kolossalen Bronzestandbild, welches eine getreue Nachbildung der berühmten Petrusstatue von Rom ist. Diese, bekanntlich eine der seltenen Schöpfungen der altchristlichen Plastik, soll einer griechischen Inschrift an der Basis nach, als Weihegeschenk eines byzantinischen Großen an den Vater der Christenheit im 5. Jahrhundert nach Rom gekommen sein. Nach Kennerurtheil stellt sich das den römischen Togafiguren nachgebildete Erzbild den besseren Werken der Kaiserzeit würdig zur Seite. Das kolossale Bildwerk erhebt sich auf einem fast mannshohen Piedestal von sicilianischem Jaspis und stellt den Apostelfürsten auf einem weißen Marmorsessel thronend dar, wie er die Rechte segnend erhebt, während die Linke die Schlüssel vor sich hält. Fulda's Kathedrale hat mit diesem erhabenen Kunstwerk, das seit Mitte April im Mittelschiff vor dem ersten Pfeiler links aufgestellt ist, eine würdige Zierde erhalten. Auch ist nunmehr die künstlerische Ausgestaltung der Gruft des hl. Bonifatius in Aussicht genommen, deren Plan der hochw. Bischof Joseph bei seiner jüngst stattgehabten Romreise dem hl. Vater unterbreitete.

J. Gr.

Hanau den 5. Juli. Gestern sollte die entscheidende Sitzung des großen Comités für das Denkmal der Brüder Grimm stattfinden. Die technische Kommission hatte vorgeschlagen, den mit dem ersten Preise gekrönten Entwurf des hiesigen Akademie-Direktors Wiese abzulehnen und das Modell des Prof. Eberle in München ausführen zu lassen. Das große Comité hat jedoch in namentlicher Abstimmung mit 22 gegen 21 Stimmen beschlossen, daß Herr Wiese aufgefordert wurde, innerhalb vier Monaten ein ganz neues Grimm-Denkmal-Modell unentgeltlich anzufertigen, und daß dann erst darüber zu entscheiden sei, ob nach dem Antrage des technischen Ausschusses Eberle oder Wiese mit der Herstellung des Monuments betraut werden solle. Daß der vom Preisgericht prämiirte Wiese'sche Entwurf nicht zur Ausführung zu bringen sei, war vorher mit großer Majorität festgestellt worden.

Universitäts-Nachrichten. Marburg. Die hiesige juristische Fakultät hat den Staatsminister von Böttícher und den Direktor im Reichamt des Innern, Bosse, Ehrenhalber zu Doktoren beider Rechte, die theologische Fakultät den Pfarrer Thikötter Pastor an der Luisenkirche in Bremen, h. c. zum Doktor der Theologie ernannt. — Dem ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät hiesiger Universität, Dr. Brockhaus, ist zum Zwecke der Uebernahme einer Professur an der Universität Jena die erbetene Entlassung aus seinem hiesigen Lehramte zum 1. Juli d. Js. ertheilt worden. — Der bisherige außerordentliche Professor in der theologischen Fakultät hiesiger Universität, Licent. theol. et Dr. philos. Ad. Jülicher, ist zum ordentlichen Professor ernannt und demselben der nach dem Ableben des Konsistorial-Raths Professor Dr. Ranke erledigte ordentliche Lehrstuhl verliehen worden. — Die Universität Gießen ist in diesem Sommersemester von 616 Studirenden besucht, zu denen noch 38 nicht immatrikulirte Zuhörer kommen, so daß die Gesammtziffer sich auf 654 beläuft. Von den 616 Studirenden widmen sich 104 der Theologie, 88 der Rechtswissenschaft, 157 der Medicin und 267 der Philosophie. Ihrer Staatsangehörigkeit nach sind 439 aus dem Großherzogthum Hessen, 102 Preußen, 10 Bayern, 4 Sachsen, 3 Badenser, 5 Braunschweiger, je 2 aus Sachsen-Weimar, Oesterreich-Ungarn und Nordamerika, je 1 aus Oldenburg, Elsaß-Lothringen, Schwarzburg, Großbritannien, Australien.

Todesfälle. Am 5. Juni starb zu Fulda im Alter von 42 Jahren der Seminarlehrer Wilhelm Füller, ein anerkannt tüchtiger Lehrer; am 14. Juni verschied daselbst nach langem Leiden im 71. Lebensjahre der Telegraphen-Inspektor a. D. Eduard Wilhelm Finck, ein sehr begabter,

intelligenter Beamter, der sich in früheren Jahren eifrig mit Kunst und Literatur beschäftigte. — Am 16. Juni starb in Kassel im Alter von 62 Jahren der Stabsarzt a. D Dr. August Frölich. Von einer schweren, gottlob nur selten vorkommenden Krankheit, die er sich in Ausübung seines ärztlichen Berufs zugezogen hatte, kaum genesen, erlag er plötzlich einem Rückfalle. Das Hinscheiden dieses sehr beliebten und hochgeschätzten Arztes erregte allgemeine Theilnahme. — Am 16. Juni verschied zu Fulda nach langem Leiden der Gymnasial-Oberlehrer Dr. Georg Zilch, geboren am 14. Mai 1840. Seit 1868 als Lehrer am Gymnasium zu Fulda thätig, hat sich der Verblichene durch treue Pflichterfüllung, durch seine edle Gesinnung, Humanität und Herzensgüte, seine persönliche Liebenswürdigkeit die allgemeine Hochachtung erworben. Er war gleich angesehen bei seinen Kollegen, wie beliebt bei seinen dankbaren Schülern und alle, die ihn kannten, werden ihm ein treues, ehrenvolles Andenken bewahren. — Am 25. Juni starb zu Haddamar bei Fritzlar der bekannte Abgeordnete Bürgermeister Hellwig. — Am 4. Juli verschied zu Kassel im Alter von 72 Jahren Landgerichtsrath a. D. Wilhelm Vogel, früher kurhessischer Obergerichtsrath. — Am 11. Juli starb zu Freiburg in Breisgau im 64. Lebensjahre unser hessischer Landsmann Dr. med. Moritz Hoffa, der eine lange Reihe von Jahren zu Richmond im Kapland als Arzt thätig gewesen war und sich dann in Freiburg niedergelassen hatte. Die Freunde und Bekannten des mit trefflichen Eigenschaften ausgestatteten Mannes werden sein Andenken stets in Ehren halten.

Hessische Bücherschau.

In dem Verlage von Max Brunnemann in Kassel ist erschienen „Führer durch Kassel und das hessische Bergland, einschließlich der Städte Marburg, Eisenach und Fulda mit sechs zum Theil farbigen Plänen und einem Panorama, bearbeitet von Dr. A. Werner, bevorwortet von Dr. F. Endemann.

Das vorliegende, 11 Bogen umfassende Büchlein ist in erster Linie zum Gebrauche für Fremde bestimmt, doch befriedigt es auch vollauf die Ansprüche, welche Einheimische an solche „Touristen-Führer“ zu machen berechtigt sind. In knapper Form erwähnt es die Sehenswürdigkeiten der aufgenommenen Städte und Gegenden, bringt in gedrängter Darstellung die Hauptmomente aus der Geschichte derselben und ist bestrebt dem Touristen einen Wegweiser in die Hand zu geben, vermittelst dessen er seinen Weg selbst finden kann. Es ist deshalb auch vermieden, zu schildern und anzupreisen, was der Wanderer selbst sehen und worüber er sich selbst ein Urtheil bilden soll. Das ist gewiß lobenswerth und dadurch unterscheidet sich auch dieses Wanderbüchlein sehr zu seinem Vortheile von den meisten anderen Schriften ähnlicher Art. Kassel mit seiner Umgebung ist eingehender behandelt, und unter den Sehenswürdigkeiten Kassel's ist den Kunst- und wissenschaftlichen Instituten: dem Museum Fridericianum, der Bildergallerie und den verwandten öffentlichen Anstalten, mit Recht besondere Berücksichtigung zu Theil geworden.

Die beigegebenen trefflichen Pläne von Kassel, der Karlsaue, der Wilhelmshöhe, von Marburg, Eisenach und Fulda, sowie das große Panorama, von der Herkules-Pyramide aufgenommen, erhöhen den Werth des Büchleins, das wir auf das Beste empfehlen können. Dem Verleger gebührt Anerkennung für die schöne Ausstattung desselben. —

— Ein anderes im Verlage von Max Brunnemann dahier erscheinendes Werk, von dem im Juni d. J. das erste Heft ausgegeben worden ist, führt den Titel: Mittheilungen aus der Rechtspflege im Gebiete des vormaligen Kurfürstenthums Hessen, herausgegeben von Felix Vierhaus, Oberlandesgerichtsrath in Kassel und Maximilian Theobald, Amtsgerichtsrath in Kassel. Wir werden darauf zurückkommen.

— Der XXXIV. und XXXV. Bericht des Vereins für Naturkunde zu Kassel über die Vereinsjahre vom 18. April 1886 bis dahin 1888, erstattet vom zeitigen Geschäftsführer Dr. K. Ackermann, ist vor Kurzem im Drucke erschienen. Inhalt: Bericht über Stand und Gang des Vereinslebens 1886—1888, von Dr. K. Ackermann; Bericht über den literarischen Verkehr des Vereins, von demselben; Ueberſicht über die Vorträge und Demonstrationen; ferner an Abhandlungen: 1) Repertorium der landeskundlichen Literatur für den Regierungsbezirk Kassel, 2. Nachtrag, von Dr. K. Ackermann; 2) Skizze der geologischen Verhältnisse Deutsch-Ostafrika's und der verwandten Gebiete, von Dr. Th. Ebert in Berlin; 3) Betrachtungen über den Mechanismus des Paukenfells, von Professor Dr. A. Fick in Würzburg; 4) über verschiedene parasitische Nematoden, sowie über giftige Miesmuscheln, von Dr. G. Lindner; 5) Beobachtungen über Galeruca viburni Payk, von Prof. Dr. H. F. Keßler; 6) die Ungefährlichkeit und kostenlose Vertilgung der Blutlaus, von demselben; 7) über die wissenschaftliche Bedeutung der Oologie von Dr. F. Kutter; 8) Entstehung von Quarziten der Braunkohlenformation, von K. Simon; 9) über

Salzlager, Mineralquellen, Salzseen u. s. w., von Dr. K. Ochsenius in Marburg. — Dem geschäftlichen Theile des Berichtes entnehmen wir, daß der Vorstand des Vereins für das Geschäftsjahr 1888 bis 1889 aus folgenden Herren besteht: Oberstaatsanwalt Bartels, Direktor; Realschuldirektor Dr. Ackermann, Geschäftsführer; Amtsgerichtsrath Knatz, Rechnungsführer; Prof. Dr. Keßler, Bibliothekar; ferner aus den Herren Dr. Kutter, Kathariner und Dr. Fennel. Am 1. Januar 1889 zählte der Verein 14 Ehrenmitglieder, 56 korrespondirende Mitglieder und 82 wirkliche Mitglieder.

„Die Steinhauer-Zunft zu Obernkirchen.“ Ein Beitrag zur Geschichte des Zunftwesens. Von Paul Hündorf. Inaug. Diss. Halle a/S. 8⁰ (76 S.)

Die Stadt Obernkirchen in der Grafschaft Schaumburg verdankt ihre Entstehung einem Kloster, welches im 12. Jahrhundert von Mönchen erbaut wurde. Das Material zum Bau lieferten die benachbarten Steinbrüche, in welchen sich vorzügliche Sandsteine fanden. Der Tradition zufolge siedelten sich um das neuerbaute Kloster Handwerker (Steinhauer) an, welche die Baukunst betrieben. Als Hörige des Klosters verrichteten sie die Steinhauerarbeiten unter Leitung der Mönche. Allmählich entzogen sie sich dem Einfluß und der Aufsicht der Geistlichkeit, verschafften sich Selbstständigkeit und Unabhängigkeit und bildeten sich zu freien Zünften aus. Die erste urkündliche Aufzeichnung der Zunftprivilegien stammt aus dem Jahre 1597. Die betreffende Urkunde gelangt in dem vorliegenden Werkchen zum Abdruck. Es reiht sich eine eingehende Besprechung an, worin die einzelnen Bestimmungen beurtheilt und in Vergleich zu denen anderer Zünfte gebracht werden. Es folgt dann ein weiterer Zunftbrief, gegeben am 6. Mai 1680 vom Landgraf Karl von Hessen, durch welchen die Rechte der Steinhauer neu bestätigt und weitere Bestimmungen und Privilegien festgesetzt werden. Dieser letztere steht im Gegensatz zu der erst erwähnten Urkunde, denn während diese durch einen gemeinschaftlichen Vertrag der Steinhauer unter sich, ohne behördliche Einsprache, war, ist jener durch die landesherrliche Obrigkeit gegeben worden. Die §§ über den Zunftzwang, den Ausschluß der fremden Konkurrenz, das Verbot Waare zu Schleuderpreisen, unter der Taxe, zu verkaufen u. v. A. liest man, da alle diese Fragen jetzt wieder aktuelle Bedeutung erlangt haben, mit Interesse. Es folgt dann eine Besprechung des Gesellen- und Lehrlingswesens in den verschiedenen Zeiten und die Darlegung der Zunftverhältnisse von 1693 bis zur Auflösung der Zunft im Jahre 1882. Differenzen zwischen der Kurhessischen Regierung und der Zunft in Bezug auf Ueberweisung der Steinbrüche an letztere, legten (1856) die Auflösung der Zunft nahe. Im Jahre 1872 bildete sich eine Gewerkschaft in der Form einer Aktiengesellschaft, 10 Jahre lang bestand unter diesen veränderten Verhältnissen die Zunft — freilich blos dem Namen nach — noch fort, 1882 erfolgte die Auflösung.

A.

Berichtigung,

In dem Artikel „Johannisberg“ der vorigen Nummer, Seite 191. 1. Spalte, Zeile 5 v. o. muß es statt Johann Christian von Buttlar heißen: Johann Christoph von Buttlar.

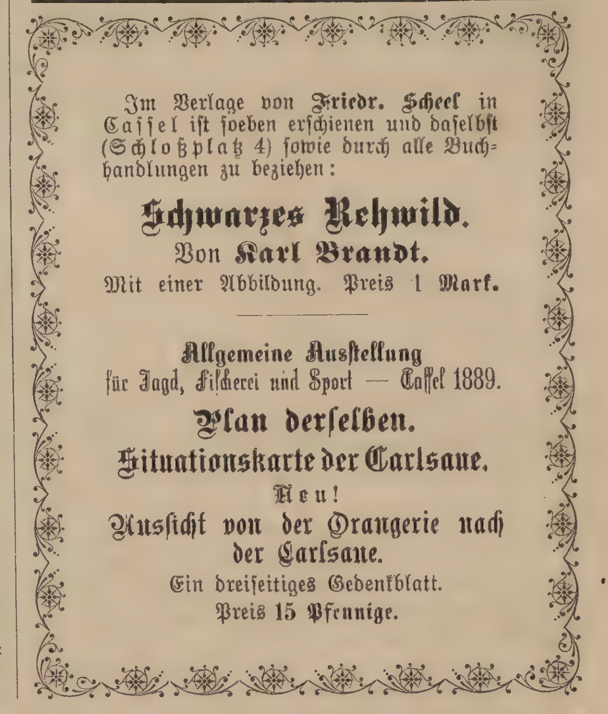
Briefkasten.

A. D. Kirchditmold. Ihre interessanten Randbemerkungen, für welche wir Ihnen unseren Dank abstatten, sind leider zu spät eingetroffen, um noch in die heutige Nummer unserer Zeitschrift aufgenommen werden zu können. Der Abdruck wird sonach erst in nächster Nummer erfolgen.

F. St. Kassel. Entschuldigen Sie die eingetretene Verzögerung. Wir werden in der Kürze das Versäumte nachholen.

H. F. Witzenhausen. Ihr Vorschlag hat doch auch seine bedenkliche Seite. Sollten Sie in der Kürze nach Kassel kommen, so bitte ich mich mit Ihrem Besuche zu beehren, wir können dann die Sache mit einander bereden. Freundlichsten Gruß.

W. R. Wiesbaden. Recht gern.



Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 15. Kassel, 3. August 1889.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2705

Inhalt der Nummer 15 des „Hessenlandes": „Herzens Reichthum", Gedicht von A. Trabert; „Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst und Erzbischof von Köln", von Hugo Brunner (Fortsetzung); „Zur Geschichte von Wilhelmshöhe", von K. Neuber (Fortsetzung); „Sie schmollt", Novellette von M. Friedrichstein (Fortsetzung); „Auf dem Petersberg bei Fulda", Gedicht von J. Grineau; „Assekuranz", Gedicht von Karl Finck; „Die fünfundzwanzigste Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde", von W. R.-L.; „Das fünfzigjährige Stiftungsfest des Corps Hasso-Nassovia zu Marburg", von K. Br.; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; „Noch einmal das Ehrenbüchlein", von Hugo Brunner; Briefkasten.

Herzens Reichthum.

Du armes Herz, das schon den Lenz erschaute
Und nun die Welt erstarren sieht im Eis —
Du armes Herz, das einem Freund vertraute
Und nun sich einsam und verrathen weiß —

Du armes Herz, das heiß in Lieb' erglühte
Und nun sich doch mit Hohn verstoßen fühlt —
Wirst du dies Hämmern denn nicht endlich müde,
Der Täuschung fluchend, die dich stets bestiehlt?

O laß, mein Herz, dein Loos dir doch genügen!
Nur der ist arm, der gar zu klug sich giebt.
Glückselig, wer sich glaubend läßt betrügen;
Glückselig, wenn er dennoch hofft und liebt.

A. Trabert.



Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst und Erzbischof von Köln.

Von Hugo Brunner.

(Fortsetzung. S. Nr. 11).

Landgraf Heinrich, dem zu Hause in der Zeit seiner Abwesenheit ein Sohn geboren war, ging nach Marburg zurück zu den Tauffeierlichkeiten. Ein Theil des Belagerungsheeres von Linz, vermuthlich die aufgebotenen Reichsfürsten, folgten ihm, während die hessischen Söldner zur Verfügung der Stadt Köln blieben.[1]

Denn die Kölner rüsteten mit aller Macht. Sie setzten die Stadt in Vertheidigungszustand, wandten sich um Hilfe an die Kurfürsten von Mainz und Trier und ließen durch benachbarte Söldnerhauptleute ausgedehnte Werbungen veranstalten. Den Kardinallegaten Marcus gingen sie noch einmal mit der Bitte um Vermittelung zwischen ihnen und dem Erzbischof an, allein vergeblich.[2]

Drohend, wie mit gezücktem Schwerte, stand Herzog Karl von Burgund bei Mastricht inmitten eines zahlreichen und gewaltigen Heeres, und es war ungewiß, wen er zuerst treffen würde. Aber in der größten Noth schwebte doch die Stadt Neuß, der der erste Stoß des Feindes gelten mußte. Um die Mitte des Monats Juli hatte der Herzog ihr heimlich einen außerordentlichen Gesandten in der Person des Ritters Robert von Arburch zugeschickt und ihr Schutz und Schirm, ja Befreiung von der erzbischöflichen Herrschaft in Aussicht gestellt, wenn die Bürger sich gutwillig unterwürfen. Doch der Rath antwortete ausweichend: gern würden sie sich der Treue des Herzogs anvertrauen, wenn sie nicht schon ihren Streit mit dem Erzbischof in die Entscheidung des heiligen Stuhles und des Kaisers gestellt hätten. Ebenso war der Versuch Roberts, die Rathsherren heimlich und einzeln zu bearbeiten, kläglich gescheitert, denn „man fürchtete den Schuß aus der französischen Kanone, welche mit goldenen Kugeln schießt." [1]

Nunmehr aber durften sich die Neußer nicht mehr über das täuschen, was ihnen bevorstand. Sie entsandten etliche ihrer Rathsherren nach Köln an das Domkapitel und an den Rath der Stadt, um sich über deren Beistand Gewißheit zu verschaffen; denn die Sorge um den Kölner Handel ließ besonders den letzteren nur schwer zu einem Entschluß kommen.[2]

Endlich aber willigten sie ein. Landgraf Hermann ging in eigener Person mit einer beträchtlichen Anzahl adeliger Vasallen des Kapitels und einer zahlreichen Schaar von Söldnern, die zum größten Theile aus den von L. Heinrich zurückgelassenen Hessen bestand, nach Neuß ab, um die Vertheidigung der Stadt selbst zu leiten. Die Zahl der Streiter, welche er anfangs mit sich nahm, können wir auf etwa 1800 beziffern. Darunter waren 600 hessische Reisige und etwa 1000 zu Fuß. Später wuchs die Zahl der fremden Söldner in Neuß bis auf 3000 an.[3] Die Zahl der wehrhaften Bürger wird nicht angegeben, war aber gewiß nicht unbeträchtlich. Das Hauptkontingent zu dem hessischen Fußvolk stellten die Städte Kassel, Witzenhausen, Wolfhagen, Allendorf, Schmalkalden, Marburg, Wetter,

---

[1]) Zeitschr. für Hess. Gesch. VI, 15. Anm. — vgl II, 177. Nach der an den Abt von Hersfeld ergangenen Einladung zur Taufe (Ständ. Landesbibl. Mss. Hass. fol. 109) wollte der Landgraf schon den 24. Juli wieder in M. sein; er ritt aber erst am 1. August wieder von Köln ab (Neujahrsblatt f. Frankf. Gesch. 1877, S. 71).

[2]) Mittheilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, hgg. von Konst. Höhlbaum, H. VIII, S. 3 u. 4.

[1]) Magnum Chronicon Belgicum (Scriptores Rerum Germ. ex. bibl. J. Pistorii, III, 411).

[2]) Ebenda; vergl. auch Höhlbaums Mittheilungen a. a. O. S. 3.

[3]) Die hessischen Chronisten geben übereinstimmend 1500 Mann als das hessische Kontingent an, Lauze besonders 1000 z. F. und 500 z. R. — Der Basler Chronist Joh. Knebel (Basler Chroniken II. 163) nennt nach einem Kölner Briefe 600 reisige Hessen gegenüber 1500 Fußsoldaten aus verschiedenen Nationen, und als Gesamtsumme 2500. Das Magn. Chron. Belg. und der franz. Geschichtsschreiber Comines (Mémoires, l. IV. c. 1) geben die Stärke der Besatzung auf 1800 Mann an. Letzterer sagt von den Hessen, sie waren „très gens de bien, et aussi ils le monstrèrent." Vgl. übr. noch die Ztschr. f. Hess. Gesch. VI, 15. — Löhrer, Gesch. der Stadt Neuß, S. 145, und Annalen des Vereins f. d. Gesch. des Niederrheins, Jahrg. 1887.

Gießen und Alsfeld.[1]) Von den reisigen Edelleuten aber, die aus Hessen an der heldenmüthigen Vertheidigung Antheil nahmen, sind uns folgende Namen überliefert: Konrad von Wallenstein, Neidhart von Buchenau, Henne und Adolf von Biedenfeld, Appel von Grüßen, Johann Hugk, Ludwig Diede zum Fürstenstein, Giso Hund, Konrad und Heinz von Eschwege Gebrüder, Kurt Nodung, Thiemo und Philipp von Wildungen Gebrüder, Henne von Schönstadt, Henne Winold, Hermann von Romrod, Ebert Hacke, Valentin von Dermbach, Hartrad von Alnhausen, Hermann von Hundelshausen, Thilo von Falkenberg, Heinrich und Heidenreich von Urff, Dietrich von Elben, Claus Trott zu Solz, Georg von Grifte, Dietrich und Friedrich Scheuernschloß, Johann Bleiber, Gottfried Strebekatz, Eberhard von Gudenburg, Kaspar Wolf von Gudenburg, Asmus Döring, Eckhard von Hohenfels, Godert von Treisbach, Friedrich von Boineburg, Heimbrad und Hans von Boineburg, Albert von Gilsa, Johann von Rolshausen, Adolf Hofherr, Hans von Boineburg, Johann von Dersch, Lips von Dermbach, Herting von Eschwege, Hans von Lüder, Henchen und Hermann Meisenbug, Guntram von Hatzfeld, Jost von Baumbach, der Marschall Johann Schenk zu Schweinsberg, Johann d. ä., Volprecht und Johann Schenk zu Schweinsberg, Wilhelm von Bibra, Werner von Elben, Kraft Milchling, Balthasar Diede zum Fürstenstein, Stamm von Hornsberg, Burghart von Boineburg, Kurt von Viermünden, Ebert von Bischofrode, Jost von Hundelshausen, Dietrich Huhn, Philipp Rau von Holzhausen, Philipp von Breitenbach, Johann von Weitershausen, Asmus von Lauberbach, Johann Krengel und Christoph von Buttlar.[2])

Kurz vor der Ankunft des Burgunders gelangte Hermann mit seiner trefflichen Mannschaft in die Stadt, wo er seine Wohnung am Markte, in einem Hause, „Kempgen" genannt, nahm. Alle, die Fremden wie die Bürger von Neuß, beseelte ein unerschrockener Muth, und sie gelobten dem Landgrafen feierlich, bei einander auszuharren, ein Gelübde, das sie durch das heilige Abendmahl besiegelten. Dann wurde noch schnell die letzte Hand an die Vertheidigungswerke der Stadt gelegt.

Um uns ein Bild von der Lage der Stadt Neuß zu machen, sei kurz folgendes erwähnt. Dieselbe liegt auf dem linken Ufer des Rheines, etwa 3 Kilometer von ihm entfernt; zur Zeit der Belagerung wurde sie von einem Nebenarme des Stromes berührt, der hier in sich bezw. mit dem Hauptstrome zwei Inseln bildete, eine kleine innere, d. h. näher der Stadt zu gelegene, und eine äußere größere Insel. Beide waren unter einander nur durch einen seichten und schmalen Wassergang getrennt. Die Stadt zog sich damals wie noch heute auf einer Anhöhe von Südosten nach Nordwesten bei geringerer Breite lang hin. Auf ihrer Ostseite wurde sie damals von der Erft, einem kleinen Flusse bespült, der hier in den erwähnten Arm des Rheines einmündete und diesem soviel Wasser zuführte, daß nunmehr auch große Schiffe vom Rheine herauf nach der Stadt gelangen konnten. Erft und Rheinkanal zusammen bildeten hier eine natürliche Schutzwehr der Stadt, die außerdem folgendermaßen befestigt war. Auf der schmalen Nordseite und auf der Hälfte der langen Westseite war sie von einer doppelten Mauer umgeben, welche nicht nur mit Thürmen besetzt, sondern auch von außen bis oben hin mit Erde beschüttet war. Die südliche Hälfte der Westseite und die ganze Südseite hatten nur eine einfache Mauer, außerhalb derselben aber noch einen hohen Erdwall zwischen zwei Gräben. Die Thore, welche aus der Stadt ins Freie führten, waren folgende: Das Oberthor im Südosten; das Zollthor und das Hammthor im Westen; das Niederthor dem Oberen entgegengesetzt, auf der Nordseite der Stadt; endlich das Rheinthor nach dem Strome zu im Osten.[1]) Zu erwähnen ist endlich noch ein außerhalb der Stadt vor dem Oberthore im Süden gelegenes Mönchskloster, dessen Insassen bei der drohenden Kriegsgefahr theilweise ihr friedliches Heim verließen und sich hierhin und dorthin zerstreuten. Ein Theil der Mönche begab sich mit den Kleinodien und Vorräthen des Klosters in die Stadt Neuß in Sicherheit, unter ihnen der Verfasser des Magnum Chronicon Belgicum, der uns als Augenzeuge das beste Bild der Belagerung hinterlassen hat. Mit Schmerz sah er, wie das Kloster demolirt wurde, um Bretter und Balken für die Verschanzungen zu gewinnen, wie man das Blei von den Dächern abhob und Kugeln daraus goß; namentlich aber, wie die herrlichen Bäume um das Kloster niedersanken unter den Streichen der Aexte, und wie dann aus ihnen Bollwerke zur Sicherung der einzelnen Thore errichtet wurden. Gern hätten die Bürger und Söldner die alte Abtei ganz dem Erdboden gleich gemacht, und sie hatten schon an einige Höfe und Arbeitshäuser Feuer gelegt, als es den Mönchen noch glückte, dasselbe wiederum zu löschen.

[1]) Ennen, III, 519, nach einem Verzeichnisse der Söldner im Kölner Stadtarchiv.

[2]) Zeitschr. f. Hess. Gesch. a. a. O. S. 18 f. u. S. 59.

[1]) Nach dem Magn. Chr. Belg. a. a. O. S. 416.

Die Ankunft des Belagerungsheeres rettete dann das Kloster vor weiterer Zerstörung.

In den letzten Tagen des Juli nahte sich das Heer des Herzogs von Burgund, wie der Chronist berichtet, mit unglaublicher Schnelligkeit, einem reißenden Strome vergleichbar. Das Klirren der Waffen, das Wiehern und Stampfen der Rosse, der Stimmen verworrener Schall und das Rasseln der Wagen und Geschütze kündete seine Ankunft schon drei Stunden im Voraus an.[1]) Die Zahl der Streiter wird verschieden, von einzelnen bis zu 60 und 80,000 angegeben, belief sich aber in Wirklichkeit wohl nicht höher als auf 13—14000.[1])

Am Abend des 29. Juli erschien Karl auf der Anhöhe im Südwesten der Stadt, dem sog. Sandberge bei dem Dorfe Holzheim.

[1]) Ebenda S. 414.

[1]) So die Chronik Joh. Knebels (Basler Chronisten II, 436). Vgl. auch Löhrer, Gesch. der Stadt Neuß, S. 147.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte von Wilhelmshöhe.

Von K. Neuber.

(Fortsetzung.)

So ließ er denn auch am Schlosse Weißenstein nicht allein mehrfache Reparaturen vornehmen, sondern auch dasselbe bequemer einrichten, und in dessen Nähe, unter mühevoller Abtragung von Hügeln und Ausfüllung von Tiefen nach dem Habichtswalde einen neuen Lustgarten mit verschiedenen Eremitagen (wie die Eremitage des Sokrates) und Anpflanzung seltener Gewächse anlegen, mit einem großen Bassin von 268 Fuß im Durchmesser, aus welchem die große Fontaine, die ihr Wasser aus dem Sammelteiche der Kaskaden erhält, einen gewaltigen Strahl entsendet, bei vollem Wasser-Anlasse bis zur Höhe von 190 Fuß mit 10 Zoll im Durchmesser. Die Leitung dieser Arbeiten besorgte der General-Lieutenant von Gohr.

An der Stelle der sehr verfallenen Moritz-Grotte wurde eine neue Grotte angelegt, welche das Reich der Unterwelt vorstellen sollte und den Herrscher derselben Pluto — daher die Bezeichnung Pluto-Grotte — mit seiner Gemahlin Proserpina, umgeben von höllischen Gestalten und Ungeheuern, namentlich dem dreiköpfigen Höllenhunde Zerberus, enthielt (zum großen Theile jetzt verschwunden).

Außerdem ließ Friedrich II. das noch jetzt vorhandene Gasthaus zur Aufnahme der von Nah und Fern kommenden Besucher der schönen Anlagen erbauen (1767), ferner das chinesische Dörfchen Moulang (Mu-Lang) mit Moschee und Pagode, und die Fasanerie, sowie die schnurgerade Linden-Allee bis beinahe nach Kassel anlegen. Engelhardt in seiner Erdbeschreibung der hessischen Lande[1]) bemerkt dazu:

„und dadurch den Weg dahin, (nemlich nach Cassel), der sonst auf zwo Stunden gerechnet wurde, um eine halbe Stunde und mehr verkürzen lassen, sodaß er mit einem nur mäßigen Fuhrwerke in einer halben Stunde bequem gefahren werden kan."

Uebrigens verlief die Straße nicht bis Kassel in gerader Richtung, sondern machte an dem jetzt s. g. Rondel, wo damals eine Backstein-Brennerei lag, eine Wendung und zog sich dann in einem Bogen bis zum Weißensteiner Thore hin, vor dem sich allmählich die Weißensteiner Vorstadt entwickelt hatte. Da diese Biegung bald nicht mehr höheren Orts zusagen mochte, wurde die Straße zur Stadt hin in gerader Linie fortgesetzt (1776) und schloß bei derselben ab mit dem Neuen Wilhelmshöher Thore, damals Königsthor, genannt, welche letztere Bezeichnung später auf das Weißensteiner Thor übertragen worden ist[1]) und für dies noch heut zu Tage besteht.

Auch ließ er an den Kaskaden schon damals nothwendige Reparaturen vornehmen, und zwar an allen Theilen derselben, sowie der Neptuns-Grotte, der Pan's- oder Polyphem-Grotte[2]) mit den Vexirwassern, und dem Riesenschlosse selbst, und hinter der Polyphem-Grotte, im Felsen eine Wasser-Orgel anlegen durch den Hof-Orgelbauer Georg Peter Wilhelmi (1778), welche sechs

[1]) Thl. I. S. 171.

[1]) Hoffmeister, Geschichte von Kassel S. 296. Anm. vgl. Sammlung Fürstl. Hess. Landes-Ordnungen Bd. VII. S. 185, woselbst eine darauf bezügliche Anzeige des Gouvernements v. 21. Aug. 1798 mitgetheilt wird.

[2]) Die Mittel-Figur ist eine Riesen-Gestalt auf einer Hirtenpfeife blasend, von den Meisten für den Zyklopen Polyphem gehalten.

verschiedene Stücke spielt und die klangvollen Töne hervorbringt, die während des Springens der Kaskaden gehört und den unterhalb der gedachten Grotte angebrachten 2 Stein-Figuren, einem Zentauren und einem Tritonen oder Faun, welche beide auf Muscheln zu blasen scheinen, zugeschrieben werden.

Die Herstellung aller dieser Arbeiten verschlang die Summe von etwa 30000 Thalern. Friedrich II. war es nicht vergönnt, die von ihm im Sinne seines Vorgängers Karl geplanten Bestrebungen vollständig auszuführen. Sein Sohn und Nachfolger Wilhelm IX., als Kurfürst Wilhelm I. genannt (1785—1821), trat jedoch in dieser Hinsicht in seine Fußtapfen ein und, sonst so sparsam und manche vom Vater getroffene Einrichtung als zu kostspielig aufgebend, wandte er dessen Bauplänen, namentlich bezüglich des Schlosses Weißenstein, eine erhöhte Aufmerksamkeit zu. Ja er verfuhr sogar in durchgreifender Weise, da wahrscheinlich die bisher vorgenommenen Ausbesserungen sich nicht als ausreichend gezeigt hatten, ließ das Schloß Weißenstein abbrechen und ein von Grund aus neues Schloß aufführen (1787), nach ihm Wilhelmshöhe genannt (1798)[1]. Dasselbe besteht gleich dem früheren aus einem Hauptgebäude und zwei damit durch Bogengänge verbundenen Seitengebäuden, letztere von dem durch verschiedene Bauten in der Stadt berühmt gewordenen Ober-Baudirektor Du Ry, und ersteres von seinem nicht minder bedeutenden Nachfolger Jussow insgesammt in altrömischer Bauart aufgeführt, dreistöckig mit platten italienischen Dächern, die Seiten schmal und halbzirkelförmig gerundet und mit je 6 jonischen Säulen. Zu beiden Seiten einer jeden Rundung sind Nischen, in welche am nördlichen Flügel (nach dem Gasthofe hin) 4 die 4 Tageszeiten darstellende Statuen: Aurora, Apollo, Luna, Hesperus, hingestellt wurden. Die Nischen am südlichen Flügel wurden ursprünglich leer gelassen, sollten aber gleichfalls noch mit Statuen geziert werden. Später wurden auf jeden Flügel überhaupt nur 2 aufgestellt, auf den nördlichen Aurora und Apollo, auf den südlichen Luna und Hesperus.

Zu beiden Seiten der steinernen Haupttreppen nach dem Walde, bezw. nach dem Riesenschlosse hin, liegen kolossale Löwen.

Das Hauptgebäude hat sowohl in der nach dem Walde hin gelegenen Seite, als auch in der Vorder-Seite nach Kassel zu 6 große freistehende Säulen jonischer Ordnung, welche einen Portikus tragen, in der Vorderseite mit der Inschrift: Wilhelmshöhe, auf der Rückseite: Wilhelmus IX. condidit. (s. jedoch Forts.)

Haupt- und Nebengebäude sind beide, zum Unterschiede vom vormaligen Schlosse Weißenstein, zum Wohnen eingerichtet und enthalten eine Menge hübsch eingerichteter und zum Theil prachtvoll ausgestatteter Zimmer und Säle. Das Hauptgebäude hat in der Mitte der Bedachung eine runde 48 Fuß hohe mit Kupfer gedeckte Kuppel, die in der Höhe den gestirnten Himmel, an der Seite die Bildnisse sämmtlicher Regenten vom Stammvater Heinrich dem Kinde an, (inzwischen bis zum letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm fortgeführt) und über denselben das hessische Wappen mit den sich durch die fortlaufenden Gebiets-Erwerbungen ergebenden Entwicklungen desselben enthält.

Von den Seitenflügeln ist in dem südlichen die reichhaltige Schloß-Bibliothek, in dem nördlichen die Schloß-Kapelle. Gottesdienst wurde in dieser gehalten anfänglich vom Pfarrer zu Kirchditmold[1]), später von dem der Altstädter Gemeinde zu Kassel und in neuester Zeit von dem der dortigen Hofgemeinde. Auf der an den nördlichen Flügel angrenzenden und durch Kastanienbäume beschatteten Esplanade wurde für größere Hoffeste das Ballhaus erbaut.

Wilhelm IX. hat in seinem Schlosse Wilhelmshöhe sich ein bleibendes, herrliches Denkmal geschaffen, das umgeben von reichen Natur-Schönheiten, auch durch seinen soliden Bau und seine kunstreiche Gestaltung die Bewunderung des Beschauers erweckt, er hatte aber auch das große Glück, zur Vollführung seines Werks eine Reihe von Männern zur Seite zu haben, welche in der Kunstgeschichte einen guten Klang sich errungen haben. Abgesehen von den bereits genannten Baumeistern, von denen die Pläne ausgegangen, sind hier zu nennen: Die Bildhauer Nahl und Ruhl als Verfertiger der Statuen, der Löwen und anderer Figuren, sowie die Maler-Familie Tischbein, insbesondere der ältere Tischbein (gestorben als Direktor der Kunst-Akademie zu Kassel am 22. August 1789), dessen Gemälde hauptsächlich die griechische und römische Sage und Geschichte zum Gegenstande hatten. (Forts. folgt.)

[1]) Anzeige des Gouvernements v. 21. Aug. 1798 bekannt gemacht in der Polizei- u. Commercien-Zeitung vom 3. Sept. 1798. S. Sammlung Fürstl. Hess. Landesordnungen Theil VII S. 785. Anmerk. — vgl. Kassel und die umliegende Gegend. Eine Skizze für Reisende. Kassel 1792 S. 99 fg. 2. Aufl. 1796 S. 99 fg.

Kurze Beschreibung von Weißenstein bei Kassel. 1797 S. 1. fg.

W. Döring: Beschreibung des Kurfürstl. Landsitzes Wilhelmshöhe bei Kassel — Kassel 1804. S. 5. fg.

[1]) Ledderhose, Beyträge (Kassel 1781) S. 52: zuerst am 9. Okt. 1768.

Christian Nöll †.

Der Tod hat eine Lücke gerissen; in weiten Kreisen wird man im Hessenlande schmerzlich den Verlust des trefflichen Mannes empfinden, der am vergangenen Freitag Nachmittag in seiner Heimathsstadt Gudensberg zur letzten Ruhe bestattet wurde. Ich glaube sagen zu dürfen: Alle, die so zahlreich herbeigekommen waren, um Herrn Christian Nöll die letzte Ehre zu erweisen, haben gefühlt, daß der Tod dieses Mannes ein Ereigniß war, dessen Bedeutung die Grenzen der Familie weit überschritt; den meisten aber ging der Verlust wirklich tief zu Herzen. Das machte das echt Menschliche, was in der Persönlichkeit, in dem Charakter des Mannes lag, der, wie selten ein Anderer, das Vertrauen seiner Mitbürger ein Menschenalter hindurch in vollem Maaße genossen hat.

Christian Nöll war am 19. Dezember 1826 in Gudensberg geboren; obgleich der jüngste Sohn, erbte er doch, da die Brüder, zum Theil in reiferem Alter, vor ihm starben, das väterliche Gut, das er im Laufe der Jahre wesentlich verbesserte und vermehrte. Aber das Feld, auf dem er hauptsächlich gewirkt hat, war ein anderes. Nicht nur hat er seit Langem in dem Rathe seiner Vaterstadt gesessen; im Jahre 1863 wurde er zuerst in den kurhessischen Landtag gewählt, dem er bis zum Jahre 1866 angehörte. Vom Jahre 1868 an war er sodann dauernd Mitglied des hessischen Kommunallandtages und des Landesausschusses. Im Herbst des letztvergangenen Jahres wurde er vom Wahlkreis Melsungen=Fritzlar als Vertreter in das preußische Abgeordnetenhaus gesandt, in welchem er sich der konservativen Partei anschloß. Aber das jäh auftretende Herzleiden, das sich zuerst in Berlin heftig bemerkbar machte, und dann sein kürzlich erfolgter, früher Tod, — war er doch noch nicht 63 Jahre alt, — ließen ihn der neuerrungenen Stellung nicht lange genießen. In Marburg, wo er Heilung suchte, schied er am 23. Juli aus diesem Leben.

Christian Nöll hat als Mitglied des Kommunallandtages und des Landesausschusses viel Gutes gewirkt. Was an segensreichen Anstalten seit 20 Jahren in Hessen ins Leben gerufen worden ist, hat er helfen zu Stande bringen. Dabei war er frei von jeglicher Selbstsucht, ein makelloser Charakter. Vor Allem aber war er ein treuer, zuverlässiger Freund. Auf sein Wort konnte man bauen, und wo er helfen konnte, war es ihm eine wirkliche Freude, ein Herzensbedürfniß, dies zu thun; den Dank aber suchte er stets von sich abzuwehren. Er hat den Einfluß, den ihm seine Stellung in weiten Kreisen sicherte, nur in gutem Sinne verwerthet: das zeigt die allgemeine Theilnahme, die ihm folgt. Aber eben dieses ächt Menschliche, das — wie ich oben schon sagte, — in seinem Charakter lag, das sich in allen seinen Reden kundgab, war es, was ihm hinwiederum das Vertrauen seiner Mitbürger sicherte. Er war, was der Dichter eine Persönlichkeit nennt; d. h. er war ein in sich abgeschlossener, ursprünglicher Charakter, dem nichts Fremdes anklebte; wenn er sprach, leuchteten seine blauen Augen, die Muskeln des Gesichtes waren in lebhafter Bewegung, und Niemand, der mit ihm zusammen kam, konnte sich dem Eindruck seiner Worte entziehen. In allen Verhältnissen, in die er eingriff, mußte mit ihm gerechnet werden.

Mir selbst wie meiner Familie war er ein treuer Freund und ist eines liebevollen Andenkens sicher!

Hugo Brunner.

Sie schmollt.

Novellette von M. Friedrichstein.

(Fortsetzung.)

„Es scheint so“, erwiderte der Kassierer gezwungen lächelnd.

„Nun aber Scherz bei Seite; mache nicht so ein Gesicht wie der betrübte Lohgerber, dem die Felle fortgeschwommen sind, sondern vertraue dich mir, deinem treuesten Freunde. Du weißt, ich habe deine hübsche Frau gern, kenne aber die Schwächen des weiblichen Geschlechtes besser wie du, und weiß vielleicht Rath. Was hat's denn gegeben?“

„Ach, eine ganz lächerliche Bagatelle, kaum der Rede werth!“

Die Ueberredungskunst des hellsehenden Amtsrichters löste dem mehr ideal beanlagten Freunde die Zunge, und mit halblauter, unterdrückter Stimme schilderte er ihm die Szene am ver=

gangenen Morgen und ihre kaum zu glaubenden Folgen. „Siehst du", sagte er zum Schlusse, „es ist das beste Weib von der Welt, fleißig, ordentlich wie wenige, gesund, eine gute Mutter und Hausfrau, dabei anspruchslos; aber . . ."
„Aber! sie hat ihre Brummtage!"
„Ja, leider! Die kleinste Mißhelligkeit ruft bei ihr ganz unmotivirtes Schmollen hervor, wovon sie sich dann nicht so rasch wieder losreißen kann, und — diese Tage sind ganz unausstehlich!"
„Ja, das begreife ich."
„Wahrhaftig, wir hätten alle Ursache glücklich zu sein. Die Kinder sind aus dem Gröbsten heraus; wir haben unser gutes Auskommen; aber dieses Schmollen, dies Empfindlichsein über eine Kleinigkeit kommt wie der Blitz aus heiteren Himmel, und fängt an, sich bedenklich oft zu wiederholen".
„Obgleich es ja noch schlimmere Fehler giebt, ist's doch störend in der Ehe. Mußt's ihr abgewöhnen, der Frau Anna".
„Leicht gesagt".
„Ach, was! Ich wollte es ihr schon abgewöhnen. Aber das ist eben der Fehler, in den alle Ehemänner verfallen. Schmollt die Frau — so wird besorgt gethan, ängstlich gefragt, am Ende noch gar getröstet."
„Du hast klug reden! Habe mal erst 'ne Frau!"
„Werde mich hüten! Jetzt aber in allem Ernst: Wie lange brummt deine Frau denn gewöhnlich?"
„Manchmal zwei, zuweilen drei Tage, es ist auch schon vorgekommen, daß sie fünf Tage schmollend im Hause herum ging."
„Na, höre mal, dann ist es aber höchste Zeit zu einer Radikalkur, sonst hast du es für immer verdorben!"
„Mir wird selbst bange dabei, und es ist mir auch der Kinder wegen unangenehm".
„Gewiß, gewiß! und vor allen Dingen macht man sich das Leben doch nicht so unnöthiger Weise schwer".
Der Beamte seufzte, und klemmte die Nase, die etwas lang und schmal ausgefallen war, verdrossen zwischen Daumen und Zeigefinger.
Nach einigem Stillschweigen erhob sich der Amtsrichter, legte die Hände auf den Rücken und schritt mit gesenktem Kopf einigemal wuchtig in dem engen Raum auf und nieder, ungefähr so, wie ein gefangener Löwe im Käfig. Plötzlich blieb er vor seinem Freunde stehen, beugte sich über den schmalen Tisch, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte:
„Jetzt gebe ich dir einen freundschaftlichen Rath, altes Haus: Fange gleich morgen eine Probekur an: Wenn deine Hausfrau schmollt, sei du am Tage teufelsmäßig lustig, und am Abend gehe obendrein aus".
„Das kann ich nicht!"
„Du mußt! Ich will dir zu Liebe auch die langweilige Eisenbahnfahrt machen und dir die Zeit vertreiben."
„Wenn ich fast den ganzen Tag außer dem Hause zubringe und ein behagliches Heim habe, mag ich mich am Abend, ausgenommen, wenn ich es dir zu Liebe thue, nicht in Restaurationen herumdrücken."
„Es ist ja aber nicht behaglich bei dir!"
„Das geht vorüber."
„Nein, das wird immer schlimmer, glaube es mir!"
„Du könntest am Ende recht haben, die Sache will überlegt sein", sagte der Kassierer und sah nachdenklich eine Weile vor sich nieder; dann richtete er sich willensstraff in die Höhe, trommelte mit der mageren Hand auf den Tisch und fügte schmunzelnd hinzu:
„Gut, ich will auf deine Rathschläge eingehen; aber sehe ich, daß du dich auf die Erziehung der Frauen so gut verstehst, kannst du dich heilig darauf verlassen, daß ich mir einen Kuppelpelz bei dir verdiene".
„Hat keine Noth!" Der Amtsrichter winkte wegwerfend mit der großen Hand und zog die Uhr heraus. „Alle Wetter, ich muß eilen, sonst bleibe ich hängen!"
„Ist's schon so an der Zeit?"
„Die allerhöchste. Du kommst doch mit auf die Bahn?"
„Natürlich."
Beide Herren rüsteten sich schnell; der eine griff nach seinem Schlapphut, der andere erfaßte seinen halbhohen, braunen Filz und massiven Stock; sodann hoben sie die Portiere auseinander und durchschritten eilig den jetzt dicht besetzten Vorraum.

Wie ein Planet der Sonne, so folgte der Kellner mit der Serviette unter dem Arm den Herren bis zur Ausgangsthür, um diese diensteifrig aufzureißen; er hatte eine unbegrenzte Hochachtung vor der freigiebigen Hand des Amtsrichters.
Der Bahnhof war bald erreicht. Bei dem zweiten Glockenzeichen streckte Max Binder dem Freunde noch einmal die fleischige Hand zum Coupéfenster heraus und sagte:
„Adieu Richard! Also, auf morgen: Landgraf werde hart! Es wird so lange mit allen möglichen Gegenmitteln gekämpft, bis du mir sagst: sie schmollt nie mehr. Schade sonst um die hübsche Frau".

„Es giebt deren noch mehr, für gewisse feinschmeckerische Amtsrichter".

Die Lokomotive pfiff. Ein sarkastisches Lächeln war das Letzte, was der Kassierer von seinem entschwindenden Freunde erkannte.

Eilend verließ der Bankbeamte den Bahnsteig und suchte seine weit gelegene Wohnung so rasch wie möglich zu erreichen.

* * *

Der nächste Morgen im Hause Löpel dämmerte trüb herauf, nicht nur als naßkalter, düsterer Januar-Tag, sondern auch auf dem Antlitz der jungen Hausfrau, und als der Kassierer zum Morgenkaffee in's Wohnzimmer kam, mußte er mit einem einzigen Blick unter die gesenkte zierliche Morgenhaube, daß das Geschmolle noch im besten Zuge sei.

„Guten Morgen Anna!" sagte er.

Für die Schmolltage war der Morgenkuß stets ausgesetzt. Nur halblaut wurde ihren Lippen ein gnädig gewährtes „Guten Morgen" abgerungen.

Herr Löpel begann seine Kur.

„Lalala, lala, la, la!" trällerte er, und betrachtete im ovalen Goldrandspiegel den Sitz seiner Kravatte; dann fing er an zu pfeifen.

Der Kopf mit der hübschen Morgenhaube schnellte in die Höhe und die unter derselben befindlichen braunen Augen richteten sich in verletztem, erstauntem Ausdruck auf den fröhlichen Sänger.

Der Kaffee dampfte in den Tassen, und das Frühstück zum Mitnehmen, welches Herr Löpel in dem Bankinstitut verzehrte, lag fein säuberlich neben seiner Tasse auf dem Teller bereit.

Der Kassierer setzte sich seiner stumm kaffeetrinkenden Ehehälfte gegenüber; sie steckte die feine Nase in die Kaffeetasse, und wenn die schmalen Lippen unbeschäftigt waren, zogen sie sich wie in verbissenem Groll zusammen.

„Schlafen die Kinder noch?" fragte Löpel als Anregung.

„Hm!" erwiederte Frau Anna, statt eines „ja".

Lange Pause. —

„Ha, ha, ha! War gestern köstlich beim Amtsrichter, famose Sitzung! Gehe heute wieder zu ihm", erzählte Löpel sehr heiter der jungen Frau. Das Gesicht wurde länger.

Pfeifend suchte der Hausherr im Papierkorb nach einem großen Couvert zum Einwickeln seines Brotes; bald fing seine Lustigkeit an, ihm selbst Spaß zu machen.

„Adieu Anna!" Singend ging er zur Thür hinaus. —

Um 1 Uhr mittags kam Richard Löpel zurück und trug dieselbe Lustigkeit zur Schau. Die Gegenwart der Kinder erleichterte ihm die Sache sehr; dennoch mußte er dem Freunde am Abend bei Howald berichten, daß er die Stimmung seiner Frau durch seine auffallende Lustigkeit nur verschlimmert habe. „Nun, dann kommt einfach die Kur Numero 2", sagte der Amtsrichter. „Morgen tobst du um jede Kleinigkeit, die dir in den Weg kommt, los; fängst bei jeder Gelegenheit ungeheuerlich an zu schelten." Das war der Rath des Weiberkenners.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Petersberg bei Fulda.

Es ragt von der Bergesspitze
Ein Kirchlein altersgrau,
Sankt Benedikt's wack're Söhne,
Die schufen einst den Bau.

Sie ebneten unverdrossen
Den Fels zum Fundament,
Wo seit elfhundert Jahren
Die ew'ge Leuchte brennt.

Von Stein zwei Königsgestalten,
Die grüßen von der Wand,
Auf hohen Stühlen thronend,
Das Szepter in der Hand.

Doch höher als diese Mächt'gen
Ein Dritter schaut herab:
Nicht Krone und nicht Scepter,
Er trägt den Hirtenstab.

Ein räthselhaftes Bildwerk,
Das Mancher sinnend schaut:
Was dachten wohl die Mönche,
Als sie es aufgebaut? —

Sie blickten hinab zum Thalgrund —
Ein Lichtheerd strahlte dort,
Im Waldesdunkel entzündet
Durch Winfried's Schöpferwort.

Drum stellte des Bildner's Meißel
Den Stifter größer hin,
Als jene gewalt'gen Herrscher
Fürst Karlmann und Pipin.

Die stehen ihm stark zur Seite,
Mit königlicher Macht

Treu schirmend das Werk, das große,
Das Er für Gott vollbracht. —

Als ihm die Hand sie boten,
Da schlossen den Bund zugleich:
Die alte römische Kirche,
Das junge germanische Reich.

J. Grineau.

Assekuranz *).

Die guten Zeiten sind dahin,
Wo noch beim Häuserbauen
Der Bauherr hegte frommen Sinn
Und wahres Gottvertrauen.

Denn wo ein Haus vollendet stand,
Schrieb man ob Thor und Pforte:
„Es steht dies Haus in Gottes Hand“
Und sonst noch Bibelworte.

Verschwunden ist die Sitte ganz
Von jedes Hauses Schwelle,
Ein Schild der Assekuranz
Hängt an des Spruches Stelle.

Obgleich der Herr dreihundert Jahr
Gar manches Haus beschützet,
Heut wird es Keinem offenbar,
Daß solch ein Spruch noch nützet.

Man sagt: „Das war vor Zeiten gut,
Doch heut ist's klar und faktisch,
Daß es der Glaub' allein nicht thut,
Drum ist er auch nicht praktisch.

Das Feuer ist ein Element,
Es schützt kein bloßes Segnen,
Und Allem, was man irdisch nennt,
Muß irdisch man begegnen.

Trotz Lied und Spruch ward manches Dach
Den Flammen doch zum Raube,
Durch Schaden kommt dann nach und nach
In Mißkredit der Glaube.

Fromm=gläubig war die Welt einmal;
Doch jetzt ist sie vernünftig,
Und was sie sonst dem Herrn empfahl —
Versichert sie nun künftig.“

Karl Finck.

*) An einem alten Hause an der Geseriede in Hannover ist über der Thür der Spruch:
Wer Gott vertrauwet
Hat wohl gebauwet —
durch ein Schild der Assekuranz folgendermaßen unterbrochen:

WER GO { Versichert } TRAUWET
HAT WO { Elberfeld. } BAUWET.

Die fünfundzwanzigste Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde.

Die diesjährige Hauptversammlung des hessischen Geschichtsvereins fand am 18., 19. und 20. Juli zu Marburg statt. In der am Abend des 18. in den Räumen der Museumsgesellschaft abgehaltenen Sitzung des Gesammtausschusses, an welcher sich der Vorsitzende des Vereins, Major v. Stamford, die Vorstandsmitglieder Lenz und Rogge=Ludwig aus Kassel, Dr. Wackernagel aus Hanau, sowie von Seiten des Marburger Zweigvereins dessen Vorsitzender, Archivrath Dr. Könnecke, und dessen Stellvertreter, Oberst Nebelthau betheiligten, wurden Vereinsangelegenheiten berathen, sodann die Tagesordnung für den folgenden Tag und die der Beschlußfassung der Versammlung zu unterbreitenden Anträge festgestellt. Dieser Sitzung folgte eine in fröhlicher Stimmung verlaufende gesellige Vereinigung einer großen Anzahl Marburger und inzwischen aus Kassel und anderen Orten eingetroffener Vereinsmitglieder. Am folgenden Morgen fand die Besichtigung der hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt, Elisabethkirche, Universitätsgebäude, lutherische Kirche 2c., unter Führung des Bauinspektors Schwammborn statt und begab man sich dann nach Einnahme eines Frühstücks im Bücking'schen Garten in das Schloß, um zunächst hier die Sammlung hessischer Alterthümer zu besichtigen, deren Reichhaltigkeit und vortreffliche Anordnung, welche der unermüdlichen kunstverständigen Thätigkeit des Konservators Bickell zu verdanken ist, das Staunen Aller erregte. Beim Eintritt in diese Sammlungsräume, den sog. kleinen Rittersaal und die unteren Räume des Südbaues, begrüßte der Vicebürgermeister Professor Dr. Schmidt=Rimpler in Verhinderung des Oberbürgermeisters Schüler die Versammlung mit herzlichen Worten im Namen der Stadt und schloß seine Anrede mit den Worten: „Möge sich Ihr historischer Sinn an den Erinnerungszeichen ferner Vergangenheit erfreuen, möge durch Ihre Arbeiten und durch den Austausch der Gedanken neue Förderung der Geschichtskunde erwachsen, möge daneben aber auch in unserer alten und doch so jugendfrohen Stadt heitere Geselligkeit Ihr Herz erquicken.“

Zur festgesetzten Stunde, um 12 Uhr, wurde dann in dem großen Rittersaale des Schlosses die Jahresversammlung, zu welcher sich etwa 70 Herren und Damen eingefunden hatten, durch den Vorsitzenden des Gesammtvereins, Major a. D. v. Stamford, mit einer Anrede eröffnet, mit welcher er die Anwesenden begrüßte und dann der Fortschritte gedachte, welche der Verein seit seiner ersten und zweiten Versammlung in dieser Stadt in den Jahren 1863 und 1875 in seiner Entwickelung gemacht habe, dabei besonders die seitdem durch das kunstverständliche Walten des Konservators Bickell geschaffene Sammlung mittel=

alterlicher Kunstwerke hervorhebend. Nachdem er sodann für die herzliche Begrüßung der Stadt durch ihren Vicebürgermeister gedankt hatte, widmete er einige Worte dem Andenken des durch einen jähen Tod am 13. November v. J. dahingerafften, für den Verein so erfolgreich thätig gewesenen Majors z. D. von Gironcourt, zu dessen ehrendem Andenken sich die Versammelten von ihren Sitzen erhoben.

Aus dem von dem Bibliothekar des Vereins, Rogge-Ludwig, in Vertretung des durch Krankheit verhinderten Schriftführers Sekretar Stern erstatteten Geschäftsbericht über die Thätigkeit des Vereins, betreffend die Vermehrung der Büchersammlung, die gehaltenen Vorträge, die Ernennung zweier Ehrenmitglieder bei Gelegenheit ihres 50jährigen Dienstjubiläums, der Herren Lehrer Bücking zu Marburg und Forstmeister Weber zu Kassel, ist zu bemerken, daß die Zahl der Mitglieder des Vereins, welche bei der ersten Versammlung zu Marburg im Jahre 1865 453, bei der zweiten im Jahre 1875 713 betragen hat, jetzt auf 1290 gestiegen ist.

Aus dem hierauf von dem Kassenführer des Vereins Custos Lenz über die Kassenverhältnisse erstattetem Bericht ergab sich, daß in dem Vorjahre ein Kassenbestand von 507,28 Mark mit 2700 Mark Vereinsschulden vorhanden war, daß in dem abgelaufenen Jahre die Einnahmen 6015, die Ausgaben 4911 Mark betragen; erstere die letzteren mithin um 1104 überstiegen hat, sodaß dieser Summe jetzt nur noch 715 Mark Vereinsschulden gegenüberstehen, und sonach diese sich um mehr als 1000 Mark verringert haben. Die Rechnung war von einem Sachverständigen, Sekretar Säuberlich, geprüft und richtig befunden und wurde dem Kassenführer Decharge ertheilt.

Es wurden sodann der Versammlung folgende Anträge zur Beschlußfassung vorgelegt:

1) Beibehaltung des jährlichen Mitgliederbeitrags von 3 Mark,
2) die jährliche Unterstützung der Marburger Sammlung mit 450 Mark,
3) Abhaltung der nächsten Jahresversammlung in Fulda auf von dort ergangene Einladung,
4) zu der diesjährigen in Metz stattfindenden Hauptversammlung deutscher Geschichtsforscher einen Deputirten abzusenden, dessen Wahl diesmal dem Hanauer Verein zustehe.

Nachdem diese Anträge ohne dagegen erhobenen Widerspruch angenommen waren, wurde der bisherige Vorstand des Hauptvereins, bestehend aus den Herren v. Stamford, Dr. Lohmeyer, Dr. Pinder, Lenz, Rogge-Ludwig und Stern durch Zuruf wieder gewählt.

Nach Erledigung dieser geschäftlichen Angelegenheiten hielt Geh. Regierungsrath Dr. Münscher den im Programm angekündigten, mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommenen Vortrag „die Bedeutung Marburgs in der hessischen Geschichte“, über welchen demnächst ausführlicher Bericht erfolgen wird.

Die nach Schluß der Sitzung bereits vorgeschrittene Zeit gestattete leider nur eine flüchtige Besichtigung des Schlosses und einiger Archivräume.

Um 3 Uhr begann in dem Saale des neuen Museumgebäudes das Festmahl, an welchem sich etwa 60 Personen betheiligten. Den ersten Toast brachte Regierungspräsident Rothe aus auf Se. Majestät den Kaiser Wilhelm, den 2. auf die Stadt, in welcher die Jahresversammlung stattgefunden, nicht wie sonst regelmäßig geschehen, ein von auswärts gekommener Theilnehmer der Versammlung, sondern diesmal ein Bewohner der Stadt, Geh. Regierungsrath Dr. Münscher. Der Redner sprach in seiner die Stadt feiernden Rede insbesondere der Marburger Ortsbehörde den Dank des Vereins aus für die Bewilligung von Geldmitteln zur Anschaffung von Schränken zur Aufbewahrung der Vereinssammlung.

Der dritte der üblichen Trinksprüche, welcher dem Geschichtsverein galt, war dem Marburger Ausschußvorsteher, Herrn Siebert, zugetheilt worden, der Redner wurde aber nach einigen einleitenden Worten, von einer Musikbande, welche unter den nach der Straße zu gehenden Fenstern des Saales Posto gefaßt hatte, in solcher Weise unterbrochen, daß er seine Rede nicht beenden konnte und der Zweck derselben im Unklaren blieb. Es war daher sehr dankenswerth, daß der Vorsitzende des Vereins, Major v. Stamford, sich von der diesmaligen Bestimmung, wonach überhaupt nur drei Toaste ausgebracht werden sollten, emanzipirte und durch einen dem Vorredner im Namen des Vereins ausgesprochenen Dank den beabsichtigten Zweck von dessen Ansprache den Theilnehmern am Festmahl zur Kenntniß brachte.

Am andern Morgen um 9 Uhr unternahm eine größere Anzahl der Festgäste einen Ausflug mit der Eisenbahn, zunächst nach Kaldern zur Besichtigung der dortigen, hochinteressanten Kirche, welche jetzt in ihrem sehr dringend der Reparatur befindlichen Zustande dem evangelischen Gottesdienste dient, mit ihrem spätestromanischen Gewölbebau in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts für das hier befindliche Cistercienserkloster erbaut worden war und in der von Dehn Rothfelser und Lotz heraus gegebenen Schrift „die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel“ ausführlicher beschrieben ist. Pfarrer Kümmel, in Kaldern hatte die Güte, in der Kirche Näheres über die Geschichte derselben mitzutheilen. Nach einer etwa zweistündigen Fußwanderung durch eine an Naturschönheiten überaus reiche Gegend erreichte man die Eisenbahn wieder in Buchenau und von da nach kurzer Fahrt das Hauptziel des Ausflugs, das am Fuße des mit dem Schlosse gekrönten hohen kegelförmigen Berges so malerisch gelegene Städtchen Biedenkopf. Nach Einnahme eines für die durch ver-

schiedene Umstände, Zugverspätung u. s. w. bereits weitvorgeschrittene Zeit allzu reichlich ausgefallenen Mittagsmahls wurde der Berg zur Besichtigung des Schlosses erstiegen, und hier fanden Alle durch die hier sich bietende, prachtvolle Aussicht in die wunderbar schöne Gegend mit ihren Waldbergen reichliche Entschädigung für die nicht geringe Mühe des Aufsteigens. Da unter den obwaltenden Umständen hier die Zeit zur Rückfahrt mit der Eisenbahn sehr bald gekommen war, so konnte leider zur Besichtigung des von Landgraf Otto, dem Sohne des Landgraf Heinrich I. an dieser Stelle erbauten (Schmincke, Mon. Hass. II. 439) und mit einer starken Umfangsmauer umgeben gewesenen Schlosses, von dessen frühester Zeit der Hauptthurm noch erhalten ist, nur kurze Zeit verwendet werden. Aus diesem Grunde war auch Herr Heldmann, Pfarrer in dem benachbarten Michelbach genöthigt, seinen schätzenswerthen Vortrag über die Bedeutung Biedenkopfs und dessen Geschichte, sowie der Besitzer des Schlosses, von welchen auch Landau im 3. Band seiner Ritterburgen handelt, zum Bedauern der hier Anwesenden abzukürzen. Gegen 9 Uhr Abends traf man wieder in Marburg ein, wo sich alsdann in der Bahnhofsrestauration die von auswärts, zumeist aus Kassel, gekommenen Festtheilnehmer vor ihrer Rückreise in die Heimath, nach Einnahme eines Abschiedstrunks von den Marburger Festgenossen verabschiedeten.

W. R.-L.

Das fünfzigjährige Stiftungsfest des Corps Hasso-Nassovia zu Marburg.

Bei der großen Anzahl von Angehörigen und Freunden, welche das Corps Hasso-Nassovia in unserer engern Heimath Hessen besitzt, dürfte eine Schilderung der Festlichkeiten, mit welchen dasselbe sein fünfzigjähriges Bestehen in den Tagen des 13. bis 17. Juli 1889 beging, nicht ohne Interesse für einen Theil der Leser des „Hessenlandes“ sein. —

Als am 15. Juli 1839 elf Studenten der alma Philippina, unter ihnen die nachherigen Ehrenmitglieder des Corps, der praktische Arzt Emil Haupt, verstorben in Bad Nauheim, der Geheime Hofrath und ordentliche Professor der Physiologie Karl Ludwig in Leipzig und der Sanitätsrath Dr. med. Philipp Holzapfel in Oldendorf, zusammentraten, um ein neues Corps, die Hasso-Nassovia, zu gründen, ahnten sie wohl kaum, daß ihre Schöpfung einen so blühenden Bestand erhalten, daß im Lauf eines halben Jahrhunderts 500 Marburger akademische Bürger im Schmucke der grün-weiß-blauen Farben jenen Tag als einen festlichen begehen und Zeit ihres Lebens betrachten würden. Manchen haben während der fünfzig Jahre die liebgewordenen Farben am Lorbeerkranz, welchen das Corps als letztes Erinnerungszeichen gespendet, zur ewigen Ruhe begleitet. Immerhin war es eine stattliche Anzahl Corpsangehöriger, 200 bis 300 nach oberflächlicher Berechnung, welche dem Ruf des aktiven Corps, mit ihm das fünfzigjährige Stiftungsfest zu feiern, Folge leisteten.

Auf dem festlich geschmückten Bahnhof nahm das Corps, Chargirte und Füchse in vollem Wichs, die mit jedem Zug zahlreicher herbeiströmenden alten Herren in Empfang. Jubelnd theils, theils in wehmüthiger Freude begrüßten sich die gleichsemestrigen Corpsbrüder. Manche hatten sich seit Verlassen der Hochschule nicht wiedergesehen. Um so herzlicher war die Begrüßung. Schnell wich der philiströse Hut der grünen Mütze. Im Schmuck der Farben, wieder der geliebten Hochschule angehörig, wollte Jeder die altbekannten Straßen Marburgs betreten. Sie glänzten im Festschmuck. Wohin das Auge blickte, zeigten wehende Fahnen, Guirlanden, Tannenreis den Hessen Nassauern, daß ganz Marburg die Freude seines Corps theilte. Nicht blos die Ortsangesessenen, auch die beiden noch auf der Hochschule bestehenden Corps Teutonia und Guestphalia, deren Waffen so oft sich mit denen des heute feiernden Corps gemessen, hatten durch Entfalten von Fahnen in ihren Farben zum Festschmuck beigetragen. — Wer Marburg seit Jahren nicht gesehen, war erstaunt über den Aufschwung, welchen die Stadt genommen. Eine Menge neuerrichteter, stattlicher und stylvoller Gebäude, theils Universitätszwecken gewidmet, theils Privaten gehörig, erregte die Aufmerksamkeit der einziehenden alten Herren. In dem nach Süden zu gelegenen Theil der Stadt mit seinen neuen breiten Straßenanlagen wußten sich dieselben überhaupt nicht mehr zurechtzufinden. So hatte sich das alte traute Marburg verändert. Nicht minder erregte freudiges Erstaunen das neue Corpshaus. Mit seinem hohen luftigen Kneipsaal, dessen prächtige Einrichtung so sehr von der des früheren, niedrigen, tabakgeschwängerten Kneipzimmers am „Rothen Graben“ absticht, mit seinen Veranden, von denen man eine entzückende Aussicht in das Lahnthal genießt, den kleineren, lauschigen Kneipräumen und dem großen schattigen Garten, mochte das neue Besitzthum in manchem alten Herrn den sehnsüchtigen Gedanken wachrufen: „Könntest Du noch einmal aktiv sein, noch einmal als junger Student die grün-weiß-blauen Farben tragen!“ —

Sonnabends Abends 8 Uhr vereinigte die Empfangskneipe alte Herren und Aktive im eigenen Heim, um das Fest in altgewohnter Weise einzuleiten. Der Kneipsaal bot ein farbenprächtiges Bild. Selbstverständlich hatten die Kartell- und befreundeten Corps nicht verabsäumt, ihre Vertreter zur Jubelfeier zu senden.

Da ein großer Theil der alten Herren den Wunsch geäußert hatte, das seltene Fest gemeinsam mit ihren Familienangehörigen zu feiern, so war der folgende

Tag, Sonntag, der 14. Juli, hauptsächlich den als Gäste erschienenen Damen gewidmet. Es sollte dieser Tag Seitens des Corps gleichzeitig den Dank bilden für eine neue Corpsfahne, welche die Damen demselben am Nachmittage zu überreichen gedachten. Im Lauf des Morgens hatte jeder Zug neue Festtheilnehmer gebracht. Ein fröhlicher Frühschoppen im Garten des Kafé Quentin versetzte dieselben zunächst in die nöthige Feststimmung. Im Programm war weiterhin im Kafé Quentin ein „einfaches Mittagsessen“ vorgesehen. Dieses aber gestaltete sich zu einem opulenten Festmahl

Von 4 Uhr Nachmittags ab entwickelte sich im Corpshause und im Garten ein reges Treiben. Kaum faßten die Räume die Menge der Geladenen, den reichen Damenflor. Ein Signal zeigte den Beginn der feierlichen Ueberreichung der neuen Fahne an. Von erhabener Estrade kündeten dortselbst drei mit Schärpen in je einer der Corpsfarben geschmückte Damen, deren mittelste die neue Fahne hielt, den Sinn und Ruhm der Corpsfarben in gebundener Rede. Vereint übergaben die holden Spenderinnen alsdann die Fahne den drei Chargirten, deren erster in kurzen zündenden Worten den Dank des Corps für die prachtvolle Gabe aussprach. Festgesang, zum Zweck gedichtet, beschloß die würdige Feier. Mit Beginn der Dämmerung lockte ein reichhaltiges Feuerwerk Jung und Alt in den Garten. In leuchtenden Flammen erstrahlte der Zirkel des Corps weithin sichtbar in das Lahnthal. Der Garten selbst war mit einer Menge farbiger Flämmchen erleuchtet und gewährte einen prachtvollen Anblick. Als die letzten bengalischen Flammen erloschen, trat der Tanz in sein Recht. Bis zur späten Nachtzeit währte das Vergnügen, trotzdem es galt, am Montag in früher Morgenstunde wieder mit frischen Kräften zur sogenannten „Fuchsschokolade“ sich auf dem Marktplatz einzufinden. **K. Br.**

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Eine seltsame Diebeshöhle. Als der bekannte hessische Maler Professor Friedrich Müller, der am 8. Februar d. J. zu Kassel gestorben ist, 1832 von seinem zweiten italienischen Aufenthalt in die Heimath zurückreiste, mußte er in einem italienischen Städtchen für einige Stunden Rast machen, damit die Pferde des Miethwagens gefüttert würden. Aus langer Weile ergriff er im Wirthshaus eine auf dem Tisch liegende italienische Zeitung und blätterte in derselben ziemlich theilnahmslos, bis ihm in einem Artikel der Name Hersfeld in die Augen fiel. Plötzlich von Neugier erfaßt, wendete er seine volle Aufmerksamkeit dem Artikel zu und las nun folgende Erzählung: „In Deutschland kommen doch bisweilen wunderbare Dinge vor. Ein Zeugniß dafür bietet die folgende Begebenheit, welche sich in der deutschen Stadt Hersfeld, die im Land des Kurfürsten von Hessen gelegen ist, kürzlich zugetragen hat. Im letzten Herbst klagten viele Einwohner jener Stadt über freche Garten-Diebstähle, indem ihnen Blumen und Früchte geraubt, Gartenhäuser erbrochen und ausgeplündert würden. Die Polizei gab sich große Mühe, die Thäter zu entdecken, und es gelang ihr auch zwei junge Bursche ausfindig zu machen, welche in hohem Grad verdächtig waren, jene Diebstähle ausgeführt zu haben. Sie wurden also festgenommen und in einen Thurm gesperrt, welcher in einem abgelegenen Theil der Stadt in der Nähe einer halbzerstörten Kirche steht. Doch ein Geständniß war von den beiden nicht zu erhalten; vielmehr zog sich die Untersuchung bei dem Mangel von unwiderleglichen Beweisen ziemlich in die Länge.

Großes Erstaunen aber erregte es, daß trotz der Verhaftung der beiden Strolche die Garten-Diebstähle nicht nur fortdauerten, sondern auch Einbrüche in Häuser innerhalb der Stadt vorkamen. Die Polizei gab sich wiederum die größte Mühe, aber ihre Bemühungen blieben diesmal ganz erfolglos. Nirgends war eine Spur der Diebe oder des gestohlenen Gutes zu finden. Die Sache schien nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Ja Manche waren geneigt, an Hexerei zu glauben. Da meldete eines Morgens der Gefangenwärter dem Untersuchungsrichter, er habe eben bei einem der Gefangnen eine Tabaksdose gesehen, die, wie er mit Bestimmtheit versichern könne, vor wenigen Tagen aus dem Gartenhaus seines Schwagers gestohlen worden sei. Diese Mittheilung veranlaßte den Richter, eine genaue Untersuchung nicht blos des Gefängnißthurms, sondern auch der anstoßenden halbverfallenen Kirche vorzunehmen. Da fand sich denn theils im Gefängniß unter den Dielen des Fußbodens, noch mehr aber in einem Winkel der Kirche eine solche Menge gestohlenen Gutes, daß es für die beiden Strolche zur Unmöglichkeit wurde noch länger zu leugnen. Sie erzählten nun ganz offenherzig, daß sie in ihrem Thurm ein ganz vergnügtes Leben geführt hätten. Für Wohnung Speise und Trank hätten sie nicht zu sorgen brauchen, hätten den Tag über behaglich geruht, auch viel geschlafen, und wären bei Nacht, sofern der Mond nicht zu hell geschienen hätte, nach ihren Behagen im Freien umhergeschlendert. Sie hätten die Eisenstangen vor ihrem Fenster so zu biegen gewußt, daß sie ohne Schwierigkeit aus- und einsteigen konnten, und dieselben dann jedesmal wieder in die frühere Stellung gebracht. Vor Mitternacht hätten sie in der Regel die Gärten heimgesucht, zu welchen der Weg über eine niedrige Stelle der Stadtmauer nicht schwer gewesen wäre. Nach Mitternacht hätten sie öfter einsam liegenden Häusern der Stadt einen

Besuch abgestattet. Sie hätten sich in ihrem Thurm ganz sicher gefühlt, da sie doch hätten annehmen dürfen, daß man auf sie und ihr mit Eisengittern verziertes Kerkerloch am letzten einen Verdacht werfen würde. — Das Urtheil über die nun geständigen Verbrecher ließ nicht lange auf sich warten. Sie wurden zu einer gepfefferten Strafe verurtheilt und sofort dem in der Hauptstadt gelegenen Zuchthaus zugeführt, von wo aus sie schwerlich ihre nächtlichen Spaziergänge haben fortsetzen dürfen. — So der italienische Bericht. Natürlich vergaß Müller nach seiner Rückkehr in die Heimath nicht, sich nach dem, was er in Italien gelesen hatte, bei seinen Bekannten zu erkundigen. Zu seinem Erstaunen erfuhr er, daß die Sache im Großen und Ganzen sich wirklich so verhalte, wie die Erzählung in jener Zeitung gelautet habe. Wie aber die Begebenheit in die italienische Zeitung gekommen ist, das hat er niemals herausbringen können, und das wird wohl auch für alle Zukunft ein Räthsel bleiben.

Marburg. Dr. F. M.

Manchem der Leser der Zeitschrift „Hessenland" geht es vielleicht, wie dem Schreiber dieser Zeilen, daß er sich hin und wieder zu einer der Erzählungen oder Gedichte eine Bemerkung am Rande macht, natürlich zunächst zu seinem Nutz und Frommen und etwa eines der Mitleser. Das geschah auch beim Lesen der Erzählung von dem „hessischen Träumer", welche der verehrte Herr F. M. aus seiner interessanten Sammlung mittheilt. Es würde nun mit dieser Randbemerkung genug sein, da aber durch dieselbe der Rahmen der Erzählung wesentlich erweitert wird, so erlaube ich mir Ihnen dieselbe zuzuschicken, in der Hoffnung, daß sie auch einem oder dem andern Leser, besonders aber dem Erzähler zur Ergänzung seiner Sammlung willkommen sein wird. — Der Pfarrer Emanuel George Christian Streibelein war eine noch in meiner Jugendzeit in Niederhessen wohl bekannte und viel besprochene Persönlichkeit, und so erinnere ich mich noch einer ganzen Zahl von Anekdoten, die im Munde des Volkes über ihn gingen und ihn als einen derben Witzbold, verwegenen Menschen und namentlich rücksichtslosen Franzosenfeind kennzeichneten. — Er war seit dem 13. November 1787 Pfarrer zu Rambach in Niederhessen. Während der westphälischen Okkupation befreite er Jahre lang durch ungesetzliche Mittel (namentlich Trauungen ohne die vorgeschriebenen Legitimationen, völlig unwahre Bescheinigungen rc.) die jungen Männer seines Kirchspiels von der Konskription, und erst als mehrere Jahre hindurch kein Pflichtiger aus Rambach und Weißenborn zur Ziehung erschienen war, veranlaßte der Kantonmaire 1812 eine Untersuchung, welche die Sache ans Licht brachte, und so wurde Streibelein, „weil er seine Amtsauctorität zu gesetzwidrigen Handlungen misbraucht hatte" durch Dekret des Königs von Westphalen vom 23. Juni 1813 seines Amtes entsetzt. Hiernach war er 1810 noch Pfarrer in Rambach und noch nicht einmal in Untersuchung und somit seine Theilnahme an dem Festessen in Hersfeld, wenn sie überhaupt in dem genannten Jahre stattfand, durchaus nicht auffällig.

Wenn nun am Schluß jener Erzählung gesagt wird, er habe eine andere Pfarrstelle, soviel bekannt, würdiger als die frühere verwaltet, so ist schon durch die Tradition in Niederhessen, aber auch sonsther in völlig beglaubigter Weise bekannt, daß Streibelein 1814 Pfarrer zu Frielingen wurde, aber auch dort wegen mehr oder minder schwerer Dienstvergehen, namentlich wieder unzuständiger Kopulationen, lästerlicher Reden und Handlungen, arger Trunkenheitsfälle, kassirt worden ist, durch Resolution des Kurfürsten Wilhelm I. 1818. Aus der Zeit nach dieser Kassation stammt wohl die Anekdote, welche Schreiber dieses in seinen Knabenjahren oft hat erzählen hören, daß Streibelein nach Verlassen des Pfarrhauses ein kleines Häuschen in dem Dorfe bezogen und über der Hausthür die Inschrift angeschrieben habe: „In diesem kleinen Häuselein da wohnt der Herr Pfarrer Streibelein". Und trotz seiner zweimaligen Kassation wurde dieser Mann 1819 wieder Pfarrer zu Oetmannshausen, aber auch dort durch Obergerichtserkenntniß wieder abgesetzt, starb aber bevor das Oberappellationsgericht gesprochen hatte, den 3. Juni 1834. Schreiber dieses hat in den 40er und 50er Jahren einen Verwandten oder Nachkommen jenes Pfarrers gekannt, welcher nach Absolvirung des Kasseler Gymnasiums Theologie studirte und ein sehr braver und frommer junger Mann war, leider aber als Kandidat der Theologie im Dienst der Irvingianischen Gemeinde früh starb.

A. D.

Aus Heimath und Fremde.

Gegenwärtig verweilt Ihre Majestät die deutsche Kaiserin Auguste Victoria mit vier Söhnen, dem Kronprinzen Wilhelm, dem Prinzen Friedrich Eitel, Adalbert und August Wilhelm auf Schloß Wilhelmshöhe, um dort nach der anstrengenden Badekur in Kissingen einige Zeit in Ruhe und Zurückgezogenheit zu verbringen.

Das Augustheft der „Deutschen Rundschau" enthält die vierte Abtheilung von Julius Rodenberg's „Franz Dingelstedt, Blätter aus seinem

Nachlaß“. In der ersten Abtheilung behandelte Julius Rodenberg die Jugendzeit Dingelstedt's in Rinteln, in der zweiten dessen Universitätsjahre in Marburg und die hannoverische Episode, in der dritten dessen Leben und Wirken in Kassel, in dem vorliegenden Hefte beschäftigt sich der Verfasser in der ihm eigenen anziehenden, fesselnden, geistreichen Weise mit Franz Dingelstedt's Aufenthalt in Fulda, der Zeit vom Herbste 1838 bis Herbst 1841, in welcher, wie der Verfasser bemerkt, das Leben des Dichters voll innerer und äußerer Bewegung war; „in Fulda hat er zuerst die Augen der Welt auf sich gezogen, und als er es verließ, wußte ganz Deutschland, wer Franz Dingelstedt sei.“ — Wir werden darauf zurückkommen.

In der am 13. Juli zu Marburg abgehaltenen Versammlung des Bezirksvereins für hessische Geschichte und Landeskunde hielt der Vorsitzende Archivrath Dr Könnecke einen längeren Vortrag über „neue Quellen zur Lebensgeschichte Grimmelshausen's“. Der „Oberhessischen Zeitung“ zufolge behandelte der Vortragende zunächst den bisherigen Gang und den gegenwärtigen Stand der Forschung über diesen bedeutendsten deutschen Romandichter des 17. Jahrhunderts, und theilte dann seine auf langjähriger urkundlicher Forschung beruhenden Ergebnisse mit. Hiernach ist es namentlich sicher, daß Grimmelshausen wirklich ein Gelnhäuser ist. Sein Vater, Großvater und Urgroßvater sind als Gelnhäuser Bürger nachweisbar; auch läßt es sich an der Hand der Akten, Kirchenbücher und anderer gleichzeitiger Quellen für die Jahre 1646—1660, 1662, 1666—1676 in verschiedenen Lebensstellungen nachweisen. Wichtig ist auch der Nachweis, daß Grimmelshausens Familie, also auch er lutherisch waren, und daß er schon 1646 als Katholik vorkommt, also spätestens in diesem Jahre zum Katholizismus übergetreten sein muß. Der Vortragende sprach die Hoffnung aus, daß weitere Forschungen noch von anderen wichtigen Ergebnissen über Grimmelshausen, seine Familie und seine Schriften begleitet sein würden. (Eingehende Studien über Grimmelshausen hat s. Z., wie wir wissen, unser verehrter Kasseler Mitbürger, der Amtsgerichtssekretär a. D. Georg Flohr, ein geborener Gelnhäuser, gemacht. Es wäre sehr erwünscht, wenn er sich entschließen würde, die Ergebnisse derselben zu veröffentlichen. D. Red.)

Universitätsnachrichten. Am 20. Juli wurde von dem Akademischen Senat zu Marburg der Professor der Theologie Dr. theol. u. phil. Wilhelm Herrmann zum Rektor der alma Philippina für das Amtsjahr 1889/90 gewählt. — Dem Universitäts-Musikdirektor Richard Barth in Marburg ist in Anbetracht seiner Verdienste um Förderung der Kunst das Prädikat „Professor“ verliehen worden.

An der Universität Gießen haben sich als Privatdocenten habilitirt: in der medizinischen Fakultät Dr. Poppert für Chirurgie, in der juristischen Dr. Günther für Strafrecht. — Demnächst wird an der Hochschule Gießen ein Lehrstuhl für Geographie errichtet werden, der zunächst mit einem außerordentlichen Professor besetzt werden soll. Die Wahl des zu berufenden Gelehrten dürfte in der Kürze erfolgen.

Todesfälle. Am 17. Juli verschied zu Kopenhagen die Prinzessin Auguste von Hessen, Tochter des 1867 verstorbenen Landgrafen Wilhelm von Hessen, Schwester der Königin Louise von Dänemark. Sie war am 30. Oktober 1823 geboren, verlebte ihre Jugendzeit auf Schloß Rumpenheim und vermählte sich am 28. Mai 1854 auf Schloß Panker in Holstein mit Baron Karl von Blixen-Finecke, welcher am 6. Januar 1873 starb. —

Am 23. Juli d. J. starb zu Fulda nach eben vollendetem 89. Lebensjahre der Obergerichtsrath z. D. Georg Christian Stöber, ein ausgezeichneter hessischer Jurist und hervorragendes Mitglied des vorhinnigen Obergerichts zu Fulda. Geboren war G. Chr. Stöber am 15. Juni 1800 zu Neukirchen bei Ziegenhain als Sohn des dortigen Amtmanns St. und dessen Ehegattin Klara, geb. Becker. Mit vorzüglichen Anlagen, namentlich mit klarem Verstande ausgestattet, bezog er in seinem 17. Lebensjahre die Hochschule Marburg, um Jurisprudenz zu studieren. Dort war er Mitglied der Verbindung Teutonia, die später in der Burschenschaft Germania aufging (um Verwechselungen vorzubeugen, bemerken wir, daß das heute in Marburg blühende Corps Teutonia mit jener Verbindung nichts gemein hat; dasselbe wurde sieben Jahre später, im Juli 1825, gestiftet). Nach vollendetem Studium und Ablegung der vorgeschriebenen Examina trat G. Chr. Stöber in den kurhessischen Staatsdienst. Er diente so zu sagen von der Pike auf, war nacheinander Aktuar, dann Advokat zu Oberaula, hiernach Landgerichtsassessor zu Marburg, Justizbeamter in Treis an der Lumbde und in Rotenburg; im Jahre 1847 wurde er zum Obergerichtsrath in Kassel ernannt und 1851 in gleicher Eigenschaft nach Fulda versetzt. In seiner Stellung als Mitglied des Obergerichts kam ihm seine frühere Laufbahn und die während derselben an den Justizämtern gesammelte Erfahrung sehr zu statten, er war ein ebenso praktischer, wie theoretisch-wissenschaftlich gebildeter Jurist. Nach Einverleibung Kurhessens in

Preußen und Einführung der neuen Gerichtsordnung im Jahre 1867 wurde er zur Disposition gestellt. Im Jahre 1871 wurde er zum Kurator der Landesbibliothek zu Fulda bestellt, welchem Ehrenposten er bis zuletzt vorstand. Diese kommunalständische Anstalt verdankt ihm treffliche Bücher-Anschaffungen, bei denen er nichts weniger als einseitig vorging, vielmehr möglichst gleichmäßig alle jene Zweige der Wissenschaften, die hier in Betracht kommen, berücksichtigte. Bis zu seinem Lebensende verblieb er geistig frisch und interessirte sich lebhaft für juristische und auch politische Fragen, dagegen war er körperlich schon seit längerer Zeit schwach geworden, so daß er, um frische Luft zu genießen und seine Geschäfte besorgen zu können, sich in einem Rollstuhle fahren lassen mußte. Mag er auch von der Neigung zur Rechthaberei nicht freizusprechen sein, so verdient andererseits sein ehrlicher, aufrichtiger und biederer Charakter, sein wohlmeinender Sinn, die vollste Anerkennung. Friede seiner Asche. —

Am 31. Juli verschied nach langem schweren Leiden im 78. Lebensjahre zu Rothenditmold bei Kassel der Generalmajor a. D. Freiherr Ludwig Schenk zu Schweinsberg, Senior der von Schenk'schen Familie. Der Verblichene war der letzte kurhessische Kommandant der Residenzstadt Kassel im Jahre 1866.

Noch einmal das „Ehrenbüchlein."

Meine Besprechung des „Hessischen Ehrenbüchleins" in Nr. 11 des „Hessenland" hat eine wüthende Entgegnung in den „Hessischen Blättern" vom 15. Juni d. J. zur Folge gehabt, auf die ich nicht gut eher antworten konnte, da ich mehr als vier Wochen von Kassel abwesend war und das betreffende Blatt erst nach meiner Rückkehr zu Gesichte bekam. Was mich vor allen Dingen dabei wundern muß, ist der Umstand, daß nicht der Verfasser des famosen „Ehrenbüchleins" selbst, den ich nachträglich aus Kürschner's Deutschem Litteratur-Kalender eruirt habe, nämlich der Herr Major a. D. von Pfister, Docent an technischer Hochschule für Russisch und Waffenlehre in Darmstadt, sondern ein unberufener Dritter, unterzeichnet mit den vieldeutigen Buchstaben v. S., sich gemüßigt sieht, gegen meine Kritik eine Lanze zu brechen. Es ist dies ein bedenkliches Zeichen für das Schuldbewußtsein des Verfassers!

Nun könnte mich sowohl die Form wie der Inhalt der Entgegnung einer Erwiderung leicht überheben, denn ich halte es für weit unter meiner Würde, auf die niedrigen Beweggründe, die man meiner Besprechung unterzuschieben versucht, auch nur ein Wort zu erwidern. Derartige anonyme Verdächtigungen schaden nicht mir, sondern ihrem eigenen Urheber. Daß er mich aber unter Zuhilfenahme der bekannten und bei Kindern üblichen „Retourchaisen" einen Dilettanten nennt, zeigt höchstens, daß ihm der Begriff eines solchen abgeht*). Wenn ich nun trotz alledem jetzt noch ein Mal das Wort ergreife, so geschieht dies, um den einzigen positiven Punkt der Entgegnung herauszunehmen, welcher etwas Handgreifliches vorbringt und den Versuch einer Widerlegung meiner Ausstellungen macht, indem man mir selbst Unkenntniß der Thatsachen vorwirft. Es heißt da: „Hier verräth nun Herr Brunner große sachliche Unkenntniß (nämlich in der Geschichte des Verhältnisses Landgraf Wilhelms VIII. und seines Sohnes Friedrich zu König Friedrich II. von Preußen). Er muß doch noch fleißiger excerpiren, und vor allem nicht bloß einseitige Quellen. Diese Excerpte fangen auch erst mit dem 23. Merz 1743 an. Er weiß nichts von dem Briefwechsel zwischen dem Landgrafen und dem Herzoge von Braunschweig aus dem Winter 1740/41; nichts vom Lager bei Hameln, wo ein Heer von Hessen, Hannoveranern, Dänen unterm Landgrafen zusammengezogen war, um auf Berlin zu marschiren" u. s. w.

Alles, was hier gesagt ist, hat mit der Sache, um die es sich handelt, sehr wenig zu thun, und dürfte nur geeignet sein, unbefangene Leser irre zu führen. Eine Vergleichung meiner in Nr. 11 dieser Zeitschrift, S. 168, gemachten Einwendungen gegen die Ausführungen auf S. 42 des „Ehrenbüchleins" wird dies jedem klar machen. Wenn der Verfasser dort sagt, Landgraf Wilhelm habe im Jahre 1740 einen Brief an den Herzog Karl von Braunschweig geschrieben und darin die Politik König Friedrichs II. verurtheilt, so wäre es seine Pflicht gewesen, anzugeben, wo dieser Brief sich befindet. Das thut er nicht, und seine Angabe verdient, weil unbelegt, keine weitere Beachtung. Zugegeben aber auch, der Landgraf habe thatsächlich einen solchen Brief im Jahre 1740 geschrieben, so hat er dagegen unzählige freundschaftliche Briefe an Friedrich den Großen geschrieben, die alle in der „einseitigen" Quelle, nämlich in der politischen Korrespondenz dieses Königs nachgesehen werden können. Da nun letztere aller-

*) Damit hierüber kein Zweifel besteht, will ich diesen Begriff kurz feststellen. Ein Dilettant ist eine Person, die sich mit Sachen beschäftigt, welche außerhalb ihres Berufes liegen; so z. B. wenn einer, statt Russisch und Waffenlehre an technischer Hochschule vorzutragen, in Germanistik und Geschichte hineinpfuscht, ohne noch dazu die Ergebnisse neuerer Forschung zu verstehen, und die er deshalb einfach negirt. Da mir meine amtliche Stellung aber die Beschäftigung mit Geschichte zur Pflicht macht, so kann man mich keinen Dilettanten nennen. Wenn Herr v. S. bezw. sein Mandant außerdem das, was ich bis jetzt geschrieben habe, nicht kennen, so ist das höchstens ein Beweis dafür, daß sie sich um die Erscheinungen der letzten Jahre auf dem Gebiete der hessischen Geschichte überhaupt nicht gekümmert haben.

dings für Herrn v. Pf. nicht vorhanden ist, so sagt er allgemein: Landgraf Wilhelm VIII. habe keine Gesinnungstheilnahme für Friedrich II. gehabt. Er hätte aber, wollte er anders seine Leser richtig belehren, sagen müssen: im Jahre 1740. In der von ihm angegebenen und von mir gerügten Allgemeinheit ist seine Behauptung falsch! Zu besonderer Lectüre empfehle ich nachträglich noch Herrn v. Pf. den Band I der Polit. Korrespondenz, S. 189 (die Instruction für den in Kassel accreditirten preußischen Gesandten von Korff vom 4. Febr. 1741) und S. 374 (Schreiben Friedrichs d. Gr. an L. Wilhelm vom 12. Oct. 1741), wo es heißt: Je suis sensible autant qu'on peut l'être aux marques d'amitié et d'attachement pour mes intérêts que vous venez de me donner. Wem das nicht genügt, dem ist nicht zu helfen!

Was das Lager von Hameln, das König Georg II. von England zusammen ziehen ließ, mit den Gesinnungen L. Wilhelms VIII. zu thun hat, ist mir unverständlich. Die Hessen standen im englischen Solde, hatten also dem König von England zu gehorchen. Wenn aber Herr v. Pfister bezw. sein Wortführer behaupten, die Truppen seien unter dem Landgrafen zusammen gezogen worden, um gegen Preußen verwandt zu werden, so weiß die Geschichte davon absolut nichts. Der erste, der davon redet, ist ein gewisser Ferd. v. Pfister in einer Biographie L. Friedrichs II. Wir wissen nur, daß L. Wilhelm am 15. Juni 1741 zum Besuche König Georgs nach Hannover abreiste, von wo er aber schon bald wieder zurückkehrte (s. Teuthorn, Gesch. der Hessen XI, 250 f.); wir wissen ferner, daß König Georg die Absicht hatte, sich selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen (Arneth, Maria Theresia, I, 231); sowie endlich, daß König Friedrich von Schweden als Landgraf von Hessen dem Könige Georg melden ließ: er wünsche seine 6000 Mann Hilfstruppen überhaupt nicht gegen Preußen verwendet zu sehen (Droysen, Gesch. der preuß. Politik, V. 1, S. 296). Trotzdem behauptet Herr von Pfister, die Hessen hätten unter ihrem Landgrafen gegen Friedrich II. im Felde gestanden! Wenn er aber ferner sagt, meine „Excerpte" fingen erst mit 23. März 1743 an, so hat er meine Worte ganz und gar nicht verstanden; Diese lauten: Verhandluugen zwischen Preußen und Hessen-Kassel wegen eines Vertrages, abgeschlossen den 23. März 1743. Die Verhandlungen waren bereits im April 1742 im Gange; darüber hätte sich Herr v. Pfister leicht belehren können, wenn er es nicht grundsätzlich verschmähte, „einseitige" Quellen, wie die Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen zu Rathe zu ziehen.

Auf wen demnach der Vorwurf der großen sachlichen Unkenntniß fällt, ergibt sich nach dem Gesagten von selbst.

Zum Schluß noch eine Frage: Sie „excerpiren" wohl niemals aus Büchern, Herr von Pfister? — Nein, Sie schöpfen aus dem unversieglichen, aber etwas trüben Borne Ihrer eigenen Phantasie, und deshalb ist es Ihnen unbequem, wenn Sie an der Hand der Bücher kontrollirt werden.

Ich will Ihnen deshalb für die Folgezeit den guten Rath ertheilen, excerpiren Sie fleißiger! Schöpfen Sie aus den Quellen, die jedermann zugänglich sind! Sonst werde ich mich auch noch nach vier, ja nach zehn Jahren für berechtigt halten, Ihre Werke an der Hand der bösen Bücher auf ihren wahren Werth zu prüfen!

Hugo Brunner.

Briefkasten.

W. V. Marburg. Sehr erwünscht. Brieflich Näheres.

H. H. Fulda. Der Schluß des Artikels „Johannisberg" folgt erst in der nächsten Nummer. Für die Mittheilungen besten Dank. Freundlichsten Gruß.

F. St. Weiershof. Mit Dank angenommen, wird gleich älterer Einsendung in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift zum Abdruck gelangen.

W. H. Straßburg. Sie haben uns durch ihre Einsendung große Freude bereitet. Ihr Herr Vater war uns wohl bekannt und mit Interesse haben wir Ihre Mittheilungen gelesen. Wir werden möglichst bald Ihrem Wunsche nachkommen.

F. L. New-York. Für später zurückgestellt.

Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes" bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 16. Kassel, 17. August 1889.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2705

Inhalt der Nummer 16 des „Hessenlandes“: „Georg von Hasserodt“, Gedicht von Hugo Brunner; „Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst und Erzbischof von Köln“, von Hugo Brunner (Fortsetzung); „Zur Geschichte von Wilhelmshöhe“, von K. Neuber (Fortsetzung); „Johannisberg“, historische Skizze von F. Zwenger (Schluß); „Sie schmollt“, Novellette von F. M. Friedrichstein (Fortsetzung); „Mein Liebchen“, Gedicht von Paul Stefan; „Das fünfzigjährige Stiftungsfest des Corps Hasso-Nassovia zu Marburg“, von K. Br. (Schluß); Aus Heimath und Fremde; Briefkasten.

Georg Wilhelm von Hasserodt.

Gnad' Dir Gott, Du junger Held! gefangen
Bist Du, und der Wälsche triumphirt.
Sein Gesetz hat Dir den Tod verhangen.
Doch Du gehst die Straße ohne Bangen,
Die in ew'ges Dunkel sich verliert.
Wenn im Frührothschein die Fluren lachen
Deiner Heimath, Georg Hasserodt,
Werden vor dem Thor die Büchsen krachen,
Und die Blumen färbst Du blutig roth.

Dies die letzte Nacht. In seiner Zelle
Einsam sitzt der jugendliche Held.
Traumverloren lauscht er, wie die Welle
Seines Heimathstromes am Kastelle,
Drin er sitzt, mit dumpfem Laut zerschellt;
Gleich als wie des Hessenlandes Klagen
An dem Ohr der Fremden abgeprallt,
Bis das Volk, die Fesseln zu zerschlagen,
Kühn beschritt die Pfade der Gewalt.

Hier liegt seine Schuld; er ist im Reinen
Mit dem Fremden, der sein Volk bedrückt,
Und der Tod will ihm Erlösung scheinen.
Keiner ist, der um ihn müßte weinen,
Wenn die Kugel morgen ihn entrückt;
Wenn hinab er zu des Todes Reiche
Morgen geht, so wird kein Auge feucht. —
Sieh, da ist, als ob sich eine bleiche
Schöne Frau zu ihm hernieder beugt.

O, bist Du's? so spricht er, — keine Lüge?
Und Erinn'rung kaum entschwund'ner Zeit
Lockt ein Lächeln ihm auf seine Züge.
Denn Erinn'rung ist des Trostes Wiege
Dem Gefang'nen in der Einsamkeit.
War's nicht dort zu Homberg in dem Stifte, —
Kerzen flammten, Walzerton erklang, —
Da um Karolinens schlanke Hüfte
Er im Tanz entzückt die Arme schlang?

Dem Vergnügen schien es, daß man fröhne,
Und daß Freude nur die Losung sei.
Aber heimlich schmiedeten die Pläne
Dort des Hessenlands getreue Söhne
Zu dem Sturz der fremden Tyrannei.
Und sie selbst, den Freiheitsbrand zu schüren,
Die Begeist'rung zu dem heil'gen Krieg,
Stand sie da wie eine der Walküren
Alter Zeit, die auf die Erde stieg.

Georgs Blicke mit Bewund'rung hingen
An des Mädchens herrlicher Gestalt.
Ihre Liebe mocht' er nicht erringen,
Denn nur höheren und ernsten Dingen
Galt im Stift sein kurzer Aufenthalt;
Doch des Mädchens würdig sich zu zeigen,
Wie ihm auch das Loos des Schicksals fiel,
Selbst von ihr beweint in's Grab zu steigen,
Schien ihm eines Lebens bestes Ziel.

Wo sie jetzt wohl weilt? so denkt er; mag sie wissen,
Was das Schicksal über ihn beschloß?
Schmiegt sie wohl, wenn er, die Brust zerrissen,
Auf die Haide sinkt, in weiche Kissen
Sich daheim im väterlichen Schloß?
Jetzt erwacht sie wohl und hört die Kunde,
Die gedruckt in allen Blättern steht.
Und sie weint und spricht mit bleichem Munde
Für des Todten Seele ein Gebet.

Also träumt er. Sieh, da beugt sich wieder
Auf ihn nieder die Gestalt der Frau,
Küßt ihm seine schweren Augenlider,
Und auf seine Stirne fällt's hernieder,
Wie aus Weiberaug' ein Thränenthau.
Stilles Lächeln liegt auf seinen Zügen,
Als zum letzten Male er erwacht.
Denn er weiß, der Traum kann ihm nicht lügen,
War es doch der Traum der letzten Nacht.

Und gelassen tritt im Frührothstrahle
Vor die Büchsen Georg Hasserodt.
Von den Höh'n der Berge, aus dem Thale
Grüßt der Mai ihn noch zum letzten Male:
Horch! die Büchsen krachen, — er ist todt!
Kühn zerrissen hat der Knechtschaft Bande
Er und was den Geist in Fesseln hält;
Und der Freiheit ew'gem Vaterlande
Wandelt zu der junge Held.

* * *

Also hat er Fried' und Ruh' gefunden,
Ahnungslos, daß Karoline ihm
War so nah in seinen letzten Stunden.
Denn auch sie, in schwere Haft gebunden,
Büßte ihres Herzens Ungestüm.
Viel der Thränen hat sie noch vergossen,
Viel Gebete auf zu Gott gesandt
Um den Edlen, den der Feind erschossen, —
Bis auch sie die ew'ge Ruhe fand.

Hugo Brunner.

Anmerkung: Georg Wilh. von Hasserodt, ehem. hessischer Lieutenant, wurde wegen seiner Theilnahme am Dörnberg'schen Aufstand am 13. Mai 1809 auf dem Forste bei Kassel erschossen. — Unter Karoline ist Karoline von Baumbach gemeint, welche den Aufständischen in Homberg die Fahne überreichte und deshalb längere Zeit im Kastell zu Kassel gefangen saß.

Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst und Erzbischof von Köln.

Von Hugo Brunner.

(Fortsetzung.)

Auf dieser Anhöhe, etwa eine Viertelmeile von der Stadt entfernt, wurde ein vorläufiges Zeltlager aufgeschlagen. Alsobald entsandte der Herzog einen Herold an die Stadt und ließ Einlaß fordern; aber die Neußer beriefen sich auf des Kaisers Frieden, in dem sie stünden, und lehnten so jede Verhandlung ab. Die Erbitterung gegen den Herzog war derart, daß der Herold von den Mauern mit Schmähungen beleidigt wurde, ja daß man ihn erschlagen hätte, wenn nicht die Väter der Stadt dagegen aufgetreten wären.[1])

Herzog Karl hatte eine solche Antwort vorausgesehen; denn er ließ sofort 6000 Mann zu Roß und Fuß, hauptsächlich Lombarden und Picarden, in 3 Heerhaufen aus dem Lager ausrücken, um die Stadt im ersten Anlauf zu nehmen.[2]) Unter dem lauten Schall der Hörner, mit wehenden Bannern und hochgehobenen Lanzen kamen sie herangesprengt, die Reiter in stattlicher Rüstung, und auch die Rosse durch vergoldete Leder- oder leichte seidene Decken geschützt. Schnell ließ Landgraf Hermann die Bürger und Söldner sich sammeln und ihnen entgegen rücken. Diese stellten sich hinter den Hecken und Zäunen, die die Stadt umgaben, auf, in ihrer linken Flanke durch die Erft, im übrigen durch zahlreiche Geschütze gedeckt, und erwarteten muthig den Angriff. Jetzt schlossen die feindlichen Reiterschaaren bei dem Anblick des kaum erwarteten Widerstandes sich fest zusammen. Mit eingelegten Speeren, als wollten sie jeglichen Gegner über den Haufen reiten, kamen sie herangetrabt. Schon waren sie in dem Bereich der Kugeln, da gaben die Neußer Feuer aus Feldschlangen und Hakenbüchsen, daß Rosse und Reiter stürzten und der Angriff in's Stocken gerieth. Im selben Augenblicke griffen die Reisigen aus der Stadt die feindliche Schlachtreihe von der Seite an und würden sie wohl gänzlich über den Haufen geworfen haben, wenn sie nicht selbst zu schwach gewesen wären. Sie waren nämlich, wie die Chronik sagt, ursprünglich nicht sowohl zum Fechten herangezogen, als um die Gegner herauszufordern und in das Bereich der Geschosse zu locken. Trotzdem setzten sie den Burgundischen hart zu; der Kampf dauerte mehrere Stunden, dann zog sich das Heer des Herzogs nicht ohne merklichen Verlust zurück.

So war der erste Angriff mit Glück abgeschlagen, und der Muth der Belagerten hob sich. Herzog Karl aber mußte sich zu einer regelrechten Einschließung der Stadt bequemen.

Am nächsten Morgen (den 30. Juli) bewegte sich das Heer näher an die Stadt heran. Der Herzog selbst nahm seine Wohnung in der Nähe des Klosters vor dem Oberthore, in dessen Baumgarten hinter der Kirche man ihm sein kostbares Zelt aufschlug.

Hier wohnte der Fürst 46 Wochen lang, ohne ein anderes Haus zu betreten. Des Nachts schlief er gewappnet in seinem Stuhle. Ihn umgab eine zahlreiche Dienerschaft, eine auserlesene Leibwache; und zwölf der edelsten Herren seines Heeres hatten ihre Zelte im Kreise herum aufgeschlagen.

Bald entwickelte sich auf Feldern und Wiesen um die Stadt ein wunderbares Leben. Es war, als wüchse eine neue Stadt aus der Erde, so erhoben sich überall die Hütten und Zelte der Kriegsleute. Aber auch andere Menschen strömten in Menge herbei. An Wegen und Straßen zu beiden Seiten erbauten die Kaufleute, Schenkwirthe, Waffenschmiede, Apotheker und viele andere Gewerbetreibende ihre Buden; andere brachen ihre Häuser daheim, im Kölnischen oder im Herzogthum Jülich, einfach ab und setzten sie samt Thüren und Fenstern hier wieder her, als gedächten sie sich für Jahr und Tag häuslich niederzulassen. Da wurde gespielt, getrunken, gesungen und gefeilscht, als sei das Lager ein ewiger Jahrmarkt; und die Goldschmiede boten den Landsknechten und ihren Dirnen Kostbarkeiten zum Kauf an, wie sie in mancher großen Stadt nicht zu finden waren. Schlug man doch die Zahl der Weibspersonen, die dem Heere folgten, auf 1000, ja auf 1600 und mehr an.[1])

Das Heer des Herzogs war aus den verschiedensten Nationen zusammengesetzt. Er selbst mit seinen Burgundern umlagerte die Stadt auf der Süd- und Südwestseite vom Oberthore bis zu dem Zollthore hin. An ihn schlossen sich im

---

[1]) Dies und das Folgende nach dem Magn. Chron. Belg. S. 414 ff. und Wierstraat's Histori des beleegs van Nuis. Chroniken deutscher Städte. Bd. 20. III. (S. 479.)

[2]) Das Magn. Chr. Belg. spricht nur von Reitern; Wierstraat dagegen sagt: si quamen zo perde ind vios gedrungen.

[1]) Basler Chroniken, II, S. 136 und 173; vgl. Magn. Chr. Belg. S. 416.

Westen die Lütticher, welche das Zollthor blokirten. Von diesem Thore bis zum Hammthore erhoben sich die Zelte verschiedener Völker. Dem Hammthore gegenüber lag das Geldrische Heer, das aber, ebenso wie dasjenige von Lüttich, dem Herzog nur gezwungen folgte. Beide Völker waren den Neußern günstig und thaten ihnen nicht nur sehr wenig Schaden, sondern waren ihnen noch dazu von großem Nutzen während der Belagerung, — wie es heißt, um derer willen, die von ihren Landsleuten als Söldner in der Stadt dienten. Namentlich als der Herzog später Minen graben ließ, waren es die von Lüttich, welche die Belagerten warnten.

Weiterhin vom Hammthore bis zum Niederthor lagen die Flandrischen, die Picarden und Söldner der verschiedensten Nationen. Es folgten dann bis zum Rheinthore die von Brüssel, Mecheln u. a. O.; das Rheinthor selbst endlich sperrten die Söldner aus der Lombardei. Sie thaten, ebenso wie die Picarden am Niederthore, mit ihren großen Geschützen, deren der Herzog i. G. 350 mit sich geführt haben soll, der Stadt heftigen Schaden und schossen Thore samt Thürmen vollständig zusammen.

So war die Stadt ringsum eingeschlossen bis auf die Seite der beiden Rheininseln. Aber die Belagerten waren unverzagt. Einen trefflichen Gebrauch wußten sie bereits von dem kleinen Gewehr, den Hand- und Hakenbüchsen zu machen. Ihre Schützen schwärmten draußen umher und thaten den Burgundern so nachdrücklichen Schaden, daß diese es anfänglich nicht wagten, den Gürtel enge um die Stadt herumzuziehen, vielmehr sich in respectvoller Entfernung hielten.

Auch herrschte in der Stadt die ruhigste Zuversicht. An Vorräthen war kein Mangel, trotz der ungünstigen Jahreszeit, in welcher die Belagerung hinsichtlich der Ernte der Feldfrüchte begann. Dazu war Wein und Bier in großer Menge vorhanden; von ersterem fanden sich 700 Fuder der allerbesten Sorte vor, von letzterem kamen 10000 Faß an Reisige und Landsknechte zur Vertheilung. So herrschte im Anfang der Belagerung das fröhlichste Treiben in der Stadt. Auf dem Markt, in allen Schänken erklangen Flöten und Pfeifen und die lustigen Lieder der Landsknechte. Die Flötenspieler Landgraf Hermanns, den wir schon als einen Freund der Musik kennen lernten, ließen ihre süßen Weisen erschallen; kurz, es war nicht, als ob ein erbarmungsloser Feind draußen vor den Thoren läge, sondern als feierte die Stadt im tiefsten Frieden ihr Kirchweihfest.

Vor allem sah Karl der Kühne ein, daß es nicht möglich sein werde, die Stadt in seine Gewalt zu bekommen, so lange er nicht auch die beiden Rheininseln besetzt hätte. Denn von hier aus konnten den Belagerten fortwährend Unterstützungen und Lebensmittel zugeführt werden. Diese Werder in den Kreis der Einschließung hereinzuziehen, war deshalb sein nächstes Ziel. Ein Versuch der Picarden und Lombarden, den Arm des Rheines, der die Inseln vom Festlande schied, zu durchreiten, schlug gänzlich fehl; in's tiefe Wasser fortgerissen ertranken Rosse und Reiter. Dagegen gelang es schon am 4. August den Belagerern, auf einigen herbeigeschafften Nachen und Flößen die Werder zu erreichen und mit drei Fähnlein Landsknechten zu besetzen.[1]) Damit schien die Einschließung vollendet, und besorgt sahen die Neußer hinüber nach dem Rheine und entsandten Boten um Hilfe an die Freunde in Köln. Aber ehe diese Hilfe ankommen konnte, wagten sie selbst einen muthigen Handstreich. Am 6. August öffnete sich plötzlich das kleine Judenthor, das vom Markte zum Wasser hinabführte, und etwa 170 Bürger und Söldner traten in Waffen heraus. Auf Kähnen erreichten sie zuerst die kleinere der beiden Inseln, dann durchwateten sie den seichten Wasserarm, der sie von der größeren und den hier in Schlachtordnung stehenden Feinden schied. Eine kleine Weile standen sich beide Schlachthaufen gegenüber, und gespannt sah man von beiden Seiten dem bevorstehenden Kampfe zu: die Bürger von Mauern und Thürmen und der Herzog mit den Seinen von den hohen Ufern, ohne daß man im Stande gewesen wäre Hilfe zu bringen wegen des Mangels der Schiffe. Es war ein Moment des Zögerns und der Erwartung. Dann aber griffen die Neußer die Gegner ungestüm an und hieben erbarmungslos auf sie ein. Es entstand ein heißes Ringen, denn die Burgundischen wehrten sich tapfer. So berichtet der Chronist, der selbst Augenzeuge des Kampfes war, wie der Fahnenträger der Lombarden (auf dessen rother Fahne die bedeutsamen Worte standen: Die stehen in der größten Gefahr, die sich am meisten fürchten), nachdem ihm ein Neußer beide Hände abgehauen hatte, die Stange noch mit den blutigen Stümpfen versuchte festzuhalten. Allein vergebens, ein wuchtiger Hieb endete sein Leben.

Bald zeigte sich die überlegene Körperkraft der Germanen und trug den Sieg über Picarden und Lombarden davon. Wer von diesen den wilden Streichen entgehen wollte, stürzte sich in die Fluten des Rheines; aber auch hier fanden Viele den Tod. Der Rest, meist Verwundete, wurde gefangen nach der Stadt geführt.

---

[1]) Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrhein, H. 49, S. 17 f. Nr. 29.

Dieser Anblick erregte den Zorn Herzog Karls im höchsten Grade: machtlos, den Seinen zu Hilfe zu kommen, befahl er die Geschütze aufzufahren und Freund und Feind ohne Unterschied niederzuschießen. Aber die Kanonade, so heftig sie war, brachte nur drei Neußern den Untergang, die übrigen kamen wohlbehalten, unter dem Jubel der Bevölkerung, in der Stadt an und führten ihre Gefangenen, darunter einen schöngewachsenen Mohren, samt den erbeuteten Fahnen dem Landgrafen im Triumphe vor. Der aber ehrte diese erste kühne Waffenthat dadurch, daß er mit allen Glocken läuten und die Geistlichkeit in den Kirchen ein feierliches Tedeum anstimmen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte von Wilhelmshöhe.

Von K. Neuber.

(Fortsetzung.)

Nach dem Schlosse wandte Wilhelm IX. sein Augenmerk den Wasserkünsten zu, welche unter Aufgebung der großartigen, aber wahrscheinlich durch die damit verbundenen Veränderungen der Erdoberfläche kostspieligen Anlagen der Vorfahren, in einer mehr der Natur angepaßten Weise zur Ausführung kamen. Auch hierzu war ein tüchtiger Mann gefunden in dem Inspektor der sämmtlichen Wasserleitungen zu Wilhelmshöhe, Namens Steinhöfer. Festgehalten wurde von den früheren Plänen, daß Schloß, Fontaine und Cascaden in einer geraden Linie verblieben und zwischen Fontaine und Cascaden die Pluto-Grotte. Zu deren Linken, sich mehr an die Boden-Verhältnisse anlehnend, wurde in Nachbildung der Teufelsbrücke in der Schweiz ein nach dieser benannter Wasserfall angelegt, der unter einer steil aufsteigenden, nur in einem Bogen gebauten Brücke hervorströmt und über die davor befindlichen Felsen hinabstürzt. Sodann wurde in einiger Entfernung südlich davon mitten im Walde nach Steinhöfers eigner Idee der Berg-Wasserfall oder Steinhöfer'sche Wasserfall angelegt, welcher von der Höhe zwischen wild durch einander gewachsenen Bäumen und Gesträuchen über mächtige Steinblöcke, die von der Natur hier in wilder Unordnung aufeinander gethürmt scheinen, herabstürzt. Dieser Wasserfall entnimmt seinen Zufluß dem auf der Höhe befindlichen Pfaffenteiche und dem in einer Entfernung von 1/4 Stunde weiter entlegenen Asch, einem romantisch gelegenen Gebirgs-See, von dessen Ufern man vor sich das mit manchen Thalgründen wetteifernde Druselthal in der Tiefe und gegenüber den südlichen Theil des Habichtswaldes mit seinen reichhaltigen Forsten erschaut, und führt darauf sein Wasser in Schlangen-Wegen zu der bereits erwähnten Teufelsbrücke. Unter dieser über Felsen in einen davor gelegenen Teich sich ergießend, verläuft das Wasser weiter in einer Stein-Rinne zu dem gleichfalls unter Wilhelm IX. von Steinhöfer an der Nord-Seite nach römischen Muster angelegten Wasserfalle, der römische Wasserfall oder Aquadukt (Aquaeductus), um dann von diesem in einer Höhe von 120 Fuß in den Abgrund zu stürzen. Von da ergießt sich das Wasser über kleine Felsen-Parthien in Cascaden um den Apollo-Berg (auf dem der Apollo-Tempel) in das Fontaine-Bassin und von da durch den sog. Schloßgarten an der Rosen-Insel vorbei zum großen Lac, dessen Abfluß wieder Felsen-Cascaden bildet und dann sich bei Wahlershausen in den Druselbach ergießt. Außerdem erbaute sich Wilhelm IX. nach dem Muster der alten, nunmehr längst dahin geschwundenen Ritterburgen ein Schlößchen nicht weit vom Steinhöfer'schen Wasserfalle, westwärts desselben, die sog. Löwenburg oder Felsenburg. Unter Leitung des bereits genannten Ober-Baudirektors Jussow aufgeführt, (1793) ist dieselbe eine kunstvolle Nachbildung einer vielen Stürmen getrotzt habenden Burg und enthält alle mit einer solchen verbundenen Eigenthümlichkeiten und Einrichtungen, wie Herrn-Haus, Ritter-Saal, Rüstkammer, Burg-Kapelle, Frauen-Wohnung, ferner Burghof, Burggarten, Turnier-Platz und die feindliche Angriffe abwehrenden starken Thore mit Zugbrücken. Auch eine besondere Schloß-Wache wurde für diese Burg gehalten, die Schweizer-Leibgarde, welche in der Ausrüstung der Infanterie bei festlichen Gelegenheiten große Bärenmützen trug und aus Unteroffizieren des Leibgarde-Regiments von tadelloser Dienstführung gebildet wurde. An der Spitze stand ein Feldwebel, und über diesem befehligte ein Flügel-Adjutant des Kurfürsten. Auch nach Einverleibung des Kurfürstenthums Hessen in die Preußische Monarchie ist diese

Elite=Mannschaft, freilich in sehr kleiner Zahl und nur mit Degen bewaffnet, geblieben, aber immer noch recrutirt aus wohlgedienten Unteroffizieren der Garde.

Wilhelm IX. weilte gern in dieser im Innern schön eingerichteten und mit entsprechenden, namentlich sich auf die Geschichte von Wilhelmshöhe beziehenden Bildern, sowie mit Gobelin-Tapeten und sonstigem Zierrath ausgestatteten Burg.

Nur kurz seien noch die kleinen Anlagen, welche von ihm neben den Wasserfällen errichtet wurden, genannt. Das Felseneck, ein kleiner achteckiger Tempel, etwa 100 Schritt unterhalb der Cascaden, die Eremitage des Sokrates auf dem Wege zwischen Teufelsbrücke und Löwenburg, der Merkur=Tempel nördlich von der Teufelsbrücke, der Apollo=Tempel beim Fontaine=Bassin, Virgils=Grab und Pyramide des Cestius oberhalb desselben, die Säulenhalle des Plato auf dem Rasen=Platz zwischen Fontaine=Bassin und Schloß.

Wilhelm IX. war es vom gütigen Geschick vergönnt, die Früchte seiner reichen Thätigkeit noch eine Reihe von Jahren in ungestörtem Frieden zu genießen. Auch die Wogen der großen französischen Revolution brausten an dem Hessenlande vorüber, da die ganz vereinzelt vorgekommenen Erhebungen ohne Mühe niedergehalten wurden, und, freilich nach mancherlei Kosten und Anstrengungen, hat er es erreicht, die Jahrhunderte hindurch so bedeutungsvolle Kurwürde mit seinem Lande zu verbinden (1803). Am Schlosse zu Wilhelmshöhe wurde diese Rangerhöhung dadurch ersichtlich gemacht, daß die Inschrift nach den Cascaden hin geändert wurde in: „Wilhelmus I. El. condidit.“ Auch wurde in demselben Jahre die noch jetzt vorhandene großartige Thor=Anlage des neuen Wilhelmshöher Thors begonnen, das vollständig ausgeführt eine Zierde der Stadt geworden wäre.[1])

Kurfürst Wilhelm I. wies als echt deutscher Fürst mit männlicher Entschiedenheit alle Versuche des Kaisers der Franzosen, des gewaltigen Napoleon I., ab, auf dessen Seite zu treten und sich dem die Auflösung des deutschen Reiches veranlassenden Rheinbunde (1806) anzuschließen. Dies hatte zur Folge, daß der corsische Imperator den Kurfürsten von Hessen für abgesetzt erklärte und Besitz vom Lande nahm, worauf der Kurfürst über Dänemark nach Böhmen flüchtete und in Prag seinen Aufenthalt nahm.

[1]) Beim ersten Einzuge des verstorbenen Kaisers und Königs Wilhelm I. in Kassel im August 1867, welcher bekanntlich durch das neue Wilhelmshöher Thor erfolgte, wurde die einst geplante Thor=Anlage vollständig an dieser Stelle nachgebildet.

Napoleon I. richtete bekanntlich nun das Königreich Westphalen ein mit der Hauptstadt Kassel, über das er seinen jüngsten Bruder Jerome setzte. Dieser, ein Schattenkönig, die Regierung seinen Ministern völlig überlassend, führte ein höchst üppiges Hofleben und hielt sich gleich dem vertriebenen Kurfürsten gern während der Sommer=Monate in Wilhelmshöhe auf, das unter ihm Napoleonshöhe genannt wurde, (wie nach seiner Gemahlin Katharina, einer geborenen Prinzessin von Würtemberg, das Schlößchen Wilhelmsthal bei Mönchehof den Namen Katharinenthal empfing). Unter den mancherlei Anekdoten, welche sich an den Aufenthalt des „Königs Lustik“ in Wilhelmshöhe anknüpfen, sei nur die folgende erwähnt. Er hielt eines Tages ein großes Hoffest auf der Löwenburg, als ihn die Lust anwandelte, sich auch deren Gemächer im Näheren anzusehen. Dies sollte ihm jedoch übel bekommen. Er hatte, wenn in den Hofkreisen davon die Rede gewesen war, daß der vertriebene Kurfürst in der ihm so lieb gewordenen Burg sein Wesen treibe, darüber gelächelt. Da glaubte er, bei seinem Rundgange in die Nähe eines Thurmzimmers angelangt, durch ein Fenster den Kurfürsten leibhaftig vor sich zu sehen. Wie sich später herausgestellt, hat ein kurfürstlicher Kammerdiener, aus welchem Grunde, wird verschieden erzählt, diesen Mummenschanz ausgeübt. Jerome war über diesen Vorfall so betroffen, daß er möglichst bald die Löwenburg verließ und dieselbe niemals wieder betreten hat.

Nachdem endlich die gewaltige Macht Napoleons gebrochen und mit seiner Herrschaft auch die seiner von ihm eingesetzten Brüder vernichtet worden war, kehrte Kurfürst Wilhelm I. wieder in sein Land zurück (25. November 1813) und zog unter dem Jubel der Bevölkerung in Kassel ein. Sehr gern hielt er sich nun auch wieder zur Sommerszeit in Wilhelmshöhe auf und freute sich des Anblicks der insbesondere an Tagen, wo die Wasser sprangen, dorthin kommenden und sich in der schönen Natur herumbewegenden Menge, namentlich der in großen Schaaren auftretenden Studenten aus Göttingen, Marburg, Gießen, ja sogar aus Halle und Jena. Er sah auch den flotten Burschen manche Ungebührlichkeit, wie Beschädigung von Pflanzen, Betreten des Rasens u. dgl. m., wohlwollend nach, indem er auf die ihm darüber gewordenen Anzeigen mit praktischem Sinne erwiederte, die Studenten brächten immer Geld mit, und das käme wieder seiner Bürgerschaft zu Gute.[1])

Mit besonderer Vorliebe verweilte Wilhelm I. auf der Löwenburg, und diese ersah er sich, als

[1]) Fr. Müller. Kassel seit siebenzig Jahren. S. 115 fg.

er sein vielbewegtes Leben schloß, (27. Februar 1821) zur Ruhestätte, während bis dahin die Regenten von Hessen-Kassel seit Philipp dem Großmüthigen in der St. Martins-Kirche zu Kassel beigesetzt worden waren. Seine Hülle ruht unter einem Sarkophage von carrarischem Marmor mit einem schlafenden Ritter in voller Rüstung darauf in die Gruft mit folgender Inschrift:

„Marmore hoc inclusus quiescit villae hujus conditor, Guilielmus J. S. R. J. Elector, Hassiae Landgravius, P. P. vixit a LXXVII. m. VII. d XXVIII.[1])

Die wahrhaft großartigen Trauer-Feierlichkeiten (14. März 1821) bei Beisetzung in der Löwenburg sind von Professor Friedrich Müller ausführlich beschrieben.[1]) Hervorgehoben werden soll hierbei nur, daß wie bei den meisten fürstlichen Leichenbegängnissen, so auch bei diesem ein Trauer-Marschall in schwarzer Rüstung auf schwarz behangenem Pferde dem Sarge folgte, dies Mal ein Kammerjunker von Eschwege. Da derselbe bald danach starb, erneuerte sich die alte im Volke herrschende Sage, daß der Trauer-Ritter seinem Herrn zunächst im Tode zu folgen habe. Doch erklärt sich der rasche Todesfall naturgemäß damit, daß dieser Ritter, ehe er in die Gruft hinabstieg, die ihm ungewohnte, schwere Rüstung ablegte, und dann in der Tiefe eine plötzliche Abkühlung erhielt, welche den Tod unvermeidlich zur Folge hatte. (Schluß folgt.)

[1]) Deutsch: „In diesem Marmor eingeschlossen, ruht dieses Schlosses Gründer, Wilhelm des heiligen römischen Reiches Kurfürst, Landgraf von Hessen, im Alter von 77 Jahren 7 Monaten 28 Tagen. Nach der Darstellung der gedruckten „Führer durch Kassel — —" wird diese Inschrift auf dem Sarkophage in der Kapelle gesucht, auf welchem nur steht i Ruhl fec. 1800, während sich dieselbe nach Mittheilung der Kastellans-Familie am Sarge in der unter der Kapelle gelegenen und gleich nach der Leichenfeier verschlossenen Gruft befindet. Die Verschiedenheit des angegebenen Alters mit der Wirklichkeit (Wilhelm I. war geboren 3. Juni 1743 und gestorben 27. Februar 1821, also 77 J. 8 Mon. 24 Tg.) läßt sich daher nicht aufklären.

[1]) a. O. S. 136 fg.

Johannisberg.

Historische Skizze von F. Zwenger.

(Schluß. S. Nr. 14.)

Die Herrschaft des Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau, Linie Nassau-Dillenburg, über das Fürstenthum Fulda sollte leider nur wenige Jahre dauern. Die Schlacht von Jena am 14. Oktober 1806 machte seiner Regierung ein Ende. Große Verdienste hat sich der dreißigjährige thatendurstige Regent in dieser kurzen Spanne Zeit um sein Land erworben. Viele seiner Schöpfungen bestehen und dienen heute noch dem Volkswohle, wir wollen hier nur das von ihm am 18. August 1804 gegründete Landkrankenhaus zu Fulda nennen. Als echter deutscher Patriot widerstand er mit Mannesmuth dem Ansinnen und den Verlockungen des Kaisers Napoleon, dem Rheinbunde beizutreten, und als im Jahre 1806 der Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausbrach, da säumte er keinen Augenblick, zu dem preußischen Heere zu eilen, in welchem er die Stelle eines Generals einnahm. Das aber hatte den Verlust seines Landes zur Folge. Wenige Tage nach der Schlacht von Jena rückte der Marschall Mortier, derselbe französische General, welcher am 1. November 1806 Kassel besetzte und das Kurfürstenthum Hessen für Frankreich in Besitz nahm, in Fulda ein, erklärte im Namen des Kaisers Napoleon den Prinzen von Oranien seiner Lande entsetzt, richtete in Fulda die französische Verwaltung ein und ließ am 27. Oktbr. dem Kaiser Napoleon huldigen. Anders war sein Stammesvetter der Fürst Friedrich August von Nassau-Usingen verfahren. Der trat dem Rheinbunde bei, sein Fürstenthum wurde zum Herzogthum erhoben und erhielt einen beträchtlichen Landeszuwachs, nachdem ihm schon durch den Reichsdeputationshauptbeschluß vom 25. Februar 1803 der Rheingau zugefallen war.

Nach der Katastrophe von Jena hatte der Fürst von Nassau-Usingen nichts eiliger zu thun, als den Johannisberg, dessen besondere Besitzergreifung man französischerseits übersehen hatte, zu annektiren.*) Am 16. November 1806 erschienen die herzoglichen Kommissarien, Hofgerichtsrath Schmidt von Rüdesheim und Regierungsrath Rottwitt von Wiesbaden daselbst, und nahmen ein vollkommen stilgerechtes Sequester-Protokoll auf. Aber der Herzog von Nassau hatte dies-

*) Wir folgen hier den Angaben Karl Braun's in seiner bekannten Schrift über den Johannisberg, auf die wir bereits in unserem vorigen Artikel verwiesen haben.

mal die Rechnung gemacht — ohne seinen Protektor, den Kaiser Napoleon.

Am 20. August 1807 wurde im Palaste der Tuilerien ein Dekret gezeichnet, welches über eins der schönsten Stücke deutscher Erde verfügte und in deutscher Uebersetzung wie folgt lautete:

„Wir Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien und Schirmherr des deutschen Rheinlandes. In der Absicht, die Dienste, die Uns durch Unseren Vetter, den Marschall Kellermann während der Dauer des Krieges geleistet worden sind, anzuerkennen, haben Wir beschlossen, zu verleihen und verleihen ihm hierdurch die Domäne Johannisberg, gelegen im Rheingau, in den Staaten des Herzogs von Nassau-Usingen, auf daß er, seine Erben und Rechtsnachfolger, solche als Eigenthum besitze und genieße, mit dem Vorbehalte jedoch, daß weder er, noch seine Erben oder Nachkommen diese Domäne verkaufen oder sonsten veräußern können ohne Unsere Genehmigung, und ohne daß von dem Erlöse anderweitiger Grundbesitz gelegen in Unserem Reiche gekauft werde, welcher Grundbesitz einen Theil des Lehens bilden soll, das Wir ihm verleihen werden, sobald wir die Zeit gekommen erachten, in diesem Betreff zu befinden. Unser Kriegsminister und Unser Generalintendant der großen Armee werden mit der Vollstreckung dieser Verfügung beauftragt."

Die Sache war entschieden. Am 30. August 1807 schrieb Marschall Kellermann an den Herzog von Nassau sehr lakonisch: Monseigneur! Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß der Kaiser mir den Johannisberg geschenkt sammt allem Zubehör. Diese Gnade meines Souveräns ist für mich um so werthvoller, weil sie mich in den Stand setzt, Ihnen öfters meine Aufwartung zu machen. Ich habe meinen Adjutanten, Oberst Lecour de Villière beauftragt für mich den Besitz anzutreten. — Die Uebergabe erfolgte am 8. September 1807. Vorher hatte der Marschall Kellermann zwei Kommissarien, den Regierungsrath Thon von Hanau und Le Bel, einen Franzosen, nach Fulda gesandt, um die dort befindlichen, den Johannisberg betreffenden Urkunden, Rechnungen, Akten u. s. w. sich ausliefern zu lassen.

Der französische Marschall Kellermann, ein geborener Straßburger, kommandirte damals in Mainz. Er war ein kluger, sparsamer Mann, der alles auf das Genaueste berechnete und überall seinen Vortheil suchte. In einem Falle sollte er sich aber doch verrechnen. Die Jahre 1808, 1809 und 1810 waren für den Johannisberger Weinbau Mißjahre gewesen. Da verkaufte denn der Marschall schon im Sommer 1811 die ganze bevorstehende Johannisberger Weinernte auf dem Stock an den Weinhändler Mumm in Frankfurt a/M. zu dem Preise von — 32000 Gulden. Das Kometenjahr 1811 zeitigte aber den besten Wein seit hundert Jahren und noch darüber hinaus. Mumm machte ein glänzendes Geschäft. Es wuchsen 50 Stück, von denen man jedes im Durchschnitt auf einige tausend Gulden veranschlagen konnte, das beste wurde für 12000 Gulden verkauft. Die Vermittelung des Handels mit dem Weinhändler Mumm hatte auf des Marschall Kellermann's Befehl der weiland Benediktiner-Pater Karl Arnd besorgt, derselbe Kellermeister, der 1802 schon den Kauf zwischen dem Mainzer Weinhändler Hergen und dem letzten Fürstabte von Fulda vermittelt hatte, und der deshalb vom Erbprinzen von Oranien seiner Stelle enthoben, bald aber wieder in dieselbe eingesetzt worden war. Der Marschall Kellermann hielt große Stücke auf ihn, und dies ganz besonders aus dem Grunde, weil der seltsame Kellermeister, der sich die wesentlichsten Verdienste um die Rebenkultur am Johannisberge erworben hat, zwar ein trefflicher Weinkenner, aber kein Weintrinker, sondern ein Wassertrinker war. „Wer erklärt mir, Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur?" —

Die Schlacht von Jena hatte der Herrschaft des Erbprinzen von Oranien über den Johannisberg ein Ende gemacht, die Schlacht von Leipzig hatte ein gleiches Schicksal für den Marschall Kellermann, Herzog von Valmy, zur Folge. Der Johannisberg zeigt heute keine Spur mehr von dem Manne, der den Johannisberg von 1807 bis 1813 besessen, wohl aber von jenem Geschäftsmann, der den Elfer-Wein gekauft hatte. Wenn man rheinabwärts fährt, sieht man rechts von dem Schlosse auf dem Berge eine große freundliche Villa liegen, umstanden von hohen schattenreichen Bäumen. Sie ist aus dem Gewinne erbaut, den der Johannisberg-Elfer dem Weinhause Mumm in Frankfurt abwarf.

Gegen Ende des Jahres 1813 ergriffen Oesterreicher Besitz von dem Johannisberg. Bis in das Jahr 1815 blieb derselbe in der Verwaltung der hohen Alliirten, welche den österreichischen Gesandten von Hügel mit der Gutsverwaltung betrauten. Am 19. Juli 1815 erschien auf dem Johannisberg der österreichische Geheimrath Handel, um ihn auf Grund des Artikels 51 der Wiener Kongreßakte vom 9. Juni 1815 für den Kaiser von Oesterreich in Besitz zu nehmen, dem er von den hohen alliirten Mächten zugetheilt worden war. Am 1. Juli 1816 verlieh der Kaiser Franz das Schloß Johannisberg nebst Zubehör dem Fürsten Metternich, um demselben, wie es in der betreffenden kaiserlichen Verfügung heißt, für die in der letzten Periode der gänzlichen Beendigung der europäischen Angelegenheiten dem Monarchen und dem Staate geleisteten

wichtigen Dienste, ein bleibendes Denkmal der kaiserlichen Zufriedenheit und Erkenntlichkeit zu geben, als ein volles, auf die männliche, und nach deren Abgang weibliche Descendenz des Fürsten in direkter Linie nach dem Rechte der Erstgeburt übergehendes Eigenthum, vorbehaltlich der Entrichtung des Weinzehnten an die Krone Oesterreich.

Als unentbehrliches Faktotum verblieb auch unter Fürst Metternich der P. Kellermeister Carolus Arnd, jener wunderliche Mann, der den edelsten aller Weine baute und schnödes Wasser dazu trank, auf dem Johannisberg. Bibelfest scheint der hochwürdige Herr Pater nicht gewesen zu sein, ansonsten würde er gewiß den Spruch des Apostels Paulus in dem Brief an den Thimotheus, welcher vom Wasser- und vom Weintrinken handelt, mehr beherzigt haben. Da waren doch seine beiden Genossen aus dem Benediktinerkonvente in Fulda, die nach einander am Johannisberg die Seelsorge versahen, die Patres Josephus Gegenbauer und Lambertus Oswald, ganz andere Leute, die verstanden sich auf das Weintrinken, wie das sich für einen gelehrten, ehrwürdigen Benediktiner, der Gottes edle Gabe wohl zu würdigen weiß, geziemte. Den letztgenannten Herrn Pater, der früher Lektor im Kloster zu Fulda gewesen war, und in den 40er Jahren auf Johannisberg verstarb, hat Schreiber dieser Zeilen die Ehre zu seinen Verwandten zu zählen. Der P. Kellermeister Karl Arnd stand bis in sein hohes Alter seinem Posten in gleich verdienstlicher Weise, wie in seiner Jugend, vor. Er entstammte einer im Jahre 1726 aus Pfaffendorf bei Coblenz in Fulda eingewanderten Familie, die heute noch daselbst weit verzweigt ist und in bestem Ansehen steht. Er war geboren im April 1759 und starb am 10. Mai 1844. Die Stelle als Kellermeister zu Schloß Johannisberg hat er seit 1793 bekleidet. Er hatte als solcher unter dem letzten Fürstbischof von Fulda, Adalbert III. von Harstall, dem Prinzen von Oranien, dem Herzog von Nassau-Usingen, dem Marschall Kellermann, dem Kaiser von Oesterreich, dem Fürsten Metternich gedient und nahm den Ruf eines ausgezeichneten Weinbauers und Weinkenners sowie eines rechtschaffenen Mannes mit ins Grab. —

Nach dem am 11. Juni 1859 erfolgten Tode des Fürsten Clemens Wenzel Lothar von Metternich ging der Johannisberg auf seinen einzigen Sohn aus zweiter Ehe mit der Freiin von Leykam, Gräfin von Beilstein, den Fürsten Richard von Metternich über, in dessen Besitz er sich heute noch unter preußischer Oberhoheit befindet.

Wir brechen hier unsere historische Schilderung ab, einmal weil eine Fortsetzung nicht mehr in den Rahmen unserer Zeitschrift passen würde, dann aber auch weil dieselbe vielfach in das politische Gebiet überspielt, welches wir unserem Programm gemäß möglichst zu vermeiden suchen.

Wenden wir uns nun wieder dem idealeren Gegenstande, dem Johannisberger Weine, zu. Wir verdanken unserem vaterländischen Historiker F. B. Aloys Schlereth die Veröffentlichung einer Tabelle über die Quantität und die Qualität des auf dem Johannisberg seit der Zeit, in welcher dieser in den Besitz des Hochstiftes Fulda gelangte, bis zu dem Jahre 1824 geherbsteten Weines. Sie umfaßt sonach einen Zeitraum von hundert und einigen Jahren und ist zusammengestellt theils nach den fuldaischen Kammer-Akten und -Rechnungen, theils nach dem von dem P. Kellermeister C. Arnd aufgestellten Verzeichnisse. Dieser Tabelle entnehmen wir, daß die Jahre 1719, 1723, 1724, 1726, 1727, 1738, 1746, 1748, 1749, 1750, 1766, 1775, 1779, 1781, 1783, 1794, 1798, 1806, 1807, 1811 und 1822 eine an Qualität sehr gute Ernte lieferten. Die Jahrgänge 1719 und 1748 werden als „Ehrenweine", die Jahrgänge 1811 und 1822 als „Hauptweine" bezeichnet.

In Fulda hatte man schon aus Patriotismus eine ganz besondere Anhänglichkeit für den Johannisberger. Dort fanden bis in die 30er Jahre dieses Jahrhunderts wohlhabende Privatleute ein stolzes Behagen darin, in ihren Kellern Johannisberger der besten Jahrgänge gelagert zu wissen, — und keine höhere Festlichkeit verging in den altfuldaischen Familien, ohne daß als edelste Gabe Johannisberger kredenzt worden wäre.*) Heute ist es anders in Fulda. Die guten alten Zeiten, in welchen man dort mehr dem Weingotte Bacchus als dem Bierheiligen Gambrinus huldigte, sind vorüber, leider wohl für immer. Die Preise des Johannisberger Schloßweins haben sich auch inzwischen so verändert, daß es sich jetzt nur noch sehr reiche Leute verstatten können, diesen Göttertrank zu schlürfen. Interessanten Aufschluß giebt uns darüber W. von Hamm in seinem „Weinbuche". Wir lassen die entsprechende Stelle hier folgen:

„Von den 24,71 ha (98,84 Morgen), welche das Weingartenareal von Schloß Johannisberg umfaßt, sind gewöhnlich nur 19,02 ha in tragfähigen Zustande. An Arbeiten und Meliorationen wird natürlich nichts gespart; alle Räumlichkeiten, besonders Kelter und Kelterhaus, sind musterhaft eingerichtet. Ueberhaupt kann der Johannisberg als eine hohe Schule des Weinbaues und der Weinbehandlung betrachtet

---

*) Wie werden demnächst in einem Nachtrage zu unserem Artikel „Johannisberg" eine Schilderung damaliger Verhältnisse in Fulda bringen.

werden. Die Kabinetsweine (Auslesweine) werden nur in Flaschen verkauft; das Minimum des Preises ist 4,50 Mark, das Maximum 35 Mark für ³/₄ Literflasche. Sie gehen in vielen Tausenden jährlich nach allen civilisirten Ländern der Welt. Das alleredelste Gewächs reservirt der Fürst für sich und zu Geschenken an Höfe.

Der Ueberfluß, sowie die sich nicht zu Kabinetsweinen eignenden Jahrgänge werden in öffentlicher Auktion verkauft; der Preis für das Stück = 1200 Liter betrug in den Jahren 1857—1870 von 1550 Mark (im Jahre 1861) bis 22000 Mark (im Jahre 1865); das beste Stück 1831er aus Trockenbeeren mit edelfaulen Trauben gemischt erzeugt, wurde sogar für 32000 Mark verkauft, wonach sich also das Liter auf 27 Mark stellte."

Auf der Londoner Weltausstellung im Jahre 1862 wurden die Rheingauweine von der Jury für die ersten der Welt und als an ihrer Spitze stehend, der Johannisberger Kabinetswein erklärt, dessen Vorzüge wir bereits geschildert haben, dessen diätetische Wirkung, namentlich bei alten Leuten, wir hier aber noch besonders hervorheben wollen. Doch hat er in neuerer Zeit einen mächtigen Konkurrenten in dem Steinberger Kabinetswein gefunden, der in guten Jahrgängen den Johannisberger sogar an Feuer übertreffen soll, diesem aber an Bouquet stets nachsteht. W. von Hamm stellt folgende Rangordnung für die Rheingauweine auf, deren Mittheilung den Freunden der edelsten aller Getränke gewiß erwünscht sein wird: 1. Rang, Hochgewächse: Johannisberg, Steinberg, Marcobrunn, Rauenthal, Rüdesheim, Geisenheim, Gräfenberg, Aßmannshausen (roth); 2. Rang: Geisenheim (Kosakenberg, Morschberg, Katzenloch), Rüdesheim (Bischofsberg, Engerweg), Hattenheim, Dorf Johannisberg, Winkel (Hasensprung); Oestrich (Eisenberg); Hallgarten (Schönhelle) und Vollradsberg; 3. Rang: Erbach, Eltville, Eibingen, Kiedrich, Mittelheim, Schierstein, Walluf, Lorch (auch roth).

Die Franzosen, eifersüchtig auf den Ruhm des deutschen Weinguts, haben in ihrer geckenhaften Eitelkeit die Mär ersonnen und behaupten heute noch, Marschall Kellermann habe durch französische Reben, französische Winzer und französische Kellerbehandlung den Johannisberger erst zu dem gemacht, was er heute ist; das ist eine reine Erfindung. Gerade unter Marschall Kellermann trat ein Rückschritt in den Weinbau des Johannisbergs ein. Chr. von Stramberg beschuldigt ihn sogar im „Rheinischen Antiquarius", daß er mehrere der werthvollsten Weinlager trotz des Widerspruchs seines Kellermeisters in Krautgärten habe verwandeln lassen, aus schnödem Eigennutze, weil in den Jahren 1808, 1809 und 1810 Mißernten stattgefunden hätten und seine Erwartungen hinsichtlich der Einnahmen getäuscht worden wären. „Man sollte sagen, der geizige Marschall habe, hierin der Frau Lätitia, der Mutter Napoleons folgend, an die Dauer seines Besitzes nicht glaubend, nur von der Aktualität Nutzen zu ziehen gesucht." Große Anstrengungen mußten gemacht werden, um dem von Marschall Kellermann vernachlässigten Weinbau wieder emporzuhelfen, und Dank derselben, ist dies in kürzester Frist dem Fürsten Metternich gelungen. Das aber dürfen wir nicht vergessen, daß es Benediktiner, jene verehrungswürdigen Pioniere der Kultur in Deutschlands frühesten Tagen, waren, denen wir den Weinbau auf dem Johannisberge verdanken, daß es fast ein Jahrtausend fortgesetzter Arbeit der Veredlung der Rebe bedurfte, von Rhabanus Maurus an bis zur Herrschaft der geistlichen Fürsten von Fulda, unter denen der Johannisberg seinen Glanzpunkt erreichte, ehe es, wie Karl Braun sagt, gelang, auf dem mit dem Krönungsöle des Fleißes und der Intellegenz gesalbten Boden, jenen Nektar zu erzeugen, der die Körper stärkt und die Geister beflügelt.

Wir haben unsere historische Skizze mit Versen unseres seligen Freundes, des genialen Dichters Friedrich Hornfeck, des „deutschen Hafis", begonnen, und so schließen wir dieselbe auch mit dessen Gedicht:

Im Johannisberg.

Grüne, blühe Rebenranke,
In dem sonnenhellen Raum
Und kein trauriger Gedanke
Störe deinen Frühlingstraum.

Trinke milde Sonnenlüfte,
Trinke goldnen Sonnenschein
Und die süßen Blumendüfte
In das volle Herz hinein.

Trinke mit den Sternenfunken
Auch die zauberische Pracht,
Die auf dich herabgesunken
In der mondbeglänzten Nacht.

Trinke, trinke Rebenranke,
Gottestrunken mußt du sein,
Eh' dein lieblichster Gedanke.
Zum Gedichte wird im Wein!

Sie schmollt.

Novellette von M. Friedrichstein.

(Fortsetzung.)

Daraufhin fühlte sich Frau Löpel tief beleidigt: er wird roh! dachte sie und schmollte erst recht.

Am Freitag Abend war der Kassierer als Erster im Eckzimmer der Restauration; hinter herabgelassener Portière harrte er des Freundes.

Dröhnenden Schrittes trat der Erwartete ein, warf Hut und Ueberzieher auf den ersten besten Stuhl, und stand in gesellschaftlicher Gala vor Richard Löpel.

„Guten Abend, Alterchen! Wie gehts?“ er hob den Vorhang noch einmal und rief: „Kellner, zwei Pilsener!“ — Leider muß ich dir heute entschlüpfen, Richard. Ich bin zum Präsidenten Uhlenhorst geladen“.

„Aha, daher der Staat! Ist mir übrigens lieb“.

Der Kellner brachte das Bier.

„Du brauchst nicht erst zu beichten, Richardus; sehe an deinem trübetristigen Gesicht, woher der Wind weht. Wir schreiten also zur Hauptkur. Trink' mal auf den Schreck“.

„Ach, es ist ja Unsinn, hilft doch zu nichts!“

„Sei kein Waschlappen!“ Max Binder that einen kräftigen Zug aus seinem Glase, säuberte den Bart mit einem rothseidenen Taschentuch und sagte:

„Also noch immer konträrer Wind?“

Der Bankbeamte nickte, und wühlte in dem aufrechtstehenden Haar.

„Zur Radikalkur also mein Junge, und wenn du kein Schwächling bist, muß sie wirken“.

„Sprich!“

„Ich sage: jetzt fängst du an zu brummen, und zwar volle acht Tage, bist wortkarg, unergründlich ernst, und machst immer dasselbe, brummige Gesicht. Da sollst du mal sehn, wie die hübsche Hexe klein beigiebt!“

„Oder auch nicht!“

„Verlaß dich darauf! vorausgesetzt, daß du nicht aus der Rolle fällst, und den Zärtlichen spielst, sobald das Antlitz deiner Gattin sich aufhellt.“

„Wenn du meinst, will ich die Probe machen; denn wahrhaftig, das Schmollen steckt an, ich will zu meinem eigenen Unbehagen noch lieber brummen, als lachen“.

„Das ist recht, und um dich zur Ausdauer fähig zu erhalten, und du nicht etwa Abkürzung der Kur erflehst, werden wir uns künftigen Mittwoch nicht treffen, sondern erst nächsten Samstag. Hörst du?“

„Ist mir lieb so“.

„Durch diese Entbehrung trage ich doch auch mein Scherflein zur Klärung deines Ehehimmels bei“. Der Amtsrichter zog die Uhr heraus. „Und nun so leid mir's thut, ich muß fort! Du begleitest mich doch?“

„Kann ich thun, bleibt sich ja ziemlich gleich, welchen Weg ich gehe“.

Bald wandelten die beiden Freunde Arm in Arm durch die belebten Straßen. Am Hause des Präsidenten schüttelten sie sich die Hände.

„Auf Wiedersehn!“ sagte der Amtsrichter. „Bleibe standhaft, altes Haus und bedenke, daß von deinem Verhalten in dieser Sache und gerade bei deiner Charakter-Anlage vielleicht dein ganzes, künftiges, häusliches Glück abhängt. Also beharrlich gebrummt!“

Lachend sprang der Rathgeber mit großen Sätzen die Vortreppe des präsidentlichen Hauses hinauf und entschwand in der Thüre desselben. Der Rathempfänger trug im schweren Herzen sein neustes Heilmittel gegen das Schmollen seiner Frau nach Hause, und die Ungewißheit der Wirkung seines Mittels machte ihm Sorge.

Jedoch mit festem Willen begann der Kassierer noch an demselben Abend mit der Kur, und hatte die Genugthuung zu sehen, daß die braunen Augen seines schmollenden Weibes sich verstohlen ängstlich auf ihn richteten. Das spornte ihn an, gewissenhaft damit fort zu fahren, und so erschien er denn am nächsten Morgen mit möglichst bärbeißigem Gesicht.

Es war so gemüthlich im Wohnzimmer. Der Ofen sprühte Wärme und der Kaffee duftete lieblich. Eine von den selbstgezogenen Hyacinthen seiner Frau war schon aufgeblüht, und die Noten vom Pianino geräumt. So gern hätte der Hausherr seinem Behagen Ausdruck gegeben; aber — er mußte ja brummig sein!

Murrig setzte Löpel sich an den Kaffeetisch. „Gut . . morgen!“ so kam der Gruß ihm knapp über die Lippen.

Seine Frau hatte andere Saiten aufgezogen; sie spitzte schon den Mund zum Morgenkuß, als sie jedoch das Brummbärgesicht ihres Gatten sah, unterließ sie es und holte ihm zuvorkommend Einwickelpapier für sein Frühstück.

Am Mittag wiederholte sich die Brummerei in neuer Auflage.

Abends nach dem Thee, legte der Kassierer sich auf's Sopha und schloß die Augen. Wahrscheinlich fürchtete er aus der Rolle zu fallen, wenn er die Augen offen behielt, und das hübsche Wesen mit den Grübchen in ihren Wangen immer ansah.

„Hast du Kopfweh?" fragte sie nach einiger Zeit in theilnehmendem Ton.

„Nein!"

„Was verstimmt dich denn so?"

„Dienstsachen".

Frau Anna zog die Fenstervorhänge zu, stellte einen Schirm vor die Lampe, sah nach dem Ofen und holte ihrem Mann die Schlafdecke. Ingrimmig dachte er: Wie kann es einem so ein Weib doch behaglich machen, wenn es will! Aber warte! — Landgraf werde hart! — und er schmollte nach Kräften weiter.

So ging es fort, die ganze Woche in allen möglichen Variationen, und es wurde dem Bankbeamten das Brummgesicht fast schon zur Gewohnheit. Frau Löpel war ganz rathlos und ging ernstlich mit dem Gedanken um, den Hausarzt kommen zu lassen; sie war die Aufmerksamkeit selbst gewesen, hatte die drolligen Kleinen in's Treffen geführt. Nichts, nichts half, den finster blickenden Mann aufzuheitern, der durch seinen glänzenden Erfolg nur im Schmollen bestärkt wurde.

Am Samstag Morgen stand Frau Anna im sauberen Morgenkleid und zierlichen Häubchen vor dem Kaffeetisch und wartete auf den Gatten; angstvoll beklommen sah sie dem Eintritt desselben entgegen. Er kam. Er zeigte noch immer ein finsteres Gesicht.

Da hob sie sich plötzlich auf die Fußspitzen, schlang die Arme um den Nacken ihres Mannes und rief schluchzend:

„Um Gottes Willen, Richard, sei wieder freundlich! Höre auf zu mucksen; ich kann es nicht mehr ertragen! Sag' was dir fehlt; sprich dich aus; ich muß es wissen!"

„Ist dir mein Brummgesicht so zuwider? Du schmollst ja so oft."

„O Gott, es ist fürchterlich! Ich thue es in meinen Leben nicht wieder! Aber, sei gut; sei wieder froh, mein Richard. Ich bitte dich von Herzen darum!"

Die geängstigte Frau küßte ihm die Augen, die Stirn, den Mund, und legte ihren Blondkopf bitterlich weinend an seine Brust.

Glückerfüllt drückte Richard Löpel sein herziges Weib, dem er so innig zugethan, und das den garstigen Fehler abzulegen versprochen, an sein Herz und freute sich ihres Lächelns durch Thränen.

— — — — — — — — — — — — —

Mit Riesenschritten eilte der Kassierer an demselben Abend zu Howald, wo er den Freund im bewußten Eckzimmer, auf ihn wartend, vorfand.

Der Amtsrichter sprang auf, sah in Löpels strahlendes Gesicht und rief: „Viktoria! Wir sind im Hafen! Gratuliere dem Standhaften! Aber — aber!"

Warnend drohte Max Binder; dann nahm er jovial den Sorgenbefreiten in seine Arme, und klopfte ihm mit der fleischigen Hand auf den Rücken; es trat ihm dabei eine leibhaftige Thräne der Rührung in's Auge, welche er verstohlen beseitigte und mit allen möglichen Kunstgriffen dem Freunde zu verbergen strebte.

„Uebrigens," begann Richard Löpel, „soll ich dir von meiner Frau bestellen: es sei eine Versündigung an ihren Hausfrauenrechten, wenn du uns nicht demnächst einen Abend schenktest, damit sie auch etwas von deiner Freundschaft gewönne."

„Ha ha, ha! Sehr gut!"

Mit behaglichem Schmunzeln trat der Kassierer an den Tisch und rief:

„Alle Wetter! Weingläser und Rothspohn? Das läßt tief blicken."

„Nun warte nur erst ab, was ich für einen Speisezettel entwarf. Dieser Tag kann nicht hoch genug gefeiert werden!" —

Das Liebesmahl (wie es der Amtsrichter nannte) mundete vortrefflich. Der Letztere würzte es mit sarkastischen Witzen über die präsidentliche Gesellschaft und trug bei seiner Schilderung die Farben möglichst dick auf, wofür er sich seinerseits an dem klangvollen Gelächter des Freundes ergötzte.

Als dann später der Tisch abgeräumt war, saß sich das siegesfrohe Freundespaar, eine frische Flasche vor sich, noch im traulichen Geplauder gegenüber. Mit Spannung lauschte der Amtsrichter auf die Mittheilungen über den normalen Verlauf seiner vorgeschlagenen Kur, und spät, erst mit dem Nachtzuge, trat er die nur wenige Stationen entfernte Heimreise an.

„Also: du kommst demnächst einen Abend zu uns, Max?"

„Ganz gewiß; verlaß dich darauf!"

Nach dieser Wechselrede trennten sich die Freunde. Ein recht listiges Lächeln umspielte die Lippen des Bankbeamten. —

(Forts. folgt.)

Mein Liebchen.

Ein Antlitz kenn' ich, bleich und fein,
Von zartem Rot durchhaucht,
Wie wenn des Mondes Silberschein
In Rosenkelche taucht.

Zwei Aeuglein weiß ich, blau und mild
So hold und liebestraut,
Die tiefste Sehnsucht ward gestillt,
Da ich sie angeschaut.

Doch schelmisch wohl der Liebesgott
Im blauen Auge schlief,
Bis um der Lippen süßes Roth
Ein Lächeln wach ihn rief.

Da springt er auf, sein Bogen klirrt,
Frohlockend drückt er los
Und tief ins wunde Herz mir schwirrt
Sein goldenes Geschoß.

Paul Stefan.

Das fünfzigjährige Stiftungsfest des Corps Hasso-Nassovia zu Marburg.

(Schluß.)

Die Fuchschokolade ist eine Eigenthümlichkeit der Marburger Korps. Auf dem Marktplatz sitzen an langen, mit allen möglichen Süßigkeiten bedeckten Tischen Fuchsmajor und Füchse und trinken Chokolade. Früh schon um 7 Uhr beginnt diese originelle Kneiperei. Allmählich finden sich auch die Korpsburschen und alten Herren ein. Zur Stärkung solcher, welche vom vorhergehenden Abend einen ganz verhärteten Kater mitbringen, bietet ein schnell errichtetes Büffet Portwein und Liqueure. Doch wird meistens Chokolade vorgezogen. Daß bei dieser stets von zahlreichen Neugierigen umgebenen Tafelrunde der Humor die tollsten Blüthen treibt, läßt sich denken. Hierauf näher einzugehen fehlt Raum und Zeit. Zum Schluß findet gewöhnlich eine Speisung der umstehenden Jugend mit den Resten statt, was stets viel Gelächter erregt. Die Einladung zu dieser Chokolade ergeht alljährlich für den Morgen des eigentlichen Stiftungstages, des 15. Juli, seitens des Fuchsmajors, welcher auch die Kosten zu tragen hat, zunächst an die Füchse — daher der Namen — und alsdann an die übrigen Korpsangehörigen.

Wie immer war die Fuchschokolade auch diesmal sehr besucht und fidel.

Ein Stiftungsfest ist zwar hauptsächlich dem Vergnügen, zum Theil aber auch ernster Arbeit gewidmet, zumal ein so seltenes wie das fünfzigjährige. Daher begab man sich um 9 Uhr zum feierlichen Konvente nach dem Korpshause. Wichtige Angelegenheiten waren zu ordnen. Die Berathungen währten lange. Erst nach 12 Uhr zog unter den Klängen der Musik das Korps zu „Moritz“, seinem langjährigen Bierlieferanten, um bei dessen „Gift“ unter Gesang und Scherz den Frühschoppen einzunehmen. Das solenne Festessen im Saalbau, welcher kaum die Theilnehmer fassen konnte, vereinigte späterhin sämmtliche bis dahin angelangte Korpsbrüder. Wenn eine reichhaltige Speisefolge, gute Weine, witzige Toaste und Musik die Stunden eines Festmahles dahinfliehen zu lassen geeignet sind, so läßt sich dies mit Fug und Recht von jenem Stiftungsfestessen behaupten. Es schien allen zu früh, als Festordnung und deren gewissenhafter Ueberwacher, der erste Chargirte, gegen 6 Uhr zum Aufbruch mahnten.

Der Festzug sollte sich ordnen. Ein solcher bildet das der Marburger Einwohnerschaft interessanteste Schauspiel eines Stiftungsfestes. Aus der mehr oder minder zahlreichen Betheiligung der alten Herren am Zug entnimmt dieselbe das Interesse der früheren Marburger akademischen Bürger an ihrer alten Hochschule und ihrem Korps. Je mehr alte Herren im bunten Band und Mütze durch die engen Straßen ziehen, desto großartiger dünkt dem Marburger das Stiftungsfest. Darum bemüht sich wer nicht an einer vom Zug berührten Straße wohnt, bereits Tage vorher um einen Platz, damit ihm das schon so oft, aber immer mit gleicher Freude gesehene Schauspiel nicht entgeht. Kopf an Kopf gedrängt erwartet man auf der Straße und in den Fenstern den Zug. Was man diesmal zu sehen bekam, lohnte allerdings die Neugier. Mußte sich doch gewissermaßen das Korps für die ihm seitens der Bevölkerung entgegengebrachte Huldigung dankbar erweisen. Darum war der ganze studentische Pomp eines Festzuges entfaltet worden. Voran ritt in Koller und Kanonen, die breite dreifarbige seidene Schärpe über der Brust, den gezogenen Schläger in der Faust, im Cerevis, der Zugführer. Im folgte, geleitet von Füchsen in voller Kouleur, ebenfalls mit gezogenen Schlägern, die neue prächtige Fahne. Stolz saß ihr Träger auf dem muthigen Rappen. Die Jägerkapelle in Uniform ließ den Hessen-Nassauer-Marsch ertönen. Die Chargirten, ebenfalls hoch zu Roß, die Vertreter der befreundeten Korps, begleitet von den Korpsburschen, die Aktiven, die alten Herren, ein zweites Musikkorps, immer wieder alte Herren, eine schier unübersehbare Anzahl, endlich kamen die Füchse in den kleidsamen grünen Kneipjacken, Koller, Kanonen und Cerevis, eine der Tete entsprechende Reiternachspitze, so bewegte sich der Zug durch die Hauptstraßen der Stadt, überschüttet mit einem Blumenregen, überall mit lebhaften Ovationen begrüßt. Es mochte wohl einer der stattlichsten studentischen Aufzüge sein, den Marburg bis dahin gesehen.

Ein allem Vorangehenden entsprechender Kommers schloß den Hauptag des Festes. Nicht ohne Besorgniß hatte der Festausschuß erwogen, ob der weite, prachtvoll dekorirte Raum des Saalbaus für alle Erschienenen ausreichen werde. Das Korps

hatte zahlreiche Gäste geladen. Die Spitzen der Civil- und Militärbehörden, die Herren Professor Dr. Gräff, derzeitiger rector magnificus, der Universitätskurator Freiherr v. Steinmetz, der Präsident des Landgerichts, der Kommandeur des hessischen Jägerbataillons Nr. 11, Professoren und Offiziere, die Chargirten der Korps Teutonia und Guestphalia bekundeten durch ihr Erscheinen dem Korps ein Interesse, für welches dessen erster Chargirter, Herr stud. Reese, den Dank in schwungvollen Worten alsbald nach Eröffnung des Kommerses auszusprechen nicht verfehlte. Es würde zu weit führen, die Namen all' der Redner aufzuführen oder gar den Inhalt all' der kernigen Ansprachen und prächtigen Reden zu skizzieren, welche den Glanz des Abends erhöhten. Es mag die Bemerkung genügen, daß noch lang nach Mitternacht ein Theil der Damen, welche von der Gallerie aus das Fest mitverherrlichen halfen, sich nicht von dem bunten, und doch so wohl geordneten Treiben, das im Saale unter ihnen herrschte, zu trennen vermochten trotz des wogenden Tabakqualms. Die Formen eines korpsstudentischen Kommerses sind im Uebrigen ganz regelmäßige und immer wiederkehrende. Sie wichen auch im vorliegenden Fall nicht von der gewohnten und oft geschilderten Weise ab.

Es mag wohl manch' Einer erst am hellen Morgen nach Hause gelangt sein. Das war vorsichtigerweise vom Festausschuß im Voraus in ernste Erwägung gezogen und zum Katerfrühstück am nächsten Morgen eine so reichhaltige Auswahl von raffinirten Katervertreibungsmitteln zusammengestellt worden, daß binnen Kurzem auch der Melancholischste der Erschienenen die Feststimmung wiedererlangte. Auf den Veranden des Korpshauses und im Garten nahm das Katerfrühstück bis zum Nachmittag einen sehr fröhlichen Verlauf. Allgemeines Interesse erregte das während desselben angeordnete Kontrafechten.

Leider war die Fäßchenpartie nach Spiegelslust, welche sich anschloß, nicht so sehr vom Wetter begünstigt, wie man es hätte wünschen können. Wenn dasselbe auch der Fröhlichkeit wenig Abbruch that, so war man doch zeitweise verhindert im sich Freien der herrlichen Aussicht in das Lahnthal neben den materiellen Genüssen erfreuen zu können. Unter den Klängen der Musik kehrte spät Abends das Korps zurück.

Der nächste Tag war ursprünglich zu einer Partie nach dem alten Mensurlokal des Marburger und Gießener S. C., der Ruine Stauffenberg bestimmt. Wahrscheinlich auf Anrathen eines der ältesten der Korpsbrüder, des Herrn Landraths Seyberth aus Biedenkopf, war nachträglich dies hübsch gelegene und bessere Unterkunft und Verpflegung bietende Städtchen im Hinterland gewählt worden. Der anfänglich strömende Regen hatte viele der alten Herren von der beabsichtigten Betheiligung abgehalten; immerhin waren es etwa 50 Hessen-Nassauer, welche unter Führung des vorerwähnten alten Herrn in Biedenkopf einzogen, zunächst das Städtchen, später die dasselbe krönende Burg in Augenschein nahmen und alsdann der fidelen Marburger Festlaune den letzten Ausklang liehen. Schon einmal und zwar zum 45jährigen Stiftungsfest im Jahre 1884 hatten die Biedenkopfer verwundert eine so große Anzahl Studenten und darunter „ganz alte" bei sich einziehen sehen. Ihr Erstaunen mochte aber wohl den Gipfel erreichen, als sie ihren eigenen würdigen Herrn Landrath in Band und Mütze unter denselben erblickten.

Am Abend und nächsten Morgen verließen die von fern her nach Marburg geeilten alten Herren die freundliche Musenstadt. Das Fest in seinen durch keinen Mißklang gestörten Verlauf wird Allen für immer in froher Erinnerung bleiben. Wünschen wir, daß das Korps in derselben Eintracht mit seinen alten Herren, in derselben Stärke, treu festhaltend an überlieferten, bewährten Traditionen auch das 75jährige Stiftungsfest feiern möge. **K. Br.**

Aus Heimath und Fremde.

Ihre Majestät die deutsche Kaiserin Augusta Victoria hat am 7. August Schloß Wilhelmshöhe nach achttägigem Aufenthalte daselbst wieder verlassen, um nach Berlin zurückzukehren. Wiederholt ist sie hier in Kassel gewesen und hat die hiesigen Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen. U. a. hat sie die Bildergallerie, die Ausstellung für Jagd, Fischerei und Sport, das Diakonissenhaus, u. s. w. mit ihrem Besuche beehrt. Der Eindruck, welchen die Kaiserin von unserer Stadt gewonnen, scheint ein recht günstiger zu sein. Der Kronprinz Wilhelm und seine Brüder, die Prinzen Eitel Fritz, Adalbert und August Wilhelm werden noch einige Zeit auf Schloß Wilhelmshöhe verweilen.

Unser Kasseler Landsmann, der Landesvermessungsrath Johann August Kaupert in Berlin, unter dessen Leitung die erste Vermessung der Reichslande eben vollendet wurde, ist von der philosophischen Fakultät der Universität Straßburg zum Ehrendoktor ernannt worden. Geboren i. W. im Jahr 1822, Sohn des am 2. Sept. 1863 zu Kassel verstorbenen Gold- und Silberarbeiters Christian Wilhelm Kaupert, und Bruder des berühmten Bildhauers Professor Gustav Kaupert in Frankfurt a/M, zählt J. A. Kaupert zu den hervorragendsten Kartographen unserer Zeit. Mit Hilfe von N. Hildebrand, Cäsar, Reuter u. A. hat er auf 112 Blättern eine Niveaukarte von Kurhessen herausgegeben, welche 1857 von C. Armann in Kassel lithographirt wurden; ebenso hat er die Generalkarte von dem Kurfürstenthum Hessen, bearbeitet von dem topographischen Büreau des kur-

fürstlichen Generalstabes, in einer Originalzeichnung ausgeführt, bei welcher Detail und Schrift von H. Brandes, Terrain von E. Armann im Jahre 1860 lithographisch hergestellt wurden. Nach dem Jahre 1866 wurde er durch den Generalstabschef Graf Moltke nach Berlin berufen, wo er seitdem der wissenschaftliche Leiter aller kartographischen Arbeiten ist. Als bei der Gründung des deutschen archäologischen Instituts in Athen eine genaue Aufnahme der Landschaft Attika beschlossen wurde, übernahm Kaupert die Leitung des Kartenwerks, das mit den vom preußischen Unterrichtsministerium gewährten Mitteln ununterbrochen fortgeführt wird. Ihm selbst verdankt die Wissenschaft die erste genaue Darstellung von Athen und Umgegend, ebenso von Olympia, so daß auf einigen der wichtigsten Plätze der alten Kultur die historisch-topographische Forschung durch sein Verdienst auf festem Boden steht. Auch für die geologische Forschung in Attika ist dadurch erst eine sichere Grundlage gewonnen.

Soeben erschien in der E. Hühn'schen Hofbuchhandlung dahier: Abriß einer Geschichte des Hessenlandes (mit Ausschluß der nach dem Tode Philipps des Großmüthigen abgezweigten Gebietstheile) zum Gebrauche der Schüler zusammengestellt von Karl Wagner, Oberlehrer des Königl. Wihelms-Gymnasiums zu Kassel. Wir begrüßen mit Freude diese Schrift, die einem längst gefühlten Bedürfnisse Abhilfe schafft und sich sicher auch außerhalb der Schule Freunde erwerben wird. Besprechung derselben wird in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift folgen.

Die „Zeitschrift für Naturwissenschaften“ (herausgegeben vom naturw. Verein für Sachsen und Thüringen in Halle) bringt in ihrem neuesten Hefte (Bd. 8, Heft 1, S. 105) in dem Referate über die Februarsitzung d. J. folgende interessante Notiz:

Oberbergrath Dunker*) legte eine auf die Einführung der Blitzableiter bezügliche Korrespondenz des Magistrats von Rinteln mit der Stadt Frankfurt aus dem Jahre 1785 in Abschrift vor. Aus diesen Dokumenten ist genau ersichtlich, in welcher Weise die damalige Universitätsstadt Rinteln durch auf den Wällen aufgeführte „Gewitterstangen“ gegen Blitzschlag geschützt war. Diese Schutzmaßregeln scheinen unabhängig von der 2 Jahrzente früher gemachten Entdeckung Franklins getroffen worden zu sein.

A.

*) Hessischer Landsmann und, wenn wir nicht irren, Vetter des am 13. März 1885 in Marburg verstorbenen Geh. Bergrathes Prof. Dr. Wilhelm Dunker.

Die „Hessischen Blätter“ widmen dem am 31. Juli auf seiner Villa zu Rothenditmold verstorbenen kurfürstlich-hessischen Generalmajor Freiherrn Ludwig Schenk zu Schweinsberg einen warmen Nachruf, dem wir folgende Angaben entnehmen: Ludwig Schenk zu Schweinsberg war am 31. Oktober 1811 zu Vacha als Sohn des Oberstlieutenants Karl Ludwig Schenk zu Schweinsberg geboren. Gleich den meisten seiner Vorfahren trat er in die hessische Armee ein und empfing in seinem 18. Lebensjahre das Lieutenantspatent im Leibdragoner-Regiment, aus welchem er später zur Garde du Korps versetzt wurde. Im Jahre 1850 erhielt er als Major das Kommando dieses Elite-Korps, von 1853 bis 1859 befehligte er das zweite kurhessische Husaren-Regiment in Hofgeismar, wurde dann zum Generalmajor und Stadtkommandanten von Kassel ernannt, welche letztere Stelle er bis zum Jahre 1866 bekleidete. Im Juni des letztgenannten Jahres führte Generalmajor von Schenk die hessische Armee-Division von Kassel nach Hanau und wurde dann von der Bundesversammlung bei der nach der Gefangennehmung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen eingesetzten kommissarischen Regierung des Kurstaates mit der Versehung der Geschäfte des Kriegsministers betraut. Nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen hielt er seine militärische Stellung für abgeschlossen und trat in den Privatstand. Dem Verblichenen werden treffliche militärische Eigenschaften nachgerühmt und seine politische wie religiöse Ueberzeugnngstreue wird auch von seinen Gegnern anerkannt.

Joseph Maria Hugo von Ritgen †. Am 31. Juli d. J. verstarb zu Gießen Joseph Maria Hugo von Ritgen, ordentlicher Professor der Kunstgeschichte und Geheimer Baurath. Mit dem Entschlafenen ist einer der hervorragendsten Vertreter deutscher Wissenschaft, einer der ersten Meister romanischer Baukunst heimgegangen.

Geboren am 3. März 1811 zu Stadtberge in Westfalen (auf damals großherzoglich-hessischem Gebiete), kam Hugo von Ritgen 1814 nach Gießen, an dessen Universität sein Vater in diesem Jahre als Professor der Medizin berufen wurde. Nach Absolvierung des dortigen Gymnasiums widmete er sich zunächst an der Ludwigs-Universität sechs Semester dem Studium der Medizin und der Naturwissenschaften. Da jedoch seine Vorliebe für Kunst- und Bauwissenschaft immer mehr überwog, wechselte er den Beruf und begann das Studium der bautechnischen Fächer unter Leitung des Oberbauraths Moller in Darmstadt; außerdem wurde er in der Kunst der Darstellung durch die Maler Schildbach und Lukas unterwiesen. Nach bestandener Staatsprüfung vollendete er seine Ausbildung in Paris unter Hittdorf und

Duban und in München unter Ohlmüller und Klenze. 1834 habilitirte er sich als Privatdozent in Gießen; 1838 wurde er zum außerordentlichen, 1843 zum ordentlichen Professor der Architektur ernannt. Als 1874 die Lehrstühle für Architektur und Ingenieurwissenschaft von Gießen an die technische Hochschule zu Darmstadt verlegt wurden, wurde seine Lehrthätigkeit auf sein Lieblingsfach, die Kunstgeschichte beschränkt, deren Professur ihm übertragen wurde. Ein Kreis von kunstliebenden Zuhörern und treuen Verehrern sammelte sich um ihn; sein tiefes Kunstverständniß, die reichen Schätze seiner Gelehrsamkeit und seiner Lebenserinnerungen, sowie seine herrlichen Sammlungen an Darstellungen der Kunst gestalteten diese Vorlesungen zu einem Quell wertvollster Belehrung und hohen Genusses.

Wie Hugo von Ritgen länger denn ein halbes Jahrhundert in Wort und Schrift unablässig für Verbreitung des Verständnisses für darstellende Kunst wirkte, so hat er auch als praktischer Baumeister mancherlei Bauten im romanischen und im Renaissance-Stil ausgeführt. Die vornehmste Aufgabe seines Lebens, dasjenige Werk, das seinen Ruf als ersten Meister und Kenner mittelalterlichen Burgenbaues begründete und seinen Namen weithin und auf immer berühmt gemacht hat, war die Wiederherstellung der Wartburg. In engerer Wettbewerbung mit den bedeutendsten Architekten seiner Zeit errang der jugendliche Professor mit seinen Wiederherstellungsplänen den Sieg. Jahrzehnte rastloser Geistesarbeit widmete er sodann seit 1847 der Ausführung dieser Pläne, wodurch er eine Perle mittelalterlicher Baukunst wieder erstehen ließ. Außerdem verwerthete er auch seine reichen Kenntnisse in seiner engeren Heimath. So sehen wir rühmliche Denkmale seines Schaffens in Gießen, Schlitz, im Schlosse zu Laubach u. s. w. Vornehmlich leistete er wieder Ausgezeichnetes durch die stilgerechte Wiederherstellung zweier Burgen im lieblichen Lahnthale, der Burgen Gleiberg und Staufenberg, um deren geschichtliche Forschung er sich gleichfalls verdient gemacht hat. Auch als Mitglied zahlreicher Vereine wirkte er unermüdlich für Kunst und Wissenschaft. So war er eine lange Reihe von Jahren hindurch Vorstandsmitglied des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen, des Gleiberg-Vereins, des Oberhessischen Vereins für Lokalgeschichte, des Gewerbevereins für das Großherzogthum Hessen; außerdem war er einer der verdienstvollsten Mitbegründer des Germanischen Museums zu Nürnberg, dessen Verwaltungsausschuß er seit 1853 angehörte. Daneben besuchte er auch noch seit 1846 die jährlichen Wanderversammlungen deutscher Architekten und Ingenieure, deren Ziele er ebenfalls durch zahlreiche Vorträge und Abhandlungen förderte.

Vielfache Auszeichnungen wurden dem so vielseitig und so erfolgreich wirkenden Gelehrten zu Theil, so namentlich bei der Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums. In allen Schichten der Bevölkerung hatten ihm seine innige Theilnahme an allen gemeinnützigen Bestrebungen und seine liebenswürdige Herzensgüte treue Verehrer und Freunde erworben. Im Dezember vorigen Jahres feierte er noch in geistiger Frische und Rüstigkeit seine goldene Hochzeit. Nach einem Krankenlager von nur wenigen Tagen ist er am 31. Juli, Nachmittag 4 Uhr, sanft und schmerzlos entschlafen. — Am 2. August, Nachmittag 5 Uhr, geleitete die allgemeine Liebe und Verehrung Hugo von Ritgen zu Grabe. Das Bild des hochverdienten kunstverständigen Gelehrten, des gemeinnützigen Mitbürgers, des edlen Menschen wird bei Allen, die ihn kannten, in ehrenvoller und liebwerther Erinnerung fortleben. Sit tibi terra levis! —

Laubach in Oberh. 4. Aug. 1889.

Dr. August Roeschen.

Universitätsnachrichten. Am 1. August beging in **Marburg** der Geheime Medizinalrath Professor Dr. Hermann Nasse sein 60jähriges Doktorjubiläum. Da der Jubilar an diesem Ehrentage nicht in Marburg weilte, so konnten ihm persönliche Glückwünsche nicht dargebracht werden. Professor Nasse, geb. am 25. Juni 1807 zu Bielefeld, ist der Nestor der Marburger Hochschule und wirkt daselbst über 50 Jahre als Lehrer der Physiologie. — Dem Vernehmen der „Oberh. Ztg." nach, hat der Professor der Rechtswissenschaft Dr. Heinrich Otto Lehmann in Gießen die Berufung nach Marburg an Stelle des nach Jena abgehenden Professors Dr. Brockhaus angenommen. — Am 6. August habilitirte sich der Licentiat der Theologie und Dr. phil. Johannes Werner in der theologischen Fakultät zu Marburg als Privatdocent für historische Theologie.

Zum Rektor der Universität Gießen für das Geschäftsjahr 1889/90 wurde der Professor der Philologie Dr Adolf Philippi gewählt.

Briefkasten.

N. G. E. **Marburg**, A. M. **Fulda**, M. Br. **Kassel** 2c. Besprechung der eingesandten Bücher folgt in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift.

E. F. **Berlin**. Ihre Mittheilung ist uns sehr erwünscht. Durch die in Aussicht gestellte Zusendung werden Sie uns sehr erfreuen.

W. B. **Speele**. Gewiß sind wir dazu bereit, vorausgesetzt, daß der Inhalt ein entsprechender ist. Prüfung selbstverständlich vorbehalten.

A. St.-N. Angenommen. Besten Dank.

V. T. **Rauschenberg**. Erhalten. Freundlichsten Gruß dem Landsmann.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 17. Kassel, 3. September 1889.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2705).

Inhalt der Nummer 17 des „Hessenlandes“: „Herbstgedanken“, Gedicht von C. Preser; „Zur Geschichte von Wilhelmshöhe“, von K. Neuber (Schluß; „Ueber die Bedeutung von Marburg in der Geschichte von Hessen,“ Vortrag, gehalten in der Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Marburg am 18. Juli 1889, von Dr. Friedrich Münscher; „Eduard Wendelstadt,“ ein Lebensbild, von F. Zwenger; „Sie schmollt,“ Novellette von M. Friedrichstein (Fortsetzung); „Gute Lehre“, Gedicht von M. Herbert; „Gruß an den Bilstein bei Großalmerode,“ Gedicht von Georg Gläßner: „In Schwälmer nür ö sechs Franzose,“ Gedicht in Schwälmer Mundart, von Kurt Nuhn; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; Hessische Bücherschau; Briefkasten.

Herbstgedanken.

Allmählich färben sich die Blätter;
Die blüthenvolle Flur erbleicht,
Weil frostiges Septemberwetter
Im Nebel durch die Felder streicht.

Noch sind geschmückt des Waldes Wipfel.
Mit dunklem Gold und lichtem Roth,
Dann aber rauscht um alle Gipfel
Mit kaltem Flügelschlag der Tod.

Wollt ihr vergilbenden Gestände
Mich mahnen an den Ernst der Zeit,
Wo Lebensherbst des Lebens Freude
Hinweist auf die Vergänglichkeit?

Dann soll auch mich noch einmal schmücken
Vergang'ner Wonnen lichtes Gold,
Für die mein Herz noch voll Entzücken
Den Dank in der Erinn'rung zollt.

Und fällt auch nach dem Herbst hernieder
Ein Leichentuch mit Thränen d'rauf:
Still Herz! Es wacht ja Alles wieder
Dereinst zu neuem Leben auf!

Carl Preser.



Zur Geschichte von Wilhelmshöhe.

Von K. Neuber.

(Schluß.)

Wilhelms I. Sohn und Nachfolger Wilhelm II. (1821 — 1847) weilte ebenfalls gern in Wilhelmshöhe. Ihm wird von Sachverständigen der Vorwurf gemacht, daß er das prachtvolle Schloß durch barbarische Zwischenbauten verunziert habe. Bekanntlich war, (worüber noch Abbildungen vorhanden sind) der Mittelbau nur durch niedrige Plattformen über den beiden Durchgangs-Bogen mit den Seitenflügeln verbunden. Erst König Jerome war auf den Gedanken gekommen, diesen Gang durch Aufführung leichter Glas-Gallerien gegen Wind und Wetter zu schützen. Wilhelm I. ließ diese nach seiner Rückkehr durch einen Steinbau ersetzen, aber von mäßiger Höhe, sodaß über den Durchgangs-Bogen immer noch ein Stück Landschaft sichtbar blieb. Wilhelm II. aber machte diesen Steinbau gleich mit der sonstigen Höhe des Schlosses und wandelte dadurch die bisher nur leichte Verbindung in einen schwerfälligen Massivbau um (1829). Die ursprüngliche Architektur ist übrigens an den Säulenknäufen zu erkennen, welche zum Theil in den Neubau hineinragen. Vergessen wir übrigens nicht, daß Wilhelm II. der Schöpfer des nicht weit von dem Merkur-Tempel beginnenden neuen Wasserfalls gewesen ist, gerade des Wasserfalls, bei dem Natur und Kunst sich so recht harmonisch vereinigen, indem die ganze Anlage, Entstehung und weiterer Verlauf desselben sich darstellen, als wenn Alles wirklich von Natur so wäre und keiner bildenden Menschenhand bedurft hätte.

Das in der Nähe des neuen Wasserfalls angelegte Schlößchen Moncheri (Mon chéri) ist schon längst wieder verschwunden, und nur in der Bezeichnung einer Feldlage noch erhalten, wie überhaupt das Flurbuch der Gemeinde Wilhelmshöhe in seinen Benennungen der verschiedenen Anlagen über viele Aufschluß giebt.

Wilhelm II. ließ auch das bereits vom Vater angelegte große Gewächs-Treibhaus in der Nähe des Schlosses und durch eine Allee von der Esplanade geschieden, unter Leitung des Ober-Hofbaumeisters Bromeis ausbauen und erweitern. Dasselbe bildet in den Monaten Februar, März und April einen Haupt-Anziehungspunkt für die Besucher von Wilhelmshöhe und erfreut diese durch seinen reichen und prächtigen Azaleen- und Kamelien-Flor, sowie seine Palmen und andere ausländische Gewächse. Auch das am Wege von Kassel nach Wilhelmshöhe auf der rechten Seite zunächst gelegene Wachthaus für die Wacht-Mannschaft des Schlosses, an welches sich dann der große Gasthof anreiht, ist von Wilhelm II. erbaut worden.

Wilhelm II. hielt sich während der Sommer-Monate wohl jeden Jahres in Wilhelmshöhe auf bis wieder die Juli-Revolution des Jahres 1830 von Paris auch die Gemüther in Deutschland in Aufregung brachte. Noch gab er im Januar 1831, den Bitten seiner Unterthanen Gehör schenkend, die denkwürdige Verfassungs-Urkunde als bleibendes Denkmal der Einigkeit zwischen Fürst und Volk, aber er wollte auch keinerlei Einmischung in seine häuslichen Verhältnisse, und da man in Stadt und Land unwillig war, als bald nach der Rückkehr der Kurfürstin in das Stadtschloß in der Bellevue und feierlichen Aussöhnung mit ihrem Gemahl seine Maitresse, die Gräfin Reichenbach in das Schloß zu Wilhelmshöhe einzog, und dem Kurfürsten deshalb Vorstellung machte, übergab Letzterer die Regierung seinem Sohne Friedrich Wilhelm und zog nach Frankfurt a/M., wo er auch gestorben ist (1847).

Der Sohn, der letzte Kurfürst von Hessen, hielt sich gleichfalls mit Vorliebe in Wilhelmshöhe auf und hat da regelmäßig die Sommer-Monate zugebracht bis zu seiner Enthronung und Abführung nach Stettin im Juni 1866. Doch dieses Ereigniß [1]), dem bald auch die Einverleibung des Kurfürstenthums Hessen in die Preußische Monarchie folgte, sowie der wiederholte Aufenthalt unserer beiden verstorbenen Kaiser und Könige Wilhelm I. und Friedrich in Wilhelmshöhe, auch der mehrmonatliche Aufent-

[1]) S. Vortrag des Landgerichtssekretars Rogge-Ludwig in der Sitzung des Vereins für Hessische Geschichte u. Landeskunde v. 29. März 1886: Mittheil. 1886. S. XIX.

halt des am 2. September 1870 bei Sedan gefangenen französischen Kaisers Napoleon III. daselbst, sind noch zu sehr in Aller Gedächtniß, so daß hier nur flüchtig darauf verwiesen werden kann.

Wenn wir so gesehen haben, welche großen Männer Wilhelmshöhe nebst Umgebung ihre Aufmerksamkeit zugewandt und für Verschönerung Sorge getragen haben, und die fortwährende Zunahme der Ansiedlungen (sogar 2 angesehene Cur-Anstalten) an diesem mit der Hauptstadt Kassel durch so viele Verkehrsmittel verbundenen, mit so vielen Reizen ausgestatteten und darum so viele Besucher anziehenden Punkts betrachten, so brauchen wir um seine fernere Zukunft in keiner Sorge zu sein, sondern sind zu den kühnsten Erwartungen berechtigt.

Ueber die Bedeutung von Marburg in der Geschichte von Hessen.

Vortrag, gehalten in der Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Marburg am 18. Juli 1889,

von Dr. Friedrich Münscher.

(S. Hessenland Nr. 15, S. 221.)

I.

Wann oder von wem Marburg gegründet worden, wann es zur Stadt erhoben worden ist, liegt völlig im Dunkeln. Wir wissen nur, daß sein Name zuerst in einer Urkunde vom Jahr 1118 erwähnt wird, und dürfen mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß es bereits 1194 eine Stadt war. Denn eine Urkunde dieses Jahres berichtet von einer daselbst befindlichen Münzstätte, ja meldet sogar, daß man damals in Oberhessen nach Marburger Währung gerechnet habe. Aber von Bedeutung war die Stadt damals sicherlich nicht. Diese hat sie erst erlangt — nicht durch die Thaten ihrer Bürger, sondern — dadurch, daß die fromme Elisabeth, verwittwete Landgräfin von Thüringen, hier ihr Leben beschlossen und hier ihre Grabstätte gefunden hat.

Elisabeth, die schon als Kind durch ihre mit demüthiger Frömmigkeit gepaarte Heiterkeit, als Frau durch innige Liebe zu ihrem Gemahl, dem trefflichen Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen, sowie durch mütterliche Sorgfalt für dessen Unterthanen ein Muster edler Weiblichkeit war, wurde erst hier in Marburg zu dem gemacht, was ihr eine Stelle unter den Heiligen der römischen Kirche verschafft hat. Das war das Werk ihres Beichtvaters, des Magisters Konrad von Marburg, dem sie unbedingten Gehorsam gelobt und dem sie 1229 in unsere Stadt als ihren Wittwensitz gefolgt war. Dieser, einer der bedeutendsten Geistlichen Deutschlands in damaliger Zeit, kenntnißreich, von unbescholtenem Lebenswandel, rücksichtslos gegen Hoch und Niedrig, gleichgültig gegen Reichthum und äußere Ehren, ein Mann von unbeugsamer Willenskraft und glühendem Eifer für das Ansehen der Kirche, suchte mit derselben unerbittlichen Strenge, mit welcher er die Ketzer verfolgte, die demüthige Fürstin planmäßig nach seinen Begriffen zu einer Heiligen heranzubilden. Ihm galt nämlich als Ideal christlicher Frömmigkeit, daß der Mensch die natürlichen Gefühle und Neigungen, nicht etwa nur den göttlichen Geboten unterwürfig mache und sie je mehr und mehr veredle, nein, daß er sie verleugne, ja möglichst ertödte und sich dadurch ein Anrecht auf den Himmel verdiene. In dieser Schule völliger Verzichtleistung auf das Irdische führte er sie von Stufe zu Stufe. Sie mußte nicht nur ihre Tage und theilweise auch ihre Nächte mit frommen Andachtsübungen und Werken der Barmherzigkeit ausfüllen, eine Aufgabe, zu der sie von ihrem eignen Herzen hingetrieben wurde, sie mußte sich auch den strengsten Kasteiungen und Geißelungen unterwerfen. Aber damit nicht genug. Er muthete ihr auch zu, dem natürlichsten Gefühl, dem der Mutterliebe, zu entsagen und ihre Kinder von sich zu entfernen. Ja, damit sie gar nichts Liebes in dieser Welt um sich habe und nur himmlische Freuden empfinde, entließ er die ihr lieb gewordenen Freundinnen und Dienerinnen und ersetzte sie durch solche, die ihr widerwärtig waren. Demüthig fügte sich Elisabeth in diese Anforderungen; aber lange konnten Leib und Seele denselben nicht Stand halten. Schon nach zwei Jahren, erst 24 Jahre alt, erlag sie denselben und schloß am Morgen des 19. November 1231 sanft und schmerzlos ihre Augen, gewiß selig in dem Gefühl nach bestem Wissen und Gewissen ihrem Heiland gedient zu haben, wenn wir auch sagen müssen, daß sie auf unnatürlichem Weg von ihrem Beichtvater dahin geführt worden ist.

Konrad aber, in dem stolzen Gefühl, erreicht zu haben, was er gewollt, berichtete an den Papst Gregor IX. über das entsagungsvolle Leben der

Entschlafenen sowie über die an ihrem Grabe erfolgten wunderbaren Heilungen und fügte die Bitte hinzu, diese demüthige Magd des Herrn in die Zahl der Heiligen aufzunehmen. Der Papst ging auf die Bitte ein, erforderte aber vor Gewährung derselben erst beglaubigte Zeugnisse über die berichteten Thatsachen. Bevor diese Forderung noch erfüllt war, wurde Magister Konrad am 31. Juli 1233 von einigen Rittern, welche er unter Anschuldigung der Ketzerei verfolgt hatte, jenseits des Lahnbergs in der Nähe des Frauenbergs erschlagen. Vielleicht wären nun seine Bemühungen für Elisabeths Heiligsprechung erfolglos geblieben, wenn sich nicht ein Beförderer der Sache von einer Seite gefunden hätte, von welcher man es am wenigsten erwarten konnte. Es war kein Anderer als der jüngste Bruder ihres verstorbenen Gemahls, der leidenschaftliche und etwas wilde, aber treuherzige Landgraf Konrad. Bei diesem trat plötzlich im Jahr 1233 in Folge des wegen Einäscherung von Fritzlar ihm auferlegten Kirchenbannes eine völlige Umwandlung seines bisherigen Lebenswandels ein, die ihn aus einem Gegner zu einem eifrigen Verehrer seiner Schwägerin machte. An ihrem Grab legte er den mit schwarzem Kreuz geschmückten weißen Mantel der Brüder des deutschen Ordens an und übergab mit päpstlicher Bewilligung das von ihr gestiftete Hospital sowie ihr Grab dem deutschen Orden zur Obhut und zum Eigenthum. Dann reiste er nach Italien und erwirkte durch persönliche Fürsprache, daß der Papst am 27. Mai 1235 zu Perugia die Aufnahme Elisabeths unter die Heiligen der Kirche feierlich verkündigte und die Gläubigen aufforderte den Tag ihres Todes festlich zu begehen. Mit dieser Bulle reiste Konrad nach Deutschland zurück und legte am 14. August 1235 den Grundstein zu der Kirche, die sich über ihrem Grab wölben sollte. Den Abschluß der ihr gewidmeten Ehren bildete aber das am 1. Mai 1236 dahier gefeierte Fest. An diesem Tag wurden in Gegenwart des Kaisers Friedrich II. und anderer geistlichen und weltlichen Fürsten, namentlich in Gegenwart von Elisabeths Schwiegermutter, ihres vorhergenannten Schwagers und ihrer Kinder, sowie einer nach Tausenden zählenden Menge ihre Gebeine aus dem Grab erhoben, von der Hand des Kaisers mit einer goldenen Krone geschmückt und den Gläubigen zur Verehrung dargeboten. Auf solche Weise ward der Name Elisabeths und damit auch der Name Marburgs nicht nur in Deutschland, sondern in der gesammten abendländischen Christenheit weit und breit bekannt und berühmt. —

II.

Nur etwas über 10 Jahre waren verflossen, seitdem die Stadt Marburg Berühmtheit erlangt hatte, so gewann sie wieder nach einer anderen Seite hin Bedeutung, freilich nicht für das gesammte Abendland, kaum für das gesammte Deutschland, sondern nur für Hessen und seine Nachbarländer. Es war nichts Geringeres als die Gründung eines hessischen Fürstenthums, welche von hier aus erfolgt ist. Die Veranlassung dazu gab das im Jahr 1247 mit dem Tod des kinderlosen Landgrafen **Heinrich Raspe** erfolgte Aussterben des Mannesstammes der thüringischen Fürsten. Von mehreren Seiten wurden Erbansprüche gemacht. Die berechtigtsten waren einerseits die des Markgrafen Heinrich von Meißen, welcher nicht nur ein Schwestersohn des letztverstorbenen Landgrafen war, sondern welchem auch Kaiser **Friedrich** II. für den Erbfall die Reichslehen in Thüringen und Sachsen übertragen hatte, andererseits die Erbansprüche **Sophieens**, der ältesten Tochter des Landgrafen **Ludwigs** IV. und **Elisabeths**. Sie war die zweite Gemahlin des Herzogs **Heinrich** II. von Brabant und nahm für ihren erst dreijährigen Sohn Heinrich die hessischen Besitzungen der thüringischen Landgrafen und die Wartburg als Allodial-Erbschaft in Anspruch.

Allein so berechtigt ihre Ansprüche waren, so schwer waren sie durchzuführen. Denn Deutschland war damals durch Bürgerkrieg zerrissen, und ein allgemein anerkannter Richter war nirgends zu finden. Dazu kam, daß die bisher den Landgrafen unterworfenen Grafen und Herren das Aussterben derselben als eine günstige Gelegenheit ansahen, sich frei und unabhängig zu machen. Der gefährlichste Gegner aber war, namentlich für Sophieen, der Erzbischof **Werner von Mainz**, welcher die den thüringischen Landgrafen gehörigen Besitzungen für heimgefallenes Lehn erklärt und sofort in Besitz genommen hatte. Doch diese Schwierigkeiten schreckten die Herzogin **Sophie** nicht zurück. Sie hatte in einer schweren Jugend, welche sie auf der Wartburg am Hof ihres Oheims verlebte, soviel Selbständigkeit, Willenskraft und Menschenkenntniß erlangt, um auch gefahrvollen Verhältnissen mit Muth und Festigkeit entgegen zu treten. Während ihre Mutter Elisabeth durch selbstlose Aufopferung für Arme und Kranke und durch demüthige Beugung unter die Befehle ihres Beichtvaters sich die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erwarb, zeigte Sophie in weltlichen Dingen eine Willenskraft und Klugheit, um welche sie viele Männer beneiden konnten.

Nachdem ihr Gemahl noch im Jahr 1247 in Oberhessen und Thüringen erschienen war, um die Ansprüche seines zweitgebornen Sohnes anzukündigen, aber schon im Anfang des folgenden Jahres einen frühzeitigen Tod gefunden hatte, eilte Sophie im Frühjahr 1248 ohne Heer, nur auf ihr gutes Recht und die Anhänglichkeit der

Hessen vertrauend, mit ihrem kleinen Sohn und geringer Begleitung aus Brabant herbei. Die Erzählung späterer Chronisten, daß ein bei Maden versammelter Landtag Heinrich das Kind als Erben erklärt und zum Regenten erbeten habe, wird durch kein gültiges Zeugniß unterstützt und steht im Widerspruch mit dem damaligen Zustand von Niederhessen. Das Wahre an der Sache besteht wohl darin, daß unter den Hessen Sehnsucht herrschten, aus dem Geschlecht Elisabeths einen eignen Fürsten zu erhalten.

Wohin aber im Hessenland lenkte Sophie zuerst ihren Schritt, wo hoffte sie zunächst Unterstützung zu finden? Es war Marburg, die Grabstätte ihrer Mutter, wohin sie sich wandte. Sie nannte sich sogar auf ihrem Siegel zuerst domina de Marburg. Auf die Kunde von ihrer Ankunft zogen ihr, wie spätere Chronisten erzählen, mit brennenden Kerzen und wehenden Fahnen die Bürger entgegen und geleiteten sie jubelnd in ihre Stadt. Hier soll sie auf dem Marktplatz, ihren dreijährigen Knaben auf dem Arm haltend, zu den Bürgern gesagt haben: Euerer Treue und Euerm Schutz übergebe ich den Enkel der heiligen Elisabeth!, worauf alle Anwesenden huldigten und bereitwillig Gehorsam und Hülfe angelobten. Hier nahm sie für die nächsten Jahre ihren dauernden Aufenthalt; von hier zog sie, von treu gebliebenen Rittern und Bürgern sowie von den Brüdern des deutschen Ordens unterstützt, an der Spitze bewaffneter Schaaren aus, um die Burgen widerspenstiger Vasallen zu brechen. So gelang es ihr den größeren Theil des Oberlahngaus für ihren Sohn wieder zu gewinnen und damit seine Herrschaft in Hessen zu begründen. Jedoch um auch die dem thüringischen Fürstenhaus in Niederhessen gehörigen Besitzungen wieder in ihre Gewalt zu bringen, dazu fühlte sie sich bei ihren geringen Streitkräften viel zu schwach. Ebenso wenig wollte sie aber auch auf dieselben verzichten. Sie schloß daher mit ihrem Vetter Heinrich dem Erlauchten die sogenannte Eisenacher Richtung ab, in welcher die beiderseitigen Ansprüche anerkannt, und Heinrich zum Vormund ihres Sohnes bis zu dessen Mündigkeit bestellt wurde, namentlich zur Erwerbung der niederhessischen Gebiete. Nun verließ sie nebst ihrem Sohne das von ihr gewonnene und ferner in ihrem Namen verwaltete Oberhessen und begab sich auf eine Reihe von Jahren nach Brabant. Als sie mit ihrem Sohn zurückkehrte, hatte Heinrich der Erlauchte, der übernommenen Verpflichtung eingedenk, sämmtliche Mainzische Lehnsgüter in Niederhessen für ihren Sohn in seine Gewalt gebracht, freilich die Anerkennung von Mainzischer Seite hatte er noch nicht erlangen können. Nun übernahm der im Juni 1254 mündig gewordene Heinrich, das Kind von Hessen genannt, unter dem Beistand seiner Mutter die Regierung der oberhessischen und niederhessischen Besitzungen. Die Wartburg bekam er aber nicht. Heinrich der Erlauchte nämlich, welcher früher die Ansprüche Sophieens auf die Wartburg stillschweigend gebilligt hatte, erklärte bei einer Zusammenkunft mit derselben in Eisenach auf den Rath seiner Getreuen, daß er diese Burg, den Fürstensitz und die Krone Thüringens, niemals aus der Hand geben werde. Von bitterem Schmerz darüber erfüllt, daß ihr das Schloß ihrer Eltern vorenthalten werde, ließ sich die sonst so besonnene Frau zu dem Entschluß hinreißen, das, was man ihr versagt habe, mit Gewalt zu erringen. In Verbindung mit ihrem Schwiegersohn, dem Herzog Albrecht von Braunschweig, unternahm sie 1260 einen Kriegszug in das Thüringerland. In diese Zeit dürfte wohl die von ihr erzählte That zu setzen sein, daß sie mit einer Axt an das St.-Georgenthor von Eisenach geklopft und die Bürger aufgefordert habe, ihr die Stadt zu übergeben, was denn auch geschehen sei. Aber der Krieg nahm für die Hessen einen sehr ungünstigen Ausgang. Nicht genug, daß sie sammt ihren Verbündeten aus Thüringen vertrieben wurde und kaum mit Aufbietung aller Kräfte ihre Grenze vertheidigen konnte — jetzt trat auch der Erzbischof Werner von Mainz wieder auf den Kampfplatz. Am 4. Mai 1261 schleuderte er in einer nach Mainz berufenen Versammlung den Bannstrahl gegen Sophie und ihren Sohn und belegte deren Land mit dem Interdikt. Sodann machte er mit einer ansehnlichen Kriegerschaar einen Einfall in die hessischen Gauen, um sich des Verlornen wieder zu bemächtigen. Dies, meine Herren, war der gefahrvollste Zeitpunkt in dem Leben der thatkräftigen Frau. Alles, was sie für ihren Sohn errungen hatte, stand auf dem Spiel und konnte in kurzer Frist verloren werden. Denn beiden Feinden zu widerstehen, war unmöglich. In dieser äußersten Noth gelang es ihrem Sohn Heinrich den Grafen Gottfried IV. von Ziegenhain, dessen Vorfahren es mit Mainz zu halten pflegten, zum Bundesgenossen zu gewinnen und hier in Marburg am 2. Juni 1262 ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit ihm abzuschließen. Der kräftigen Hülfe dieses Ziegenhainers hatten es die Hessen zu verdanken, daß sich der Erzbischof im September 1263 zu einem im Feldlager zu Langsdorf bei Lich abgeschlossenen Frieden bequemte. Gegen Zahlung von 2000 Mark Silbers übertrug er sämmtliche Mainzische Lehen in Hessen an Heinrich, den Enkel der heiligen Elisabeth, und befreite ihn nebst seiner Mutter vom Bann,

das Land vom Interdikt. Diesem glücklichen Friedensschluß folgte noch in demselben oder im nächstfolgenden Jahr die Aussöhnung mit Heinrich dem Erlauchten. Sophie und ihr Sohn entsagen allen Ansprüchen auf thüringische Besitzungen, dagegen überläßt der Thüringer, welcher sich hier als großmüthiger Sieger zeigt — die späteren hessischen Chronisten wollen ihm das freilich nicht zugestehen — zum Ersatz für die verweigerte Wartburg seinen Verwandten die Städte an der Werra Wannfried, Eschwege, Allendorf und Witzenhausen, welche er im Krieg gegen den Braunschweiger gewonnnen hatte. So war denn das Erbe, welches Sophie ihrem Sohn zu gewinnen gehofft hatte, wirklich in Besitz genommen, und mit Befriedigung konnte sie, bevor sie 1284 hier in Marburg die Augen schloß, auf ihr Werk zurückblicken. Sie hatte den Grund zum hessischen Fürstenthum gelegt. Auch dauerte es nur noch acht Jahre, bis ihr Sohn das höchste Ziel, welches ihm und seiner Mutter stets vor Augen schwebte, als reichsunmittelbarer Fürst und Landgraf anerkannt zu werden, wirklich erreichte. Denn am 11. Mai 1292 wurde er auf dem Feld bei Frankfurt durch Kaiser Adolf von Nassau zum Reichsfürsten erhoben. Marburg ist allerdings nicht der eigentliche Sitz unserer Fürsten geblieben. Denn nur wenige derselben haben hier dauernden Aufenthalt genommen. Vielmehr hat schon Heinrich das Kind im Jahre 1277 seinen Sitz, wie billig, in diejenige Gegend verlegt, welche von jeher Mittelpunkt des Hessenlandes war, nämlich in die Nähe von Gudensberg und Maden, nach Kassel. Der Stadt Marburg aber wird man die Ehre nicht versagen können, für die Erhebung Hessens zum Fürstenthum den Ausgangspunkt und die erste Grundlage gebildet zu haben.

(Schluß folgt.)

Eduard Wendelstadt.

Ein Lebensbild.

Am zweiten Pfingsttage (10. Juni) bewegte sich ein außergewöhnlich großer Trauerzug durch die Straßen Kassels nach dem Friedhofe. Leidtragende aus allen Ständen, von hier und von auswärts, nahmen daran Theil, galt es doch, dem Geheimen Regierungsrath Eduard Wendelstadt die letzte Ehre zu erweisen, einem Manne, dessen Name auf das Engste verknüpft ist mit dem Emporblühen der Landwirthschaft in unserem Hessenland, der vielfach bahnbrechend gewirkt hat in seinem Fache, der weit hinaus bekannt war über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes, dessen persönliche Eigenschaften bei allen, die mit ihm in Berührung kamen, nur Hochachtung und Zuneigung erwecken konnten, dessen Hinscheiden daher allgemein auf das Lebhafteste beklagt wurde. Wenn Einer, so konnte er von sich mit gerechtem Stolze sagen: „non frustra vixi“, nicht umsonst habe ich gelebt. Durch seine langjährige segensreiche Thätigkeit im Dienste der Landwirthschaft, durch seine ausgezeichneten Leistungen hat er sich den höchsten Anspruch auf Anerkennung und Dank aller seiner Mitbürger erworben. Ein Lebensbild dieses hochverdienten Mannes in kurzen Zügen zu entwerfen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Eduard Ferdinand Maximilian Wendelstadt ist am 11. Dezember 1815 zu Hersfeld geboren. Sein Vater war der als trefflicher Arzt bekannte, allgemein beliebte Dr. Ferdinand Wendelstadt. Dieser sowohl, als dessen Gattin, Karoline, geb. Gieseler, eine hochgebildete geistvolle Frau, ließen ihrem reichbegabten Sohne Eduard die sorgfältigste Erziehung zu Theil werden und namentlich die Mutter übte auf dessen Geistes- und Gemüthsrichtung einen wesentlichen Einfluß aus. Von 1828 bis 1836 besuchte Eduard Wendelstadt das altberühmte Gymnasium seiner Vaterstadt, das seit seiner Umgestaltung im Jahre 1832 unter der ausgezeichneten Leitung des Direktors Dr. Wilhelm Münscher neu emporblühte. Nicht nur in den Wissenschaften, wie sie auf den hessischen Gymnasien gelehrt wurden, machte Eduard Wendelstadt die besten Fortschritte, auch in den Künsten, namentlich in der Malerei und Musik, für die er besondere Zuneigung und ausgesprochenes Talent hatte, suchte er sich zu vervollkommnen. Nachdem er an der Hersfelder Gelehrtenschule das Zeugniß der Reife erhalten hatte, bezog er 1836 die Hochschule Marburg, um daselbst, dem Wunsche seines Vaters folgend, Rechtswissenschaft zu studiren, während er selbst bei seiner Liebe zur Natur das Studium der Naturwissenschaft vorgezogen haben würde. Dem poetischen, für die Natur und ihre Schönheit schwärmenden Jüngling behagten zwar die Pandekten sehr wenig, doch vollendete er in Mar-

burg und Bonn als gehorsamer Sohn seine Rechtsstudien und praktizirte nach der im Jahre 1840 bestandenen Staatsprüfung als Referendar zuerst am Landgerichte seiner Vaterstadt, dann am Obergerichte zu Kassel. Aber auch die praktische Thätigkeit als Jurist sagte ihm nicht besser zu, als das vorausgegangene Studium. Nach dem im Jahre 1843 erfolgten Tode seines Vaters folgte er dem unwiderstehlichen Drange seines Herzens und unternahm, wie er sich selbst ausdrückte, „den kühnen Sprung über den grünen Tisch ins grüne Feld" mit Wissen und Billigung seiner trefflichen Mutter.

„Wie der Vogel" — sagte später Wendelstadt von sich — „im Herbste, wenn die Tage schwinden, wenn rauhe Winde über das Stoppelfeld fahren und die vergilbten Blätter den Bäumen entfallen, von einem mächtigen Triebe, der tief in seinem Innern liegt und dem er nicht zu widerstehen vermag, erfaßt, fortziehen muß über Berg und Thal, über's weite Meer nach fernen sonnigen Auen, von denen er weiß, daß es ihm dort wohl sein werde — ähnlich erging es mir. Die trockenen, staubigen Akten, die waren mir die gelben Herbstblätter! Ich sah einen trüben, endlosen Winter vor mir, den ich in dumpfer, herzbeengender Schreibstube für's Leben verbringen sollte. Ich sah aber auch grüne Auen und wogende Saatfelder, über denen der Lerche Jubellied erklang. Nach diesen zog es mich hin mit unwiderstehlicher Gewalt! Ich wußte, daß es mir dort wohlergehen, daß dort mein Glück erblühen werde. Ich entfloh dem Winter und eilte den blühenden Auen zu. Das habe ich nie zu bereuen gehabt."

Um sich für seinen neuen Beruf vorzubereiten, trat er bei einem anerkannt tüchtigen Landwirth in der Eifel in die Lehre und erlernte praktisch hier den landwirthschaftlichen Betrieb. Nach Verlauf von zwei Jahren bezog er die in großem Rufe stehende landwirthschaftliche Hochschule zu Hohenheim, wo Papst, Fleischer, Siemens und Pistorius seine Lehrer waren. Mit größtem Eifer gab er sich hier dem Studium seiner Wahl hin und knüpfte nebenbei mit Geistesverwandten freundschaftliche Beziehungen an, die unter dem Wandel der Zeiten in unveränderter Weise erhalten und gepflegt wurden.

Reich ausgestattet mit Kenntnissen verließ Eduard Wendelstadt zu Ostern 1847 die Hohenheimer Akademie, begab sich zunächst zu seiner weiteren landwirthschaftlichen Ausbildung auf Reisen und übernahm hiernach die Verwaltung des dem Herrn von Salis auf dem Hundsrück gehörenden Güterkomplexes. Dort faßte er den Plan, in Hessen eine Ackerbauschule zu gründen. Er pachtete zu diesem Zwecke im Jahr 1850 mit seinem jüngeren Bruder, dem Oberamtmane Wendelstadt in Hofgeismar, die Domäne Sababurg. Der Plan kam aber nicht zur Ausführung, da ihm im Herbst 1851 die Versehung der erledigten Professur der Landwirthschaft an der Akademie Hohenheim angetragen wurde. Am 5. Oktober genannten Jahres trat er in diese Stellung ein und wenige Tage darauf begann er vor einer Zuhörerschaft von mehr als 100 Studirenden seine Vorlesungen. Rasch erwarb er sich die Achtung und Liebe seiner Kollegen und Schüler und nach Verlauf von kaum einem halben Jahre wurde er von der königl. württembergischen Regierung zum ordentlichen Professor ernannt. Am 12. Oktober 1852 verheirathete er sich mit Karoline Fondy, Tochter des Geheimen Regierungsraths Friedrich Fondy in Fulda. Dieser glücklichen Ehe entsprossen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die leider zum größten Schmerze der Eltern früh verstarben, der Knabe im Alter von 5, das Mädchen im 13. Lebensjahre. In Hohenheim verblieb Eduard Wendelstadt bis zum Jahre 1854. Da folgte er einem sehr ehrenvollen Ruf in sein Heimathland Kurhessen, dem er ja stets auch in der Fremde die treueste Anhänglichkeit bewahrt hatte.

Im Jahre 1853 war in Kurhessen eine besondere Zentralstelle für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten errichtet. Zur fachmännischen Leitung derselben wurde Eduard Wendelstadt berufen. Am 1. März 1854 übernahm er mit dem Titel eines Landes-Oekonomierathes sein neues Amt und wurde bald darauf zum Vorsitzenden des neu erstandenen landwirthschaftlichen Zentralvereins gewählt. Eine bessere Wahl hätte nicht getroffen werden können. Bestand auch schon seit dem vorigen Jahrhundert ein Landwirthschaftsverein, der dann im Jahre 1822 auf breiteren Grundlagen in den kurfürstlich hessischen Landwirthschaftsverein umgewandelt wurde, so konnte doch ebenso wenig dieser wie jener bei der bureaukratischen Form, die beiden anhaftete, diejenige Entwickelung nehmen, welche zum Vortheile der Landwirthschaft nothwendig war. Im Jahr 1848 wurde denn auch der Verein, da er Erfolge nicht zu verzeichnen hatte, aufgelöst, um auf neuer Grundlage wieder errichtet zu werden. Die politischen Wirren, welche darnach in Kurhessen ausbrachen, verzögerten die Ausführung, bis endlich im Jahre 1853 die Kommission für landwirthschaftliche Angelegenheiten in's Leben trat. Von da beginnt recht eigentlich das Emporblühen der Landwirthschaft in unserem Hessenlande. Eduard Wendelstadt konnte jetzt sein hervorragendes organisatorisches Talent entfalten, er brachte Schaffenslust und mit ihr

neues Leben in die landwirthschaftlichen Kreise; er selbst ging mit bestem Beispiele voran und glänzend waren die Erfolge, die er erzielte. Ihm kamen in seinen Bestrebungen seine juristischen, naturwissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Kenntnisse, seine praktische Erfahrung, sein Scharfblick, nicht minder aber auch seine trefflichen persönlichen Eigenschaften zu statten, vermöge deren es ihm wie keinem Anderen gelang, die Wege zu ebnen und Hindernisse zu überwinden. (Schluß folgt.)

Sie schmollt.

Novellette von M. Friedrichstein.

(Fortsetzung.)

Der versprochene Abendbesuch des Amtsrichters zog sich jedoch, durch gesteigerte Berufspflichten, etwas in die Länge, ja sogar die abendlichen Zusammenkünfte bei Howald, hatten aus diesem Grunde einige Zeit eingestellt werden müssen.

Endlich, eines Abends, ertönte die Glocke an der Vorgangsthür bei Löpels laut durch den Korridor; so konnte sie nur vom Amtsrichter gezogen sein.

Die Thür wurde geöffnet, und eine fremde junge Dame stand vor dem unerwarteten Gaste.

„Bitte um Entschuldigung. Ist Herr Bankkassirer Löpel zu Hause?"

„Bedauere, nein; aber er kann jeden Augenblick kommen."

Die Stimme, welche diese Antwort gab, hatte einen selten metallischen Klang, und Herrn Binders dunkle Augen streiften überrascht die angenehme Erscheinung vor sich.

„Frau Löpel ebenfalls nicht?" fragte er weiter.

„Leider, nein."

„Darf ich bitten den Herrschaften meine Empfehlung auszurichten?"

„Wenn Sie zuvor die Güte hätten, mir zu sagen, von wem ich die Ehre habe?"

„Amtsrichter Binder."

Hierauf erfolgte freundliche, jedoch gemessene Verbeugung von beiden Seiten. Dann schloß sich die Korridorthür und die festen Schritte des Amtsrichters ließen die Treppenstufen ächzen. Derselbe konnte noch nicht bis zur Hausthür gelangt sein, als Freudenausrufe und Begrüßuugen im Treppenhause laut wurden. Bald danach wurde die Vorgangs- und Wohnzimmerthür aufgerissen, und im Triumph führte der Kassierer den so lange vergeblich Erwarteten in's Zimmer.

„Aber, Fräulein Munk!" schrie er, fast entrüstet, „wie konnten Sie nur den Amtsrichter fortgehen lassen!"

„Wie kann denn Jeannette den fremden Herrn zum Bleiben auffordern, Richard?" sagte die inzwischen eingetretene Hausfrau vorwurfsvoll. Stelle die Leutchen lieber einander vor."

„Ah, so: Amtsrichter Binder; Fräulein Jeannette Munk, Freundin meiner Frau."

Die Freude des Löpelschen Paares über den Besuch war so aufrichtig, und die warmherzige Aufnahme so erquickend, daß auch die beiden Fremdlinge sich rasch dadurch näher traten.

Bald wetteiferten die Frauen darin, den Theetisch so zierlich wie möglich herzurichten. Die Gaskrone in der sogenannten „guten Stube" wurde angesteckt, und die dahin führenden Flügelthüren aufgemacht.

Des Amtsrichters Augen folgten der hohen Gestalt und den ruhig sicheren Bewegungen der Freundin des Hauses mit sichtbarem Wohlgefallen.

Jeannette Munk war nicht besonders schön, aber ihr blasses Gesicht und dessen große, kluge, graue Augen hatten etwas ungemein Fesselndes. Das braune Haar trug sie in Folge einer Krankheit kurz geschoren, in krausen Löckchen. Allerliebst an ihr war ein Grübchen im Kinn.

Nach dem Thee forderte Richard Löpel den weiblichen Gast auf einige Lieder zum Besten zu geben, welcher Aufforderung sie ohne Ziererei und mit schöner Altstimme nachkam.

Die Herren waren entzückt bei der Entdeckung, daß sie ein Quartett beisammen hätten; sie brauten eine Bowle, dann wurden Quartetten gesungen, und spät erst vermochte der Amtsrichter sich dem gemüthlichen Beisammensein zu entreißen

„Bleiben Sie noch längere Zeit hier, Fräulein Munk?" fragte er beim Abschied.

„Leider, nein: Ich denke Ende der nächsten Woche abzureisen."

„Ja, Max, du mußt unbedingt noch einige Male kommen, so lange Fräulein Jeannette hier ist. Der Quartettabend hat mir zu gut gefallen!" Mit diesem Wunsch entließ der Hausherr den Freund. —

Und Max kam, kam mit sichtlichem Vergnügen, oft, recht oft; ja, er hatte sogar nicht das Geringste dagegen die mittwoch= und sonnabendlichen Zusammenkünfte auch in die Löpelsche Wohnung zu verlegen. Schließlich vereinte er seine Bitten mit denen des Ehepaares und suchte die Freundin zu bestimmen, daß sie ihre Abreise noch bis zum Geburtstage der Hausfrau aufschieben sollte.

Man besuchte sich also fleißig weiter, sang Quartetten, war heiter und vergnügt, und am Vorabend des Geburtstages holte der Amtsrichter Jeannette Munk sogar aus dem Theater ab.

„Du, Richard, merkst du was?" sagte Frau Anna zu ihrem Gatten, als der Hausfreund gegangen war, „die beiden Leutchen denken, wir sind mit Blindheit geschlagen!"

„Wieso? Worin denn?"

„Ach, verstelle dich doch nicht so!"

„Ich verstehe dich wirklich nicht!"

Löpel war förmlich aufgeregt, denn er dachte nur an einen Verrath seiner Geburtstagsgeschenke.

„Na, dann bleibe du ein blinder Hesse; ich bin nicht unvorbereitet."

Als dem Hausherrn endlich ein Ahnen des Angedeuteten aufdämmerte, traten die Erwarteten mit fröhlicher Miene ein und verhinderten jedes weitere Aussprechen. —

So war denn der Tag heran gekommen, welcher die hübsche blonde Frau Löpel um ein Jahr älter werden ließ.

Die Sonne (auch die Februarsonne kann zuweilen Macht gewinnen) fand ihre besondere Aufgabe darin diesen Tag zu verherrlichen; sie drängte sich in alle Spalten, huschte in alle Ecken, um auf jeden Gegenstand des Löpelschen Hauses einen goldnen Schimmer zu werfen; und nachdem sie auf diese Weise einen wahren Festraum daraus gezaubert, überhauchte sie auch das niemals mehr schmollende Geburtstagskind wie mit einer goldnen Strahlenkrone.

Abends sollte sich eine kleine Gesellschaft in dem Festraum zusammenfinden, nur der Amtsrichter wurde schon als Mittagsgast erwartet, damit die Kinder doch auch ihr Theil am Freudenfeste hätten.

Der Amtsrichter kam. Alle waren an der kleinen Familientafel vereint. Die Sonne that das Ihre. Geburtstagsblumen streuten herrlichen Duft aus; süßer Kuchengeruch wetteiferte mit diesem, und die Kinder hatten ihre Sonntagskleider an.

Beim Braten erhob sich der Amtsrichter, klopfte an sein Glas und begann:

„Ich habe die angenehme Aufgabe das Wohl des verehrten Geburtstagskindes auszubringen. Es widerstrebt meiner Natur, mich in schwülstigen Redewendungen zu ergehen, und etwa: von der Sonne des Hauses, oder ähnlichen Vergleichen, zu sprechen; sondern ich sage gerade heraus: mir ist die Frau die liebste, welche nicht schmollt, oder sich das Schmollen abgewöhnte. —

Und wenn wir es recht überlegen: worüber schmollen die verehrten Hausfrauen in den meisten Fällen? Ich sage: häufig um ein „Nichts".

Ich gebe ja zu, daß es Tage giebt, wo uns die Fliege an der Wand, oder Zigarrenasche am ungehörigen Ort, oder auch Schmutztrappen auf dem Teppich, ärgern." (Hier erröthete Frau Anna.) „Auch ist es begreiflich, daß in diesem Stadium nicht gut Kirschen essen mit uns ist; aber unterkriegen dürfen wir uns von dieser Stimmung nicht lassen; und wenn wir uns späterhin über den Grund unseres Unmuthes fragen, müssen wir über die Erbärmlichkeit desselben lächeln." (Das Geburtstagskind blickte verwundert auf den Redner.) „Denn wahrlich was ist eine Fliege? Antwort: Ein Insekt, welches sich uns, wenn wir ein Mittagsschläfchen halten wollen, beharrlich auf ein und denselben Fleck, etwa die Nasenspitze, setzt.

Und was ist Zigarrenasche? Antwort: In Wahrheit ein Nichts; oder doch nur noch Atome eines verflüchtigten Etwas, an welchem noch dazu das Mißtrauen klebt; es könnte eine zu billige oder eine Zigarre ohne Luft gewesen sein. Und — das genügt! —

Und die Frage: „Was ist etwa ein Schmutztrappen auf dem Teppich?" beantworten wir uns einfach dahin: Nur eine Vorbereitung für die vielen Spindlerschen Filialen. Und der Mann will doch auch leben! —

Setzen wir gegen die geringwerthigen Eigenschaften dieser Unmuths=Erzeuger die folgenschwere des sich wiederholenden Schmollens einer Hausfrau, welches auf die Dauer jedes Familienglück zerstört, so eröffnet sich dem denkenden Menschen eine traurige Perspektive." — Hier wendete der Redner sich an Frau Anna. — „Nachdem ich meine Anschauung in dieser Sache unverhohlen ausgesprochen, werden Sie, verehrtes Geburtstagskind, begreifen, wie sehr es mich erquickte, wenn ich Sie bei meinen in letzterer Zeit allzuhäufigen Besuchen hier im gastlichen Hause stets in sich gleich bleibender guter

Laune fand, und wie Sie sich dadurch in hohem Grade meine Verehrung erwarben.

Darum bitte ich, die Gläser zu erheben und mit mir auf das Wohl einer der besten unter den Frauen anzustoßen. Unsere liebe Wirthin, Frau Anna Löpel, lebe Hoch! — Hoch! — Hoch!" —

Hell klangen die Gläser an einander und die Kinder freuten sich, tüchtig „Hoch!" mitschreien zu können.

Kaum hatte sich der Jubel etwas gelegt, so bat der Amtsrichter, welcher stehen geblieben war, noch einmal um's Wort.

„Ich habe", begann er, „für meine lieben Freunde noch als Ueberraschung die Mittheilung, daß ich mich mit Fräulein Jeannette Munk verlobte, und ich stelle Ihnen dieselbe hiermit als meine liebe Braut vor."

Neuer Jubel brach aus, Glückwünsche und Umarmungen erfolgten, und als kaum die Ruhe wieder hergestellt war, klopfte der Hausherr an sein Glas, erhob sich und begann mit schelmischem Lächeln folgendermaßen:

„Eine herzlichere Freude als diejenige über die Verlobung zweier so liebenswerther Menschen konnte uns an unserem heutigen kleinen Familienfeste kaum zu Theil werden! Wir würden auch — als schon erfahrene Eheleute — mit unserem Rath für den zukünftigen Hausstand gern bei der Hand sein. Aber erstens: hat mein Freund Binder trotz — oder vielleicht wegen — seines langen Junggesellenthums für Alles im Leben das beste Urtheil und den besten Geschmack, und zweitens: heimsen wir die Erfahrungen Anderer selten zur eignen Nutzanwendung ein, sondern müssen Lebenserfahrungen stets erst an uns selbst erproben, bevor sie nutzbringend für uns werden sollen.

In dem Ehestandslexikon meines Freundes Binder würde ich jedoch — an einer gewissen Stelle — ein Zeichen für ihn einlegen mit dem Vermerk: ‚Siehe Howald'!"

Das dröhnende Lachen, in welches der Amtsrichter zu diesen Worten ausbrach, wirkte etwas befremdend auf die beiden Damen, und hemmte den Redner einige Sekunden. Als der Lachende sich beruhigt hatte, wendete sich der Kassierer an Fräulein Munk und sagte:

„Seien Sie jedoch überzeugt, Fräulein Jeannette, daß Sie sich für die Zukunft dem bravsten Menschen auf Gottes Erde anvertrauen. Ich hoffe, daß wir auch späterhin unsere Freundschaft und unseren geselligen Verkehr eifrig pflegen."

Löpel erhob sein Glas.

„Ich trinke auf das Wohl des lieben Brautpaares; es lebe hoch!"

„Hoch soll es leben! — Drei Mal hoch!" schrieen die Kinder.

Gläserklang, Lachen und Jubel erfüllte den Festraum, und Fröhlichkeit herrschte im Löpelschen Haus bis zum Abend.

Ein scharfer Beobachter hätte jedoch von Zeit zu Zeit einen befremdlich sinnenden Zug im Antlitz der jungen Hausfrau bemerkt. Dieselbe schien einer Sache, die ihr im Laufe des Tages zur Entdeckung gekommen war, nachzugrübeln, und am nächsten Morgen benutzte sie die erste Gelegenheit des Alleinseins mit der Freundin, um auch diese in ihr Geheimniß einzuweihen.

(Fortsetzung folgt.)

Gute Lehre.

Brach mir jüngst vom Brombeerstrauch
Draußen auf der Bienenhaide
Einen rothgeschnürten Zweig —
Just zu meiner Augen Weide.
In ein Krüglein steckt' ich ihn —
Sah ihn an beim Näh'n und Schreiben.
Dachte, ohne Sonnenlicht
Kann er nichts als Zierde bleiben;
Aber, sieh' — am dritten Tag
Wurden meine rothen Trauben
Schwarz und reif. — Sie ließen sich
Ihr gesundes Recht nicht rauben.
Zweiglein, Zweiglein, das ich brach,
Wardst du reif, um mich zu lehren:
Wer da Leben in sich trägt,
Kann sich gegen Unglück wehren.

M. Herbert.

Gruß an den Bilstein bei Großalmerode.

In Hessens schönen Landen
Da blickt in's Reich hinein
Umrauscht von Waldes Wogen
Der stolze Fels Bilstein.

Da droben, auf der Höhe,
Da beut, am Felsenrand
Ein alter Bau aus Steinen
Die Aussicht weit in's Land.

Wie winken dort die Wälder,
Wie grüßt von Ferne her
Umkränzt von grünen Bergen
Der Hauptstadt Häusermeer.

Wie thront, umwebt von Sagen
Des Meißners hohes Haupt,

Wie ragen kühn die Burgen
Von Waldesgrün umlaubt.

Und, leuchtend, ruht mein Auge
Auf Bergen und Gefild;
Stets hüt' ich treu im Herzen
Dies theure Heimathbild.

Georg Gläßner.

In Schwälmer nür ö sächs Franzose.[1])

(Historisch.)

Es harr[2]) i de Franzosezeit
In Rewelsderfer Bür[3])
Äus reener Liew ö Lost gefreit[4])
Dos schenste Mäje nür.
Hä drocht seng Fräh oft o seng Brost.[5])
Ö Anne dreize bräßt[6]) hä Most.

Ee große Wäschbett[7]) harre voll
Scho i demm Häusehn[8]) stieh.
Off eemol drommeld es bie doll
Ö pfeff ö blüß bie nie:
Franzose dahre iemaschiern
Ö wolle Alles moddsakriern[9]).

Es komme ööch züm Rieweleng
So sächs vo derre Käll[10]).
Die schie, jong Fräh langt Äsſe schweng[11])
Ö Schnaps, ee gahns Bodäll;
Doch lüsse see dos Alles stieh
Ö zärrte o dr Fräh net schie.

Do roff dr Bür wüll dorch die Dehr,
Vom Ehn äus: „Halt, zerreck!
Die Fräh es meng! Die Fräh hett mär!
Es dos ee Ohd, ee Scheck?[12])
Do äßt ö drenkt, so veel ehr wollt;
Doch sowos wedd hei nett gedolld!"

Do zoje see vom Lärrer[13]) blos
Ö flüchte: Sabberlod!
See stärmte off de Bür nü los
Ö kräsche: „Schmeißten dod!"
Doch fer de Bür worsch grood ee Kost.
Hä schmeß die sächs Käll i de Most.[14])

Met senge Fäist[15]) wüsch hä da äus
De sächs Rock ö Gestell,
Ö worf see da dr Häusdehr näus
Ö roff: Bär noch bos well,
De komm nür här! de komm doch rieh!
Na, es meng Fräh net wongerschie?"[16])

Kurt Nuhn.

---

[1]) Ein Schwälmer nur und sechs Franzosen. [2]) hatte [3]) Ein Riebelsdörfer Bauer [4]) geheirathet [5]) Er drückte seine Frau oft an seine Brust. [6]) preßte [7]) Eine große Waschbütte [8]) Hausflur [9]) massakriren [0]) Kerl [11]) Die schöne, junge Frau holte Essen geschwind [12]) Da rief der Bauer wohl durch die Thür: „Halt, zurück! Die Frau ist mein! Die Frau gehört mir! Ist das eine Art, ein Schick? [13]) Leder [14]) Er schmiß die sechs Kerle in den Most. [15]) Mit seinen Fäusten [16]) Und rief: „Wer noch was will, der komme nur her! der komme doch herein! Na, ist meine Frau nicht wunderschön?"

Aus alter und neuer Zeit.

Hessens letzte Lehnsbraut. Wilhelm I., 1466 geboren und 1555 zu Spangenberg verstorben, regierte 1483—1493. Von ihm wird gesagt, daß er „zuvor ein redlich Vernunft und gut Verständniß gehabt hätte", daß er aber nach einer gleich seinem Großvater Landgraf Ludwig in das gelobte Land 1491 unternommenen Reise 1492 gemüthskrank zurückgekehrt sei, weshalb er seinem jüngeren Bruder Wilhelm II., dem Mittleren, die Alleinherrschaft abtrat. Wilhelm I. war als wohlwollender leutseliger Fürst bei den Bürgern Kassels sehr beliebt. Er gab denselben im „Hochzeitshaus", an dessen Stelle jetzt der „Stadtbau" steht, oft Feste, ließ ihnen zum Tanze aufspielen und machte — der Regierungssorgen vergessend — mit seiner Gemahlin, der stolzen Anna von Braunschweig, wohl auch selbst ein Tänzchen. Ein solches Fest veranstaltete der Fürst auch 1490 vor Beginn der Fastenzeit. Unter den Theilnehmern befand sich der reiche Schlächter Kilian mit seiner einzigen Tochter Maria. Mit Schnabelschuhen und rothen wollenen Strümpfen — dem Abzeichen der Metzger — bekleidet, schritt er durch die gaffende Menge neben dem Pferde, welches seine schöne Tochter zum „Hochzeitshaus" trug und das von einem jungen Mann geführt wurde, welcher Maria's Verlobter war. Als Schlächter tüchtig im Geschäft war Valentin — so hieß der junge Mann — schön von Gestalt und unbescholtenen Rufes. An der Festlichkeit nahm derselbe nicht Theil, eilte vielmehr, nachdem er seine Verlobte bis zum Festlokal begleitet hatte, in das in der obersten Gasse gelegene Wohnhaus seines zukünftigen Schwiegervaters, um dessen Geschäfte diesen Abend „in allen Ehren allein zu führen." War ihm doch bekannt, daß seine Verlobung mit Maria von Meister Kilian diesen Abend öffentlich kund gegeben werden sollte. Und in der That wartete dieser nur auf einen günstigen Augenblick, um

dies den im Saal des „Hochzeitshauses“ Anwesenden zu verkünden. Bei ihrer Schönheit und reichen Mitgift fehlte es Maria dort nicht an jungen Männern, welche sich um ihre Gunst bewarben. Besonders war dies bei dem Junker Hermann von Wartenschlehe der Fall. Dieser, ein Kämmerling des Landgrafen, war von der Schönheit und Anmuth der reichen Erbin so eingenommen, daß er seinem Oheim, welcher Hofmarschall im Dienst des Landgrafen war, seinen Willen kund gab, daß die schöne Maria unter allen Umständen sein ehelich Gemahl werden müsse. Der Oheim hatte nun an und für sich gegen eine solche Verbindung nichts einzuwenden, — nahm er doch an, daß dies das beste Mittel sei, seinen Neffen auf eine solide Lebensbahn zu führen — glaubte aber mit Fug und Recht, daß Meister Kilian dazu seine Einwilligung nicht ertheilen würde; denn dieser wollte eben nur einen Schlächter zum Eidam haben und hatte dem wackern Valentin die Hand der ehr- und tugendsamen Maria nicht allein zugesagt, sondern auch versprochen, daß unmittelbar nach beendeter Fastenzeit Hochzeit gehalten werden solle. Aber Junker Hermann beharrte bei seinem Vorhaben und erinnerte seinen Oheim an das dem Landesherrn zustehende Recht, als Oberlehnsherr über Wittwen und Töchter seiner Vasallen — und ein solcher war Meister Kilian — zu Gunsten seiner Hofdiener zu verfügen. Nur ungern entschloß sich der Hofmarschall, bei dem Landgrafen das Anliegen seines leichtfertigen Neffen vorzubringen und seinen Herrn auf dieses Ueberbleibsel der Leibeigenschaft aufmerksam zu machen. Er that es aber mit besonderer Rücksicht darauf, weil er durch eine reiche Heirath seinen Neffen in den Stand gesetzt sah, sich von seinen drückenden Schulden zu befreien. Deshalb trug er dem Landgrafen seines Neffen Bitte vor und bat um Gewährung derselben. „Bei der heiligen Elisabeth, meiner frommen Ahnfrau“, entgegnete Wilhelm I., es soll unverzüglich geschehen, und ich werde ihn noch obendrein zu meinem Hofschlächter ernennen.“ Der Hofmarschall, sichtlich erfreut, rief hierauf mit lauter Stimme in den Saal: im Namen seines gnädigsten Fürsten als Oberlehnsherrn erkläre er hiermit und rufe aus den Junker Hermann von Wartenschlehe und die ehrbare Maria Kilian nach den ausdrücklichen Worten der Lehnsordnung:

„Heute zum Lehen,
Morgen zur Ehen,
Und über ein Jahr
Zu einem Paar!“

Die Musik begleitete diese oberlehnsherrliche Verkündigung mit einem Tusch, während Junker Hermann, welcher dicht hinter Maria gestanden, sich dreimal gegen die Anwesenden verbeugte und Anstalten machte, seine ihm zugesprochene Braut öffentlich zu umarmen. Diese aber eilte zu ihrem Vater und theilte ihm mit, daß der Junker von seinem vermeintlichen Recht auf den Besitz ihrer Hand alsbald Gebrauch zu machen beabsichtige, was sie unter keinen Umständen zulasse. Meister Kilian aber gerieth durch die ohne sein Vorwissen und gegen seinen Willen erfolgte Verlobung seiner einzigen Tochter in gerechte Aufregung, erklärte dem Hofmarschall und den um ihn Stehenden, daß seiner Tochter Hand bereits an den ihm lieb und werthen Valentin vergeben sei und er die Absicht gehabt habe, dieses heute Abend hier im „Hochtzeitshaus“ öffentlich bekannt zu machen. Darauf verließ er mit Maria den Saal und begab sich nach Hause, um die folgenden Tage alles vorzubereiten, daß die Hochzeit sobald es anginge gefeiert würde. Indessen war Junker Hermann bestrebt, unter Beistand des Hofmarschalls dennoch die Hand der schönen Maria zu erlangen. Allein der Landgraf erkannte bei ruhiger und reiflicher Ueberlegung, daß die Beibehaltung dieses Lehnrechts und dessen Ausübung unbillig und ungerecht sei. Dazu kam noch, daß Valentin und Maria an der Landgräfin Anna einen mächtigen Schutz und eine Fürsprecherin hatten, welche ihren Einfluß auf ihren nicht gerade sehr willensstarken Eheherrn zu Gunsten der Verlobten geltend machte. Und sie vermochte viel bei ihm. Landgraf Wilhelm faßte in Folge dessen auch den alsbald in Ausführung gebrachten Entschluß, das nichts weniger als löbliche und zeitgemäße Ueberbleibsel der früheren Leibeigenschaft abzuschaffen, wofür ihm seine Unterthanen, namentlich die Bürger Kassels auf jede Weise ihren Dank und ihre Freude zu erkennen gaben. An demselben Tage aber, an dem dieser fürstliche Wille kund gegeben wurde, fand die Hochzeit Valentin's und Maria's statt. Daß Maria Hessens letzte Lehnsbraut war, giebt diesem Ereigniß eine gewisse Bedeutung.

Hermann von Wartenschlehe aber begleitete seinen Herrn 1491 ins gelobte Land. Er sollte jedoch seine Heimat nicht wiedersehen, denn er starb bei der Rückreise auf der Insel Rhodos.

Schwank.

Die doppelte Ueberraschung. Im Winter von 1805 auf 1806 sprengte etwa eine Stunde nach Mitternacht ein Postillon durch die Straßen der Stadt Ziegenhain, welche damals noch Festung und von zwei Bataillonen Füsiliere der leichten Brigade besetzt war, und weckte durch sein schmetterndes Horn die Einwohner aus der süßen Ruhe. Das Ziel des Postillons war die Wohnung des Stabskapitains Philipp H...... Hier ließ er nicht eher vom Blasen ab, bis er alle Insassen des Hauses an die Fenster gelockt hatte. Als man ihn fragte, was er denn wolle, rief er hinauf, er bringe ein Schreiben an den Herrn Stabskapitain. Darin stehe, daß er das große Loos gewonnen habe. Flugs war der Stabskapitain an der Hausthüre, nahm das Schreiben in Empfang und gab dem Ueberbringer alles Geld, das er in der Tasche hatte. Dann stürmte er mit

der Freudenbotschaft zu den harrenden Seinigen und las ihnen das Schreiben vor, dessen Inhalt in der kurzen Mittheilung von dem Gewinn des großen Looses und einem Glückwunsch bestand. Dabei rühmte er die zuvorkommende Freundlichkeit der Lotterie-Direktion, die ihn sofort benachrichtigt habe, während die Ziehungslisten erst für den nächsten Mittag erwartet werden konnten. Während er sich noch mit den Seinigen über das ihm zugefallene außerordentliche Glück unterhielt, kamen auch wie auf Zauberschlag seine Kameraden, um ihm in stürmischem Jubel ihre Theilnahme zu bezeigen. Sofort wurde eine lange Tafel aufgestellt und alles, was an Speisen und Weinen im Haus und in der Nachbarschaft aufzutreiben war, aufgetischt. Es begann ein fröhliches Zechgelage, bei welchem ein Trinkspruch dem anderen folgte, und ein Gast den anderen mit Vorschlägen über die Verwendung des erlangten Reichthums überbot. So zechte und jubelte man bis zum hellen Tag hinein. Als sich endlich die Gäste entfernt hatten, überließ sich unser Stabskapitain, bei welchem sich in Folge der gewaltigen Aufregung des lärmenden Jubels und des reichlichen Weingenusses schließlich doch Abspannung eingestellt hatte, einem ungestörten Schlaf, der bis zum Nachmittag andauerte. Sobald er sich aber von dem Lager erhoben hatte, war sein erster Gang zu dem Lotterie-Kollekteur, um von diesem das Genauere zu erfahren. Schon beim Eintreten in dessen Zimmer fiel ihm die gleichgültige Miene des Mannes auf. Als ihm dieser aber auf seine Frage antwortete, sein Loos, sei mit einer Niete herausgekommen, stand er wie vom Donner gerührt da. Er wollte seinen Ohren nicht trauen. Als er sich aber mit eignen Augen überzeugt hatte, daß in den Listen nichts anderes stehe, als was er eben gehört hatte, eilte er, unfähig sich den Widerspruch des Schreibens mit den Listen zu erklären, spornstreichs nach Haus und nahm das Schreiben wieder zur Hand. Da sah er nun, daß das Schreiben, — etwas, was er im ersten Freudentaumel ganz übersehen hatte, — keine Namensunterschrift trug, ja er erkannte sogar an den Schriftzügen die Hand eines seiner Kameraden. Nun ging ihm ein Licht auf. Die ganze Sache war also ein etwas derber Scherz seiner Kameraden, den sich diese, wie sie es oft machten, um die lange Weile des Garnisonlebens zu verscheuchen, erlaubt hatten. Was war da zu machen? Es blieb ihm nichts anderes übrig als zu dem für ihn etwas theuern Spiel gute Miene zu machen und die Lotterie zu verwünschen. F. M.

Hessische Pfarranekdoten. Von dem Pfarrer Streibelein wird auch nachfolgende Anekdote berichtet, welche beweist, daß der Mann immerhin Selbsterkenntniß besaß, die auf drastische Weise zu Tage trat. Eines Tages ging Streibelein mit einem anderen Pfarrer spazieren, als sie auf einen Wegweiser stießen. Streibelein blieb stehen, zog seine Mütze und grüßte: „Guten Tag, Herr Kollege!“ und entgegnete auf die verwunderte Frage des anderen Pfarrers, was das bedeuten solle? „Nun er macht's wie wir, zeigt den Weg, aber geht ihn nicht.“ Noch andere Geschichten werden von ihm erzählt, die sich aber wegen der darin enthaltenen Unsauberkeiten nicht gut schriftlich wiedergeben lassen, aber einen schlagenden Witz bekunden.

Ein anderer höchst merkwürdiger Mann war der kürzlich verstorbene Pfarrer K. von H. der sich durch gewaltige Leibeskraft auszeichnete. Schon als Sekundaner soll er einen starken Primaner aus der Prima gegen seinen Willen geholt und auf das Katheder der Sekunda gesetzt haben. Als Pastor ließ er einen jeden neuangekommenen Bauer auf seine Stube kommen, und rang sich solange mit ihm, bis er ihn auf dem Boden hatte, entließ ihn aber dann mit den Worten: „Du bist ein braver Kerl, aber stärker als du bin ich doch.“ Eines Tages kam K. in der Revolutionszeit in ein Wirthshaus, in dem eine Anzahl Bauern weidlich über den Kurfürsten schimpften und haselirten. Eine Zeitlang ließ K. sie gewähren, trat aber dann plötzlich vor sie und erklärte ihnen: „Hört mal, Kerls, hier ist ein Wirtshaus, solang ihr nun allein seid, könnt ihr schimpfen, soviel ihr wollt, solange ich aber hier bin, haltet Ihr das Maul, oder es setzt etwas.“ Eine Zeitlang schwiegen nun die Bauern verblüfft, ließen aber dann ihren Mund um so eifriger spielen. Da tritt K. wieder zu ihnen und mit den Worten: „Na, wenn Ihr nicht hören wollt, sollt Ihr fühlen,“ holt er sich über die Tafel hin den stärksten Bauern heraus, hebt ihn in die Höhe und setzt ihn ruhig vor die Thür. Dann aber wendet er sich zu den übrigen Bauern mit den Worten: „So geht's jedem, der nun den Mund nicht hält.“ Es soll denn auch in der Wirthsstube sehr still geworden sein. C. F. Z.

Aus Heimath und Fremde.

Am 20. August, dem Geburtstage des am 6. Januar 1875 verstorbenen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, war ebenso wie in den Vorjahren, das Grabmal desselben auf dem alten Friedhofe mit Lorbeerkränzen, Blumen und roth-weißen Bändern, welche die fürstlich hanauische Familie, hohe Verwandte und dem früheren kurfürstlichen Hofe nahestehende Persönlichkeiten hatten niederlegen lassen, reich geschmückt. Auch war die Grabstätte vom Morgen bis zum Abend zahlreich besucht.

Die Prinzessin Karoline Louise von Ardeck, Enkelin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, hat sich mit dem Grafen von Lippe-Biesterfeld, erbherrlicher Linie, verlobt. Die Prinzessin ist am 12. Dezember 1868 geboren.

Der Rhönklub hielt seine diesjährige Hauptversammlung am 4. August in der schönen Mainstadt Würzburg ab. Die Aufnahme der Gäste seitens der Würzburger war eine überaus herzliche und der Verlauf des Festes ein nach jeder Richtung hin zufriedenstellender. Der vom Vorsitzenden, Dr. Justus Schneider von Fulda, erstattete Jahresbericht gab ein erfreuliches Bild sowohl von der Thätigkeit des Gesammtvorstandes wie derjenigen der einzelnen Sektionen, deren am 1. Januar 1889 30 bestanden mit 2583 Mitgliedern. Die Eröffnung der Bahn Fulda-Gersfeld erfolgte am 1. Oktober, der nächstes Jahr diejenige der Strecke Fulda-Tann folgen werde. Die Frequenz der neuen Bahn ist vortrefflich. Eine Haltestelle Milseburg wird angestrebt. Leider weigert sich der Kreisausschuß Gersfeld, die erforderlichen Grundstücke zu einem Verbindungswege zu derselben zu beschaffen, der Zentralausschuß habe deshalb wegen des nöthigen Grunderwerbs mit den Besitzern verhandelt, und es wird zunächst versucht, auf der gewonnenen neuen Grundlage eine endgiltige und alle Betheiligte befriedigende Regelung der Herstellung des Zufuhrweges herbeizuführen, so daß die Hoffnung begründet ist, daß es sich ermöglichen lassen werde, die Haltestelle Milseburg, deren Bedeutung für den Touristenverkehr nicht zu unterschätzen ist, mit Beginn des nächsten Sommers dem Betriebe zu übergeben. — Als Ort der nächsten Generalversammlung wurde das Rhönstädtchen Mellrichstadt bestimmt. Einstimmig wurde Fulda als Vorort und der bisherige Zentralausschuß, bestehend aus den Herren Dr. Justus Schneider als Vorsitzendem, Ludwig Uth als Schriftführer und Hermann Jacobson als Kassirer, auf drei Jahre wiedergewählt. Wir wünschen dem Rhönklub, welcher seit seiner Stiftung am 6. August 1876 andauernd eine im Interesse des Rhöngebirges sehr ersprießliche Thätigkeit entfaltet hat, ferneres Blühen und Gedeihen.

Universitätsnachrichten. Die Wahl des Professors der Theologie Dr. Wilhelm Herrmann zum Rektor der Universität Marburg für das Amtsjahr 1889/90 hat die ministerielle Bestätigung erhalten. — In Würdigung der hohen Verdienste um die Verwaltung der evangelischen Kirche und die Förderung aller kirchlichen Aufgaben in Hessen ist dem Präsidenten des königlichen Konsistoriums E. von Weyrauch zu Kassel, wie es in dem betreffenden Diplome heißt, „de ecclesiae rebus publicis novo ordine constituendis meritissimo, in resuscitando ecclesiae hac in provincia amore ac desiderio felicissimo viro animi strenui ingenii acuti iustitiae pariter dedito ac benevolentiae“ von der theologischen Fakultät der Universität Marburg die theologische Doktorwürde honoris causa verliehen worden.

An Stelle des mit dem 1. Oktober von Gießen an die Universität Marburg übersiedelnden Professors der Rechtswissenschaft Dr. H. O. Lehmann ist der Privatdocent Dr. Schmidt in Leipzig zum ordentlichen Professor der juristischen Fakultät der Universität Gießen ernannt worden.

Todesfälle. Am 10. August verschied zu Fulda nach längerem Leiden der P. Augustin Möller, Vikar des Klosters am Frauenberge bei Fulda, ein auch in weiteren Kreisen bekannter, als Kanzelredner und als Beichtvater sehr beliebter und hochgeachteter Klostergeistlicher. Während einer langen Reihe von Jahren bekleidete er die Stelle eines Garnisonspfarrers in Fulda, und hatte sich als solcher auch in militärischen Kreisen die allgemeine Hochschätzung erworben. Geboren war er im Jahre 1827 zu Fritzlar, die Ordensgelübde hatte er 1845 abgelegt und die Priesterweihe am 31. Oktober 1850 empfangen. Das Hinscheiden dieses würdigen Priesters hat weit über die Grenzen der Diözese Fulda hinaus die aufrichtigste Theilnahme hervorgerufen. R. i. p.

Am 28. August starb zu Weißenhirsch bei Dresden der frühere Oberpräsident von Hessen-Nassau August von Ende. Geboren war derselbe am 18. Mai 1815 zu Waldau bei Kassel, als Sohn des Forstraths Friedrich August von Ende, er war somit seiner Geburt nach ein Hesse. Er besuchte bis 1835 die Landesschule Pforta, studirte hiernach in Berlin Rechts- und Staatswissenschaft, war nach bestandenem Assessor-Examen bei den königl. preußischen Regierungen in Erfurt, Frankfurt a. O. und Breslau beschäftigt, von 1843—1853 war er Landrath des Waldenburger- und von 1853—1862 des Breslauer Land-Kreises, von 1862—1870 Polizeipräsident in Breslau, 1870 und 1871 Regierungspräsident in Schleswig, von 1872—1875 Regierungspräsident in Düsseldorf und Kurator der Kunstakademie daselbst. Zu Anfang 1876 wurde er zum Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau ernannt, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1881 verblieb. Herr von Ende war 1848 Mitglied des deutschen Parlamentes zu Frankfurt a. M., 1871 des deutschen Reichstages und im Jahre 1877 vertrat er in dem letzteren den 5. hessischen Wahlkreis Marburg-Frankenberg-Kirchhain. Er hatte ein besonderes Interesse für wirthschaftliche Angelegenheiten, für Handel und Industrie, und war ein eifriger Förderer derselben.

Hessische Bücherschau.

Deutsche Gedichte aus Oesterreich von A. Trabert. Zweiter Band: Ein Menschenleben. Frankfurt a/M. Verlag von Z. Wendel.

Was s. Z. in unserer Zeitschrift von dem ersten Bande der deutschen Gedichte aus Oesterreich von A. Trabert: Schwertlieder eines Friedsamen, gesagt worden ist, das gilt auch in vollem Maße von dem vorliegenden

zweiten Bande. Ein reiches, warmes Gefühlsleben pulsirt in den Gedichten, Heimath und Vaterhaus, Lenz und Liebe geben den Stoff zu freudig erregten und ernsten Gesängen. Die politischen Lieder mögen Vielen, die anderer Meinung sind als der Verfasser, oder die mit Goethe denken: „ein politisch Lied, ein garstig Lied," weniger zusagen, doch wird man auch ihnen den politischen Werth nicht absprechen. „Ein Menschenleben" ist der zweite Band betitelt und in der That, es spiegeln sich in demselben das eigene Leben des Verfassers, die bewegten Zeiten, die er durchgemacht, seine Bestrebungen, seine Hoffnungen und Täuschungen, seine Irrthümer wieder und wie ein Widerhall aus tiefem Herzensgrunde klingt sein Schlußwort:

Was ich wollte, was ich sollte,
Schlug nicht immer glücklich ein,
Denn der finstere Himmel grollte,
Wenn ich baut auf Sonnenschein.

Und die Jahre, die geraten,
Waren auch nicht alle gut.
Denn es treibt auf diesen Pfaden
Nur zu leicht der Jugendmut.

Keiner reiße fromm und weise,
Drum den Kranz vom Grabe mir,
Und beim Tadel, wie beim Preise,
Denkt: ich war ein Mensch wie Ihr. —

Den Freunden der Trabert'schen Muse wird die Nachricht willkommen sein, daß demnächst der dritte Band seiner deutschen Gedichte aus Oesterreich unter dem Titel „Trösteinsamkeit" erscheinen wird.

So eben erschien im Verlage von Otto Janke zu Berlin „Stromschnellen," Roman von Hugo Frederking, 3 Bände. Wir werden auf dieses Werk unseres hessischen Landsmannes und Dichters in einer späteren Nummer zurückkommen. **Z.**

Eine treffliche Schrift ist das soeben in geschmackvoller Ausstattung im Verlage der N. G. Elwert'schen Universitäts-Buchhandlung zu Marburg erschienene Büchlein: „Marburg, seine Hauptgebäude, Institute und Sehenswürdigkeiten nebst Chronik der Stadt und Universität und einem Führer in Marburgs Umgebungen. Mit dem Plane der Stadt und zwanzig Abbildungen nach Originalzeichnungen."

Verfasser dieses Büchleins ist der Universitäts-Buchdrucker Johann August Koch, ein geborener Marburger, der mit der geschichtlichen Entwickelung seiner Vaterstadt wohl vertraut und von großer Anhänglichkeit an dieselbe durchdrungen ist. Als Zweck seiner Schrift bezeichnet er in seinem Vorworte: Marburg, die alte Perle des Hessenlandes, in seiner Gegenwart in Wort und Bild dem Fremden, wie Einheimischen vorzuführen, um dazu beizutragen, daß diese durch ihre Lage so begünstigte Stadt, die alte berühmte Pflanzstätte der Wissenschaft, sich mehr und mehr Freunde erwerbe und erhalte. — Ohne Zweifel wird das Büchlein eine sehr günstige Aufnahme finden.

Vom Dechant H. F. Müller in Kassel, welcher sich bekanntlich als geistlicher Komponist, namentlich durch sein „Weihnachts-Oratorium", einen sehr geachteten Namen erworben hat, wird demnächst im Verlage von A. Maier in Fulda ein neues Werk: „Die heilige Elisabeth", geistliches Festspiel in 7 Bildern, für Soli, vierstimmigen gemischten Chor mit Klavierbegleitung und verbindenden Text, zur Aufführung mit lebenden Bildern, erscheinen.

Abriß einer Geschichte des Hessenlandes (mit Ausschluß der nach dem Tode Philipps des Großmüthigen abgezweigten Gebietstheile) zum Gebrauche der Schule zusammengestellt von Carl Wagner, Oberlehrer am Königl Wilhelms-Gymnasium zu Cassel. Cassel, Verlag von E. Hühn. 1889. (8^0 52 Seiten. Preis 75 Pf. kartonnirt.)

Wir müssen vor allem dem Verfasser dafür sehr dankbar sein, daß er dies für das Bedürfniß der Schüler geschriebene, ursprünglich nur für die Schüler bestimmte Büchlein, durch den Buchhandel weiteren Kreisen zugängig gemacht hat;*) damit ist er einem längst und dringend gefühlten Bedürfnisse entgegengekommen. Auch darf man mit der Lösung der Aufgabe, die eigenthümliche Schwierigkeiten bietet, vollauf zufrieden sein, da es, trotz des engen Raumes, dem Verfasser gelungen ist, von der chattischen Vorzeit bis zur Gegenwart ein kurzes Abbild hessischer Geschichte zu geben, in dem man von wichtigen Strichen nur wenige vermißt und in dem fast keine Linie verzeichnet erscheint. Die unbedeutenden Mängel, die dem Werkchen noch anhaften, erklären sich aus den benutzten Hilfsmitteln, die zum großen Theile minder wichtig — wie Nr. 3 bis 8 und Nr. 13 des S. 52 gegebenen Verzeichnisses — oder wie Nr. 6 völlig werthlos und für Laien gefährlich sind. Eine solche Zusammenstellung dient zugleich als Litteraturangabe für Leser, die sich selbst weiter unterrichten wollen, und da müßten statt obiger Bücher andere werthvollere Schriften aufgeführt sein. Ich nenne hier nur: Rehms Handbuch der Geschichte beider Hessen bis 1648, Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme 1875 u. ö., Vilmars hessische Chronik (1854) und Hoffmeisters historisch-genealogisches Handbuch (3. Aufl. 1874), sowie vor allem sämmtliche 25 Bände der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde nebst den Supplementen. Zuletzt die „Allg. Deutsche Biographie".

*) Rühmend anzuerkennen ist, daß beide Kasseler Gymnasien die hessische Geschichte schon länger in ihren Unterrichtsplan für Secunda aufgenommen haben.

Vielleicht entschließt der Verfasser sich bei nächster Auflage, die dem Büchlein hoffentlich bald zu Theil wird, schon den Titel etwas umzugestalten, sowohl dem Ausdrucke wie Umfange nach. Erstens wird eine *hessische* Geschichte geboten und nicht eine solche des Hessenlandes, unter welchem Begriff — man mag ihn fassen wie man will — kaum Hanau und sicher nicht Rinteln und Schmalkalden fallen. Dann ist die darmstädtische Geschichte bis 1654 so eng mit derjenigen von Hessen-Kassel verflochten und bis zur Hanauer Erbschaft so kurz zu fassen, daß sie in wenigen Zeilen angefügt werden kann sammt Darmstads Schicksalen bis zum Rheinbunde und im Großherzogthume, ebenso wie die Thaten des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg aus diesem Heldengeschlechte und die Jahre 1816—1866 dieses Ländchens.

Weiter ist durch Müllenhoff erwiesen, daß Chatti sprachlich sich zu Hessen entwickeln *mußte* und daß diese Benennung wohl von ihrer Kleidung, dem Hute, herkommt wie bei Sachsen und Franken von ihren Waffen. Bonifatius, eine Latinisirung seines Taufnamens Winfrid, starb 755 und hat in Fulda sein ehernes Standbild (1842) erhalten. S. 10 muß es in der Uebersicht 1122 heißen und darf Zeilen 3 von unten etwa noch bemerkt werden, daß alle vier nach H. Raspe I. sich ebenso nannten und alle kinderlos starben. S. 11 könnte Landgraf Konrads Todesjahr († 1241) zugefügt werden und S. 12 wäre deutlich zu bemerken, daß H. R. schon 12 Jahre beider Lande Geschicke allein gelenkt hatte. S. 13 ist zu erwähnen, daß Sigfrid von Anhalt auch Erbansprüche machte, aber nichts erhielt. Der hessisch-thüringische Erbfolgekrieg hätte nach den abschließenden Untersuchungen von Ilgen und Vogel (Zeitschr. des Vereins für hessische Geschichte) genauer dargestellt werden müssen, wonach Heinrich der Erlauchte zuerst Vormund seines Neffen war und erst nach und nach die Feindschaft sich entwickelte. S. 14 ist in zu unbestimmten Grenzen von dem „Chattenlande“ geredet und S. 15 wäre zu erwähnen, daß die erste Theilung in Ober- und Niederhessen nur drei Jahre dauerte, sowie daß Otto 1366 starb. S. 16 unten ist die Zeit nach dem Tode Ludwigs I. bis 1491 zu kurz behandelt, die Landgrafen Ludwig II. und Heinrich III. sind gar nicht erwähnt und die harten zwischen ihnen wüthenden Fehden und blutigen Bruderkriege um die Theilung Hessens, während der Heinrich III. 11 Jahre lang Vormund über seinen Kasseler Neffen war.

Warum fehlen überhaupt die Regierungsjahre der Fürsten vor Landgraf Karl außer für Landgraf Philipp, sowohl im Texte als in der Regententafel? Das große Publikum vermißt dieselben. Kinder behalten sie leichter in Acht als allgemeine Zeitbestimmungen. Die Zahlen sind reichlich ebenso wichtig, als die der brandenburgischen Kurfürsten vor Friedrich Wilhelm, welche doch auch auswendig gelernt werden müssen. S. 24 ist bei *Amelie* Elisabeth von „Hanau“ vergessen und S. 27 sind die vielen Colonien der Refugiés in Hessen nicht genannt. S. 28 muß stärker betont werden, daß Wilhelm VIII. seit 1730 allmächtiger Statthalter in Hessen für den königlichen Bruder war. S. 35 unten fehlt: (Denkstein auf dem Forste, wo Emmerich, Hasserodt u. A. fielen. S. 45 fehlen die drei Regenten Hessens Namens Heinrich Raspe und, wie schon erwähnt S. 46/47 viele Regerungszahlen, die sich jedoch der Leser leicht selbst nachtragen kann. Alle diese kleinen Ausstellungen wollen und können natürlich den großen Werth des Büchleins nicht vermindern. Es ist unter jetzigen Verhältnissen in der hessischen Geschichtslitteratur die denkbar beste Lösung der Aufgabe und empfehlen wir dringend allen, die für hessische Geschichte Interesse haben, dieses Büchlein zu lesen und sich die kleine Ausgabe nicht verdrießen zu lassen. Denn einen völlig gut begründeten Abriß zu schreiben, wird überhaupt erst möglich sein, wenn wir eine, heute noch ungeschriebene hessische Geschichte besitzen, zu welcher der leider zu früh verewigte Oberbibliothekar Dr. Duncker berufen wie keiner war. Zur Zeit ist jedoch dies Ziel noch recht fern, da noch viele, meist kritische, Vorarbeiten zu erledigen sind.

Dr. phil. *Seelig*.

Briefkasten.

M. H. Regensburg. Einverstanden. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

J. G. Fulda. Ihr freundliches Anerbieten nehmen wir mit Dank an. Entschuldigen Sie gütigst die verzögerte Antwort. Näheres brieflich.

G. K. Hannover. Abdruck wird demnächst erfolgen.

C. Th. D. Marburg. Die eingesandte Mittheilung haben wir mit großem Interesse gelesen. Sie wird in dem angekündigten Nachtrags-Artikel Verwendung finden.

L. M. Eschwege. Soeben erhalten und zur Aufnahme in die nächste Nummer bestimmt. Freundlichsten Gruß.

☛ **Die auswärtigen, die Zeitschrift „Hessenland“ unter Streifband beziehenden Abonnenten, welche mit den Quartalsbeträgen noch im Rückstande sind, werden höflichst ersucht, dieselben im Laufe des Monats September an den unterzeichneten Redakteur und Verleger einsenden zu wollen.**

F. Zwenger,
Jordanstraße 15.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 18. Kassel, 18. September 1889.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt gleichmäßig für hier und auswärts vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2705).

Inhalt der Nummer 18 des „Hessenlandes": „Das schönste Bild", Gedicht von Karl Schaumburger; „Ueber die Bedeutung von Marburg in der Geschichte von Hessen," Vortrag, gehalten in der Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Marburg am 18. Juli 1889, von Dr. Friedrich Münscher (Schluß): „Die Bonifatiusgruft im Dome zu Fulda", von J. Grineau; „Eduard Wendelstadt," ein Lebensbild, von F. Zwenger (Schluß); „Brod'r Loll's"; Eine hessische Teufelsgeschichte", Gedicht von C. Preser; „Am Hessen-Denkmal", Gedicht von Ludwig Mohr; Aus alter und neuer Zeit: „Quidquid delirant ....", „Kleider machen Leute", „Hessische Mitglieder des Illuminaten-Ordens"; Aus Heimath und Fremde; Hessische Bücherschau.

Das schönste Bild.

Was ist des Lebens schönstes Bild,
Was spricht so warm zum Herzen,
Wenn's fromm den Sinn gefangen hält
Wie strahlende Altarkerzen?
In dem des Lebens Ernst sich hold
Mit Jugendblüthe paaret,
Der Menschheit Zweck und reinstes Glük
Sich selig offenbaret?
In dem die Zukunft ahnungsvoll
Die Gegenwart schon grüßet,
Der höchsten, reinsten Wonne Strahl
Aus Aug' in Auge fließet?

Nicht ist's des Lebens höchster Stand
In Glanz und Königshallen,
Der Held nicht, wenn im Feld der Wahl
Die eh'rnen Loose fallen,
Nicht Schönheit ist's, noch Reichthums Pracht,
Mit Einfluß, Macht verbunden,
Nicht Dichterhaupt noch Denkerstirn,
Von Lorbeer stolz umwunden;
Ja selbst die Liebe ist es nicht
Im ersten reinsten Glücke, —
So nenn' es endlich, mein Gedicht,
Was am höchsten das Leben schmücke:
Das Holdseligste und Lieblichste,
Was ich auf Erden finde,
Das ist und bleibt mir immerdar
Junge Mutter mit ihrem Kinde!

Karl Schaumburger.



Ueber die Bedeutung von Marburg in der Geschichte von Hessen.

Vortrag, gehalten in der Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Marburg am 18. Juli 1889,

von Dr. Friedrich Münscher.

(Schluß.)

III.

Eine noch höhere Bedeutung, meine Herren, erlangte Marburg für Hessen durch die Einführung der Reformation. Am Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts lastete nämlich auf Hessen in Bezug auf Religion und Wissenschaft dicke Finsterniß. Die Mönche hatten ihre ursprüngliche Aufgabe, für die Bildung des Volkes zu sorgen, vergessen und waren in Trägheit und Zuchtlosigkeit versunken. Die Weltgeistlichen waren nicht viel besser. Nur wenige unter ihnen besaßen wissenschaftliche Bildung und den Ruf eines ehrbaren Wandels. Der jugendliche Landgraf Philipp, nachmals der Großmüthige genannt, der im Jahr 1518 die Regierung des Landes angetreten hatte, verschloß seine Augen nicht vor diesem kläglichen Zustand, aber er stand der gewaltigen Bewegung, welche durch Luther und seine Freunde zur Erneuerung der christlichen Kirche hervorgerufen worden war, zunächst zuwartend gegenüber. Erst im Sommer des Jahres 1525, als er im Krieg gegen den Aufruhr der Bauern siegreich in die Stadt Hersfeld eingezogen war, wurde er durch die Predigten des dortigen Pfarrers Adam Kraft, sowie etwas später durch den Verkehr mit den sächsischen Fürsten zu einem entschiedenen Anhänger der neuen Lehre. Aber zu einer Umwandlung der kirchlichen Verhältnisse seines Landes schritt er nicht eher, als bis im Sommer 1526 auf dem Reichstag zu Speier es jedem Reichsstand freigestellt wurde, es mit der Religion in seinem Lande so zu halten, wie er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten gedenke. Nun war er der erste deutsche Fürst, der von dieser Befugniß Gebrauch machte, und — er that es mit ebensoviel Eifer als Weisheit. Nicht einen Schritt der Willkür wollte er vornehmen, sondern mit dem Beirath und unter Zustimmung aller urtheilsfähigen Männer des Landes wollte er eine Verbesserung der kirchlichen Zustände herbeiführen. Zu dem Ende berief er auf Sonntag den 26. Oktober 1526 die Landstände und sämmtliche Geistliche, sowohl Mönche als Pfarrherrn, aus seinem ganzen Lande zu einer Synode nach Homberg. Morgens 7 Uhr begannen an dem genannten Tag in der dortigen Pfarrkirche die Verhandlungen in Gegenwart des Landgrafen und seiner Räthe sowie der geistlichen und weltlichen Vertreter des Landes. Zuerst trat im Auftrag des Fürsten der Kanzler Johannes Feige aus Lichtenau auf und eröffnete die Versammlung. Er schilderte zunächst die kirchliche Noth, wies dann auf die zu Speier jedem Landesfürsten ertheilte Befugniß hin und erklärte schließlich, daß sein Herr von dieser Befugniß keinen gewaltthätigen Gebrauch machen, Niemanden in seinem bisherigen Glauben stören, sondern nur mit dem Beirath und mit der Zustimmung der Versammlung eine Kirchenverbesserung anbahnen wolle. Zu dem Ende habe er zwei gelehrte und fromme Männer beauftragt, der Versammlung geeignete Vorschläge zu unterbreiten. Demgemäß erhob sich nun der heißblütige Franzose Franz Lambert aus Avignon, der von der evangelischen Wahrheit ergriffen, sein Kloster verlassen hatte, trug 158 lateinische Sätze, welche die Hauptpunkte der beabsichtigten Verbesserung enthielten, vor und vertheidigte sie mit feuriger Beredtsamkeit. Zum Schluß forderte er jeden, der nicht mit den Sätzen übereinstimme, auf, ihn mit Gründen aus der heiligen Schrift zu widerlegen. Nachmittags behandelte dann Magister Adam Kraft, der Sohn eines Bürgermeisters von Fulda, in deutscher Sprache die 158 Sätze und machte durch seine ruhige, zum Herzen gehende Rede noch tieferen Eindruck. Auch er schloß mit derselben Aufforderung an die Versammelten wie Lambert. Aber aus der zahlreichen Versammlung meldeten sich nur zwei Männer zur Gegenrede. Der Guardian Nikolaus Ferber aus dem Fran=

ziskanerkloster zu Marburg und der Pfarrer von Waldau bei Kassel, Namens Johannes Sperber. Die Verhandlung mit diesen Gegnern fand am folgenden Tag statt, aber die Einwendungen derselben fielen so kläglich aus, daß sie nur Mitleiden erweckten, und wurden schlagend widerlegt. Ferber entfernte sich mit Erlaubniß des Landgrafen und Sperber gab seinen Widerspruch auf. So wurde denn am 3. Tag die vorgeschlagene Reformations-Ordnung durch den übereinstimmenden Willen von Fürst und Volk förmlich angenommen und für das ganze Land eingeführt. Dieser Ausgang, meine Herren, ist gewiß ein rühmliches Zeugniß für den gesunden Sinn unserer Vorfahren, welche wohl fühlten, was ihnen fehlte, und nicht säumten, dem Mangel abzuhelfen.

Wenn es aber in der hessischen Finsterniß Licht werden, wenn christliche Frömmigkeit und wissenschaftliche Bildung verbreitet werden sollte, so war vor allen Dingen die Errichtung geeigneter Lehranstalten erforderlich. Man beschloß daher, daß die Güter der aufzuhebenden Klöster nicht nur zur Pflege von Mönchen und Nonnen, welche ihrem bisherigen Stand nicht entsagen wollten, und von Kranken und Siechen, sowie zum Unterhalt von unverheiratheten Töchtern der hessischen Ritterschaft, sondern vornehmlich zur Gründung guter Schulen zu verwenden seien. Als dann der Landgraf den Wunsch aussprach, daß zum Sitz der hohen Schule für Hessen Marburg bestimmt werde, fanden die Anwesenden diesen Vorschlag so selbstverständlich, daß allgemeine Zustimmung erfolgte. Denn diese Stadt lag in der Mitte des von der Werra bis in die Nähe des Neckars ausgedehnten Landes, sie enthielt das Grab der heiligen Elisabeth, in dessen Nähe die hessischen Fürsten zur Sicherung ihres Seelenheils die letzte Ruhestätte gesucht hatten, ja sie pflegte sogar deswegen die heilige Stadt Hessens genannt zu werden. Außerdem boten die drei hier befindlichen Klöster der Franziskaner, der Dominikaner und der Brüder des gemeinsamen Lebens entsprechende Räume für die Zwecke der neuen Universität. Genug, Marburg wurde zum Sitz der hohen Schule erkoren; von hier aus sollte das Licht des Evangeliums und geistiges Leben in alle hessischen Gaue verbreitet werden. Schon am 1. April 1527 hatten sich 10 Professoren, darunter Adam Kraft und Franz Lambert, welche sämmtlich von dem Landgrafen zu dieser ersten evangelischen Universität Deutschlands berufen waren, hier eingefunden. Am 30. Mai wurden von dem ersten Rektor derselben Jakob Eisermann aus Amöneburg (lateinisch Ferrarius Montanus genannt) 104 Studenten immatrikulirt, und bis gegen Ende Juni waren alle Vorbereitungen zur Eröffnung vollendet. So wurde denn am 1. Juli des Jahres 1527 in Gegenwart der Professoren und Studenten die neue Universität durch eine Rede des Kanzlers Johannes Feige, welcher den Landgrafen vertrat, sowie des Rektors Eisermann feierlich eingeweiht. Und mit vollstem Recht konnte sie eine evangelische genannt werden. Denn nicht blos für die Professoren der Theologie, sondern auch für die der übrigen Fakultäten galt das Evangelium als einzige Richtschnur ihres Lebens und Lehrens. Auch erfreute sie sich der fortwährenden Unterstützung und Fürsorge des Landgrafen Philipp. So errichtete er im Jahr 1529 als Vorschule zu den akademischen Studien dahier ein Pädagogium, so veranlaßte er in demselben Jahr die Gründung eines theologischen Seminars, in welchem begabte, junge Leute auf öffentliche Kosten zu tüchtigen Pfarrern und Lehrern herangebildet werden sollten. Ja in demselben Jahr erwählte er auch Marburg und seine Universität zu der Stätte, in welcher die Häupter der beiden evangelischen Richtungen, Luther und Zwingli, durch gegenseitigen Austausch ihrer Ansichten vom 1. bis 3. Oktober den Grund zu einer Union legen sollten, freilich ein Unternehmen, das in jener Zeit sein Ziel verfehlte. Die Verhandlungen fanden bekanntlich in denselben Räumen statt, in welchen wir uns jetzt befinden. So begann denn mit der Gründung der hiesigen Hochschule auf ein Jahrhundert hinaus in Hessen ein segensreicher geistiger Aufschwung, der erst durch die Greuel des 30jährigen Krieges — Hessen hatte ja besonders unter denselben zu leiden — gehemmt und fast erstickt wurde.

IV.

Auch eine traurige Bedeutung hat Marburg in der Geschichte von Hessen erlangt, allerdings ohne die Schuld, ja gegen den entschieden ausgesprochnen Willen seiner Bewohner. Denn über unsere Stadt brach im 17. Jahrhundert ein Streit aus, welcher mehr als 40 Jahre lang nicht nur die beiden nahe verwandten hessischen Fürstenhäuser, sondern auch deren Unterthanen verfeindete, zuletzt sogar zu einem mit Feuer und Schwert ausgefochtenen Bruderkrieg führte. Aber die Schilderung solcher unseligen Begebenheiten eignet sich nicht für unsere Feststimmung. Ich will deshalb nur auf zweierlei aufmerksam machen, einmal darauf, daß die Veranlassung zu dem Streit im Jahr 1605 durch Landgraf Moritz von Hessen-Kassel hier gegeben wurde, indem er den Gewissen der Marburger Gewalt anthat und 55 Pfarrer in Oberhessen widerrechtlich absetzte — sodann darauf, daß der hessische Bruderkrieg hier auch sein Ende fand. Nachdem nämlich Stadt und

Schloß von niederhessischen Truppen besetzt worden waren, vertheidigte der niederhessische Oberst Stauf um Weihnachten 1647 das hiesige Schloß mit solcher Tapferkeit gegen den kaiserlichen General-Feldmarschall Melander von Holzapfel, daß dieser die Belagerung, welche er zu Gunsten der Darmstädter unternommen hatte, aufhob. Jetzt endlich verzweifelte der Landgraf von Hessen-Darmstadt daran, Marburg je wieder zu bekommen und bot die Hand zum Frieden, welcher im Frühjahr 1648 zu Stande kam. —

Endlich, hochgeehrte Herren, gestatten Sie mir in wenigen Worten auf die Bedeutung hinzuweisen, welche Marburg in den letzten 20 Jahren, fast gleichzeitig mit der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums, erlangt hat. Diese Bedeutung ist eine doppelte. Die eine bezieht sich nur auf unsere Heimath, aber für deren Bewohner, insbesondere für Sie, meine Herrn, für Glieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, ist sie von der größten Wichtigkeit. Ich meine die im Frühjahr 1870 hier erfolgte Gründung eines hessischen Landesarchivs. Das einzige, soviel ich weiß, noch unversehrt gebliebene Schloß unserer alten Landgrafen hat man zur Aufnahme gewählt, die früheren, unwürdigen Insassen, die Sträflinge, hat man daraus entfernt, man hat es in seinen Umgebungen, wie in seinem Innern würdig ausgestattet und hat es zur geistigen Schatzkammer unseres Heimathlandes gemacht. Hier sind alle auf seine Schicksale und Verhältnisse bezüglichen Urkunden und Zeugnisse vereinigt, hier findet sich eine reichhaltige Sammlung heimathlicher Alterthümer und Merkwürdigkeiten seit den Anfängen deutscher Kunst bis zur Gegenwart versammelt, kurz, hier tritt uns gewissermaßen die hessische Geschichte verkörpert entgegen. Wir dürfen darum hoffen, daß mit der Gründung des Archivs und seiner Sammlungen eine neue Epoche für die heimathliche Geschichte und Landeskunde anbrechen werde. Daneben ist zu gleicher Zeit auch nach einer anderen Seite hin die Geltung Marburgs gestiegen durch das Aufblühen der hiesigen Universität. Diese ist seit den letzten 20 Jahren in umfassenderem Sinn eine deutsche Universität geworden. Jahrhunderte lang war sie die Lehrmeisterin vorzugsweise für die Jugend des Hessenlandes, jetzt versammelt sie in ihren Hörsälen Schüler aus allen Theilen des deutschen Reichs. Sie hat jetzt ein ihrer würdiges Haus bekommen, an dessen Ausbau noch fortwährend gearbeitet wird, sie ist durch eine Anzahl von wissenschaftlichen Instituten bereichert worden, die Zahl der Lehrer ist bedeutend gewachsen, die Zahl der Lernenden ist auf das Dreifache gestiegen. Marburg ist, so zu sagen, aus einem Universitäts-Dorf, wie es der große Historiker Leopold Ranke zu nennen liebte, zu einer Universitäts-Stadt geworden, aber die ursprüngliche Bestimmung, eine Hochschule für Hessen zu sein, ist dadurch nicht beeinträchtigt, sondern gefördert worden. Möge nun unsere Universität die neu gewonnene Stellung auch für kommende Zeiten behaupten und stets bemüht sein, der studierenden Jugend neben den Schätzen der Wissenschaft einfache reine Sitten, vaterländische Gesinnung und christliche Frömmigkeit einzuprägen!

Zum Schluß erlaube ich mir noch den Herren, die von auswärts gekommen sind, einen Wunsch auszusprechen. Möchte es Ihnen, innerhalb und außerhalb unserer Mauern wohl gefallen, möchten Sie mit dem Gefühl der Befriedigung in Ihre Heimath zurückkehren, namentlich mit dem Bewußtsein, durch gemeinsame Liebe zu unserer hessischen Heimath und durch brüderliche Landsmannschaft stets mit uns verbunden zu sein!

Die Bonifatiusgruft im Dome zu Fulda.

Wie wir bereits in Nr. 14 dieser Zeitschrift mitgetheilt haben, ist nunmehr die künstlerische Ausschmückung der Bonifatiusgruft im Dome zu Fulda bestimmt in's Auge gefaßt worden. Zur thatkräftigen Förderung dieses Planes ist jetzt auch daselbst ein Comité, bestehend aus dem hochw. Bischofe, einigen Domherren, dem Oberbürgermeister und einem Stadtrathsmitgliede, zusammengetreten, das in einem warmen Aufrufe das Interesse für das Unternehmen zu wecken bemüht ist und alle Verehrer des Apostels der Deutschen auffordert, die Hände doch freigebig zu dem schönen und pietätsvollen Zwecke zu öffnen. Wenn nun dieser Ruf überall im deutschen Volke, wo das Andenken an einen der größten Wohlthäter unseres Vaterlandes nicht erloschen ist, begeisterten Widerhall finden dürfte, so mögen auch die Bewohner des Hessenlandes nicht vergessen, was die Pflicht der Ehre und Dankbarkeit insbesondere von ihnen fordert.

Um die Aufmerksamkeit der Leser dieses

Blattes auf das geplante Werk zu lenken, wollen wir hier kurz die Geschichte der ehrwürdigen Grabesstätte folgen lassen.

Es ist bekannt und in jedem Geschichtsbuche zu lesen, daß St. Bonifatius Fulda, seine Lieblingsschöpfung, wo im Jahre 744 sein Jünger Sturmi das Zeichen der Erlösung in die buchengrüne Waldeinsamkeit gepflanzt, ausdrücklich sich zur letzten Ruhestätte erkoren hatte, und daß nach seinem am 5. Juni 755 bei Dokkum erfolgten Martyrtode wirklich sein Leichnam dorthin überführt worden ist, obgleich auch Utrecht und Mainz denselben beansprucht hatten. In dem kleinen Gotteshause, dessen Bau Bonifatius selbst geleitet, wurde er vor dem von ihm zu Ehren des göttlichen Erlösers geweihten Altare beigesetzt, an der Stelle, wo sich das Hauptportal der jetzigen Domkirche befindet. Hier, inmitten jener vier Völker, welchen er zuerst die Heilsbotschaft gebracht, zwischen Hessen, Thüringern, Franken und den Bewohnern der Wetterau, ruht er nun, und sein Grab, welches die Wallfahrer in Schaaren aus den weitentlegensten Gauen herbeizog, wurde für das Kloster eine Quelle des reichsten Segens. Die Mönche hüteten es auch als ihren größten Schatz und trugen die eifrigste Sorge für seine würdige Ausschmückung.

Schon Sturmi, der erste Abt, erweiterte die Kirche und ließ durch die Gold- und Silberschmiede seiner Klostergemeinde einen auf Säulen ruhenden, kunstvoll gearbeiteten Baldachin, „Requiem" genannt, darüber aufbauen. Er selbst aber wurde nach seinem Hinscheiden (779) südwärts zur Seite seines väterlichen Freundes und Meisters gebettet, während Winfried's Nichte Leobgyth oder Lioba, eine angelsächsische Klosterfrau, die durch Errichtung und Leitung der ersten deutschen Frauenschulen überaus segensreich an der Verbreitung christlicher Kultur mitgearbeitet hatte, nordwärts von ihm, ihre letzte Ruhestätte im Jahre 780 erhielt.

Die folgenden Aebte Baugulf und Ratgar erweiterten und verschönerten die Kirche mehr und mehr, so daß ein völliger Umbau entstand, den erst Eigil, der vierte Abt, vollendete. Am 1. November 819, dem Feste Allerheiligen, fand die feierliche Einweihung dieses Gotteshauses: einer großen kreuzförmigen Basilika mit drei Chören und zwei Krypten — der ersten doppelchörigen Münsterkirche in Deutschland — „in honorem St. Salvatoris et St. Dei genitricis Mariae et Petri apostoli et ceterorum apostolorum" durch den Erzbischof Haistulf von Mainz unter großer Betheiligung statt. Hierbei wurden die Gebeine des hl. Bonifatius aus ihrem bisherigen Grabe erhoben und in feierlichem Zuge vom Ostchor in den Westchor übertragen, um dort in einem steinernen Grabmale beigesetzt zu werden — ein Ereigniß, von dem uns der Mönch Candidus, welcher die Kirche mit herrlichen Wandmalereien geschmückt, eine genaue metrische Beschreibung hinterlassen hat.

Auch Eigil's hochberühmter Nachfolger in der Abtswürde, Hrabanus Maurus, ließ sich die Ausstattung der hehren Grabesstätte sehr angelegen sein, ebenso spätere Aebte, wie namentlich Hugo (891— 915), der den Grabesaltar auf's Kostbarste mit Gold und Edelsteinen verzierte. In dieser Münsterkirche fand auch König Konrad I. der Franke, sein Grab, doch wurde sie im Jahr 937 von einem sehr traurigen Ereigniß heimgesucht. Kaiser Otto I. verweilte gerade im Kloster Hersfeld, eine Tagereise nur von Fulda entfernt, als die Kunde kam, daß die Kirche und das Kloster des hl. Bonifatius fast gänzlich abgebrannt seien. Nach der Münzer'schen Chronik soll ein Blitzstrahl den Brand entzündet haben. Der Kardinal Abt Hadamar ließ es sein eifrigstes Bestreben sein, die Kirche bald wieder herzustellen, so daß schon im Jahre 948, ebenfalls am Allerheiligenfeste, die Einweihung durch den päpstlichen Legaten Marinus in Gegenwart Otto's des Großen erfolgen konnte.

Diese mit zwanzig Säulen gezierte Basilika soll der vorigen an Form und Größe gleich, nur die Ausschmückung noch weit prächtiger gewesen sein. Auch sie hatte ein Kreuzschiff, sowie einen Ost- und Westchor über zwei Krypten.

Werniher, der fünfzehnte Abt, verschönerte sie, indem er gegenüber dem Ostchor eine prachtvolle Taufkapelle erbaute, die durch eine doppelte Säulenhalle, das „Paradies" genannt, mit der Hauptkirche verbunden wurde.

Dieser Prachtbau, der im Laufe der Zeit noch durch drei steinerne Thürme und verschiedene umkränzende Kapellen vervollständigt wurde, hatte sich in seiner Grundgestalt nahezu durch acht Jahrhunderte erhalten, wenn auch manches schwere Verhängniß über ihn kommen sollte. So stürzte im Jahre 1122 der südliche Thurm ein und verschüttete die beiden daran hängenden Säulengänge, wie auch den im Ostchor befindlichen Altar der hl. Jungfrau, und sieben Altäre im südöstlichen Theil der Kirche.

Die langsame Wiederherstellung war erst 1157 vollendet, wonach eine neue Weihe durch die Bischöfe Eberhard von Bamberg und Hermann von Verden erfolgte, welcher Kaiser Friedrich I. Barbarossa nebst vielen Großen des Reiches beiwohnte.

Verheerende Brände trafen die Kirche in den Jahren 1286 und 1397. Der erstere soll durch

die Unvorsichtigkeit des Küsters, der andere aber durch einen Blitzstrahl, in dem man ein Strafgericht Gottes sah, entstanden sein. Auf das Nachsuchen des Abtes Johannes von Merlau hatte nämlich Papst Bonifatius IX. das Verbot aufgehoben, welches allen Frauen den Eintritt in die Kirche verschloß. Am 5. Juni 1397 standen zum ersten Male die Kirchenthore auch für fromme Beterinnen, die sich zum Grabe des hl. Bonifatius drängten, offen, und siehe, zwei Tage später fiel der zündende Funke vom Himmel, — was Wunder, wenn das abergläubische Volk darin eine Strafe für die freventliche Neuerung sah. —

Langsam erhob sich die Stiftskirche aus der Zerstörung, ohne jedoch wieder die frühere Schönheit zu erlangen. Aber wenn ihr auch der von Abt Hadamar verliehene Schmuck fehlte, so war sie doch nach Grundlage und Eintheilung unverändert geblieben und stand noch immer als ein herrliches Denkmal des altchristlichen Basilikenstyles da, als im Jahre 1700 Adalbert von Schleifras zum Fürstabt erwählt wurde. Natürlich sah dieser perrückentragende Fürst in dem prächtigen mittelalterlichen Bauwerk nichts anderes als das Gebilde eines rohen Geschmackes, und da ihm sein sparsamer Vorgänger Placidus von Droste die Summe von 600,000 Gulden zur Restauration der Kirche hinterlassen hatte, so entschloß er sich zu einem totalen Neubau im Geschmacke seiner Zeit. Dem feinsinnigen Architekten Johannes Dienzenhofer aus Bamberg, den er von Rom nach Fulda berufen hatte, übertrug er diese Sache, und dieser führte in den Jahren 1704—1712, nach dem Vorbild der St. Peterskirche zu Rom, im römischen Barockstyl die jetzige Domkirche auf, welche am 15. August 1712 eingeweiht wurde. Wenngleich es gewiß sehr zu beklagen ist, daß Adalbert I. die schöne altehrwürdige Stiftskirche ohne Noth und nur aus Baulust dem Untergange geweiht hat, so ist doch auf der anderen Seite anerkannt, daß Dienzenhofer's lauteres Schönheitsgefühl alle abenteuerlichen Ausschreitungen vermieden und in seiner Schöpfung ein edles Kirchenbild gegeben hat, das durch schlichte Würde und ruhigen erhabenen Ernst sich vor den meisten gleichzeitigen deutschen Bauwerken sehr vortheilhaft auszeichnet. Indem wir davon absehen, hier eine ausführliche Beschreibung des Fuldaer Domes zu geben, wollen wir nur hervorheben, daß gerade die Anordnung der in Kreuzesform erbauten Bonifatiusgruft bei Sachverständigen hohes Lob findet. Sie befindet sich unter dem hohen Chore, an Stelle der früheren westlichen Krypta, bei deren Erweiterung und Erneuerung es dem Baumeister zur Pflicht gemacht worden war, den Sarkophag des Heiligen unverrückt stehen zu lassen. Letzterer ist in einen reich geschmückten Altar eingeschlossen, dessen Skulpturen aus Alabaster der Fuldaer Bildhauer Johannes Neudecker geschaffen hat. Das Altarblatt zeigt die Ermordung des Apostels, das Antipendium in liegender Stellung eine ehrfurchtgebietende Gestalt, die sich aus dem Grabe zu erheben scheint. Die geplante stylgerechte Ausschmückung will diesem Altare nur eine reichere Vergoldung zu Theil werden lassen, während das große Bogenfenster auf der gegenüberliegenden Westseite, das einzig die Gruft erhellt, dreigliedrige Glasgemälde erhalten soll. Die freistehenden Säulen dorischer Ordnung, welche die Wölbung tragen, sollen reich mit Marmor bekleidet werden, wie auch die Seitenwände, die in Nischen sechzehn kolossale aus Sandstein gearbeitete aber broncirte alte Statuen hl. Päpste und Bischöfe darbieten, durch wirkungsvolle Ornamentik belebt werden sollen. Außerdem sind noch zwei Wandgemälde für das Gewölbe, mosaikartiger Bodenbelag, sowie eine Verschönerung der zwei breiten Treppen, welche die Verbindung mit der Oberkirche vermitteln, in Aussicht genommen.

Das Königl. Staats-Ministerium hat bereits die Vorarbeiten durch Baurath Hofmann in Fulda und Professor Luthmer in Frankfurt a. M. anfertigen lassen, welche eine Vorstellung der geplanten Ausgestaltung gewähren. Aber wenn auch von dieser Seite weitere Unterstützung zu erwarten ist, so kann die baldige Verwirklichung des schönen Unternehmens doch nur durch die Opferwilligkeit aller Verehrer des hl. Bonifatius möglich werden. Wer aber sollte dem großen Heiligen die Verehrung versagen? — Ihm, der, wie der Aufruf des Comités sagt, „es verstand auf allen Gebieten des kirchlichen und politischen Lebens die Nation so zu heben, daß er als die tiefer liegende Ursache anzusehen ist, weshalb das römische Kaiserthum Karl's des Großen nicht an Frankreich, sondern an Deutschland übergegangen ist. Das Grab eines solchen Mannes, des Begründers unserer Kultur, des Herstellers politischer Einheit, des Apostels unseres Vaterlandes muß gewiß jedem Deutschen, welcher Richtung er auch angehören mag, hehr und heilig sein", — mehr wie allen aber, fügen wir hinzu, den Bewohnern des Hessenlandes. —

J. Grineau.

Eduard Wendelstadt.

Ein Lebensbild.

(Schluß.)

Nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen wurde in Folge der Neuorganisation der Verwaltung im Jahre 1867 die bisherige landwirthschaftliche Kommission aufgelöst und die landwirthschaftlichen Angelegenheiten Hessens der Regierung zu Kassel, Abtheilung des Innern, zugewiesen. Wendelstadt wurde als Regierungsrath zum Mitgliede derselben ernannt, und elf Jahre später, 1878, zum Geh. Regierungsrath befördert. Ihm lag in dieser Stellung ebenfalls die Leitung der landwirthschaftlichen Angelegenheiten ob, wie er denn auch seine Thätigkeit als Vorstand des landwirthschaftlichen Zentralvereins in gleich verdienstvoller Weise wie seither fortsetzte. Sein Streben war stets darauf gerichtet, durch wirklich Praktisches und unzweifelbar Nützliches die Landwirthschaft Hessens zu heben, die Kräfte der Vereine zu sammeln und auf Förderung der Wohlfahrt Aller hinzuwirken. Einmüthigkeit im Handeln lag ihm ganz besonders am Herzen. Sein Wahlspruch war denn auch: „Eintracht unter Genossen ist Vorspann den Berg hinauf".

Welch' hohen Ansehens, welch' großer Beliebtheit er sich erfreute, davon gab am 1. März 1879 die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums als Präsident der landwirthschaftlichen Vereine unseres Hessenlandes beredtes Zeugniß. Der Minister für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten, Friedenthal, der Oberpräsident von Ende, der Regierungspräsident von Brauchitsch sandten die herzlichsten Glückwunschschreiben, in denen der erfolgreichen Thätigkeit des Jubilars die volle Anerkennung ausgesprochen wurde. Die Betheiligung an der Feier war eine allgemeine, kein hessischer Landwirth wollte zurückstehen, dem Jubilar Zeichen der Hochachtung und Dankbarkeit entgegenzubringen, denn „Allen that er wohl, Niemand wehe, und darum sind ihm auch die Landwirthe in kindlicher Verehrung zugethan". Und am 9. Juli des letztgenannten Jahres, bei Gelegenheit des in Witzenhausen zu Ehren des 25jährigen Jubiläums des landwirthschaftlichen Zentralvereins abgehaltenen Hauptversammlung steigerten sich die dem Jubilar Wendelstadt dargebrachten Ehrenbezeugungen zu einem wahren Triumphe. Es erschien eine mit dem wohlgetroffenen Bilde desselben geschmückte Festnummer der von ihm ins Leben gerufenen „Landwirthschaftlichen Zeitung"; in einer vorzüglich geschriebenen Biographie*) wurde seiner vielen und großen Verdienste um die Landwirthschaft in warmen Worten gedacht; es wurden ihm Ehrengeschenke, bestehend in einem prachtvoll gearbeiteten silbernem Tafelaufsatze und einem nicht minder schönen Photographie-Album überreicht, und ganz besonders hob der Festredner, Oberamtmann Thon, hervor: Für sich hat der Vorsitzende nichts erstrebt, seine Arbeitskraft nur in treuer Erfüllung der übernommenen Pflicht allein unserem Wohl gewidmet. Als Gegengabe haben wir nur die Anerkennung dessen, was er so uneigennützig für uns gethan hat und den offenen unverhohlenen Ausdruck der hohen Achtung, die er durch seinen Charakter, der ihn antrieb, bereitwillig stets da zu helfen und zu fördern, wo Hilfe und Förderung Noth thut, bei uns Allen sich erworben hat. Und wenn der Festredner dann fortfuhr: „In den Augen eines Mannes wie er, ist aber das nichts Werthloses, es beweist ihm, daß sein Streben nicht auf ein falsches Ziel gerichtet war, daß die Arbeit beinahe eines ganzen Menschenlebens nicht nutzlos vergeudet wurde, sondern Segen bringend für Viele gewesen ist. Ein solches Zeugniß, von denen ausgesprochen, welche das Wohl oder Wehe alles dessen empfinden mußten, was von der Zentralstelle aus geschah, gewährt Befriedigung in der eigenen Brust, es stärkt die Kraft und erhöht die Lust zu weiterer Arbeit", so waren das Worte, wie sie in Bezug auf die Thätigkeit Wendelstadt's nicht treffender gesprochen werden konnten.

Wendelstadt's Name ist untrennbar verbunden mit den Schöpfungen, die unser Heimathland Hessen in landwirthschaftlicher Beziehung seit Jahrzehnten aufzuweisen hat. Es kann nicht unsere Absicht sein, sie einzeln aufzuzählen, dazu fehlt uns die Kenntniß und das Verständniß. Doch die hauptsächlichsten dürfen wir nicht verschweigen. Seiner Anregung verdanken wir die chemische Versuchs-Station und die landwirthschaftliche Winterschule in Marburg. Auf seine Veranlassung wurde der pomologische Garten in Kassel, die Fischbrut-Anstalt in Hahlingsmühle angelegt, die Fohlenweide in Bieberstein erweitert, alles Anstalten, welche der Landwirthschaft nur zum Nutzen gereichten. Redlich wurde Wendelstadt in seinen Bestrebungen unterstützt von ausgezeichneten Mitarbeitern, bescheiden erkennt er dies bei allen Gelegenheiten an und hebt dabei ganz besonders die Bemühungen des Schatzmeisters des landwirthschaftlichen Zentralvereins, des Sekretars Schabacker hervor, der ihm von Anfang an treu zur Seite gestanden habe.

---

*) Wir haben dieselbe vielfach in unserem Artikel benutzt.

Im Jahre 1885 trat Wendelstadt in den Ruhestand, doch blieb er Vorsitzender des landwirthschaftlichen Zentralvereins, und als er zu Ende des vorigen Jahres die Absicht aussprach, auch von dieser Stelle mit Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit und seine verminderte Arbeitskraft zurückzutreten, da wurde von allen Seiten in ihn gedrungen, wenigstens noch für die nächste Zeit den Vorsitz zu behalten. Man konnte sich eben den Zentralverein ohne Wendelstadt nicht denken. Bald sollte er für immer scheiden. Ein schweres Leiden warf ihn im Frühjahre auf das Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Er starb am 7. Juni Abends 6 Uhr. In der Hauptversammlung des landwirthschaftlichen Zentralvereines vom 16. Juli widmete der Vorsitzende, Geheimer Regierungsrath Kochendörffer, dem Dahingeschiedenen einen warmen tiefempfundenen Nachruf. Ein gleiches geschah, als am 3. August der Verband von Fischerei-Vereinen, Fischerei-Genossenschaften etc. von Westdeutschland hier in Kassel tagte, auch erschien ihm, dem Gründer und ersten langjährigen Vorsitzenden des Vereins, zu Ehren, ein besonderes Gedenkblatt. In der Versammmlung vom 16. Juli wurde einstimmig beschlossen, dem edlen Verblichenen in Anerkennung seiner hohen Verdienste ein Denkmal zu errichten. Alle Achtung vor diesem Zeichen der Pietät. Das schönste Denkmal aber hat er sich selbst gesetzt in den Herzen aller, die ihm nahe standen.

Haben wir bisher im Wesentlichen nur der hervorragenden Wirksamkeit Wendelstadts als landwirthschaftlichen Fachmanns gedacht, so geziemt es sich jetzt noch, seiner Thätigkeit als Schriftsteller und Kunstfreund Erwähnung zu thun. Von 1855—1870 redigirte er die „Landwirthschaftliche Zeitung", daneben gab er von 1856—1865 einen landwirthschaftlichen Kalender, den „Bauernfreund" heraus, welcher, ein wahres Volksbuch, voll des köstlichsten Humors ist und heute noch mit demselben Interesse gelesen zu werden verdient, wie zur Zeit seines Erscheinens. Ihm war ein großes humoristisches Talent beschieden, das er ebenso in seinen Schriften, wie durch Zeichnungen kund gab. Als Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter" hat er in dieser Beziehung Treffliches geleistet. Für eine seiner besten humoristischen Erzählungen halten wir seinen Brod'r Lolls, den er im „Bauernfreund" von 1863 veröffentlichte und den wir unten wiedergeben. Schon als Student pflegte er den Humor. Wer kennt nicht seine Erlebnisse mit dem Tambour Braun.*) Aber auch ernsteren Gegenständen, namentlich historischen, wandte er seine schriftstellerische Thätigkeit zu; die Früchte dieser Studien finden wir in verschiedenen Zeitschriften, auch unser „Hessenland" verdankt ihm werthvolle literarische Beiträge, die er einfach mit E. W. zeichnete. Wendelstadt war ein tüchtiger Musiker. Er spielte ausgezeichnet Violine und Cello, und die musikalischen Abende, die er in Gemeinschaft mit musikliebenden und musikkundigen Freunden veranstaltete, waren ihm die liebste Erholung und eine Quelle reinster Freuden. Sie sollte leider bald versiegen. Am 23. November 1870 starb sein geliebtes dreizehnjähriges Töchterchen Lilli, der Eltern Lust und Wonne. Hart traf ihn und seine Gemahlin dieser Schlag. Beide waren untröstlich; rührend und tiefes Gefühl verrathend sind die Ausdrücke des Schmerzes, die er seinem Tagebuch anvertraute. Von jener Zeit an rührte er seine Geige und sein Cello nicht mehr an. —

In Wendelstadt vereinigten sich in schönstem Ebenmaße Geistes- und Herzensbildung, Wissen und Können, persönliche Liebenswürdigkeit und echt deutsches Gemüth, Edelsinn und strenge Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und unbegrenztes Wohlwollen gegen Jedermann. Bei solchen Eigenschaften konnte es denn auch nicht fehlen, daß er sich die Herzen Aller, der Hohen und Niederen, wie im Sturme eroberte. Gesegnet sei sein Andenken!

F. Zwenger.

*) In einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift werden wir darüber einen Artikel veröffentlichen.

Brod'r Lolls.

„Der Kalendermann hat auch einmal am Rhein gewirthschaftet, das war von Anno 44 an. Gute und schlimme Jahre durcheinander, wie sich's so trifft". In 49 hat er gedacht:

Ost und West
Daheim ist's der best,

hat's Ränzlein geschnürt und ist heimwärts marschirt, in's liebe, traute Hessenland.

Diesen Oktober (1863) waren's gerade 15 Jahre (es denkt ihm noch, als wär's eben passirt), ritt er einmal in die Eifel, nicht zum Plaisir, denn die Eifel ist kein plaisirlich Gebirg', wild und wüst ist's oben drauf. Aber Hämmel giebts da, Staatsthiere, wie die jährigen Rinder und deren wollt' er kaufen. Und wie er so einsam durch den Oktobernebel reitet, sein Liedchen vor sich hin pfeift und denkt, noch 2 Stunden oder 3, dann sitzest du drunten zu Malmedy im goldenen Löwen bei einer Flasche „Guten" — stößt er auf ein Handwerksbürschlein; „Heda, Landsmann, wohin des Weges?"

„„Nach Malmedy, bann's Gott's Wille ist; ich gläube aber net rächt dran. Ich loff schond an die 6 Stonne off der Heid und im Waalde rimer, honn noch kei Menschesecl geseh, onn bann's noch e Willche so fort gett, schnorrt me der Mage in. Die Bein wonn o net meeh rächt.""

Ach, Heimathsklänge in der Fremde! Der Kalendermann hätt' laut aufjubeln mögen. Er ist ja ein geborener Hersfelder und der zu ihm sprach, war auch einer. Er hielt aber an sich.

Sie setzten sich selbander an ein schönes rundes Loch am Wege, so eins wie sie's auf'm Markt zu Hersfeld machen, wenn's Lullusfeuer angesteckt wird. Mocht' wohl einst eine Eiche drin gestanden haben; jetzt lagen da Asche und Kohlen, die Reste eines Hirtenfeuers. Wie sie so in das Feuerloch hineinblicken, zieht die Erinnerung durch ihre Herzen. Die beiden mochten Einen Gedanken haben. Der Kalendermann konnt's nicht länger für sich behalten. Er richtete sich bolzenstrack in die Höhe und rief in den Wald hinein, daß es ringsum erschallte:

„Brod'r Lolls!“ Aber da hättet ihr den Handwerksburschen sehen sollen! Wie vom Blitze getroffen, schnellte er mit den Worten in die Höhe: „ach Gotteiche, he ist ja au e Herschfeller Keind!“ schmetterte sein Wachstuch überzogenes Hütlein auf den Boden und glänzenden Auges schrie er mit dem Kalendermann ein übers andere mal um die Wette: „Brod'r Lolls!“ Und wie sie noch ein gut Weilchen mit einander herzhaft fortgerufen und den vollen Herzen Luft gemacht, kam's erst zu Erörterungen.

Der Kalendermann hat kaum wieder einen seligeren Menschen gesehen, als den Handwerksbursch, da er in der Einöde einen Landsmann traf. Brod, ein Zipfel Wurst und ein paar rechtschaffene Züge aus des Kalendermanns Feldflasche brachten den erschöpften Jungen schnell wieder auf die Beine. Das Herz war ihm über'm Bruder Lullus-Rufen längst wieder erstarkt. Er hatte aber „einen Schlunk, be mit der Kötz' gebohrt“ und das Beste mußte drunten zu Malmedy im goldenen Löwen geschehen. Da saßen sie dann auch noch ein paar Stunden und aßen und tranken vom Besten aus der Wirthschaft und plauderten von der Heimath.

Andern Tags hat der Kalendermann seinem Hersfelder bei einem ihm bekannten Tuchfabrikanten Arbeit verschafft! —

Eine hessische Teufelsgeschichte. *)

Von Carl Preser.

Nacht war's. Ich saß bei der Lampe Schein
Vertieft in Seume'sche Sachen,
Da trat in Gesellschaft der Teufel herein
Mit grinsend-satanischem Lachen.
In seiner Begleitung die anderen all'
— Asmodeus, Mammon und Belial —
Die machten die gleichen Gesichte;
Doch Satan, der alte, sah schelmisch mich an,
Trat, tief sich verneigend, an mich heran
Und legte mir auf den Tisch sodann —
Des Grafen Schack „Gedichte“.

„Du bist ja ein hessischer Versifex“,
Hub an Seine höllische Gnaden,
„Drum hoff' ich, beim heiligen Tintenklex,
Den Luther mir aufgeladen,
Du zürnst, wenn jetzt auch die Dichterzunft
Den Krieg erklärt der gesunden Vernunft,
Um Schmach auf Hessen zu häufen;
Sieh' her, was Schack euch gesungen hat:
Zweihundert siebenundfünfzigstes Blatt,
Da bietet er dir und mir Schachmatt
Mit den alten Seelenverkäufen.

Dort sagt er: als einst verhandeln wollt'
Mit Grausen ein Landesvater
Sechstausend Landeskinder für Gold,
Zu bauen ein neues Theater,
Da hätt' ich umtanzt seinen brittischen Schatz
Und hätt' auf dem Golde behauptet den Platz
Als wie auf höllischem Krater;
Er spricht von Werbern und Branntewein,
Von Ketzerlehren und Höllenpein,
Doch scheint mir das Ende von seinem Latein
Ist — — Mangel guter Berather.

So bitt' ich dich denn, weil einer du bist
Von seinem verschacherten Volke,
Tritt ein für den Teufel in diesem Zwist,
Zerreiß' der Verläumdung Wolke,
Nie stand ich mit deinem Landgraf im Bund,
Nie sprach von Seelenverkäufen sein Mund,
Das müßt' ich am Besten doch wissen!
Nur eines strolchenden Schülers Geschmack
Erfand einst den sinnverwirrenden Schnack,
Und Alle, herab bis zum Grafen von Schack,
Sie haben sich drauf verbissen.

Zwar wäre die Sache schön abgethan,
Wenn Mancher studirte Geschichte,
Doch was ist uns Clio! Nur Schauerwahn
Noch kitzelt und blitzt im Gedichte!
Du selber schon gabst dir der Mühen ja viel
Und glaubtest mit deinem Gänsekiel

---

*) Wie es in den deutschen Dichter-Wald schallt, so schallt es auch wieder heraus! Graf A. F. von Schack hat in der 6. vermehrten Auflage seiner „Gedichte“ (Stuttgart 1888) S. 257 unter dem Titel „Teufeltanz“ dem Märchen von den Seelenverkäufen eine Ballade gewidmet und nach dem Gedicht „Drei Dichter“ (S. 328) den Stoff dazu offenbar aus Seume geschöpft. Also auch die Dichtkunst bemächtigte sich dieser historischen Lüge und unser verehrter Mitarbeiter, der rühmlichst bekannte hessische Dichter C. Preser gibt, wie einst auf anderem Gebiete (s. Hessenland 1888, 10, 1—5), die Antwort darauf.
Die Red.

Ein Kapitol dir zu retten;
Doch stritt'st du nur um des Kaisers Bart,
Denn sieh', Graf Schack hat in seiner Art
Noch dran gewagt eine Höllenfahrt,
Auch mich noch mit euch zu verketten." —

Ei dacht' ich, ein Wunder von Höllenbild:
Daß selbst sich verletzt fühlt der Teufel,
Daß selbst dem Teufel zu hoch anschwillt
Der Lüge Tropfengeträufel!
Dann räumt' ich den Tisch, von Büchern bedeckt,
Dran willig sie einige Flaschen Sekt
Sich ließen von mir kredenzen;
Doch konnt' ich's bei Gott noch nicht verstehn,
Auch den herrlichen Schack unter denen zu sehn,
Die Seume's Märchen fortspinnen und drehn,
Und meinen, damit noch zu glänzen.

Dann endlich sprach ich zu Lucifer:
„Du bist zwar mit Recht entrüstet,
Daß jetzt in dem höllischen Lügenmeer
Sogar auch die Dichtkunst sich brüstet.
Doch rufst du dabei als Helfer mich an,
So hab' ich doch Mißtrau'n als ehrlicher Mann
In die Absicht deines Bestrebens;
Auch nützt dir zu nichts deine Teufels-Kraft,
Denn weißt du, es giebt, bis zum Jammer erschlafft,
Bei Vielen noch eine Eigenschaft,
Die bekämpfen selbst Götter vergebens.

Zwar grämt mich das Ding um den Grafen von Schack,
Meinen Liebling am deutschen Parnasse,
Sein „Teufelstanz" ist nicht sein Geschmack,
Der Trunk stammt aus Seume'schem Fasse;
Denn die Teufelsballade von Fürst und Kaplan,
Von Seelenverkauf und Theaterwahn
Heißt nichts als die Wahrheit entstellen,
Und trüber war eine Quelle noch nie
Für dichterisch-schaffende Phantasie,
Als Seume's gefälschte Biographie,
Der lustig die Lügen entquellen.

Wie kann nur ein Mensch mit gesundem Gehirn
So weit sich vergeh'n und vergessen:
Zu glauben, es wären wie Knöpfe und Zwirn
Verkauft die Seelen der Hessen!
Der hessische Adel, des Volkes Stolz,
Verkauft wie behauenes Zimmermannsholz,
Daraus ein Theater zu machen!
Verkauft der Bürger heiligstes Gut,
Die freien Söhne voll Heldenmuth,
Das trotzige hessische Bürgerblut,
Beim Teufel, — das wäre zum Lachen!

Daß Adel und Volk man im hessischen Land
Verkaufte wie Rinder und Schafe,
Das kann doch nur fassen ein Menschenverstand
In schauerdurchwobenen Schlafe.
Denn als noch kein Bauer dem Bürger war gleich
Im ganzen heiligen römischen Reich,
War frei schon der Bauer in Hessen,
Und was uns in Freiheit entgegen gelacht,
Das haben uns And're erst nachgemacht,
Als wir schon wieder an Neues gedacht
Und längst schon das Alte vergessen!

Drum wer mit der Seelenverkäuferei
Gedankenlos denkt uns zu schrecken,
Der soll vor allem die Nase dabei
Erst in die Geschichte stecken!
Da fänd' er die Hessen durchdrungen zumeist
Von kattischem alten Soldatengeist
Wie keines der Völker im Reiche;
Er fänd' auch, daß England und Hessen sich
Verbanden verwandtschaft- und ritterlich
Und längst nicht das Eine vom Anderen wich,
Im Sturm eine trotzende Eiche.

Was war denn für uns noch Amerika!
Was war uns des Ozeans Toben!
In Schweden, Holland, Hispania,
Hört Hessens Soldaten man loben!
Petrasso, Lepanto, Korinth und Athen,
Sie haben uns fechten und siegen gesehn,
Wir siegten vor Nekroponte!
In Böhmen standen wir Held an Held,
Bei Belgrad, auf Rügen, bei Wien und am Belt,
Und England war's, das bei Blenheim im Feld
Mitsieger uns nennen konnte!

Und flossen nach Recht uns Subsidien zu
Wie Friedrich dem Großen und Andern:
Wir hegen sie heut' noch in sicherer Truh'
Und ließen nicht weiter sie wandern!
Ein Segen sind sie dem hessischen Land,
Dran niemals der Teufel rührte die Hand;
Und der uns den Segen erhalten,
Der edelste Fürst, der zu stürmischer Zeit
Das Recht beschützte in blutigem Streit
Und stets zum Schutze des Volks war bereit,
Der verschmähte der Hölle Gewalten!

Hand ab von uns'rem Soldatenruhm!
Hand ab von dem hessischen Adel!
Hand ab von des Landgrafen Heiligthum,
Dem hessischen Volk ohne Tadel!
Und wer von der Schreiber- und Dichterzunft
Mit Hölle, Teufel und Unvernunft
Verziert noch die Seume'schen Thaten,
Der streue sich Asche auf seinen Kopf;
Wir aber — wir fassen die Lügen beim Schopf
Und werfen sie alle in einen Topf,
Ein Höllengericht zu braten!

Doch meinst du, ich sollte beim Grafen von Schack
Für dich nun ziehen vom Leder?
Da irrst du! Denn du nur diktirtest den Schnack
In Seume's schwarzgallige Feder!

Du bist der Erfinder von jenem Lug
Den Seume in alle vier Winde trug,
Und die Götter nun kämpfen vergebens
Gen all' den Teufels- und Höllenquark,
Gedankenlahm, doch an Bosheit stark,
Der heute noch nagt an unserem Mark,
Du Wurm am Stolz uns'res Lebens!" —

Zornglühend vernahm der Teufel das Wort
Und zog durch die klirrenden Fenster
Dann fluchend mit seinen Gesellen fort,
Vier feuersprüh'nde Gespenster.
Die Lampe erlosch im Schwefelgestank
Der noch von den Fliehenden niedersank
Auf Seume's Rodomontade,
Ich aber dachte im Stillen bei mir:
Daß selbst der Teufel das Hasenpanier
Ergreifen muß vor dem Lügengeschmier,
Ist schöner als Schacks Ballade.

Am Hessen-Denkmal.

Als Napoleon Bonaparte anno dreizehn nach dem Rhein
Auf der großen Retirade kam nach Frankfurt an dem Main
Und er abseits vor dem Thore mit dem Adjutanten ritt,
Hielt urplötzlich er vor einem stolzen Denkmal von Granit.

Aufgeschossen wie aus Felsen von echt hessischem Basalt
Reckte sich ein Riesen-Würfel hoch empor und wohlgestalt,
Dessen Scheitel bronz'nes Bildwerk sinn- und deutungsvoll umfloß,
Das aus gallischen Geschützen kunstgerecht ein Meister goß.

An den platten Würfelflächen prangten erz'ner Tafeln vier,
Deren Inschrift mehr durch Inhalt glänzte als durch güld'ne Zier.
Und der Kaiser hielt und schaute zu den Tafeln und hinauf
Zu dem Scheitel von dem Würfel und dem bronz'nen Zierrath d'rauf.

Zu dem Sturmbock, dem gewalt'gen, halb von Löwenfell bedeckt,
Dessen Königshaupt im Tode noch so wie im Leben schreckt;
Zu dem Helm-Koloß, der trutzig auf dem Löwenvließe lag
Zwischen Schild und Riesenkeule wie auf Hünen-Sarkophag.

Und der Cäsar heischet Kunde — lauschet ernst dem Adjutant:
Daß ein Häuflein Hessen-Krieger hier die letzte Ruhstatt fand,
Hier wo sie beim Sturm auf Frankfurt fielen ihrer Fahne treu
In dem Christmond, an dem zweiten, siebzehnhundertneunzigzwei.

Daß der Preußen König Friedrich Wilhelm, Frankreichs Gegner, dies
Denkmal fünfundfünfzig Hessen-Grenadieren setzen hieß,
Als der Augenzeuge ihres Heldenmuth's, mit dem dem Tod
Jeder dieser wackren Braven standhaft Brust und Stirne bot.

Schweigend höret es der Kaiser — ernsten Blick's schaut er dabei
Bald zur güld'nen Schrift der Tafeln, bald zur bronz'nen Bildnerei;
Der Begleiter aber, der so Ernst wie Schweigen mißversteht,
Wagt das Wort: „Sprecht — und dies Machwerk sinkt vor Frankreichs Majestät!"

Da bricht Jener schnell sein Schweigen und sein Auge flammt empört:
„Feinde, die da tapfer fielen, sei'n auch noch im Tod geehrt."
Spricht's und spornt das Roß von hinnen — weg vom Hessen-Monument,
Nach der Schrift noch salutierend, die die Fünfundfünfzig nennt.

Ludwig Mohr.

Aus alter und neuer Zeit.

Quidquid delirant . . . . . Es war im Spätsommer 1842, als der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum ersten mal nach seiner Thronbesteigung die Provinz Westfalen besuchte. Am 20. August fuhren der König und die Königin mit großem Gefolge von Berlin ab. Die ersten Nachtlager wurden in Magdeburg und Halberstadt gehalten. Am 22. August überschritt das königliche Paar die Grenze von Westfalen und von da reihte sich Fest an Fest. Die Reise gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge. Besonders feierlich war die Aufnahme in Münster, der alten Bischofsstadt. Hier entfaltete sich die ganze Pracht und der glänzende Reichthum des westfälischen Adels, noch vermehrt durch den Pomp der katholischen höheren Geistlichkeit, welche sich zahlreich eingefunden hatte. König Friedrich Wilhelm IV.

hatte kurz nach seinem Regierungsantritte die Kölner Wirren geschlichtet, den Erzbischof von Köln, Clemens August Graf von Droste-Vischering, aus der Haft befreit, das hatten ihm die Geistlichen nicht vergessen. Unter den in Münster erschienenen Bischöfen befand sich auch der neue Bischof von Paderborn: Dammers, welcher hier dem Könige seine Huldigung darbringen wollte. Bei der Inthronisation dieses Bischofs war Bischof Johann Leonard Pfaff von Fulda betheiligt gewesen. Er verblieb daselbst noch einige Tage und wurde von seinem bischöflichen Kollegen Dammers eingeladen, mit zur Huldigungsfeier nach Münster zu reisen. Bischof Johann Leonard Pfaff war dem Könige Friedrich Wilhelm IV. wohlbekannt. Er hatte auf Ersuchen des Königs Ludwig I. von Bayern eine Vermittlerrolle in dem Kölner Zwiste übernommen und war wohl auch früher schon mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen in Beziehung gekommen. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß er sowohl zu dem glänzenden Feste, welches die Stadt dem König gab, als auch zu der großen Cour zugezogen wurde. Hier wurde er durch den Bischof Dammers dem Könige vorgestellt. Dieser unterhielt sich auf das Leutseligste mit dem Bischof von Fulda über die am 17. August 1842 erfolgte Einweihung des Bonifatiusdenkmals zu Fulda, jener Meisterschöpfung des genialen hessischen Bildhauers Werner Henschel, zu deren Errichtung der kunstsinnige König wesentlich beigetragen hatte. Bei dieser Gelegenheit kam auch der Verlust des Bischofsringes zur Sprache, den Bischof Pfaff bei der feierlichen Enthüllung des Denkmals erlitten. Mit diesem Verluste verhielt es sich aber wie folgt: Während der Prozession durch die Straßen der Stadt bei der Enthüllungsfeier des Denkmals hatte Johann Leonard Pfaff den Bischofsring über dem Handschuh getragen. Der Ring konnte so nicht fest schließen und war wahrscheinlich bei einer Handbewegung dem Finger entglitten. Zwei Tage später erhielt Bischof Pfaff den Ring vom Oberforstmeister Freiherrn von Bibra in Romrod bei Alsfeld zugesandt. Der Kutscher des letzteren hatte ihn in der Nähe des Denkmals auf der Straße gefunden und ihn zu Romrod seinem Herrn abgeliefert. Da der Ring etwas gedrückt war, so mußte er erst reparirt werden und der Bischof bediente sich einstweilen eines anderen aus der Zahl der im Domschatze vorhandenen Bischofsringe. Der Vorfall hatte damals Aufsehen erregt und war in den Zeitungen besprochen worden. Auf diese Weise war er auch zur Kenntniß des Königs von Preußen gelangt. Als nun während der Unterredung der König des Ringes an der Hand des Bischofs ansichtig wurde, fragte er nach jenem Vorfalle und wünscht zu erfahren, wie es gekommen sei, daß der Bischof diese kirchliche Insignie überhaupt habe verlieren können. Der Bischof antwortete, daß er die Thorheit begangen, den Ring über den Handschuh zu tragen ꝛc. Als das Wort „Thorheit“ gefallen war, sagte der König: „Begehen denn auch die Bischöfe Thorheiten?“ Kurz resolvirt erwiderte Bischof Pfaff: „Majestät! das passirt nicht allein den Bischöfen, sagt doch schon der alte heidnische Dichter Horatius: Quidquid de—.“ Weiter kam der Bischof nicht, der König fiel ihm alsbald in's Wort: „Weiß schon, weiß schon“, aber Sie haben Recht, Excellenz!, auch die Fürsten sind von menschlichen Thorheiten nicht frei.“ Sprach's und wandte sich lächelnd grüßend zu einem anderen der zur großen Cour Erschienenen. Die freimüthige Antwort des Fuldaer Bischofs war in Münster viel besprochen worden. Der dort befindliche kurhessische Oberfinanzrath Carvacchi meldete sie nach Kassel und so erfuhr sie auch der Kurfürst. Auf der Rückreise nach Fulda kam Bischof Pfaff nach Kassel. Er machte dem Kurfürsten seine Aufwartung, wurde zur fürstlichen Tafel befohlen und hier von dem Landesherrn über seine Begegnung mit dem Könige von Preußen gefragt. Der Bischof erzählte den Vorfall wortgetreu und citirte dabei den horazischen Vers vollständig, der bekanntlich lautet: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. Zu Deutsch, hier dem Sinne nach: „Was immer für Thorheiten die Könige begehen, die Völker müssen darunter leiden.“ Der Dichter J. G. Seume hat den Vers freilich in seiner Jugend etwas anders übersetzt, nämlich: „Wenn sich die Könige raufen, müssen die Bauern die Haare lassen.“ Der Kurfürst, welcher den Sinn des Verses wohl kannte, wandte sich an seinen Leibarzt Dr. Bäumler, jedenfalls um denselben, wie er gern zu thun pflegte, in Verlegenheit zu bringen, mit den Worten: „Verstehe den Vers nicht, bitte ihn zu übersetzen, Herr Geheimer Hofrath!“ Ohne sich weiter zu besinnen, erwiderte der Leibarzt mit bewundernswerther Gewandtheit und Schlagfertigkeit: „Wenn die Fürsten über die Schnur hauen, sollen's die Leibärzte wieder gut machen.“ Der Kurfürst lachte und soll selten bei der Tafel so aufgeräumt gewesen sein, wie gerade bei dieser Gelegenheit.

F. Z.

Kleider machen Leute. In den nächsten Jahren nach dem siebenjährigen Krieg brach eines Abends in den Straßen der Stadt Marburg eine arge Schlägerei zwischen Handwerksburschen aus. Als die Kunde davon auf die Hauptwache gelangte, sendete der wachthabende Offizier sofort eine Patrouille unter der Anführung eines Unteroffiziers aus mit dem Befehl, alle verdächtig aussehenden Leute, welche ihnen auf der Straße begegnen würden, zu verhaften und auf die Hauptwache abzuliefern. In der That brachte auch die Patrouille bei ihrer Rückkehr einige etwas sonderbar aussehende Leute mit und lieferte diese auf die Hauptwache ab. Darauf ließ der Lieutenant die

Gefangenen einzeln zum Verhör vorführen, zuletzt einen ältlich aussehenden Mann, der mit scheuem Blick und in unsicherer Haltung vor den gestrengen Herrn sich hinstellte. Nun Du alter Kerl, Du solltest Dich schämen, an Schlägereien und dergleichen Dummheiten noch theilzunehmen! Wer bist Du denn eigentlich? Der Angeredete, der bisher mit gesenktem Haupt da gestanden hatte, erhob jetzt die Augen mit einem bittenden Blick und sagte mit stockender Stimme: Ich bin der Konsistorialrath und Professor der Theologie Daniel Wyttenbach. Kerl, rief der Lieutenant bist Du verrückt? Du wärest ein Professor, in einem so schofelen, abgetragenen Rock? Wenn der Herr Lieutenant, entgegnete der Andere in demüthigem Ton, den Universitäts-Oberpedell rufen lassen wollen, so werden Sie sich überzeugen, daß sich die Sache wirklich so verhält, wie ich gesagt habe. Ach was, dummes Zeug! sprach der Lieutenant. Wie kann denn ein solcher Strolch Professor sein! Aber trotz dieser geringschätzigen Aeußerung ließ er doch den Verhafteten im Zimmer bleiben, und schickte einen Soldaten in die Wohnung des Pedellen, um diesen auf die Hauptwache zu entbieten. Schon bei dem Eintritt fuhr der Pedell wie entsetzt einen Schritt zurück und rief: Um Gottes willen, Hochwürden, wie kommen Sie denn hierher? Diese Worte genügten den Lieutenant. Er schritt auf den noch immer verdutzt dastehenden Wyttenbach zu, entschuldigte, so gut er es vermochte, den Irrthum und entließ mit einer Verbeugung den Mann, welchen der Pedell hinausführte.

Zur Entschuldigung des Lieutenants muß gesagt werden, daß Wyttenbach zwar ein gelehrter und ein höchst gutmüthiger, ja wegen seiner Wohlthätigkeit verehrungswürdiger Mann war, daß er aber in allen äußeren Formen des Lebens sich im höchsten Grad unbeholfen benahm und seine Kleidung und Haltung dermaßen vernachlässigte, daß er mitunter eher einem verkommenen Handwerksburschen als einem Professor glich. Sein Ungeschick in Geschäftssachen ging so weit, daß er, wenn es sich um eine schriftliche Abstimmung über äußere Angelegenheiten der Universität handelte, sich von dem Pedellen, welcher die Akten überbrachte, vorsagen ließ, was er niederschreiben solle. Die Marburger bezeichneten das Ungeschick des aus der Schweiz berufenen gelehrten Theologen durch das Witzwort: „der echte Wyttenbach sei unterwegs auf der Post ausgetauscht worden, und sie hätten den falschen bekommen."

Dagegen ist dem Sohn des Theologen, dem berühmten Philologen Daniel Wyttenbach, durch eine unter seinem Namen gemachte Stiftung für alle Zeit auf der Universität ein ehrenvolles Andenken bewahrt worden. Dieser Sohn, der, wenngleich in der Schweiz geboren, seine Jugendzeit in Marburg verlebt hat, verdankt nämlich, wie er selbst versicherte, einen großen Theil seiner Gelehrsamkeit, nicht etwa den wissenschaftlichen Anstalten, sondern — den Wäldern Marburgs, in welchen er die Reden des Demosthenes und die Gedichte Homers den Eichen und Buchen mit lauter Stimme vorgetragen hat. Aus Erkenntlichkeit für diese Wohlthat hat dann seine Wittwe Johanna geb. Golbin aus Hanau im Jahre 1828 der Universität 3000 Gulden zu einer Wyttenbach-Stiftung geschenkt, aus deren Zinsen Studirende der Philologie und Medizin jährliche Unterstützungen erhalten.

F. M.

Hessische Mitglieder des Illuminaten-Ordens. Nach einem in den historisch-politischen Blättern Band 103 S. 926 ff. mitgetheilten, voraussichtlich aus der Zeit vor 1782 stammenden und zu München aufgestellten Verzeichniß der Mitglieder des Illuminaten-Ordens gehörten damals aus dem vormaligen Kurfürstenthum Hessen oder aus kurhessischen Familien folgende Personen zu diesem Orden und führten beifolgende Ordensnamen:

von Buseck, Baron, Learchus;
von Baumbach, früher Kapitän in hessen-kassel'schen Diensten, Zamolxis;
von Ditfurth, Kammergerichts-Assessor zu Wetzlar, Minos;
von Eschwege zu Kassel, Cimon;
Franz, Hof- und Ehegerichts-Sekretarius zu Hanau, Propertius;
Mauvillon, Hauptmann und Professor bei dem Kadettenkorps zu Kassel, Agesilaus;
von Riedesel, Kammergerichts-Assessor zu Wetzlar, Ptolomaeus Lagus;
Rompert, Professors-Sohn von Marburg, Salomo;
Robert, Professor juris zu Marburg, Thomas Aquinas;
Schraidt, Hofgerichts-Advokat und Syndikus der Zeichnungs-Akademie zu Hanau, Justinianus.

O. G.

Aus Heimath und Fremde.

Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde unternahm am 9. d. M. an Stelle der für diesen Monat ausfallenden Monatsversammlung einen Ausflug nach dem als unvergleichlich schönen Aussichtspunkt bekannten Heiligenberg. Die Theilnehmer an demselben erstiegen von Gensungen aus unter Führung des seit länger als 30 Jahre dort wohnenden Vereinsmitgliedes, Bahnhofsvorstand a. D. Croll, den Gipfel des Berges. Einen kundigeren Führer und besseren Kenner aller auf dem Berge sich bietenden Aussichtspunkte mag es wohl nicht geben, da dieser 75jährige Greis seiner Angabe nach seit vielen Jahren im Sommer fast täglich und häufig auch im Winter den Berg ersteigt. Nachdem

man sich, oben angelangt, längere Zeit von verschiedenen Punkten aus an dem weiten Blick in die herrliche Gegend erfreut hatte, hielt der Vorsitzende des Vereins, Major a. D. von Stamford, einen Vortrag über die geschichtlichen Ereignisse, bei welchen der Heiligenberg in alter und neuerer Zeit von Bedeutung gewesen ist. Wir entnehmen diesem von den Theilnehmern beifälligst aufgenommenen Vortrag Folgendes:

„Wir stehen hier auf geschichtlichem Boden, an einer Stelle, welche uns in eine viele Jahrhunderte lang zurückliegende Zeit versetzt und mit ihr verbindet. Nach Landau rührt der uralte Name Heiligenberg davon her, daß hier schon zur Zeit des alten Götterglaubens eine Kultusstätte gewesen ist, und ist anzunehmen, daß er, da das an seinem Fuße gelegene Gensungen einer der neun Kantone des Hessengaues war, zu diesem Orte in gleichem Verhältniß gestanden habe, wie einst der Wodansberg zu Maden, dem Hauptorte des Gaues. Da die ersten Verkünder der christlichen Lehre die Gepflogenheit hatten, an den Hauptstätten des heidnischen Kultus eine Kirche oder Kapelle zu bauen, so liegt die Vermuthung nahe, daß eine solche auch hier erbaut war, obwohl solche urkundlich nirgends erwähnt ist und in Folge der später hier erbauten Burg jede Spur davon vertilgt sein wird. Geschichtlich nachgewiesen ist erst, daß das Erzbisthum Mainz, welches in dem Hessengau immer festeren Fuß zu fassen suchte, im Jahre 1186 in einer Fehde mit dem Landgrafen von Thüringen, welcher zugleich Herr von Hessen war, hier eine Burg erbaute. Bereits im Jahre 1193 findet sich als Befehlshaber derselben und als mainzischer Burggraf ein Heinrich von Heiligenberg, welcher seinen Namen von der Burg nahm. Der letzte dieses Namens war Hugo von Heiligenberg im Jahre 1268, nach ihm wird diese Familie nirgends mehr erwähnt. — Da nach einer Urkunde von 1247 die von Wolfershausen von dem Erzstift Mainz den Auftrag erhielten, die Burg wieder aufzubauen, so ist anzunehmen, daß Landgraf Konrad von Thüringen, welcher im Jahre 1232 bei seinem Kriegszug gegen Mainz die Burg belagerte, diese auch erobert und zerstört hat. Nach ihrem Wiederaufbau ist sie aber sehr bald von Landgraf Heinrich I. von Hessen in seinen Fehden mit dem Mainzer Erzbischof wieder zerstört worden und zwar dergestalt, daß sie in allen Fehden des 14. Jahrhunderts zwischen Hessen und Mainz gar nicht mehr erwähnt wird. Als dann die Macht der hessischen Fürsten immer mehr erstarkte, hat sie Landgraf Hermann aus Schutt und Trümmern als stolze Trutzfeste gegen den treulosen Mainzer Erzbischof in dem gegen diesen wegen Ermordung des Herzogs von Braunschweig bei Klein-Englis (5. Juni 1400) geführten Rachekrieg wieder errichtet. Hessische Befehlshaber hüteten sie, so 1413 die Brüder Henne und Hermann von Riedesel. Im Jahre 1439 erhielt sie Henne von Wehren zu Lehen, der sie aber, wahrscheinlich aus Mangel an Mitteln zu ihrer Erhaltung, gegen Empfangnahme des Hofes Lembach 1453 an den Landgrafen zurückgab. Nach vollständiger Besiegung von Mainz in der Schlacht bei Englis im Jahre 1427 verlor die Burg ihre Bedeutung und sank, da auf ihre Erhaltung kein Werth mehr gelegt wurde, in nicht langer Zeit in Trümmer. Noch einmal gelangte sie in geistlichen Besitz. Landgraf Ludwig II. übergab 1471 den Heiligenberg mit allen Zubehörungen: Aeckern, Wiesen u. s. w. dem an dem nördlichen Abhang des Bergs liegenden Karthäuserkloster, von welcher Zeit an die Reste der Burg immer mehr zerfielen."

Nachdem der Vortragende dann kurz der Schrecknisse des 30jährigen Krieges, welcher auch in den von hier aus sichtbaren Orten furchtbare Verheerungen angerichtet habe, gedacht hatte, schilderte er ausführlicher die im siebenjährigen Kriege sich hier abspielenden Ereignisse des Jahres 1762, namentlich die ruhmvolle Erstürmung Felsbergs durch hessische Jäger, und schloß mit dem Wunsche, daß Ruhe und Friede, welche jetzt über dieser Gegend walten, noch recht viele Jahre erhalten bleiben mögen. — Unter Führung des Herrn Croll wurden dann die wenigen noch vorhandenen Ueberreste der Burg besichtigt, den Speisen und Getränken, für deren Herbeischaffung der Vorstand in sehr anzuerkennender Weise gesorgt hatte, wacker zugesprochen, und von den von dem Ausflug in hohem Grade befriedigten Theilnehmern der Rückweg nach Gensungen und Kassel angetreten.

W. R.-L.

Am 27. v. M. feierte zu Philadelphia in Nordamerika unser Kasseler Landsmann Dr. Gottlieb Kellner seinen 70. Geburtstag. Aus diesem Anlasse wurden dem in den Vereinigten Staaten wohlbekannten langjährigen Redakteur der deutschen Zeitung „Philadelphia Demokrat", der sich um die Pflege der deutschen Sprache und Ausbreitung deutscher Sitte und Gebräuche in Amerika wesentliche Verdienste erworben hat, großartige Ehrungen in der Stadt der Bruderliebe dargebracht. Hier in seiner Vaterstadt Kassel, in welcher er von 1848 bis 1850 in Gemeinschaft mit Heinrich Heise die „Hornisse" herausgab und eine der bekanntesten Persönlichkeiten war, wird diese Nachricht gewiß interessiren, bildet doch seine Flucht aus dem Kastell am 13. Februar 1852 heute noch, also nach mehr als 37 Jahren, einen beliebten Gegenstand der Unterhaltung. (S. „Hessenland", Jahrgang 1887, Nummer 12–14.)

Im Jahre 1885 wurde in Kassel eine Volksküche errichtet. Dank der Sympathien, welche diese dem Volkswohle gewidmete Anstalt gleich anfangs in allen Theilen der hiesigen Einwohnerschaft fand, und der trefflichen umsichtigen Leitung ist es innerhalb der kurzen Zeit von vier Jahren ermöglicht worden, ein eigenes Haus zu bauen, welches, am Holländischen Thore gelegen, am Mittwoch den 11. d. M. feierlich eröffnet wurde. Zahlreich waren die geladenen Gäste zu diesem Akte erschienen. Das stattliche, zweckmäßig eingerichtete Gebäude ist nach dem Entwurfe und unter Leitung des Baumeisters W. Böttner aufgeführt. Der um das Unternehmen sehr verdiente Vorsitzende, Stadtrath G. Knetsch gab in der Eröffnungsrede ein sehr erfreuliches Bild der Entwickelung der Anstalt, deren erfolgreiche und namentlich für den Arbeiterstand segensreiche Wirksamkeit allgemein anerkannt wird. Wir gedenken hier dieses Vorkommnisses ganz besonders aus dem Grunde, weil wir die Volksküche, so wie sie hier besteht, für eine der besten und heilsamsten Errungenschaften halten, die Kassel in den letzten Jahren aufzuweisen hat.

Daß unsere hessischen Landsleute in Nordamerika von treuer Anhänglichkeit an ihr altes Heimathland Hessen beseelt sind, ist eine bekannte Thatsache. Selten lassen sie sich eine Gelegenheit entgehen, um derselben Ausdruck zu geben. So feierten sie auch jetzt wieder zu New-York ein „Großes Hessisches Volksfest“, das einem von der „Kasseler Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichten Plakate zufolge, von Vereinen, welche die Namen „Frankenberger Verein“, „Fuldaer Verein“, „Schlüchterner Freundschaftsbund“, „Marburger Verein“, „Wilhelmshöher Verein“, Verein Wabern“, „Hessischer Sängerbund“, „Allgemeiner Hessen-Verein“ führen, veranstaltet worden ist. Alle denkbaren Spiele, welche nur jemals im Hessenlande üblich waren, wurden dabei gespielt, hessische Lieder gesungen und Bilder aus Hessens geschichtlicher Vergangenheit dargestellt. Auch „Schwarzenbörner Streiche“ fehlten nicht, ebensowenig eine „Hessische Dorfschule“ und eine „Hessische Spinnstube“. Den sehr umfangreichen musikalischen Theil leitete Kapellmeister Heinrich Engel, eine in Kassel vielbekannte Persönlichkeit. So verstehen es die Hessen dort drüben, sich im fernen Lande ein Stückchen Heimath herzuzaubern, um fröhliche Stunden unter sich in der Erinnerung an das Hessenland zu genießen.

Universitätsnachrichten. Der Professor der Rechtswissenschaft Dr. Franz von Liszt zu Marburg hat einen Ruf an die Universität Halle erhalten und angenommen. — Dem Vernehmen nach soll Professor Dr. Friedrich Oetker in Rostock als Nachfolger des Prof. Dr. Liszt in Marburg vorgeschlagen sein, an welcher Hochschule Prof. Oetker bekanntlich vor einigen Jahren als Privatdozent seine akademische Laufbahn begann.

Todesfälle. Am 6. September verschied nach längerem Leiden im Alter von 64 Jahren der Prorektor des Gymnasiums zu Hanau, Professor Friedrich Krause. Der Verblichene, gebürtig aus Sontra, hatte das Gymnasium zu Hersfeld besucht und von Ostern 1845 ab Mathematik und Naturwissenschaft zu Marburg studirt, wo er Mitglied des Corps Hassia war. Er wirkte als Lehrer an den Gymnasien zu Rinteln, Marburg, Wiesbaden und Hanau und war als solcher ebenso hochgeschätzt von seinen Kollegen wie von seinen Schülern.

Am 11. September starb in Kassel nach längerem schweren Leiden der praktische Arzt, Kreiswundarzt Dr. Theodor Köhler im Alter von 57 Jahren. Der Dahingeschiedene zählte s. Z. zu den am meisten beschäftigten Aerzten der Stadt Kassel. Man rühmt ihm nach, daß er einen scharfen Blick für die Diagnose besessen und sich stets einer rationellen Behandlung der Kranken befleißigt habe. Er war humoristisch beanlagt, wenn man will sogar ein Original, und viele seiner Schwänke kursiren heute noch im Publikum. Auch in literarischer Beziehung war Dr. Theodor Köhler mit Erfolg thätig. Er gab u. a. hier eine populär gehaltene medicinische Wochenschrift, sowie die Schriften seines Freundes Wilhelm Lynker († 20. Januar 1862) heraus. Eine von ihm bis auf die Neuzeit vervollständigte Geschichte des Theaters in Kassel, von demselben Verfasser, erschien dahier im Verlage der Hofbuchhandlung von G. Klaunig im Jahre 1885.

Hessische Bücherschau.

In dem Verlage von Max Brunnemann dahier erscheinen in zwangloser Folge seit Juni:

Mittheilungen aus der Rechtspflege im Gebiete des vormaligen Kurfürstenthums Hessen (Oberlandesgerichtsbezirk Kassel, Kreise Rinteln und Schmalkalden, Amtsgerichtsbezirk Bockenheim), herausgegeben von Felix Vierhaus, Oberlandesgerichtsrath in Kassel, und Maximilian Theobald, Amtsgerichtsrath in Kassel.

Seit dem Eingehen der von Heuser herausgegebenen Annalen der Justiz und Verwaltung im Bezirke des königl. Oberlandesgerichts und der königl. Regierung in Kassel fehlt es an jeder öffentlichen Mittheilung darüber, wie das im Bereiche des vormaligen Kurfürstenthums Hessen geltende, einen großen Kreis von Rechtsnormen umfassende Sonderrecht in der Praxis sich fortbildet. Es ist daher die Schaffung

des Organs für Mittheilungen dieser Art als ein Bedürfniß zu bezeichnen, und zweifellos wird das Unternehmen ebenso bei den Juristen des kurhessischen Rechtsgebietes Anklang finden, wie es sich der Rechtspflege förderlich erweisen wird. Das uns vorliegende Heft enthält 65 civilrechtliche Entscheidungen und 4 Entscheidungen in Strafsachen, sowie eine Abhandlung von Gerichts-Assessor Franz Herz über die althessische Errungenschaftsgemeinschaft in der gerichtlichen Praxis.

„Fischerei und einschlagendes Wasserrecht betreffende Entscheidungen höherer deutscher Gerichtshöfe, insbesondere des Reichsgerichts“, zusammengestellt im Auftrage des Verbandes von Fischerei-Vereinen, Fischerei-Genossenschaften ꝛc. Westdeutschlands von F. W. Seelig, königl. Amtsgerichtsrath zu Kassel, Mitbegründer und mehrjähriger Vorsitzender des Verbandes, Inhaber der königl. preuß. silbernen Staatsmedaille für landwirthschaftliche Leistungen ꝛc. Verlag von Max Hofmann in Leipzig-Reudnitz.

Das verdienstliche Werk des Herrn Amtsgerichtsraths F. W. Seelig, der für eine unserer ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Fischereiwesens und der damit zusammenhängenden Rechtsverhältnisse gilt, wird ebenso den Fischerei-Interessenten, wie den Juristen und Verwaltungsbeamten als ein sehr brauchbares Hilfsmittel und Nachschlagebuch willkommen sein.

Soeben ist im Verlage von Max Brunnemann dahier die angekündigte

Karte des Hauptgebietes von Niederhessen (Umgegend von Kassel)

im Maßstabe 1 : 113000 erschienen. Dieselbe ist sehr sauber und übersichtlich ausgeführt. Sie reicht von Hofgeismar bis Spiescappel, als nördlichstem und südlichstem, von Dodenhausen bis Albungen als westlichstem und östlichstem Punkt, und umfaßt die Kreise Wolfhagen, Kassel, Witzenhausen, Fritzlar und Rotenburg vollständig, die Kreise Hofgeismar, Eschwege, Homberg, Ziegenhain und Frankenberg zum großen Theile. Beachtenswerth sind die Bemerkungen „Zur Höhenschichtenkarte von Niederhessen“ von Os., die sich auf dem inneren Umschlage befinden. Die Karte wird bei ihren Vorzügen nicht nur den Touristen willkommen sein, sie wird auch bei allen denjenigen, welche sich in unserem Hessenlande für das Kartenwesen interessiren, eine günstige Aufnahme finden.

Berichtigung. In der letzten Nummer unserer Zeitschrift, in der Besprechung des 2. Bandes der „Deutschen Gedichte aus Oesterreich“ von A. Trabert, Seite 259, 1. Spalte, Zeile 8, ist ein sinnentstellender Druckfehler unkorrigirt geblieben. Statt „politischen Werth“ muß es daselbst heißen: poetischen Werth. Ferner muß der zweite Vers von Trabert's „Schlußwort“ wie folgt umgeändert werden:

Und die Thaten, die geraten,
Waren auch nicht alle gut;
Denn es treibt auf irren Pfaden
Nur zu leicht der Jugendmut.

Diejenigen Abonnenten, welche das „Hessenland“ durch die Post bestellt haben, denen es aber außerdem noch irrthümlicher Weise unter Streifband zugeht, werden dringend ersucht, dem Unterzeichneten hiervon vermittelst Postkarte baldgefälligst Mittheilung zu machen. Durch Erfüllung dieser Bitte ersparen sie uns Zeit, Mühe und Kosten.

Zugleich werden die Streifband-Abonnenten, welche noch mit der Zahlung von Quartals-Beträgen im Rückstande sind, höflichst gebeten, dieselben im Laufe dieses Monats an den unterzeichneten Redakteur und Verleger einzusenden.

F. Zwenger,
Kassel, Jordanstraße 15.

Zum Abonnement auf das 4. Quartal unserer Zeitschrift „Hessenland“ laden ergebenst ein

Kassel, im September 1889. **Redaktion und Verlag.**

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 19. Kassel, 3. Oktober 1889.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Inserate werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2705.



Doloras.*)

I.

Seitdem ein Blick aus Deinem Aug'
Zu meinem hat den Weg gefunden,
Seitdem hat keinen Augenblick
Mein armes Herze Ruh' gefunden.

Du bist mir fern! Doch als ich jüngst
Im Tempel betete, geschah,
Daß ich in Gott versunken fühlte,
Wie Du mir plötzlich nah', ganz nah'.

Du lebst in mir. Von Deinem Geist
Bin ich so ganz und gar besessen,
Daß wenn ich Deiner nicht gedächt',
Hätt' ich zuvor mich selbst vergessen.

Seitdem Du mir im Traum erschienst,
Kann ich's von Herzen wohl bekunden,
Daß tiefste Seligkeit ein Traum,
Daß ich im Traum das Glück empfunden.

Oaxaca (Mexico), März 1889.

II.

Wie lang ist's her, daß Deine Hand
Die meine zitternd hat umschlossen,
Daß ich in Seligkeit um Dich
Die erste Thräne hab' vergossen.

Wie lang ist's her! Wie ward seitdem
So weh und einsam mir zu Muthe —
Ich fühl' noch immer Deine Hand,
Die warm einst in der meinen ruhte.

III.

Man soll dereinst mein schlichtes Grab
Dicht neben Deinem Grabe machen,
Am jüngsten Tage des Gerichts
Will ich nicht ohne Dich erwachen.

Dir sagt der Herr: „Komm in mein Reich,
Dein reines Herz war stets erkenntlich;
Auch jene Seele laßt mit ein,
Sie ist von dieser unzertrennlich."

Ricardo Jordan.

*) Ein vom spanischen Dichter Campoamor geschaffenes Wort für Schmerzenslieder.



Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst und Erzbischof von Köln.

Von Hugo Brunner.

(Fortsetzung. S. Nr. 16.)

Sechs Tage lang hielten die Neußer den Weerth im Rheine besetzt, ohne daß die Burgunder von neuem anzugreifen gewagt hätten. Dagegen beschossen sie ihn so heftig, daß die dort Weilenden kaum sich zu zeigen wagten.

Während dieser Frist kam den Belagerten über die Rheininsel her noch eine Unterstützung von 500 Mann Fußvolkes, welche die Stadt Köln entsandte; auch Bonn schickte Unterstützung. Allein alles dies genügte nicht, um die wichtige Stellung zu behaupten, um welche sich der Erfolg der Belagerung wesentlich zu drehen schien. Hätten die von Köln in jener Zeit den Weerth mit genügender Mannschaft besetzt, statt sich auf kleine Einfälle in das burgundische Lager und nutzlose Warnungen zu beschränken [1]), so würde die Belagerung kaum so lange gedauert haben.

Statt dessen ging die Insel am 11. August endgiltig verloren. Der Herzog ließ sie mit überlegener Mannschaft besetzen und dann oben und unten mit dem Festlande verbinden: nämlich mit dem lombardischen Lager durch eine aus leeren mit Ketten verbundenen Fässern und darüber gelegten Brettern hergestellte Brücke; mit dem Lager der Engländer durch einen aus Holz und Erde aufgeschichteten Damm. Um aber alle Zufuhr unmöglich zu machen, wurden aus Holland und Geldern große Schiffe den Rhein herauf gebracht und um die Insel herum verankert und verkettet, so daß nun die Einschließung endgiltig vollendet war.

Der niedrige Wasserstand des Rheines kam den Burgundern dabei wohl zu statten [2]). Waren auch die Verluste, die Herzog Karl durch die häufigen Ausfälle der Neußer und die steten Beunruhigungen der Kölner erlitt — man bezifferte sie Ende August schon auf 2000 Mann [3]) —, nicht gering anzuschlagen, so durfte er doch jetzt hoffen, vor dem Herannahen der Reichshilfe die Stadt in seine Gewalt zu bekommen.

[1]) Annalen 49, S. 18 (Nr. 31).
[2]) Basler Chroniken II, 108.
[3]) Annalen a. a. O. S, 23 (Nr. 40). Neujahrsbl. f. G. Frankfurts a. a. O. S. 75.

* * *

Kaiser Friedrich weilte zu jener Zeit in Augsburg; hier suchten ihn wiederholt Boten der Stadt Köln auf, um ihn um schleunige Hilfe zu bitten [1]). Er gab auch wiederholt tröstliche Verheißungen von sich, wie er denn am 22. August den Kölnern erlaubte, das Reichsbanner auf ihrem Rathhause und wo es ihnen sonst gut dünke, aufzupflanzen, und erließ endlich am 27. August das Aufgebot an die Reichsstände, ihre Truppenkontingente auf Kriegsfuß zu setzen [2]). Am folgenden Tage erließ er ein kaiserliches Abmahnungsschreiben an alle mit dem Herzog von Burgund zu Felde liegenden Grafen, Ritter und Städte, nicht fürder demselben Beistand zu leisten, das zwar wohl keine direkte Wirkung hatte, aber doch indirekt zeigte, daß das Reich sich zu regen begann. Allein bis zur wirklichen thatkräftigen Hilfe war noch ein weiter Weg.

Am 26. September verließ der Kaiser nach Entfaltung des Reichsbanners und Verkündigung des Reichskrieges die Stadt Augsburg und begab sich nach Würzburg, wo er die Sammlung des Reichsheeres abwartete. Diese vollzog sich in den Monaten Oktober und November allmählich bei Koblenz nach Ueberwindung der üblichen mannichfaltigen, im Einzelnen unbedeutenden, im Ganzen unsäglichen Schwierigkeiten und Hemmnisse, die sich der Bildung eines damaligen Reichsheeres in den Weg stellten. Sind es doch weniger die Fürsten und Reichsstädte als die kleinen Leute, von denen die Weiterungen ausgehen, und die ob ihrer steten Weigerung, der Zahlung von Steuern oder der Stellung von

[1]) Annalen a. a. O. S. 10, 15, 22.
[2]) Chroniken der d. Städte, X, 342.

Wagen und dgl. nachzukommen, unendliche Schreibereien veranlassen [1]).

Um die Mitte des Oktober wollte der Reichsmarschall Rudolf von Pappenheim die in Koblenz bis dahin vereinigten Reichstruppen den Rhein hinab und den Neußern zu Hilfe führen. Allein die Hauptleute der einzelnen Kontingente weigerten sich dessen, indem sie das kaiserliche Mandat vorzeigten, das ihnen nur befehle, eine Zeit lang im Felde zu sein, nicht aber sich nach Köln führen zu lassen, worauf Herr Rudolf zornig von dannen ritt [2]).

Nicht anders erging es Landgraf Heinrich, der am 5. November den Ritter Diether von Rolfshausen nach Koblenz schickte und als kaiserlicher Hauptmann den Truppen befehlen ließ, ihm nach Köln zu folgen [3]). Er erhielt eine ähnliche Antwort: lauter Weitläufigkeiten, welche den Kaiser veranlaßten, am 11. November einen Befehl an den Rath zu Frankfurt zu richten, seinen Söldnern einzuschärfen, daß sie dem Kaiser zu gehorchen und nicht erst die Befehle des Rathes einzuholen hätten [4]). Am 25. November langte Friedrich selbst zu Frankfurt an.

* * *

Bis dahin hatten die Belagerten manche harte Stürme auszuhalten gehabt. Einer der heftigsten Stürme, welche die Stadt Neuß auszustehen hatte, war der vom 9. September. Siebenmal führte der Herzog an diesem Tage seine Schaaren zum Angriff auf die Bollwerke an der Rheinseite, doch wurden sie jedes Mal blutig zurückgeworfen. Er selbst war an einer Hand verwundet worden. In Folge dieses Mißerfolges entstand schon bei vielen seiner Söldner, die auf einen schnellen Ausgang des Feldzuges gerechnet hatten, namentlich bei den Engländern, Murren und Unzufriedenheit. Der Herzog hatte Mühe, sie zur Ruhe zu bringen; er vertröstete sie auf den unzweifelhaften Erfolg des nächsten Sturmes, der am Sonnabend darauf stattfinden sollte. Aber als man sich zur festgesetzten Stunde zum Angriff anschickte, da schossen die Neußer so kräftig in die dicht heranwogenden Schaaren, daß der Herzog, namentlich erschreckt durch den Tod zweier ihm nahe stehender Hauptleute, das Stürmen wieder einstellte.

So wurde das Selbstvertrauen der Belagerer von Tag zu Tag schwächer. Gegen Ende Oktober zählte Karl seinen Verlust schon nach Tausenden. Am 14. d. M. sah er einen Theil seines Lagers in Brand aufgehen; das Feuer, durch eine aus der Feste geschleuderte Brandkugel entzündet, wüthete vom Abend bis in die Nacht gegen 2 Uhr und legte einen großen Theil der leichten Hütten in Asche. Auch ließ sofort am anderen Morgen Landgraf Hermann eine Schaar von 2000 Mann ausrücken, um die allgemeine Verwirrung im Lager zu einem kühnen Handstreich zu benutzen. Der Erfolg war glänzend.

Der Herzog, angesichts der Unmöglichkeit, die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen, änderte seine Angriffsweise, zumal auch die anfangs November neu eingetroffenen Fläminger und Brabanter keinen anderen Erfolg gehabt hatten (den 4. November) als die entmuthigten alten Söldner. Durch eine scharfe Beschießung sollten alle Thürme niedergeworfen, die Mauern und Bollwerke in Trümmer gelegt werden. Er wollte durch endloses Feuern die Belagerten so ermüden, daß sie endlich auf jeden Widerstand verzichten müßten. Dann sollten zur Vollendung des Zerstörungswerkes verschiedene Minen gesprengt und brennende Theertonnen und Fässer mit Schwefel nach allen Richtungen in die Stadt geschleudert werden.

Landgraf Hermann erhielt durch den Rath von Köln Kunde von diesem Vernichtungsplan. Besatzung und Bürgerschaft waren entschlossen, dem drohenden Angriffe mit der äußersten Kraftanstrengung zu begegnen. Am 11. November begann der Herzog die Ausführung seines Planes mit einem Sturme gegen die Festungswerke am Oberthor. Aber nirgends zeigt sich Widerstand; die Besatzung, die wohl vorbereitet war, ließ den Feind ruhig bis über den ersten Wall vordringen: da erst eröffnet sie, aber nun um so heftiger, ein verheerendes Feuer und zu wildem Kampfe stürzen die Neußer sich den Burgundern entgegen. Das Ringen ist kurz und blutig, der Feind wird zurückgeschlagen und läßt 300 Todte auf dem Platze. Landgraf Hermann hatte erreicht, daß die allgemeine Bestürmung für's erste weiter hinausgeschoben wurde.

In Neuß hatte man dennoch wohl Grund, mit ängstlicher Besorgniß dem drohenden Angriff entgegen zu sehen. Zwar fehlte es nicht an Muth und Kampflust; aber man hatte Mangel an Pfeilen und Schießpulver. Eine längere Vertheidigung wäre unmöglich gewesen, wenn die Stadt Köln der hart bedrängten Feste nicht 600 frische Kämpfer, „harte Gesellen", mit Salpeter und Schwefel und anderer Munition zugeschickt hätte. Diese Schaar, die glücklich durch das feindliche Lager hindurch gelangte, gab der verzweifelnden Stadt wieder frischen Muth. Herzog Karl aber erkannte, daß, wenn er in den Besitz der Stadt gelangen wollte, dies nur

[1]) Vgl. z. B. Neujahrsblatt a. a. O. S. 35 ff.
[2]) Das. S. 76.
[3]) Vgl. S. 36.
[4]) Ebenda, S. 36, 70.

mit Aufbietung aller Kräfte geschehen könne. Er wollte vorläufig noch das Blut seiner Truppen schonen, da er hoffte, daß bald der Hunger die Neußer zur Uebergabe zwingen werde. Und wirklich erreichte die Noth einen hohen Grad. Fast alle Vorräthe waren aufgezehrt, und nach und nach wurden die sämmtlichen in der Stadt vorhandenen Rosse bis auf wenige, im Ganzen 350, geschlachtet und verzehrt.

Inzwischen langte wenigstens das hessische Truppenkorps in einer Stärke von 1500 Mann Neuß gegenüber auf den sogenannten Steinen an und lagerte sich mit den Kölnern dem Heere des Herzogs gegenüber, im Ganzen in einer Stärke von etwa 3000 Mann. Dies war im Februar 1475. Beim Anblick dieses Hilfskorps vergaßen die Neußer allen Jammer und alle Noth; jeder Gedanke an Kapitulation wurde aufgegeben und der entschlossenste Widerstand gewann wieder festen Halt. Kaum war von Seiten der Kölner der erste Schuß gegen das burgundische Lager gefallen, so erwachte in Neuß mit frischer Kraft die alte Kampflust. In heißem, heftigem Andrang machte eine starke Schaar todesmuthiger Hessen einen Ausfall auf den Weerth und richtete unter den erschrockenen Feinden eine große Verheerung an. Die Hessen auf den Steinen, die bei diesem kräftigen Schlage ihrer Landsleute nicht müßig bleiben wollten, unterhielten ein wirksames Feuer gegen die Flanke des Feindes; so oft Herzog Karl seinen Angriff gegen die Stadt erneuerte, ließen die von Köln ihre schweren Geschütze spielen, und nicht selten sahen sich die Burgunder durch dieses Feuer zum Rückzug genöthigt. Bedenklicher noch, als diese Belästigungen, war die Gefahr, welche durch das Truppenkorps auf den Steinen den burgundischen Proviantschiffen bereitet wurde. Außerdem ließen sich die Kölner es angelegen sein, den Neußern von jedem Schritte, der die Ereignisse ihrer Entscheidung näher rückte, vermittelst eines in einen Holzklotz oder eine Steinkugel eingelassenen Briefchens Kunde zu geben. Mitunter gelang es ihnen auch, eine kleine Sendung Mundvorrath in die Stadt hinein zu bringen. Aber doch stieg die Noth bis zum äußersten; in einem Briefe vom 7. Mai klagt der Administrator Hermann: „Wir haben augenblicklich keine Wehr als Steine und Wasser, darum war es dem Feinde möglich, den Wall zwischen dem Ober- und Zollthor uns zu entreißen. Tag und Nacht werden viele tüchtige Kämpfer, Ritter, Bürger und Knechte, die stets auf den Beinen und in den Waffen sein müssen, jämmerlich erschossen und ermordet. So haben wir an Todten, Verwundeten und Kranken mehr als 1000 wehrhafte Streiter verloren."

Aber Hermann ließ Muth und Fassung keinen Augenblick sinken. Als einst zwischen Bürgern und Söldnern in der Stadt ein blutiger Zwist ausbrach und auf dem Markt die Parteien mit blanken Wehren zusammen schlugen, da trat er unerschrocken unter sie; und da dies nicht helfen wollte, ließ er Sturm läuten, als sei der Feind im Anzuge. Die Vorstellung der gemeinsamen Noth führte dann sofort die Beilegung des Streites herbei.

Endlich schien für die schwergeprüfte Stadt der Tag der Rettung gekommen. Am 6. Mai hatte sich der Kaiser rheinabwärts in Bewegung gesetzt, am 23. endlich langte er bei Neuß an. Damit war Herzog Karl genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Zwar that der Kaiser nichts, um den Reichsfeind zu strafen, wie viele erwarteten, sondern schloß mit Karl ein friedliches Abkommen. Allein Neuß war gerettet. Am 30. Mai thaten sich die Thore seit langem zum ersten Male wieder in friedlicher Absicht auf, und Landgraf Hermann trat heraus, um von dem päpstlichen Legaten die Kunde zu vernehmen, daß der Friede geschlossen sei.

Da war Freude allgemein unter der Bürgerschaft und der Besatzung, und Freund und Feind strömte herbei, um die Helden zu bewundern, die 10 Monate lang der harten Belagerung widerstanden und 54 Stürme siegreich abgeschlagen hatten. Am meisten aber wurde Landgraf Hermann bewundert, der allen voran, Leiden und Entbehrungen mit getragen hatte.

Das Wichtigste für Hermann war, daß Herzog Karl die Sache Erzbischof Ruprechts aufgab. Damit war seinem Gegner der kräftigste Rückhalt entzogen, und außerdem konnte bei seiner Haltung von einem Ausgleich des Streites auf der früheren Grundlage nicht mehr die Rede sein.

Am 8. September 1475 ernannte Kaiser Friedrich den Landgraf Hermann „in Ansehung der treuen, redlichen und emsigen Dienste, womit er dem Herzog von Burgund Widerstand geleistet und die Stadt Neuß vertheidigt habe", sowie auf Ansuchen des Domkapitels und der Stände zum Regierer des Erzstiftes Köln und ordnete ihm einen kleinen und einen großen Rath zu. [1])

Man würde aber weit fehl gehen, wenn man annähme, daß damit Ruprechts Ansprüche aus der Welt geschafft seien. Einmal war in dem Abkommen mit Herzog Karl von Burgund die Streitfrage, um die es sich im Erzstifte handelte,

[1]) Lacomblet IV 475.

gar nicht berührt worden; sodann erkannte er die kaiserliche Verfügung nicht an, und der Kampf dauerte fort.

Keine der beiden Parteien war stark genug, um einen entscheidenden Schlag auszuführen, wohl aber um Handel und Wandel in der empfindlichsten Weise zu stören. Die erzbischöflichen Besatzungen in Brühl, Lechenich, Rolandseck und anderen Orten, und die rheinabwärts in Linn, Uerdingen und Kempen, thaten den Gegnern unleidlichen Schaden, namentlich durch Plünderung der Schiffe und Waarenzüge.

Niemanden war dies auf die Dauer lästiger, als der Stadt Köln. So wurde es denn für den Ausgang des Kampfes entscheidend, als am 5. Juni 1477 zwischen ihr und dem Administrator Hermann ein Vertrag zustande kam, durch den beide sich verbanden, dem Erzbischof Ruprecht die festen Schlösser Brühl und Lechenich, die Hauptstützpunkte seiner Macht, zu entreißen[1]), damit endlich Frieden werde im Lande.

Bald war Hermann auch im unbestrittenen Besitze des Ober- und Mittelstiftes, nur das Niederstift mit Kempen, Uerdingen und Linn hielt noch mit Ruprecht Stand. Da entschloß sich die Stadt Köln, auch gegen diese Aemter dem Verweser ihre Streitkräfte zur Verfügung zu stellen. In raschem Anlauf wurden Stadt und Schloß Uerdingen am 11. Juni genommen, am folgenden Tage unterwarfen sich gutwillig alle Orte des Ländchens Linn. Nur diese Stadt selbst machte noch Schwierigkeiten, ihre Thore zu öffnen und Hermann schickte sich an, sie mit Waffengewalt zu zwingen. Auf sein Gesuch schickten ihm die Kölner zwei Büchsen, die große, neue, und die alte; deren Wirkung war derartig, daß die Stadt bereits am 24. Juni kapitulirte.

Nunmehr gab sich Erzbischof Ruprecht selbst verloren. Er trat am 9. Juli mit Vergleichsvorschlägen hervor, die am 26. Juli unter Vermittelung des Herzogs von Jülich in der Stadt Köln zu einem endgiltigen Abkommen führten: Ruprecht verzichtete zu Gunsten Hermanns auf die Regierung des Erzstiftes, wogegen ihm der Titel gelassen und eine jährliche Rente von 2000 fl. ausgesetzt wurde.

Damit schien der Kampf beendigt. Alle erzbischöflichen Anhänger leisteten Hermann den Eid und auch sämmtliche Städte, Aemter und Schlösser, die noch nicht bezwungen waren, gingen zu ihm über. Nur zwei westfälische Städte, Arnsberg und Eversburg, weigerten sich, den Administrator anzuerkennen. Sie fanden Unterstützung an dem Herzog von Cleve. Vergebens wandte sich das Kapitel nach Rom mit der Bitte, den erzbischöflichen Stuhl nunmehr, nachdem Ruprecht verzichtet, dem Administrator Hermann zu verleihen. Ruprecht faßte vielmehr wieder Muth; er verließ das ihm überlassene Schloß zu Lechenich und eilte in das Erzstift Mainz, um hier der heimathlichen Pfalz näher zu sein. Allein hier fand er nach dem Tode seines Bruders nicht mehr die gehoffte Unterstützung. Ungeduldig wollte er am Sonntag Lätare 1478 (den 1. März) allein über den Westerwald nach Arnsberg reiten. Da ward er bei Driedorf von einem Edelmann, Johann von Waldendorf, erkannt. Der ritt ihm nach, und da der Erzbischof im tiefen Schnee den Weg verloren hatte, holte ihn der Ritter ein und nahm ihn gefangen. Ruprecht wurde zu Landgraf Heinrich gebracht, der ihm 8 Tage später die Burg Blankenstein bei Gladenbach als fürstliches Gefängniß anwies.

Nunmehr war endlich der Urheber allen Streites unschädlich gemacht. Am 6. Juli 1478 kam durch Landgraf Heinrichs Dazwischentreten ein endgiltiger Vertrag zu Stande, kraft dessen Ruprecht auf das ganze Erzstift — diesmal auch auf den Titel eines Erzbischofs – gegen eine Rente von 4000 fl. verzichtete und sich sogar anheischig machte, zur Erlangung der päpstlichen Bestätigung für Hermann mitzuwirken.

Gleichwohl und obzwar Erzbischof Ruprecht am 26. September nochmals auf freiem Felde vor Blankenhein in Gegenwart einer päpstlichen Kommission feierlich Verzicht geleistet hatte, trug man in Rom Bedenken, Hermann die Bestätigung als Erzbischof zu gewähren. Dies geschah erst, als Ruprecht am 16. Juli 1480 zu Blankenhein gestorben war. Am 11. August fand nun zu Köln nochmals eine Neuwahl statt, die aber natürlich nichts weiter als eine bloße Förmlichkeit war. Die päpstliche Bestätigung erfolgte am 15. November und am 6. Februar 1481 wurde dem neuen Erzbischof das Pallium im Dom zu Köln feierlich überreicht.

(Schluß folgt.)

[1]) Lacomblet IV. 485.

Lebensbilder von Marburger Professoren.

Von Friedrich Münscher.

Sylvester Jordan.

Das Sprichwort, daß dem Menschen nicht an der Wiege gesungen wird, was ihm im späteren Leben begegnen soll, hat sich vor vielen Andern an dem Mann bewährt, der am 30. Dezember 1792 in dem bei Innsbruck gelegnen Dorfe Axans geboren wurde und am folgenden Tag bei der Taufe nach dem Schutzheiligen des Tages den Namen Sylvester erhielt. Seine früheste Jugend brachte er in den drückendsten Verhältnissen zu, denn sein Vater, ein armer Schuhflicker Namens Jordan, vermochte nur mit genauer Noth die Seinigen zu ernähren und verbitterte ihnen noch obendrein durch sein grämliches Wesen ihr Dasein. Aber trotz der ungünstigen Umgebung entwickelte sich in unserem Sylvester ein reger Geist. Der Knabe zeichnete sich frühzeitig durch ungewöhnliche Lernbegierde aus, die ihn antrieb, fast ohne fremde Beihülfe Lesen und Schreiben sich anzueignen. Noch stärker entwickelte sich bei ihm ein tiefreligiöser Zug, der durch das Lesen von Legenden noch gesteigert wurde. Sein Ideal und tägliches Gebet war dereinst zu dem bei Gott und Menschen bevorzugten Stand der Geistlichen zu gelangen. Diese Richtung bewog einige Geistliche seiner Heimath, ihm einen Platz in dem Gymnasium zu Innsbruck zu verschaffen, wo er sich die für einen künftigen Geistlichen unentbehrlichen Kenntnisse erwerben sollte. Mit Freuden betrat der 13jährige Knabe diesen Weg, obgleich er auch hier mit harten Entbehrungen zu kämpfen hatte. Denn die Unterstützungen flossen nur kärglich, sodaß das junge Bürschchen, nachdem es sich kaum die ersten Anfangsgründe des Wissens angeeignet hatte, schon durch Privat-Unterricht sich das Nöthigste zum Lebens-Unterhalt verdienen mußte. — Diese Zeit des Lernens und Lehrens wurde plötzlich gewaltsam unterbrochen. Im Jahr 1809 erhoben die Tyroler die Fahne des Aufstandes gegen die ihnen von Napoleon I. aufgedrungene bayerische Herrschaft und durch den dadurch entbrannten Kampf, der trotz ihres heldenmüthigen Ringens mit der Unterwerfung endigte, wurde die Thätigkeit der höheren Lehranstalten auf längere Zeit gehemmt. Die Unterbrechung seiner Studien hatte auf Sylvester Jordans geistige Entwicklung einen bedeutenden Einfluß. Wenn er seinen Lebensplan nicht aufgeben sollte, so mußte er eine andere Lehranstalt aufsuchen, und hierzu bot sich das Lyceum zu München als die nächste und bedeutendste. An dieser, die bei weitem höher stand als die zu Innsbruck, wirkten damals sehr tüchtige Männer, z. B. Kajetan von Weiller, welche auf Kopf und Herz ihrer Schüler einen gewaltigen Einfluß übten. So kam es, daß der 18jährige Jüngling eine große innere Umwandlung erfuhr. Er erkannte, daß in den religiösen Vorstellungen, welche er in Tyrol überkommen hatte, viel Aberglaube und Unduldsamkeit enthalten sei, und, ohne von seiner Kirche abzufallen, gewann er doch einen freieren Blick für das, was in der christlichen Religion das Beseligende ist. Daraus entwickelte sich ein Gegensatz zwischen ihm und seinen bisherigen Gönnern in Tyrol. Er galt ihnen nun als ein Abtrünniger. Die veränderte religiöse Anschauung bewirkte auch einen Wechsel in seinen Lebenszielen. Er entsagte nämlich dem früheren Vorsatz Geistlicher zu werden und begab sich, nachdem er sich auf dem Lyceum in München die erforderliche Vorbildung erworben hatte, auf die Universität Landshut, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft und Philosophie zu widmen. Seine Lebensweise war hier wie vordem in Innsbruck und München eine sehr dürftige, indem er sich seinen Unterhalt durch Privat-Unterricht verdienen mußte. Aber die Freude am Lernen erhob seinen Geist über alle Schwierigkeiten und ermunterte ihn zum angestrengtesten Fleiß. Die Frucht dieser Anstrengungen war, daß ihm nach Verlauf einiger Jahre nicht nur die juristische, sondern auch die philosophische Doktorwürde zuerkannt wurde. Nachdem er die Universität verlassen hatte, übernahm er nach einander bei mehreren Rechtsanwälten die Stelle eines Gehülfen, bis ihm endlich im Jahre 1820 das Ziel seiner Wünsche, die Erlaubniß juristische Vorlesungen zu halten, an der Universität Heidelberg zutheil wurde. Von hier aus machte er durch ein günstiges Geschick die Bekanntschaft des Kurhessischen Geheimen Kabinetsraths von Kopp, der als Privatmann in Mannheim lebte. Dieser, der an dem jungen strebsamen Mann Gefallen fand, empfahl ihn der Kurhessischen Regierung, und auf dessen Fürsprache wurde Jordan im Jahr 1821 als außerordentlicher Professor der Rechte nach Marburg berufen. Schon im folgenden Jahr wurde der damals 30jährige Mann zum ordentlichen Professor ernannt und hatte damit eine gesicherte Lebensstellung erreicht, sodaß er seine Braut, Maria Staudinger aus München, in seine neue Heimath einführen konnte. Hier er-

warb er sich durch seine Tüchtigkeit als akademischer Lehrer sowie durch sein offenes tyrolermäßig heiteres und treuherziges Wesen bald allgemeine Achtung und Zuneigung. Diese Stimmung trat besonders hervor, als ihm bei dem Schluß seines Prorektorats am 24. August 1826 die Studenten einen glänzenden Fackelzug brachten, an dessen Spitze der alte Ulrich von Kopp, der sich gerade auf der Durchreise hier befand, mit seinen Orden geschmückt und eine brennende Fackel schwingend heiter voranschritt. In jener Zeit erschienen auch mehrere Schriften von ihm, nämlich 1828 Versuche über allgemeines Staatsrecht, 1831 das Lehrbuch des allgemeinen und deutschen Staatsrechts.

Eine weit bedeutendere Wirksamkeit und Anerkennung brachte ihm das Jahr 1830. Am 15. September dieses Jahres versprach bekanntlich Kurfürst Wilhelm II., um die durch die Französische Juli-Revolution aufgeregten Gemüther seiner Unterthanen zu beschwichtigen, den Bitten des Kasseler Stadtraths entsprechend, daß die Landstände, welche seit 1816 nicht mehr versammelt worden waren, zur Berathung über eine neue Verfassung einberufen werden sollten. Da die Universität Marburg nach altem Herkommen einen Abgeordneten zu dieser Versammlung zu entsenden hatte, so verstand es sich gewissermaßen von selbst, das man den Lehrer des Staatsrechts, der zugleich ein allgemein geachteter und beliebter Mann war, den Professor Jordan, zum Vertreter der Universität erwählte. Als Mitglied der Ständeversammlung erlangte nun Jordan durch seinen Eifer für das öffentliche Wohl sowie durch seine Rednergabe und seine staatsrechtlichen Kenntnisse bald einen solchen Einfluß, daß man ihm die Leitung des Ausschusses, welcher den Entwurf einer neuen Verfassung vorlegen sollte, übertrug. Diese Stellung gab ihm Veranlassung einen Entwurf abzufassen, welcher, abgesehen von einigen althessischen Gerechtsamen, welche beibehalten wurden, durchaus den Grundsätzen des damals allgemein beliebten konstitutionellen Systems entsprach und zugleich manche Vorschriften enthielt, welche gegen die in den letzten Jahren geübte Willkür zu schützen und daher die Regierungsgewalt zu beschränken bestimmt waren. Ja er brachte es dahin, daß dieser Entwurf, ohne wesentliche Aenderungen zu erfahren, nicht nur von der Ständeversammlung gutgeheißen, sondern auch von den Landtags-Kommissarien dem Kurfürsten zur Annahme empfohlen und von diesem am 5. Januar 1831 genehmigt und unterzeichnet wurde. Die neue Verfassung wurde im ganzen Land mit großem Jubel aufgenommen, und Jordan, der Vater dieser Verfassung, wurde der gefeiertste Mann in Kurhessen.

Für den nach der neuen Ordnung der Dinge im Frühjahr 1831 einberufenen Landtag wurde von der Universität Marburg, welcher das Recht zur Wahl eines Abgeordneten belassen war, natürlich Jordan wieder gewählt. In der neuen Ständeversammlung, deren bedeutendstes Mitglied er wiederum war, versuchte er die der Ständeversammlung verfassungsgemäß zustehenden Befugnisse in möglichst weitem Umfang geltend zu machen, verwickelte aber dadurch die Stände in Streit mit der Staatsregierung. Der Streit wurde heftiger, seitdem im Mai 1832 Hans Daniel Hassenpflug das Ministerium der Justiz und des Inneren übernommen hatte und den Ansprüchen der Stände gegenüber die Bestimmungen der Verfassungs-Urkunde möglichst zu Gunsten der Staatsregierung auszulegen versuchte. Ja als Jordan in Folge der im Juni 1832 gegen die Presse und gegen die Volksversammlungen gerichteten Bundestagsbeschlüsse den Antrag stellte, daß von Seiten der Staatsregierung die Protokolle der Bundesversammlung und die dem Kurhessischen Bundestags-Gesandten ertheilten Instruktionen den Ständen zur Einsicht und Prüfung vorgelegt werden sollten, und für diesen Antrag die Zustimmung des Landtags erlangte, wurde der Landtag am 26. Juli 1832 aufgelöst. Der Antrag entsprach zwar der in der Kurhessischen Verfassungs-Urkunde durchgeführten konstitutionellen Theorie, war aber mit der Verfassung des deutschen Bundes nicht verträglich, sodaß die Annahme desselben für die Kurhessische Regierung nicht möglich war. Gleichwohl fand er bei der gegen den Bundestag gerichteten Stimmung allgemeinen Beifall, und Jordans Ruhm wurde durch sein energisches Auftreten in und außerhalb Hessens nur noch mehr erhöht.

Er galt als der Hort der politischen Freiheit und wurde überall mit Jubel begrüßt, vornehmlich in Marburg. Als er dorthin am 13. September 1832 mit seiner ihm eben angetrauten Gattin zurückkehrte, — seine erste Gattin war im Mai 1832 gestorben, und Jordan hatte sich am 2. September mit Pauline, der ältesten Tochter eines preußischen Gerichtsbeamten, des Dr. Paul Wigand zu Höxter, wieder verheirathet — zogen ihm die Bürger unter Vortritt des Magistrats in Festkleidern und mit den Fahnen der Stadt entgegen. Am Eingang in dieselbe war eine Ehrenpforte errichtet, unter welcher ihn der Bürgermeister willkommen hieß und weißgekleidete Jungfrauen ihm einen Lorbeerkranz nebst einem Gedicht überreichten. Dann wurde er von der versammelten Menge in die Stadt geleitet, welche

am Abend zu seinen Ehren glänzend erleuchtet war.[1]) Am anderen Morgen erschien bei ihm eine Deputation des akademischen Senats, welche ihm mittheilte, daß er für den eben ausgeschriebenen Landtag zum dritten Mal als Vertreter der Universität gewählt worden sei. Die von Marburgs Bewohnern beabsichtigte Errichtung eines Denkmals lehnte Jordan ab, nahm aber die zu jenem Zweck gesammelte Geldsumme dankbar an und kaufte mit derselben das Haus, welches jetzt im Besitz des Sanitätsraths Dr. Möller ist, Nr. 1 der Nikolai=Straße.

In Folge der Wahl, durch welche der Senat, obwohl er wußte, daß Jordan bei dem Landesherrn und dessen Räthen in Ungnade stand, sein festes Vertrauen zu seinem Vertreter aufs Neue ausgesprochen hatte, reiste Jordan im Spätherbst des Jahres 1832 wieder nach Kassel, um seinen Platz in der Ständeversammlung einzunehmen. Allein Minister Hassenpflug verweigerte ihm den Eintritt und bedrohte ihn mit Geldstrafe, wenn er nicht binnen 24 Stunden auf seinen Posten als Professor zurückkehre. Er wendete nämlich eine Bestimmung der Verfassung, daß Staatsdiener zum Eintritt in die Ständeversammlung der vorgängigen Genehmigung von Seiten der Staatsregierung bedürften, auch auf den Abgeordneten der Universität an. Jordan blieb aber auf seinem Platz, indem er die Beweisführung der Regierung bestritt, vielmehr behauptete, daß für den Abgeordneten der Universität ein Urlaub nicht erforderlich sei, da der Senat verpflichtet wäre einen Abgeordneten aus seiner Mitte zu wählen. Auch erklärte das Obergericht zu Kassel, welches von Jordan um Schutz angerufen worden war, daß das Verbot des Ministers keine rechtliche Wirkung haben dürfe, und nun entstand ein monatelanger Streit über die Urlaubsfrage, der im ganzen Land große Aufregung hervorrief und sogar in mehreren Druckschriften verhandelt wurde. Ob Jordan an den Berathungen für das Wohl des Landes theilnehmen dürfe oder nicht, ward in Kurhessen zur brennenden, politischen Frage. Der akademische Senat trat für Jordan ein; die Stände erklärten nicht nur durch feierlichen Beschluß, daß Jordan keiner Genehmigung von Seiten der Staatsregierung bedürfe, sondern waren auch im Begriff den Minister Hassenpflug wegen seines Verfahrens gegen den Abgeordneten der Universität in Anklagestand zu versetzen — da wurde die Versammlung durch landesherrliche Verfügung am 18. März 1833 abermals aufgelöst. Am folgenden Tag that aber Hassenpflug einen Schritt zur Versöhnung. Er hatte eine Unterredung mit Jordan, in welcher er diesem vorstellte, daß die Regierung in ihm den Urheber des Streits mit den Ständen erkenne und seine landständische Thätigkeit als dem Landeswohl nachtheilig ansehe. Er möge daher das patriotische Ofer bringen, auf die Wahl des Senats freiwillig zu verzichten. Diesen Vorstellungen entsprach Jordan, indem er wenige Tage nachher den Prorektor der Universität von seiner Verzichtleistung in Kenntniß setzte und andere Wahlen, welche er nur mit Genehmigung annehmen konnte, ablehnte. Er kehrte vielmehr zu seinem akademischen Beruf zurück, in welchem er der ungeschwächten Achtung und des vollen Vertrauens der Landesbewohner sich erfreuend, aber von der Staatsregierung beargwohnt und zurückgesetzt, sechs Jahre hindurch ruhig verharrte.

Es wird angemessen sein, einen Augenblick hier zu verweilen, um das Wesen des Mannes etwas näher zu betrachten und uns dadurch seinen großen Einfluß auf die Gemüther der Menschen zu erklären. Jordan war, wie die meisten seiner Landsleute, ein Gefühlsmensch. Heiter und offen trat er jedem vertrauensvoll entgegen, machte schnell Bekanntschaft und Brüderschaft und hoffte ohne lange zu prüfen überall das Beste. Mit dieser etwas träumerischen Gefühlsrichtung war aber bei ihm auch eine abstrakte Verstandesrichtung verbunden sowohl auf religiösem wie auf politischem Gebiet. Er war kein praktischer Staatsmann, aber ein Mann, der mit der Sprache voller Ueberzeugung die Grundsätze des konstitutionellen Regierungssystems, welches damals allgemein als das einzige politische Heilmittel betrachtet wurde, bis in die letzten Konsequenzen vertrat und durch seine ganze Persönlichkeit, namentlich durch seine Redegabe, seine Umgebung für seine Ansichten gewann.

(Schluß folgt.)

[1]) Die genauere Beschreibung findet sich in einem Schriftchen „Marburgs feierliche Woche“ betitelt.

Sie schmollt.

Novellette von M. Friedrichstein.

(Fortsetzung.)

Als der Hausherr das Zimmer verlassen hatte um sich zur Bank zu begeben, blieben seine Frau sowie deren Freundin, noch am Kaffeetisch sitzen.

„Jeannette! Ist dir gestern nicht etwas bei meinem Mann und deinem Zukünftigen aufgefallen?“

„Aufgefallen? — Nicht, daß ich mich erinnere," erwiderte die Freundin und lehnte den Lockenkopf an die Sophalehne.

„Ach! Denke doch nur an den Toast deines Bräutigams beim Mittagessen!"

„Ja, ja, richtig!" Jeannette schnellte in die Höhe. „Jetzt fällt mir's ein! Ich nahm mir gleich vor, dich zu fragen: was denn die mysteriösen Andeutungen von Cigarrenasche und Schmutztappen eigentlich bedeuten sollten? In diesem Augenblick hatte ich es jedoch vergessen."

„Ach, siehst du! Und nachher folgte — wie du dich ebenfalls entsinnen wirst — die für uns dunkle Andeutung meines Mannes: Siehe Howald."

„Ja wohl, das fiel mir gleichfalls auf, und Max wollte sich vor Lachen ausschütten."

„Ich mußte dahinter kommen; es ließ mir keine Ruhe und da habe ich gestern Abend, bevor wir zur Ruhe gingen die Weinlaune meines Richard verwerthet: er hat mir die Sache haarklein erzählen müssen, und denke Dir! — Die Herren haben vor einiger Zeit ein Komplot gegen mich geschmiedet!

„Ha ha!", lachte die Freundin und schlug die schlanken Hände zusammen.

„Lache nicht, Jeannette! Es geht dich auch an; vielleicht mehr als du denkst!"

„Diese Heimtücker!" rief Jeannette und mußte von neuem lachen.

„Der Amtsrichter bildet sich ein Frauenkenner zu sein. Pah!" Anna Löpel schob mit geringschätzender Miene heftig die leere Tasse weiter auf den Tisch. „Als ob wir uns überhaupt durchschauen ließen. Aber warte!" Drohend hob sie die Rechte. „Warte, Binderchen! Du sollst auch noch Lehrgeld bezahlen!"

„Oho! Bitte sehr! Ich thue Einspruch; es ist mein Verlobter!" Jeannette gab der Freundin einen leichten Schlag auf die Schulter und rief: „So rücke doch endlich heraus mit deiner Weisheit! Was hast du denn erfahren?"

„Höre zu!"

Beide Damen lehnten sich, Schulter an Schulter, behaglich im Sopha zurück; die Hände hielten sie traulich verschlungen, und die junge Frau erzählte der Lauschenden von ihrer früheren garstigen Untugend des Schmollens, dessen Heilung, und daß sie froh sei sie gänzlich abgelegt zu haben. Plötzlich richtete sich die Erzählerin energisch empor und rief aus:

„Jedoch die heimtückische Art der Kur: mich acht Tage so zu ängstigen, wird geahndet! Und zwar an deinem Herrn Frauenkenner; denn er ist der Urheber! Mein Richard hätte solche Grausamkeit nicht über sich vermocht; er ist oft rücksichtslos unachtsam; aber so advokatisch berechnend zu sein, das ist nicht seine Sache Glaubst du das nicht auch?"

„Hm! Es ist ja nun nicht mehr zu ändern. Verzeihe ihm!"

„Ja wohl, verzeihen! Eine gehörige Strafe will ich ihm zudiktiren. Nein, dieser Verführer darf nicht leer ausgehen und du sollst das Werkzeug meiner Strafe sein!"

Jeannette schüttelte ablehnend mit dem Kopf und Anna Löpel neigte sich erregt vor, umfaßte die Hände der Freundin fester und rief:

„Ach, was, Jeannette! Du weißt wie gern wir deinen Amtsrichter haben und du weißt auch: daß eine Krähe der anderen nicht die Augen aushackt. Geahndet muß die Unthat werden, deshalb gestehe, daß du sie auch abscheulich findest. Von deiner Freundschaft verlange ich, daß du bereit bist, mich zu rächen!"

„Es ist ja wahr, ich finde es auch etwas hinterlistig; aber wie willst du meinen Max strafen? Doch hoffentlich ungefährlich?"

„Das habe ich mir schon ausgedacht. Nicht gleich wird ihm die Vergeltung nahen; sie soll langsam und sicher kommen."

„Wie gruselig!"

„Mit eurer Verheirathung wird es ja wohl im Galopp gehen und die Flitterwochen will ich euch nicht trüben. Nach dieser Zeit kämpfen wir dann jedoch hinter einem gemeinsamen Schild grade so aus dem Hinterhalt, wie die Herren der Schöpfung. Ich plane Folgendes:"

In der Nebenstube wurde plötzlich ein Geräusch der aufräumenden Dienerin hörbar, daher steckten die Damen ihre Köpfe dichter zusammen und wisperten eine Weile leise miteinander, nur zum Schluß fragte Frau Löpel vernehmbar:

„Also du bist damit einverstanden Jeannette?"

Diese, von der Sache mehr belustigt, als sie ernst nehmend, erwiderte:

„Gewiß, gewiß!"

„So sei von vornherein etwas kühl reservirt gegen deinen Amtsrichter, du kannst deine Zärtlichkeit später verdoppeln."

Im Uebermuth zerwühlte Frau Anna mit ihren rundlichen Händen die zierlich gekräuselten Haare auf dem Kopf der Freundin und diese rächte sich dafür indem sie mit raschem Griff der jungen Hausfrau das Morgenhäubchen raubte, sodaß ihr die aschblonde Haarfülle über die Schultern herabfiel. In diesem Augenblick schlug die Uhr im Rococogehäuse neun Schläge. Erschrocken sprang Frau Anna auf und rief:

„Mein Himmel, wieviel Zeit haben wir verschwatzt! An die Gewehre!"

Beide Damen erhoben sich schnell, rafften vom Frühstückstisch zusammen was in die Speisekammer gehörte und begaben sich in die Küche,

um Anordnungen für den Mittagstisch zu treffen. — —

Der Amtsrichter sprach selbstverständlich, so oft wie möglich, bei Löpels vor, und als er im Laufe des Tages einmal zufällig einige Zeit allein mit dem Freunde im Zimmer war, fragte er:

„Sage mal, Richardus: was wird denn späterhin aus unseren Zusammenkünften bei Howald? Wollen wir sie fortsetzen?"

„Dürfen wir sie fortsetzen? mußt du sagen Freundchen! Bis jetzt war deine rechtzeitige Abfahrt mit dem Zuge ein triftiger Grund bei Howald einzukehren. Aber . . . ."

„Ja, der fällt allerdings bei meiner demnächstigen Uebersiedelung nach hier fort; dennoch hoffe ich — wenn auch nicht beide Abende — so wenigstens einen Abend der Woche mit dir im Eckzimmerchen bei Howald zu verplaudern."

„So?!" Löpel zwinkerte dem Freunde fuchslistig zu und stichelte: und das nennen wir denn: „Ich habe heute Sitzung," nicht so?"

Der Amtsrichter lachte hell auf, legte die Hände um's Knie des übergeschlagenen Beines, lehnte sich im Sessel zurück und erwiderte:

„Wäre die richtigste Bezeichnung, und imponirt den Frauen stets durch ihren würdevollen Ernst."

„Ich würde den Samstag vorziehen" erklärte der Kassierer freimüthig.

„Weshalb?"

„O, du noch uneingeweihter Glücklicher!" rief Löpel in drolligem Ernst. „Du weißt noch nicht, daß ein Ehemann Samstags in seiner Häuslichkeit Flügel haben müßte, um ohne Anstoß über Schrubbeimer, Putzlappen und dergleichen fort zu schweben! Das ist jedoch nur ein Grund; der zweite ist: daß wir, wenn die Sitzung sich etwas lange hinziehen sollte, einen Ruhetag vor uns haben."

„Deine Gründe sind stichhaltig; wählen wir also den Sonnabend." —

Nach diesem letzten Beisammensein im Löpel'schen Hause wurde der Freundeskreis auf längere Zeit getrennt. Die Versetzung und Heirath des Amtsrichters, seine Hochzeitsreise und Flitterwochen drängten sich trennend zwischen jede Einkehr bei Howald.

Endlich an einem naßkalten Juli-Abend traten die Freunde gemeinsam in das für die „Sitzung" reservirte bekannte Eckzimmer.

(Forts. folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Die Belagerung von Valenciennes. An dem Kriege Deutschlands, welcher nach Ausbruch der französischen Revolution von 1789 gegen Frankreich stattfand, hatte, wie allgemein bekannt ist, auch der Landgraf von Hessen-Kassel Theil genommen, indem derselbe in Folge einer am 26. Juli 1792 mit Preußen abgeschlossenen Konvention ein Korps von 6000 Mann stellte. Es gehörte hierzu außer anderen Truppentheilen das landgräflich Hessen-Kassel'sche Füsilier-Regiment von Loßberg, dessen Standquartier Rinteln war. Als Quartiermeister dieses Regiments war George Ludwig Christian Heuser bestellt, welcher als solcher auch schon den amerikanischen Krieg mitgemacht hatte.

In jenem Kriege mit Frankreich kam es im Sommer 1793 unter anderem auch zur Belagerung der befestigten Stadt Valenciennes (im Departement Nord).

Unter den nachgelassenen Papieren des vorerwähnten Regiments-Quartiermeisters findet sich ein von demselben an seine Angehörigen in Hessen (Holzheim bei Niederaula) gerichteter Brief vor, welcher in Bezug auf jene Belagerung von Valenciennes von allgemeinem Interesse sein dürfte, daher er hier mitgetheilt werden soll. Er lautet wörtlich, wie folgt:

„Aus dem Lager bei Valenciennes
am 27. Juli 1793.

Seit unserer Ankunft vor Valenciennes hat das Bombardement unaufhörlich fortgedauert, und ist vieler Menschen Leben verloren gegangen, doch hat das hessische Korps wenig gelitten. Vorgestern (25. Juli 1793) habe ich den merkwürdigsten Tag meines Lebens erlebt; selbst das unter meinen Augen aufgeflogene große Kriegsschiff und den erlittenen Sturm, wo zwei Kompagnien von Loßberg vor meinen Augen untergingen, mit einbegriffen. Dieser Tag war nämlich dazu bestimmt, um Minen zu sprengen und mit Sturm einen bedeckten Weg einzunehmen. Das Vorhaben wurde geheim gehalten und die Ausführung war Abends um 9 Uhr bestimmt. Da ich davon unterrichtet war, ging ich an einen Ort, wo ich Alles mit ansehen konnte, was vorging. Der Feind merkte nichts. Das Signal zur Attaque war die Sprengung der ersten Mine, diese erfolgte gleich nach 9 Uhr; eine solche Explosion könnt Ihr Euch nicht denken, alle Steine wurden in die Stadt geschleudert, die ausgestoßene Erde füllte größtentheils den Graben, durch welchen die Stürmenden mit Hülfe von Faschinen gleich vorrückten. Zu gleicher Zeit fing ein solches Bomben- und Kanonen-Feuer aus allen Batterien an, daß die Erde unter mir erbebte. Nun sprang

auch die zweite und gleich nachher die dritte Mine; die Attaque ward allgemein, und eine Menge von der Besatzung in die Luft gesprengt. Der Steinregen und die unsägliche Menge Bomben und feurige Kugeln haben die erschrecklichste Verwüstung angerichtet. Nachts um 1 Uhr stand die Stadt an vier Orten in hellem Brand, das Zetergeschrei der Einwohner war erschrecklich und so fürchterlich, daß man es auf eine Stunde Wegs weit hören konnte. Der Sieg wurde uns zu Theil, der bedeckte Weg wurde weggenommen, und Alles, was sich nicht flüchten konnte, wurde, ohne Pardon zu geben, niedergemacht. Es war gewiß das fürchterlichste Blutbad unserer Zeit. Man will mit Zuverlässigkeit behaupten, daß mehr als 4000 Franzosen ihr Leben verloren haben, und dermalen die ganze Besatzung noch kaum über einige tausend Mann stark sein soll.

Inzwischen hätte uns dieser Sieg theuer zu stehen kommen können. Durch ein glückliches Ungefähr stößt ein Artillerie-Offizier bei dem Sturm in einem Gange auf einen Franzosen mit einem Lichte in der Hand, der eben im Begriffe steht, eine Gegenmine anzuzünden; der Offizier springt auf ihn zu, und will ihn erstechen, „Monsieur, ich bitte um Pardon"; er erbietet sich in der Angst seines Herzens, sämmtliche Minen zu entdecken. Dieses wurde dann angenommen, die Minen geladen gefunden und ein großes Unglück hierdurch vermieden; jedoch haben in der Dunkelheit die Hannoveraner auf eine Partie Kaiserliche, welche sie für Franzosen gehalten, Feuer gegeben und dadurch verschiedene getödtet und verwundet. —

Der Verlust auf unserer Seite ist gegen das große Unternehmen ganz unbeträchtlich; die Hessen haben nichts dabei verloren. 300 Mann unter Oberst von Lengerke waren zwar auch mit zum Sturm kommandirt, sind aber blos zu einer falschen Attaque gebraucht worden. Indessen ist Oberst von Lengerke durch eine gesprungene Bombe so stark am Kopfe verwundet worden, daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Auch dem Lieutenant Schmitt vom Regiment „Prinz Karl" (Standquartier Hersfeld) ist die Kniescheibe zerschmettert worden. Die Kanonade dauerte die ganze Nacht bis den anderen Morgen 1 Uhr fort, wo auf Ansuchen des Kommandanten von Valenciennes ein Waffenstillstand erfolgte. Wie ich nun eben höre, ist kapitulirt worden, die Garnison hat sich ergeben, und die Engländer besetzen heute noch ein Thor, die Stadt wird in den ersten Tagen geräumt, und die Franzosen ziehen zwar mit allen militärischen Honneurs ab, dürfen aber nicht das Mindeste mit sich nehmen, auch in zwei Jahren nicht gegen die kombinirte Armee dienen.

Nun nichts weiter, bis ich selbst in Valenciennes gewesen bin." —

Hiermit schließt dieser Brief.

H.

Johann Heinrich Kopp und die russische Krankenstation in Hanau. Einer der bekanntesten hessischen Aerzte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war der Geheime Medizinalrath Dr Johann Heinrich Kopp in Hanau. Sein Ruf ging weit über die Grenzen seines Heimathlandes hinaus, auch im Auslande, namentlich in Rußland, hielt man große Stücke auf ihn. Schon als jugendlicher Arzt hatte er sich durch seine schriftstellerische Thätigkeit einen sehr geachteten Namen erworben. Geboren war er zu Hanau am 17. September 1777. Nachdem er das Lyceum seiner Vaterstadt absolvirt hatte, studirte er zu Rinteln, Marburg und Jena Medizin. In Marburg war er Baldinger's in Jena Hufeland's Schüler. Hier erhielt er im Jahre 1800 nach Vertheidigung seiner Inaugural-Dissertation „de causis combustionis spontaneae in corpore humano factae" die medizinische Doktorwürde. Der Gegenstand, von welchem diese Dissertation handelt, interessirte ihn noch lange, er veröffentlichte wiederholt Abhandlungen darüber in wissenschaftlichen Zeitschriften und noch 1812 erschien von ihm eine Monographie „Ausführliche Darstellung und Untersuchung der Selbstverbrennungen des menschlichen Körpers". Im Jahre 1801 hatte er sich in seiner Vaterstadt als Arzt niedergelassen. Eine Zeit lang war er Landphysikus des Amtes Schwarzenfels. Im Jahre 1807 war dem vielseitig gebildeten Arzte neben seiner medizinischen Praxis auch die Professur für Chemie, Physik und Naturwissenschaften am Lyceum in Hanau übertragen worden. Im Vereine mit Dr. G. Gärtner, Caesar von Leonhard, Dr Leister &c. gründete er 1808 die „Wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde", deren langjähriger Vorsitzender er später war. Ein Hauptverdienst hat er sich durch seine Arbeiten über gerichtliche Medizin erworben, welche er vorzugsweise in den von ihm herausgegebenen „Jahrbücher der Staatsarzneikunde" 11 Jahrgänge, 1808—1820, niederlegte. Vorher schon (1807) hatte er eine medizinische Topographie von Hanau geschrieben. Auch „Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis" gab er von 1830—1845 in fünf Bänden heraus. In dem 2. Bande derselben (1832) hat er seine Ansichten über die Homöopathie kundgegeben. Wenn auch fern davon, die Hahnemann'sche Lehre in Allem gut zu heißen, hat er sich doch mit der „spezifischen Heilmethode" und den kleinen Dosen einverstanden erklärt. — Dr. Kopp hatte als energischer und äußerst gewissenhafter Arzt eine sehr ausgedehnte Praxis, viele Fremde reisten nach Hanau, um ihn zu konsultiren, namentlich den vornehmen Russen galt er für die erste Autorität auf medizinischem Gebiete in Europa. Das kam so: Zu Anfang der 20er Jahre war der Erzieher des Großfürsten-Thronfolger, des nachmaligen Kaisers Alexander II., der Dichter Shukowsky erkrankt. Die Petersburger Aerzte, so erzählt unser hessischer Landsmann, der Schrift-

steller Heinrich König, in seinem Werke „Ein Stillleben“, bekämpften ohne Erfolg ein Uebel, das mit unregelmäßigen Blutergüssen den Körper zu erschöpfen drohte. Zuletzt schickten sie den Leidenden ins Ausland. Der russische Hof und die Aristokratie sahen den Erzieher des Thronfolgers, den sinnigen Dichter, den liebenswürdigen Hofmann und Gesellschafter, mit der verheimlichten Ueberzeugung scheiden, daß er nicht wiederkehren würde. Um einen alten Freund aufzusuchen, der sich eben bei einem in Hanau angestellten Forstbeamten aufhielt, kam Shukowsky in diese Stadt und ließ sich zur Berathung des Arztes Dr. Kopp über sein Uebel bestimmen. Der Doktor schlug eine Operation vor, die von geschickter Hand in der Schweiz glücklich ausgeführt wurde. Die erschöpfenden Blutverluste hörten auf und Shukowsky erholte sich rasch, sodaß er im blühendsten Aussehen nach Petersburg zurückkehrte. Seine Herstellung überraschte wie ein Wunder. Seitdem gingen Wallfahrten kranker Russen Jahrzehnte lang jeden Sommer über Hanau, wo sie den Wunderdoktor aufsuchten, um Recepte und Anweisungen zu Bädern, Operationen oder Reisen zu empfangen. Und so konnte man damals Hanau wohl mit Recht als eine russische Krankenstation bezeichnen. „Die Russen stehen“, wie Heinrich Koenig schreibt, „unter einem despotischen Klima, das ihr Erkranken mehr als ihr Genesen begünstigt. Mit dem Klima verschworen ist die Lebensweise der Russen, gleich ihrer Literatur, eklektisch, indem sie die Genüsse und Gewohnheiten aller Länder zusammentragend sich die Fülle zur Mannigfaltigkeit nehmen. Man greift nach allen Erzeugnissen milder Himmelsstriche, um sich gegen den nordischen Winter zu erhitzen. Mit hohen Flammen, bildlich zu reden, brennt der Lebensgenuß, doch die Asche davon rieselt in die Eingeweide. Hier ist der Herd aller russischen Krankheiten — der Skrofeln, der Gicht, der Hypochondrie“. — Heinrich Koenig, welcher damals Finanzkammer-Sekretär in Hanau war, erwähnt in dem angeführten Buche „Stillleben“ eine Anzahl hervorragender hocharistokratischer russischer Dichter, Schriftsteller, Gelehrter, die theils in Hanau Heilung von obigen Leiden oder sonstigen sog. vornehmen Krankheiten suchten, theils in Begleitung ihrer Freunde erschienen waren. Unser hessischer Schriftsteller war mit ihnen durch Dr. Kopp bekannt geworden und verblieb auch später, nachdem sie wieder nach Rußland zurückgekehrt waren, mit denselben in geistigem Verkehr. Er nennt u. a. Nikolaus Melgunow, die Fürsten Wjasemsky und Schewyrew, Turgenew, Baron Rosen, Jasikow, Kireewsky, den Fürsten Odojewsky u. s. w. Der Umgang mit diesen vornehmen Russen, namentlich mit dem gelehrten Nikolaus Melgunow, erweckte in Koenig Lust und Liebe zu russischer Literatur und so entstanden seine „Literarischen Bilder aus Rußland“, die 1837 bei Cotta in Stuttgart erschienen, Glück machten und sich den Beifall der bedeutendsten russischen Literaturen erwarb. — Auf Dr. Kopp wird eine jener Anekdoten, die „überall und nirgends passiren“, zurückgeführt. Eine reiche vornehme russische Dame kam nach Hanau und konsultirte den Dr. Kopp. Sie war eine „eingebildete Kranke“ und quälte denselben mit ihren angeblichen Leiden auf das Unbarmherzigste. Um sich von ihr zu befreien, erklärte er ihr, daß das einzige Mittel sie zu heilen, der Gebrauch des Bades Ems wäre. Rasch entschloß sie sich, dorthin zu reisen, bat aber Dr. Kopp, ihr ein Empfehlungsschreiben an einen dortigen Arzt mitzugeben. Bereitwilligst ging Dr. Kopp darauf ein und übergab ihr den Brief verschlossen. Die russische Dame plagte als echte Eva's Tochter unterwegs die Neugierde, sie öffnete den Brief und mit Ensetzen las sie die lakonischen Worte: „Lieber Kollege! Ich sende Ihnen in der Ueberbringerin zur ärztlichen Behandlung eine goldene Gans. Rupfen sie dieselbe, wenn es Ihnen Vergnügen macht.“ Von der Stunde an war die Russin von ihren eingebildeten Krankheiten geheilt. Sie ging nicht nach Ems, kehrte vielmehr nach Petersburg zurück und bewegte sich frisch und gesund in den Salons der Aristokratie. — Dr. Kopp war klein von Figur, zur Korpulenz neigend, mit energischem Ausdrucke im Gesichte, aber schielendem Blicke. Aeltere Hanauer werden sich seiner noch erinnern, wie er gravitätisch mit hohem Cylinderhute und großem, mit goldenem Knopfe versehenen Rohrstocke, wie solchen damals die Aerzte zu tragen pflegten bei seinen Krankenbesuchen durch die Straßen der Stadt wanderte. Der durch seine Intelligenz hervorragende Herr, der über eine so reiche Fülle von Wissen und Können verfügte, soll übrigens, wie dies ja häufiger bei großen Gelehrten vorzukommen pflegt, von hochgradigem Selbstgefühle, von Rechthaberei und leidenschaftlicher Heftigkeit nicht freizusprechen gewesen sein. Er starb 1858. Der berühmte Vater hinterließ einen noch berühmteren Sohn: den Professor der Physik und Chemie, Geheimen Rath Dr. Hermann Kopp, früher in Gießen, seit 1864 in Heidelberg.

F. Z.

Aus Heimath und Fremde.

Es trifft sich gut, daß die heutige Nummer unserer Zeitschrift, in welcher unter den „Lebensbildern von Marburger Professoren“ von Friedrich Münscher ein Artikel über Sylvester Jordan enthalten ist, durch ein Gedicht von dessen Enkel, dem Chef der Finanzen zu Oaxaca, im Staate Mexico, Ricardo Jordan eingeleitet wird. Derselbe hat uns vom Anbeginne des Bestehens unserer Zeitschrift eine sehr freundliche Gesinnung entgegengebracht, wiederholt hat er uns mit schätzenswerthen Beiträgen erfreut, wofür wir

ihm zum verbindlichsten Dank uns verpflichtet erachten. —

Wie wir vernehmen, beabsichtigt Dr Otto Braun aus Kassel, Chefredakteur der „Allgemeinen Zeitung“ in München, wegen vorgerückten Alters — er steht gegenwärtig in 65. Lebensjahre — von der Oberleitung zurückzutreten und seine künftige Mitthätigkeit an der Leitung der Zeitung mehr auf das stillere Arbeitsfeld der Beilage zu beschränken. Fast dreißig Jahre gehört unser verehrter hessische Landsman dem Redaktionsverbande dieses Weltblattes an, und mehr als zwanzig Jahre hat er als Chefredakteur desselben gewirkt. Mit der größten Genugthuung kann er auf diese Zeit einer angestrengten erfolgreichen Thätigkeit zurückblicken, zählt er doch zu den hervorragendsten Redakteuren, welche die „Allgemeine Zeitung“ je besessen, und haben doch seine publicistischen Leistungen stets die verdiente Anerkennung gefunden.

Vor Kurzem erschienen im Verlage von Paul Voigt in Kassel: „Vier Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung“ (op. 5.) von Hermann Gehrmann. Der jugendliche Tondichter hat in diesem Werke seine hervorragende Befähigung, etwas musikalisch Gediegenes zu schaffen, bewiesen. Die Lieder, welche das Gepräge der neueren Musikrichtung tragen, können wir unsern Lesern angelegentlichst empfehlen, ist doch in ihnen die Eigenart der Dichter Wolff und Baumbach, dieser Lieblinge des deutschen Volkes, von welchen Gehrmann Dichtungen benutzt hat, so vortrefflich wiedergegeben, wie wir sie sonst selten gehört haben. Wie reizend hat der Tondichter z. B „Dirnlein kommt vom Maientanz“ aufgefaßt! Gleich am Anfange dieses Liedes glaubt man wie aus der Ferne die frohe Tanzweise unter der Linde zu vernehmen, bei welcher das zurückkehrende Dirnlein mit ihrem Friedel sich müde gesprungen hat. Wie niedlich ist die Tonmalerei da, wo „der Wind gefahren kommt und der Dirne das Kränzlein aus den Haaren zaust“. Ebenso wie dieses Lied, das vollkommen im Geiste des Dichters geschaffen ist, sind auch die andern ausnahmslos schön. Wie aus einem Gusse, sauber gearbeitet, gemüthvoll und ansprechend, werden dieselben niemals ihren Eindruck auf den Zuhörer verfehlen. Ganz besonders machen wir noch auf Nr. 3 der Sammlung aufmerksam, welches mit den Worten beginnt: „Zwei Sterne machen mich jung und alt“ und dessen Mittelsatz ein Meisterwerk neuerer Tondichtung genannt werden kann. Jedes Lied ist zum Preise von 1 Mark durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

J. Fr.

Universitätsnachrichten. An Stelle des an die Universität Halle berufenen bisherigen Professors für Strafrecht und Prozeß Dr. Franz von Lißt in Marburg ist dem Vernehmen der „Oberhessischen Zeitung“ zufolge Professor Dr. von Lilienthal in Zürich berufen worden.

Der frühere Stadtkaplan Dr. D. Schmitt in Fulda ist zum Professor der Philosophie an der dortigen philosophisch-theologischen Lehranstalt ernannt worden.

Der Tod hat in den letzten Wochen in unserem Hessenlande unter den Männern der Wissenschaft eine verhängnißvolle Ernte gehalten. Es starben: am 13. September zu Berlin der vormals kurfürstlich hessische Oberappellationsgerichtsrath Dr. jur. Otto Gleim; am 14. September zu Kassel der Realschul-Inspektor Pfarrer Eduard Breunung; an dem gleichen Tage zu Rauschenberg der Pfarrer Ernst August Brack; am 17. September zu Fulda der Gymnasial-Prorektor a. D. Professor Jakob Gegenbaur; am 19. September zu Kirchditmold der Gymnasial-Oberlehrer a. D. Pfarrer Dr. Albrecht Dieterich; am 24. September zu Kassel der Geheime Justizrath Dr. jur. Karl Kraushaar.

Der Oberappellationsgerichtsrath Otto Gleim war im Oktober 1802 zu Rotenburg a/F. geboren, hat sonach ein Alter von fast 87 Jahren erreicht. Als Justizbeamter wirkte er in Oldendorf, von wo er als Obergerichtsrath nach Hanau und von da nach Kassel versetzt wurde. Im Jahre 1849 wurde er gleichzeitig mit dem verstorbenen Oberappellationsgerichtsrath von Baumbach auf Grund landständischer Präsentation zum Mitglied des obersten Gerichtshofs in Kurhessen ernannt. Im Jahre 1867 trat er in das neugebildete königl. preußische Appellationsgericht ein und schied aus dieser Stellung aus Anlaß der neuen Justizorganisation im Jahre 1879, um in Dispositionsstand überzutreten. Er zog nun zu seinem Sohne dem Geheimen Oberregierungsrath W. Gleim in Berlin, wo ihm umgeben von Enkeln und Urenkeln ein fast zehnjähriger freundlicher Lebensabend beschieden war. Der Verblichene zählte zu den hervorragendsten Juristen unseres Hessenlandes. Er hat als kurhessischer Vertreter bei den Verhandlungen der im Jahre 1857 zur Ausarbeitung des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches niedergesetzten Bundeskommission mitgewirkt und erhielt bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum im Jahre 1874 von der juristischen Fakultät zu Marburg die Doktorwürde. Die „Hessischen Blätter“, denen wir obige Angaben entnommen haben, schließen ihren dem

Dahingeschiedenen gewidmeten warmen Nachruf mit folgenden Worten: „Abgesehen von seiner Begabung, von seiner Treue und Tüchtigkeit im Amte — er war eine Zierde des Richterstandes — waren es vor allem die fleckenlose Lauterkeit und Wahrhaftigkeit seines persönlichen Charakters, seine freundliche, sich stets gleich bleibende Herzensgüte, seine, jeder Selbstüberhebung abholde, der Anerkennung fremden Verdienstes aber stets offenstehende Anspruchslosigkeit und Demuth, welche ihm die ungetheilte Hochachtung und Liebe aller, im Leben ihm irgendwie Verbundener erworben haben.“

Pfarrer Ernst August Brack war im Jahre 1821 zu Kassel als der älteste Sohn des damaligen Lieutenants im kurhessischen Leib-Dragoner-Regiment Konrad Brack geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Marburg, wohin sein Vater als Gensdarmerie-Rittmeister versetzt worden war, studirte hierauf an der Landes-Universität von Ostern 1842 bis Herbst 1846 Theologie. Hier war er ein sehr angesehenes Mitglied des Korps Teutonia. Nach abgelegtem Examen begab er sich nach Herrenbreitungen, wo sein Vater nach dessen Uebertritt in den Civildienst seit dem Jahre 1843 als Rentmeister angestellt war. Im Jahre 1853 wurde er Pfarrgehilfe zu Geismar, Klasse Frankenberg, und im Jahr darauf zum Pfarrer der evangelisch-reformirten Gemeinde in Rauschenberg ernannt. Als solcher wirkte er, sich allgemeiner Hochschätzung und Beliebtheit erfreuend, fünfunddreißig Jahre lang. Im Jahre 1888 trat er wegen Kränklichkeit in den Ruhestand. Ihm waren Charakterstärke und köstlicher Humor in hohem Grade eigen. Dem treuen, stets zuverlässigen Freunde, dem deutschen Biedermann in des Wortes vollster Bedeutung, werden alle, die ihm im Leben nahe gestanden haben, ein ehrenvolles Andenken bewahren.

Als wir vor Jahresfrist in unserer Zeitschrift „Hessenland“ ein Lebensbild des damals in Ruhestand getretenen Prorektors des Fuldaer Gymnasiums, Professors J. Gegenbaur, entwarfen, da konnten wir es freilich für kaum möglich halten, daß der, wenn auch häufiger von rheumatischen Leiden heimgesuchte, doch sonst körperlich noch rüstige und geistig frische Mann so bald schon das Zeitliche segnen sollte. Wir sprachen damals die Hoffnung aus, daß er jetzt seine Muße zu gediegenen historischen Abhandlungen, wie man sie aus seiner Feder gewohnt war, verwenden, und daß er namentlich eine quellenmäßig bearbeitete „Geschichte des Fürstenthums Fulda“, deren Herausgabe er längst schon geplant hatte, vollenden würde. Das wäre ein sehr verdienstvolles Unternehmen gewesen, da die bis jetzt erschienenen Geschichten des Hochstiftes Fulda in keinerlei Weise den Ansprüchen, die man in wissenschaftlicher Beziehung heut zu Tage an ein solches Werk zu stellen berechtigt ist, entsprechen. Es hat nicht sollen sein. Vor mehreren Wochen erlitt Professor Gegenbaur einen Schlaganfall, dessen Folgen er am 17. September zum größten Schmerze seiner Angehörigen, die ein schönes glückliches Familienleben verband, sowie zum Leidwesen aller, die ihm näher standen, erliegen sollte. — Wir wiederholen hier kurz die wesentlichsten Angaben aus seinem Leben, indem wir im Uebrigen auf die ausführlichere Biographie in den Nummern 20 und 21 des „Hessenlandes“ vom vorigen Jahre verweisen. Jakob Gegenbaur war am 9. November 1819 zu Ahl bei Salmünster geboren. Er besuchte von Herbst 1832 bis Ostern 1840 das Gymnasium zu Fulda, studirte hiernach auf der Landesuniversität Marburg Mathematik, Philosophie und Geschichte. Im Jahre 1841 redigirte er den von Franz Dingelstedt, dessen Lieblingsschüler er am Gymnasium gewesen war, herausgegebenen „Salon“, setzte dann seine Studien in Marburg fort, bestand im Frühjahr 1844 sein Fakultätsexamen, trat im Herbst desselben Jahres als Praktikant am Gymnasium zu Fulda ein, durchlief die verschiedenen Stufen des höheren Lehramtes, vom Hilfslehrer bis zum Oberlehrer, wurde am 1. Oktober 1882 zum Prorektor des Gymnasiums befördert und im Oktober 1883 zum Professor ernannt. Am 1. Oktober 1888 trat er in den Ruhestand. 44 Jahre lang hat er ununterbrochen an der Fuldaer Gelehrtenschule gewirkt und sich die größten Verdienste um dieselbe erworben. Dankbar erkennen dies seine Kollegen wie seine Schüler an. Einer der letzteren, ein hervorragender hochangesehener Universitäts-Professor schrieb uns noch vor wenigen Tagen, daß ihn das Hinscheiden Gegenbaur's tief ergriffen und daß er diesen als Lehrer, dem er viel verdanke, stets verehrt habe, und kürzlich noch hat Julius Rodenberg dem unmehr Verblichenen in seinem Essay „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß“ im Augustheft der „Deutschen Rundschau“ ein schönes Denkmal gesetzt. — Professor Gegenbaur war ein sehr fleißiger Schriftsteller. Seine historischen Arbeiten sind von besonderem Werthe. Sie beruhen auf gründlichen Quellenstudien und zeichnen sich durch musterhafte Sprache aus. Wir führen hier von seinen Schriften an:

„Beiträge zur Gelehrtengeschichte Fulda's“, I. die Klosterschule (1856); „Geschichte der religiösen Bewegung im Hochstifte Fulda während des 16. Jahrhunderts“ (1861); „Gangolf Hartung, eine fuldaische Chronik aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts“ (1863); „Das Kloster Fulda im Karolinger-Zeitalter“: I. die Urkunden, II. „Buchonia und das Grabfeld“, III. „das Grabfeld“ (1872—1874); „Die Gründung Fulda's“ (1878); „Das Grab König

Konrads I. in der Basilika zu Fulda" (1881); „Ein Jahrhundert aus der Geschichte der höheren gelehrten Schulen Fulda's", 1734—1835 (1885). Alle diese Schriften sind als wissenschaftliche Beilagen zu den Fuldaer Gymnasial-Programmen erschienen. Außerdem hat Gegenbaur noch „Fulda und das Rhöngebirge mit seinen Bädern Kissingen, Bocklet, Brückenau, ein Wanderbuch für Heimath und Fremde", (1847), sowie einen „Leitfaden für den geographischen Unterricht auf Gymnasien, Realschulen 2c. herausgegeben, der 1853 zuerst erschien und wiederholt neue Auflagen erlebte. Viele Aufsätze veröffentlichte er in wissenschaftlichen Zeitschriften. Auch poetisch war Gegenbaur sehr beanlagt und manches seiner Gedichte wurde von bekannten Komponisten in Musik gesetzt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Gegenbaur noch ungedruckte historische Arbeiten hinterlassen hat, die im Interesse der Wissenschaft veröffentlicht zu werden verdienen. — Gegenbaur zeichnete sich durch die trefflichsten Eigenschaften des Geistes wie des Herzens aus, er war ein treuer aufrichtiger Freund und Humanität war sein oberstes Prinzip. Ehre seinem Andenken.

F. Z.

(Die Nekrologe vom Realschulinspektor Pfarrer Eduard Breunung, Gymnasial-Oberlehrer Dr. Albrecht Dieterich und Geh. Justizrath Dr. Kraushaar folgen in der nächsten Nummer. D. Red.)

Beiträge zur hessischen Bücherschau.

Zugleich eine Bitte an die Leser.

Wer da weiß, wie überreich zur Zeit der Büchermarkt mit guten und schlechten Neuerscheinungen überschwemmt ist, wird es begreiflich finden, daß trotz peinlicher Sorgfalt hie und da selbst ganze Werke, die Hessen betreffen, übersehen werden können. Um so leichter entgehen solche Aufsätze dem Sammler, die — obwohl in andere Bücher eingeschoben oder in Zeitschriften und Zeitungen zerstreut — doch wichtige Beiträge zur hessischen Geschichte enthalten. So ist seiner Zeit in Treitschkes Deutscher Geschichte (1885, Band III, Seite 517 bis 529) der geistreiche Abriß der gesammten hessischen Geschichte, welcher viel Neues, sehr Wahres neben Unrichtigem, bietet, fast völlig übersehen worden, jedenfalls ist mir keine nähere Beleuchtung oder Entgegnung bis heute bekannt geworden, die recht lohnend wäre. So bietet ferner z. B. die neulich in 2. Auflage erschienene Geschichte des 2. Rheinischen Husaren-Regiments Nr. 9, dargestellt von v. Bredow (Berlin bei Mittler & Sohn), viele interessante Züge aus der Besetzung Kurhessens mit den bezüglichen Proklamationen des Generals v. Beyer aus dem Jahre 1866 dar. Waren doch diese Trierer Husaren die ersten feindlichen Preußen, die bereits am Vormittag des 19. Juni Kassel mit der Spitze dieses Regiments erreichten und bald besetzten. Unwahrscheinlich klingt Seite 83: „In Marburg wurde die Abtheilung mit großem Jubel empfangen. Die Bevölkerung bereitete diesen ersten preußischen Truppen, wie der am nächsten Tage folgenden Division einen großartigen Empfang, voran die Studenten". Diese Ereignisse dürften sich wohl noch durch Augenzeugen klarstellen lassen. — Die Folgen des Jahres 1866, wie sie sich in einem kleinen Theil der Marburger Studentenschaft abspiegeln, berührt ein Schriftchen über „das Leben und Treiben der Wingolfiten" (Hagen i/W. bei Riesel & Co. 1889), das nebenbei bemerkt diese christlichen Verbindungen abfällig und feindlich beurtheilt. Doch scheinen die Seiten 39 bis 41 auf Kenntniß der Verhältnisse zu beruhen.

Noch leichter entgehen fremdsprachliche Veröffentlichungen der allgemeinen Kenntniß und so möchte ich hier aufmerksam machen auf: „Un roi qui s' amusait et la cour de Westphalie de 1807 à 1813 par un indiscret. Paris (A. Dentu) 1888." Darin wird Jérôme namentlich in seinem berüchtigten Privatleben zu Kassel, auf Grund amtlicher Berichte, die Napoleon sich schicken ließ, anziehend und eingehend dargestellt; ja das ganze französische Unwesen ist mir nirgends deutlicher entgegengetreten, als in dieser leichten, novellenartigen Darstellung, die eigentlich Antheil für den König „Morgen wieder lustick" erwecken will; lautet doch der Vorspruch: „Il sera beaucoup pardonné à celui qui aura beaucoup aimé." — Theilweise dem Zufall überlassen bleibt das Auffinden von hessischen Beiträgen in Zeitschriften und am schwersten zu verfolgen sind die Zeitungen, in denen sich neben Bekanntem doch auch manche wichtige Mittheilung vorfindet. So enthält der 24. Jahrgang der Zeitschrift für bildende Kunst (hrg. von Lützow) im letzten Hefte (S. 316—319) einen mit urkundlichen Zeugnissen und Abbildungen versehenen Aufsatz von Steche über „Wilhelms Dilichs Thätigkeit in Sachsen." — Um nun ein möglichst vollständiges Verzeichniß zu erzielen, müssen recht viele Kräfte sich helfend bemühen, und deshalb richtet der Unterzeichnete an die Leser des Hessenlandes die dringende Bitte, eifrig mitzusammeln und Bücher oder einzelne Aufsätze, die in den jährlichen Mittheilungen des hessischen Geschichtsverein (Verzeichniß neuerer Hessischer Litteratur von Eduard Lohmeyer) nicht aufgeführt sind, dem Herrn 1. Bibliothekar der Ständ. Landes-Bibliothek oder dem

Unterzeichneten dem Titel nach anzugeben und die Zeitungen am besten in Ausschnitten einzusenden, damit dieselben nachträglich verzeichnet werden und ihr Inhalt der Forschung nicht entgeht.

Dr. phil. F. Seelig.

Briefkasten.

Für die höchst erfreuliche Zusendung aus New-York sagt W. R.-L. besten Dank.

C. W. Kassel. Mit Dank angenommen.

G. K. Hannover, Aufnahme erfolgt in nächster Nummer. Besten Dank.

J. S. Kassel, E. F. Z. Dambeck bei Balow. Die gütigst eingesandten Artikel mußten wegen Raummangels für spätere Aufnahme zurückgestellt werden.

v. S. Kassel. Wir werden dahin zu wirken suchen, soweit wir dazu im Stande sind.

H. K.-J. München. Verbindlichsten Dank.

Anzeigen.

Inhalt der Nummer 19 des „Hessenlandes": „Doloras", Gedicht von Ricardo Jordan; „Hermann, Landgraf zu Hessen und Erzbischof von Köln", von Hugo Brunner (Fortsetzung); „Lebensbilder von Marburger Professoren"; „Sylvester Jordan", von Friedrich Münscher; „Sie schmollt", Novellette von M. Friedrichstein (Forts.); Aus alter und neuer Zeit: „Die Belagerung von Valenciennes", „Johann Heinrich Kopp und die russische Krankenstation zu Hanau"; Aus Heimath und Fremde: Nekrologe u. s. w.; Beiträge zur hessischen Bücherkunde; Briefkasten.

Etwaige Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der einzelnen Nummern des „Hessenlandes" bitten wir bei der Redaktion, Jordanstraße 15, oder in der Friedr. Scheel'schen Buchdruckerei Schloßplatz 4, anzumelden, damit alsbald Abhilfe erfolgen kann. Auch ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns von etwaigem Wohnungswechsel möglichst bald Kenntniß zu geben, damit eine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift vermieden wird.

☛ **Zum Abonnement auf das 4. Quartal unserer Zeitschrift „Hessenland" laden ergebenst ein**

Kassel, im Oktober 1889.

Redaktion und Verlag.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 20. Kassel, 17. Oktober 1889.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Inserate werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion, Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 20 des „Hessenlandes": „Germanicus", Gedicht von Gustav Kastropp; „Hermann, Landgraf zu Hessen und Erzbischof von Köln", von Hugo Brunner (Schluß); „Lebensbilder von Marburger Professoren" „Sylvester Jordan", von Friedrich Münscher (Schluß); „Sie schmollt", Novellette von F. Friedrichstein (Forts.); Hermann Riedesel von der Brackenburg, Gedicht von Karl Fink; „Aus dr Schül", Gedicht in Schwälmer Mundart von Kurt Nuhn. Aus alter und neuer Zeit: Abt Richard von Fulda, Allerlei über Melsungen; Aus Heimath und Fremde: Denkmal für den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen in Horowitz, Grimm-Denkmal in Hanau, Nekrologe; Hessische Bücherschau; Briefkasten.

Germanicus.

Das war ein trüber Römerzug,
Als durch der Chatten Gauen
Man still den todten Helden trug,
Ernst sahen's Mannen und Frauen.

Du Heldenjüngling Germanicus,
Dein Herz hat ausgeschlagen,
Von der Elbe bis zum Tiberfluß
Beginnt ein Trauern und Klagen.

Der Chattenherzog hielt am Feld
Und schaute nach der Bahre,
„Die stärkste Schwinge war der Held
An Roma's drohendem Aare!"

„Nun ist gebrochen die stolze Kraft,
Es sinkt sein hohes Fliegen,
Die Seele ist dahin gerafft, —
Jetzt lerne, zu unterliegen!"

Und hoch zu Pferde sah er in Ruh
Den Zug vorüber schwanken,
Und traurig ritt er der Heimath zu,
Versunken in seine Gedanken.

Gustav Kastropp.



Hermann, Landgraf zu Hessen, Kurfürst und Erzbischof von Köln.

Von Hugo Brunner.

(Schluß.)

Die Regierung Erzbischof Hermann's war fortan einzig darauf gerichtet, die Wunden, welche schlechte Verwaltung und die langen Kriege dem Erzstifte geschlagen hatten, zu heilen. Eine lange Zeit des Friedens und der Ruhe, Sparsamkeit und gute Finanzwirthschaft waren die besten Mittel dazu; das treffliche Einvernehmen, das Hermann nicht nur mit seinen Nachbarn, sondern besonders mit Kaiser Friedrich und dessen Sohne Maximilian unterhielt, die richtige Vorbedingung.

Die kaiserliche Belehnung, kostspielig für die Fürsten zumal durch die damit verbundene glanzvolle Auffahrt am Kaiserhofe, wußte er solange hinaus zu schieben, bis der Kaiser im Dezember 1485 auf einer Reise nach Aachen in Köln weilte, wo dann am 15. d. M. die feierliche Handlung unter großem Gepränge vor sich ging. Die Bürgerschaft durch die Bestätigung und Erweiterung des alten Bündnißes von 1473 mit dem Kurfürsten-Erzbischof aufs neue verbunden[1]), that ihr Möglichstes, um dem Feste den nöthigen Glanz zu verleihen[2]).

Im Jahre darauf fand Hermann Gelegenheit, dem Kaiser und seinem Sohne ihre Freundschaft zu vergelten, indem er es hauptsächlich war, der für Maximilian's Wahl zum römischen König eintrat und sie auf dem Fürstentage zu Frankfurt durchzusetzen wußte[3]). Daß er gleichzeitig die Vortheile des Erzstiftes unter kluger Benutzung der Sachlage wahrzunehmen verstand, wird ihm Niemand verdenken. Denn Maximilian als Herzog von Burgund war sein nächster Nachbar, dessen Freundschaft werthvoll, dessen Abneigung aber höchst nachtheilig sein mußte. Besonderes Gewicht legte Hermann darauf, daß Maximilian in Anerkennung der geleisteten „unschätzbaren Dienste" jene Urkunde für ungiltig erklärte, durch welche Ruprecht einst dem Herzog Karl von Burgund die Vogtei des Stiftes übertrug[1]).

Von Frankfurt führte der Kurfürst sodann den Kaiser und dessen Sohn den Rhein hinab nach Köln und von da nach Aachen, wo er an dem neugewählten König die Salbung vollzog, der dann gemeinschaftlich von den drei geistlichen Kurfürsten gekrönt wurde[2]).

Zwei Jahre nach seiner Belehnung erst hielt Kurfürst Hermann seinen feierlichen Einzug in Köln. Am 17. Feburar 1487 fand dieser statt, und eine Reihe glänzender Festlichkeiten hatte dieses Ereigniß im Gefolge, an denen auch Hermann's Neffen, die Landgrafen Wilhelm d. Ä. und Wilhelm d. J. von Hessen, Theil nahmen.

Aber mitten in den Festjubel hinein trugen die Boten des Erzherzogs Philipp die Schreckenskunde, daß König Max von den aufständischen Bürgern der Stadt Brügge gefangen gehalten werde. Die in Köln versammelten Fürsten waren sofort bereit, für seine Befreiung Gut und Blut einzusetzen und wandten sich an Kaiser und Papst, um sie zu energischen Maßregeln zu bewegen. Im Auftrage des Letzteren sprach Hermann über die Aufständischen die Excommunikation aus[3]); eifrig suchte er bei den Reichsfürsten den Krieg gegen die Frevler zu betreiben; doch fand er wenig Geneigtheit. Immerhin trugen ihm die Dienste, welche er Maximilian in seiner Gefangenschaft leistete, den Erlaß von 16—18000 Gulden rückständiger Schulden ein, mit denen er dem Kaiser von lange her verhaftet war[4]).

Das Verhältniß des Kurfürsten zur Stadt Köln war nicht immer das friedlichste. Das lag in der unbestimmten Natur der beiderseitigen Rechtssphären, die nothwendig zu Streitig-

---

[1]) Lacomblet IV, 534.
[2]) Ennen a. a. O. S. 635.
[3]) Ulmann, Kaiser Maximilian I. I, 7. — Der-[illegible]e in den Forschungen zur deutschen Geschichte, [illegible] 133.

---

[1]) Lacomblet a. a. O. S. 535.
[2]) Ulmann a. a. O. S. 8.
[3]) Ulmann a. a. O. S. 28.
[4]) Lacomblet a. a. O. S. 548.

keiten führen mußte, weit mehr als in der Absicht der beiden Theile. Solche Streitigkeiten währten fast ununterbrochen von 1491—1506, wo sie durch eine Sühne, die der Herzog von Croy bewerkstelligte, beigelegt wurden [1]).

Auch das freundschaftliche Verhältniß Hermann's zu Maximilian konnte, zumal nach dessen Thronbesteigung, nicht immer ungetrübt bleiben. Die äußeren Beziehungen zwar blieben scheinbar die besten; doch stand Hermann fest auf Seiten seiner Kollegen, der übrigen Kurfürsten, zumal des genialen Berthold von Mainz, um die dem Reiche so nöthigen Reformen dem Kaiser abzudringen [2]), wiewohl mit wechselndem Erfolge. Da es dem Kaiser gelang, auf dem Reichstage zu Köln im Jahre 1505 die Kurfürsten-Union zu sprengen, brachte er die ihm lästigen Neuerungen allmählich zu Falle.

Auf diesem Reichstage, dessen Glanz und Pracht besonders hervortrat, ward Hermann vom Kaiser in hervorragender Weise ausgezeichnet, der mit Vorliebe seine geistvolle und witzige Unterhaltung aufsuchte. Ritterspiel und Tanz und prächtige Gastereien unterbrachen die Berathung der Reichsangelegenheiten, und wenn wir hören, daß der Kurfürst selbst auf dem Gürzenich den ersten Reigen vortanzte, an dem auch die Aebtissin und die Stiftsdamen von St. Marien und St. Ursula zu Köln Theil nahmen, so sehen wir, daß er seine geistliche Würde mit der eines Fürsten des Reiches wohl zu vereinigen wußte [3]).

In die Angelegenheiten seines Heimathlandes hat Hermann wenig, aber immer segensvoll und als treuer Berather seiner Verwandten eingegriffen. Als Landgraf Heinrich III. im Jahre 1483 starb, ernannte er seinen Bruder zum Vormunde seines jungen Sohnes Wilhelm [4]). Der ältere dieses Namens, der erstgeborene Sohn Landgraf Ludwigs weilte zur Vollendung seiner Erziehung längere Zeit am Hofe seines Oheims auf Schloß Poppelsdorf bei Bonn. Da bekanntlich der eine wie der andere der beiden Vettern sich nicht lange der Herrschaft ihrer Lande erfreuten, indem der eine auf der Jagd einen frühen Tod fand, der andere in geistige Umnachtung fiel, vereinigte Landgraf Wilhelm d. m. die hessischen Landestheile sammt der Grafschaft Katzenelnbogen in seiner Hand.

Am 30. Oktober 1500 hielt der zuletzt Genannte seine Hochzeitsfeier mit Anna von Mecklenburg in Kassel ab; der dazu geladene Graf von Nassau-Dillenburg, um seine Ansprüche an Katzenelnbogen auch äußerlich geltend zu machen, hatte an seiner Herberge zu dem seinigen das Wappen dieser Grafschaft anheften lassen, das ihm aber der Landgraf herabwerfen ließ. Es kam zu ärgerlichen Auftritten, die nur durch Hermanns Dazwischentreten ausgeglichen wurden, der im Verein mit dem gleichfalls anwesenden Herzog Georg von Sachsen den Nassauer beredete, seine vermeintlichen Rechte gerichtlicher Entscheidung anheim zu stellen, statt sie auf dem Wege der Fehde geltend zu machen.

Im folgenden Jahre ließ Hermann allen Anspruch, den er bisher an Hessen aufrecht erhalten hatte, zu Gunsten seines Neffen fallen. Auf seinem Schlosse zu Homberg aber weilte er noch öfter, und begann im Jahre 1504 den Neubau desselben, dessen Vollendung er aber nicht erlebte [5]).

Eine noch jetzt im Kasseler Museum vorhandene Kupfertafel, die früher über dem Haupteingang zum Homberger Schlosse eingelassen war, giebt davon Kunde.

Kurfürst Hermann starb am 27. September 1508 auf seinem Schloß Poppelsdorf. Die Leiche wurde zu Schiffe, aufs prächtigste geschmückt, nach Köln gebracht und im Dome beigesetzt, wo bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts sein Erzstandbild die Stelle zeigte, wo er begraben war. Leider ist es in den wüsten Zeiten der französischen Revolution, als das linke Rheinufer 20 Jahre hindurch dem deutschen Reiche entrissen war, von räuberischer Hand entwendet worden, und ob ein neuerdings aufgefundener Metallsarg seine sterblichen Reste wirklich enthält, ist ungewiß.

Nicht minder ist ein von ihm testamentarisch gestiftetes Sacramentshäuschen, ein Meisterwerk späterer Gothik, jetzt lange verschwunden. Es hat nicht Feindes Hand, sondern der Ungeschmack des Kölner Domkapitels selbst, in der Blüthezeit des Zopfstiles im Jahre 1766, leider in Stücke schlagen und in den Rhein werfen lassen; nur wenige Trümmer davon hat der junge Wallraf, der Gründer des Kölner Museums, gerettet. Aber noch erblickt der Besucher im nördlichen Seitenschiffe des Domes das herrliche Fenster, das alsbald nach dem Tode seines Stifters hier eingesetzt wurde, und von dessen geläutertem Kunstgeschmacke Zeugniß ablegt. Und wenn wir einer Notiz des „Salon" vom Jahre 1842, Nr. 40 Glauben schenken dürfen, so war es auch ein hessischer Künstler, Johann

[1]) Ennen, III. 640—652.
[2]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1[3], S. 90, 97, 110, 113—117, 124.
[3]) Zeitschr. für Berg. Geschichte VI, 274.
[4]) Rommel, III. 79, 120.

[5]) Landau, Ritterburgen. IV, 345 f.

von Frankenberg genannt, dessen sich der Kurfürst zur Ausführung dieser Arbeiten bediente.

Allgemein war die Trauer bei dem Hinscheiden dieses Friedensfürsten und echten geistlichen Oberhirten, dem das Erzstift zu großem Danke verpflichtet war. Vielleicht werden wir später seiner Verwaltung auf weltlichem wie geistlichem Gebiet, namentlich der von ihm begonnenen Reformation der Klöster des Erzstiftes an dieser oder einer anderen Stelle näher treten[1]). Er war, um unser Urtheil zum Schlusse zusammen zu fassen, einer jener hessischen Fürstencharaktere, wie wir ihnen in unserer Geschichte, namentlich der späteren, zahlreich begegnen, in denen sich vorzügliche Regentengaben mit der Liebe zur Kunst, besonders der Lust am Bauen vereinigen; die von Natur zum Frieden gestimmt in gefahrvoller Stunde aber auch das Schwert mit Nachdruck zu führen wissen.

[1]) Vergl. Rommel III Anm. S. 260 und Ennen, III, 768.

Lebensbilder von Marburger Professoren.

Von Friedrich Münscher.

(Schluß.)

In dem beschriebenen stillen und einförmigen Leben, welches Jordan seit dem Frühjahr 1833 führte, trat im Sommer 1839 plötzlich ein überraschender Wechsel ein. Am 18. Juni verbreitete sich in Marburg das Gerücht, am Morgen sei das Haus des Professors Jordan von Gendarmen und Polizeibeamten umstellt worden, Landgerichtsrath Wangemann habe Haussuchung gehalten und habe dem Professor Stadt-Arrest auferlegt. Auch sei demselben jede Amtsthätigkeit untersagt worden. Und in der That verhielt es sich so. Jordan war wegen Theilnahme an hochverrätherischen Unternehmungen in Anklagestand versetzt worden und wurde sogar einige Monate später als Gefangener auf das Marburger Schloß in den nach ihm benannten Jordansthurm abgeführt, wohin ihn die allgemeine Theilnahme der Bewohner Marburgs begleitete. Es war das Frankfurter Attentat von 1833, an welchem er betheiligt gewesen sein sollte, und von welchem deshalb hier eine kurze Schilderung folgen muß. — Die Unzufriedenheit, welche nicht lange nach den Freiheitskriegen bei allen deutschen Vaterlandsfreunden darüber herrschte, daß die seit der Zeit des vaterländischen Aufschwungs genährten Wünsche unerfüllt geblieben seien, daß namentlich weder eine wahrhafte Einigung dem Deutschen Bundesstaat Sicherheit und Achtung nach außen verbürge, noch daß ein Maß größerer politischer Freiheit im Innern gewährt worden sei, äußerte sich begreiflicher Weise am lebhaftesten bei der studierenden Jugend. Eine Anzahl studentischer Vereine auf mehreren vorzugsweise süddeutschen Universitäten faßte sogar den Entschluß, es nicht bei Worten und Wünschen bewenden zu lassen, sondern durch Thaten eine Aenderung herbeizuführen. Zu dem Ende wurde in aller Stille in den ersten Märztagen des Jahres 1833 zu Großgartach bei Heilbronn eine Versammlung veranstaltet. Hier stellte ein junger Advokat aus Frankfurt am Main Namens Gärth den Anwesenden vor, daß das Unternehmen von vielen deutschen Männern, namentlich Jordan, Welcker Itzstein gebilligt werde, die sich nach dem Sturz des Bundestags an die Spitze der Bewegung stellen würden, daß die Truppen in Württemberg, in Frankfurt am Main und in anderen benachbarten Staaten für die Sache der Freiheit gewonnen seien, daß Schaaren von Polen, welche sich in der Schweiz und in Frankreich als Flüchtlinge aufhielten, bereit ständen sich anzuschließen und führte so den, man kann sagen: wahnsinnigen Beschluß herbei, in den ersten Tagen des kommenden Monats in Frankfurt loszuschlagen. Man wollte sich der Stadt bemächtigen, den dort weilenden Bundestag auseinander sprengen und alsdann eine Deutsche Republik errichten. Dabei wurde ganz übersehen, daß mit der Einnahme Frankfurts für die Errichtung einer Republik gar nichts erreicht sei. Denn die Kraft und Stütze des deutschen Bundes lag nicht in der Versammlung der Gesandten, sondern in den beiden Großstaaten Oesterreich und Preußen, welche mit ihren Heeren jeder Störung bald ein Ende machen konnten. Gemäß dem in Großgartach gefaßten Beschluß versammelten sich nun in den ersten Tagen des April 50 bis 60 Studenten in Frankfurt und führten mit einer etwa gleich großen Anzahl junger Leute aus der Stadt und Umgegend und mit einigen polnischen Offizieren am 3. April Abends $9^1/_2$ Uhr den geplanten Angriff aus. Zu gleicher Zeit und ohne eigent=

lichen Kampf wurden unter dem Ruf: Nieder mit dem Bundestag! Es lebe die Republik! die im Innern der Stadt gelegenen Wachen erstürmt, wobei 3 Soldaten den Tod fanden. Dann forderte man die zusammengeströmte Menge zur Theilnahme auf. Allein dieser Aufforderung entsprach Niemand und der in Aussicht gestellte Zuzug von Truppen zeigte sich nirgends. Nun trat eine bedenkliche Pause ein. Die Führer wußten offenbar nicht, was weiter beginnen. Da rückte das von der Stadt Frankfurt unterhaltene Bataillon heran und gewann die Wachen fast ebenso schnell wieder, als sie vorher verloren worden waren. Die Ueberwundenen flüchteten nach allen Seiten, nachdem sie in einer halben Stunde Sieg und Niederlage erlebt hatten. Die Leute, welche nach 10 Uhr aus dem Theater kamen, erfuhren zu ihrem großen Erstaunen, daß sich soeben eine Revolution abgespielt habe, wahrscheinlich die kürzeste und unbesonnenste, welche je stattgefunden hat. Doch hatte sie mehreren Menschen den Tod gebracht.

Unmittelbar nach dem mißglückten Putsch begannen in mehreren deutschen Staaten die Untersuchungen und Verhaftungen, welche durch eine vom Bundestag eingesetzte Zentral=Behörde überwacht wurden, um die in einem Staat erlangten Ergebnisse anderen Staaten mitzutheilen und um insbesondere die Männer zu ermitteln, welche die eigentlichen Urheber des von den jungen Leuten ausgeführten Unternehmens wären. In den Geständnissen, welche anderwärts, nicht in Kurhessen, abgelegt wurden, geschah auch Jordans häufig Erwähnung, und dies gab Veranlassung, ihn 6 Jahre nach jenem Frankfurter Attentat in Anklagestand zu versetzen und am 28. August 1839 auf dem Marburger Schloß einzukerkern.

Da Jordan jede Betheiligung an dem Attentat in Abrede stellte, da ferner offenbare Beweise seiner Schuld gänzlich fehlten, so gab sich der Untersuchungsrichter die größte Mühe, um durch Vorführung von Zeugen und durch sogenannte Indicien die Schuld des Angeklagten festzustellen. Dadurch wurde aber die Untersuchung sehr umfangreich und, was für den Verhafteten besonders nachtheilig war, sehr langwierig. Hier soll jedoch nur das Wichtigste aus dem Beweisverfahren gegen Jordan mitgetheilt werden. Die ihn am meisten belastenden Aussagen waren die eines früheren Apothekers Namens Friedrich Döring, aus Schwalbach gebürtig. Derselbe hatte von 1828 bis 1833 die Schwan=Apotheke zu Marburg besessen, in welcher Jordan zur Miethe wohnte, hatte mit Jordan täglichen Verkehr gehabt, war sogar von diesem der Brüderschaft gewürdigt worden, war also in der Lage, Jordans Handlungen genau zu beobachten. Noch mehr: durch ein gewinnendes Benehmen unterstützt, hatte er sich in Marburg bald ein gewisses Ansehen erworben und hatte dieses benutzt, um einen Kreis revolutionär gesinnter Männer um sich zu versammeln, welche in einem hinter den Räumen der Apotheke gelegnen Zimmer die neuesten Zeitungen zu lesen und dabei über die Tagesfragen sich zu besprechen pflegten. Auch Jordan war hier sehr oft erschienen. — Dieser Mann sagte nun Folgendes aus: Jordan habe durch ihn, das Haupt der von dem Frankfurter Attentat voraus unterrichteten Revolutionäre Marburgs, von allen Berathungen und Beschlüssen für einen gewaltsamen Umsturz Kenntniß erhalten; Jordan habe sogar in seiner Gegenwart die von Dr. Gärth und von Buchhändler Frankh aus Stuttgart überbrachten Aufforderungen, in die zu Frankfurt oder Ludwigsburg zu errichtende provisorische Regierung einzutreten, angenommen und die erforderlichen Proklamationen abzufassen versprochen. Der Angeklagte, welchem der Zeuge gegenüber gestellt wurde, erklärte diese Angaben für Erdichtungen, eine Behauptung, welche soweit sie den Buchhändler Frankh betraf, durch das Zeugniß desselben bestätigt wurde. Außerdem machte Döring noch folgende Angaben, welche zu einem Indicien=Beweis gegen Jordan dienen konnten. Ein in Gießen studierender Chemiker Namens Degeling aus Braunschweig, der auf der Reise in seine Heimath begriffen gewesen sei, habe ihm (Döring) am 20. März 1833 einen Brief überbracht, in welchem Mittheilungen über revolutionäre Unternehmungen gestanden hätten. Er sei darauf anderen Tages mit jenem nach Kassel gereist, um mit Jordan darüber zu reden. Als man aber dort erfahren habe, daß Jordan bereits nach Höxter zu seinem Schwiegervater abgereist sei, habe er den Degeling gebeten, er möge doch, um einen Brief an Jordan zu besorgen, seine Reise über Höxter fortsetzen. Dies habe Degeling gethan und an Jordan den Brief übergeben, in welchem er den Professor zur schleunigsten Rückkehr aufgefordert habe, weil ihn Dr. Gärth zum Eintritt in die provisorische Regierung abholen wolle. Degeling, eidlich darüber vernommen, bestätigte, daß er einen Brief an Jordan nach Höxter überbracht habe, glaubte aber, daß Jordan in dem Brief nur zur Rückkehr nach Marburg aufgefordert worden sei, weil ein Freund ihn daselbst erwarte. In der That reiste Jordan, wie bei der Untersuchung festgestellt wurde, am Tag nach Empfang des Briefs am 23. März 1833 mit Extrapost nach Kassel und am Tag darauf mit der Eilpost nach Marburg. Hier blieb er, trug sich auch, wie aus Briefen an seine Frau hervorging, mit dem Plan zu einer Ferienreise nach Frankfurt und Heidelberg, trat aber

plötzlich am 3. April die Rückreise nach Höxter an. Dieses Verhalten ist dem Gericht als ein Beweis erschienen, daß Jordan auf eine revolutionäre Erhebung gewartet habe, um persönlich einzugreifen, jedenfalls aber von der bevorstehenden revolutionären Unternehmung Kenntniß gehabt habe. Jordan dagegen leugnete solche Unterstellungen durchaus ab und erklärte seine rasche Abreise von Höxter damit, daß er die dem Minister Hassenpflug zugesagte Verzichtleistung auf eine Wiederwahl dem Senat selbst habe mittheilen und an etwaigen Verhandlungen darüber habe theilnehmen wollen.

Soviel ist für jeden Unbefangenen klar, daß, wenn die Aussagen Dörings ebenso viel Glaubwürdigkeit beanspruchen konnten, wie die in Betreff der schleunigen Reise festgestellten Thatsachen, daß dann Jordan nicht nur der Mitwissenschaft, sondern auch der Theilnahme an den Umsturz-Plänen überwiesen war. Allein an der Glaubwürdigkeit Dörings fehlte sehr viel. Dieser hatte nämlich schon in der letzten Zeit seines Marburger Aufenthaltes wegen seines lüderlichen Lebenswandels die Achtung aller Gutgesinnten eingebüßt, hatte später als Hammerwerksbesitzer bei Laasphe an einem Menschen, welchen er für einen Liebhaber seiner Zuhälterin hielt, aus Eifersucht einen Todtschlag verübt, weshalb er zu 6 Jahren Festungshaft verurtheilt wurde. Während er diese Strafe verbüßte, wurde er ferner, weil er überwiesen war das Haupt der Marburger Revolutionäre im Jahr 1833 gewesen zu sein, zu 15 Jahre Festungshaft verurtheilt. Erst nach der letzteren Verurtheilung deutete Döring an, daß er, wenn er auf Begnadigung hoffen dürfe, wichtige Enthüllungen zu machen bereit sei. Daraufhin sicherte ihm — was ein sehr bedenklicher Schritt war — eine Königlich Preußische Kabinets-Ordre vom 18. Februar 1840 nach Maßgabe der Erheblichkeit seiner Geständnisse theilweise oder völlige Begnadigung zu. Nunmehr machte Döring die für Jordan so ungünstigen Aussagen, welche aus seinem Mund kommend gegründeten Zweifeln begegnen mußten.

Durch die Menge von Indicien und von Zeugen-Aussagen, über welche der Angeklagte vernommen wurde, namentlich auch dadurch, daß manche Zeugen aus weiter Ferne herbei geholt werden mußten, zog sich die Untersuchung und damit auch die Haft Jordans sehr in die Länge. Ein Gesuch des Gefangenen, ihn auf Bürgschaft aus der Haft zu entlassen, blieb erfolglos. Doch wurde das Obergericht durch ein ärztliches Zeugniß über Jordans leidenden Zustand dazu vermocht, denselben im September 1841 aus dem Kerker in seine Wohnung überführen zu lassen. Hier wurde er Tag und Nacht von Gensdarmen bewacht, sodaß ihm, wenn er etwa einen Spaziergang machte, zwei Gensdarmen mit geladenen Pistolen auf dem Fuße folgten. Diese Erleichterung seiner Haft dauerte nur etwa 1½ Jahr. Denn die Kurhessische Staatsregierung, welche offenbar eine baldige Verurtheilung Jordans, den sie für ein Haupt der revolutionären Partei hielt, wünschte und das bisherige gerichtliche Verfahren gegen ihn zu langsam und zu nachsichtig fand, versetzte den bisherigen Direktor des Gerichts Namens Arnold auf einen anderen Posten und bestellte statt seiner den Ober-Appellationsgerichts-Rath Bickell zum Direktor. Dies geschah im Anfang des Jahres 1843, worauf Bickell veranlaßte, daß Jordan wieder in das frühere Gefängniß zurückgeführt wurde. Erst am 14. Juli 1843 erfolgte das Erkenntniß des Marburger Obergerichts, für welches Obergerichtsrath Heinrich Eggena, der auch die Hauptuntersuchung und zwar, wie Jordan ausdrücklich bezeugt, mit ebensoviel Würde als Menschenfreundlichkeit geführt hatte, Referent, Dr. Bickell Korreferent gewesen war. In diesem Aktenstück, welches noch 14 andere Angeklagte betraf, nahm das Gericht in Bezug auf Jordan an, daß derselbe in Anbetracht der großen Menge belastender Zeugen-Aussagen und Thatsachen trotz seines Leugnens als schuldig anzusehen sei, von dem Attentat vor dessen Ausführung gewußt, dasselbe aber der Behörde nicht angezeigt zu haben; daß er aber hinsichtlich der Anschuldigung, bei dem Attentat mitgewirkt zu haben, von der Instanz zu entbinden sei. Als Strafe wurde ihm Dienstentsetzung und fünfjährige Festungshaft zuerkannt. Gegen dieses obergerichtliche Erkenntniß legte Jordan nicht nur durch den Rechtsanwalt Schantz zu Marburg Berufung an das Ober-Appellationsgericht zu Kassel ein, sondern verfaßte auch selbst eine Schrift zu seiner Vertheidigung. Auch von anderer Seite erschien eine Anzahl von Schriften, welche gegen das verurtheilende Erkenntniß gerichtet waren. So drei Schriften von A. Boden in Frankfurt, eine von den Professoren Welcker und Mittermaier in Heidelberg, eine von Jordans Schwiegervater Dr. Paul Wigand und noch mehrere andere. Ueberhaupt herrschte allgemein große Theilnahme für den Verurtheilten, welche unter anderen auch in dem Gedicht von Franz Dingelstedt: „Ostergruß für Kurhessen" ihren Ausdruck fand. Die Berathungen des höchsten Gerichts über die vorliegende Sache zogen sich bis zum Spätherbst des Jahres 1845 hin, ein Zeitraum, dessen größeren Theil Jordan noch als Gefangener auf dem Marburger Schloß zubrachte. Die Einkerkerung war für Jordan um so drückender, als er während derselben seine älteste Tochter und seinen einzigen Sohn, der in Marburg Rechts-

wissenschaft studierte, durch den Tod verlor. Erst im Frühjahr 1845 durfte er in seine Wohnung zurückkehren und hatte nicht mehr unter einer drückenden Bewachung zu leiden. Endlich am 17. Oktober 1845 erfolgte das Urtheil des Ober-Appellationsgerichts. Hinsichtlich der Anschuldigung, zu dem Frankfurter Attentat mitgewirkt zu haben, wurde Jordan nicht blos von der Instanz entbunden, wie in dem obergerichtlichen Erkenntniß, sondern völlig freigesprochen. Hinsichtlich der Anschuldigung, von dem Attentat Mitwissenschaft gehabt, aber eine Anzeige unterlassen zu haben, wurde er aus der Untersuchung entlassen, was einer Freisprechung ziemlich nahe kam und günstiger war, als wenn er nur von der Instanz entbunden worden wäre. Zugleich wurde er wegen ungeziemender Aeußerungen in seiner Beschwerdeschrift zu einer Ordnungsstrafe von 5 Thalern verurtheilt.

Wenn man sich auf Grund der früher geschilderten Zeugen-Aussagen und verdächtigenden Thatsachen ein Urtheil bilden will, so wird man, was die Anschuldigung einer Betheiligung an dem Attentat betrifft, ihn in Uebereinstimmung mit den beiden Gerichts-Erkenntnissen entweder für unschuldig erklären, oder die Beweise der Schuld mindestens für ungenügend erachten. Denn ein Mann, wie Jordan, konnte für ein so unsinniges, so gänzlich aussichtsloses Unternehmen unmöglich gewonnen werden. Anders steht es mit der Anschuldigung, daß er Kenntniß von dem Attentat gehabt, aber eine Anzeige unterlassen habe. Hierbei wird man billiger Weise von der Unterscheidung des juristischen und des in der gebildeten Gesellschaft herrschenden sittlichen Standpunktes ausgehen müssen. Es erscheint nämlich als unglaublich, daß ein urtheilsfähiger Mann, wie Jordan, bei seinem täglichen Verkehr mit den Revolutionären Marburgs im Döring'schen Haus, wo er auch mit einem aus Frankfurt geflüchteten und dort versteckten polnischen Major mehrmals zusammen traf, nicht Aeußerungen vernommen haben sollte, die sich auf den Plan zum Attentat, oder später auf die Theilnahme Einzelner an demselben bezogen hätten. Aber sei es, daß er solche Aeußerungen als prahlerische Renommisterie ansah, oder sie für unausführbar und darum ungefährlich erachtete, — genug, es widerstrebte ihm wahrscheinlich, Männer, die im vertraulichen Gespräch arglos ihre Gedanken verriethen, bei der Polizei des Hochverraths zu beschuldigen oder nach dem Attentat den Versteck Geflüchteter anzuzeigen. Wer von uns hätte in damaliger Zeit, wo allgemeine Unzufriedenheit über die politischen Zustände und namentlich über die politischen Untersuchungen herrschte, wegen seines Schweigens einen Stein auf ihn werfen mögen? Man wird vielmehr nur sagen können, Jordan würde weiser und pflichtmäßiger gehandelt haben, wenn er sich von jener revolutionär gesinnten Gesellschaft gänzlich fern gehalten hätte. — Aber wenn man den streng juristischen Standpunkt zum Maßstab nimmt, so wird man nicht umhin können, mit dem Obergerichts-Erkenntniß den Angeklagten der Mitwissenschaft schuldig zu finden und demnach für straffällig zu erklären Um einem solchen Urtheil vorzubeugen, stellte vermuthlich Jordan, der ja als Rechtsgelehrter die gesetzlichen Bestimmungen kannte, jede Mitwissenschaft in Abrede und konnte sich dabei wenigstens in seinem Innern auf die vorher angedeuteten gesellschaftlichen Ansichten stützen. Auch das Ober-Appellationsgericht scheint auf diese im geselligen Leben geltenden Ansichten Rücksicht genommen zu haben, indem es Jordan zwar nicht völlig frei sprach, aber aus der Untersuchung entließ.

Durch die günstige Entscheidung des höchsten Gerichts hatten übrigens für Jordan die traurigen Folgen der Anklage ihren Abschluß noch nicht erreicht. Denn die Regierung versagte ihm den Wiedereintritt in seine amtliche Thätigkeit, obgleich sie ihm alle sonstigen Befugnisse seiner Stellung zugestehen mußte. Erst das Jahr 1848 bewirkte hierin eine Aenderung. Es brachte Jordan in doppelter Hinsicht wieder zu Ehren. Als nämlich in den zu Marburg stattfindenden Volksversammlungen der Märztage die ärgsten Schreier ganz offen zu revolutionären Schritten aufforderten, erwartete Jedermann auch von ihm, den die Kurhessische Regierung unermüdlich verfolgt hatte, die heftigsten Angriffe. Aber welches Erstaunen ging durch die aufgeregte Menge, da Jordan für die Regierung als Vertheidiger auftrat, zum Vergeben und Vergessen ermahnte und zur Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung aufforderte! Jetzt durfte er zufolge einer kurfürstlichen Verfügung auch wieder seine Thätigkeit als Professor aufnehmen, ja sogar seine Gegner, die niemals an seiner Schuld gezweifelt hatten, konnten ihm ihre Annerkennung nicht versagen. Ja er genoß nicht nur die Gunst der großen Menge, sondern er gewann auch das Vertrauen der Regierenden. Noch im Monat März wurde er von dem Wahlbezirk der Schwalm in den Kurhessischen Landtag gewählt und dort, als er zum ersten Mal wieder den Ständesaal betrat, von der Versammlung mit nicht endenwollendem Jubel begrüßt. In ähnlicher Weise begrüßte ihn die Volksmenge Abends vor seinem Absteige-Quartier mit stürmischen Hochrufen, auf welche er mit einer Rede antwortete, deren Grundgedanke abermals: Vergeben und Vergessen war. Doch seine landständische Thätigkeit war nur eine sehr vorübergehende.

Schon am 28. März wurde er, was früher wohl Niemand, und er selbst am wenigsten für möglich gehalten hätte, auf Vorschlag des neugebildeten liberalen Ministeriums von dem Kurfürsten als sogenannter Vertrauensmann nach Frankfurt an den Bundestag geschickt, ja bald nachher mit dem Titel eines Geheimen Legationsraths zum Kurhessischen Bundestags-Gesandten ernannt. Seine Einfahrt in Frankfurt glich einem Triumphzug. Die zahlreich versammelte Menge begrüßte ihn mit begeistertem Zuruf, junge Leute spannten die Pferde seines Wagens aus und zogen den Märtyrer der Freiheit bis zu der von ihm erwählten Wohnung. Das Vorparlament erwies ihm die Ehre ihn zu einem der vier Vicepräsidenten zu erwählen. Aber trotz all der auf ihn gehäuften Ehren blieb er der alte bescheidene Jordan, der mit Jedermann freundlich verkehrte und damals überall die Gemüther zur Mäßigung und zu gesetzlicher Haltung zu bewegen suchte. Eine solche beruhigende Thätigkeit entwickelte er namentlich unter der aufgeregten Bevölkerung von Hanau, und wenn er sich wirklich früher zu gesetzwidrigen Schritten gegen die Obrigkeit hatte fortreißen lassen, so hat er damals das früher Verfehlte wieder gut gemacht. — Als nach der Wahl des Reichsverwesers Johann von Oesterreich die Bundestags-Gesandten auseinander gingen, blieb Jordan in Frankfurt, da ihn der Wahlkreis Fritzlar zum Abgeordneten für die Nationalversammlung gewählt hatte. Doch hat er die Rednerbühne nur selten betreten. Nach Auflösung der Nationalversammlung wurde er im Frühjahr 1850 von der Kurhessischen Regierung zum Erfurter Parlament als Mitglied des Staatenhauses gesandt, jedoch nicht lange nachher, da die Sache der Union ins Stocken gebracht worden war, von dem Minister Hassenpflug, welcher 1837 seine Entlassung genommen hatte, 1850 aber von dem Kurfürsten an die Stelle des liberalen Ministeriums berufen worden war, wieder zurückberufen, ohne weiter im Staatsdienst verwendet zu werden.

Damit endete die ehrenreiche Zeit für Jordan. Von nun an lebte er in stiller Zurückgezogenheit zu Kassel. Seine Kraft war gebrochen. Daher nahm er, der einst die Verfassung von 1831 verfaßt und vertheidigt hatte, nachdem sie durch Bundesbeschluß aufgehoben war, am Kampf für deren Wiederherstellung keinen Antheil.

Die letzten Jahre Jordans verflossen nicht nur in großer Stille, sondern auch unter schweren rheumatischen Leiden, die sich im Frühjahr 1861 durch das Hinzutreten von Wassersucht bedeutend steigerten. Im Traumleben der letzten Tage weilte sein Geist meistens in den Bergen seiner Heimath. Zu anderen Zeiten war aber sein Geist wieder hell und klar. In solcher Stimmung ließ er einen Becher, welchen er einst von badischen Männern zum Geschenk erhalten hatte, herbeiholen und mit Wein füllen. Dann reichte er ihn den Seinigen mit den Worten: Liebet Euch unter einander! Kurz darauf machte ein sanfter Tod am 15. April 1861 seinem Leben ein Ende. — Das wenige Tage nachher stattfindende Leichenbegängniß zeigte noch einmal, welches Vertrauen, welche Achtung der Verstorbene bei den Bewohnern Hessens sich erworben hatte. Nicht nur der gesammte Stadtrath nebst Bürger-Ausschuß und die Bürgerschaft von Kassel folgte der Leiche, sondern auch aus den übrigen Hessischen Städten und Dörfern waren viele herbeigekommen, um ihrem Jordan, den sie als ihren Wohlthäter und als Märtyrer der Freiheit verehrten, die letzte Ehre zu erweisen.

Den Schluß dieser Schilderung mögen die Worte bilden, mit welchen Jordans Tochter, Frau Henriette Keller-Jordan in München in einem Brief den Bericht über ihres Vaters letzte Lebenszeit beendigt: Gott Lob, daß es in Deutschland nicht mehr so ist, wie vor 50 Jahren! Ja gewiß, wir haben alle Ursache dafür dankbar zu sein, daß heutzutage in Deutschland zwischen Regierung und Unterthanen Eintracht und Vertrauen herrscht, und daß unsere jetzige Rechtspflege solche politische Prozesse, wie den 6jährigen gegen Jordan, ganz unmöglich macht.

Sie schmollt.

Novellette von M. Friedrichstein.

(Fortsetzung.)

„So, da wären wir wieder einmal!" rief der Amtsrichter, schaute sich prüfend nach allen Seiten um, und fügte hinzu:

„Noch ganz die alte Schmutzbude, wie zuvor! Da ist noch der nämliche Fettfleck an der Wand. Die Streichholzdose ist nach wie vor verschwunden, und das Stuhlbein wackelt wahrhaftig genau so wie früher. Alles im alten Geleise!"

„Nur du bist nicht der Alte, Maxel!" sagte

der Bankbeamte und blickte forschend in's Antlitz des Freundes.

„Gewiß; wer erst an einen ordentlichen Haushalt gewöhnt ist, wird für kleine, nebensächliche Unordnungen hellsehend."

„Das ist wahr: aber das meinte ich eben nicht. Du selbst bist anders!"

Binder seufzte, strich mit der kräftigen Hand über die sich bedenklich erweiternde Nacktheit des Schädels und erwiderte zerstreut:

„Findest du?"

Darauf sprang er rasch empor, trat in die Thür und polterte:

„Was ist denn das für eine Bedienung?! Kellner! Zwei Pilsener, und den Speisezettel!"

Ein Kellner, welcher den Herren fremd war, brachte die gewünschten Dinge. Nachdem die Ankömmlinge sich etwas aus dem Speisezettel erwählt hatten, eilte der Befrackte davon und Löpel nahm sein Glas, stieß an dasjenige des Freundes und ermunterte:

„Prosit, Amtsrichterchen! Auf daß du auch bald wieder der Alte bist. Sag' nur um Gottes Willen: wo hast du dein joviales Lachen vergraben?!"

Als Antwort erfolgte nur ein ablehnendes Kopfschütteln.

„Nein, ich lasse diesmal nicht los! Hast du amtliche Verdrießlichkeiten? Oder kann ich dir in irgend einer Sache helfen?"

Max Binder legte die Rechte wuchtig auf den Tisch; seine dunklen Augen schauten düster drein und er erwiderte in verhaltenem Groll:

„Pah! Ich helfe mir schon selber. Die Kirchenstille in meinem Heim kann ich nicht mehr ertragen; deshalb habe ich mir meine lustige Nichte, Sidonie von Möring eingeladen. Du kennst sie von der Hochzeit her. Ein brillantes Frauenzimmer!"

Der Kassierer lehnte sich im Stuhl — auf welchem er Platz genommen — zurück; sein Antlitz drückte Erstaunen aus; er trommelte mit der mageren Hand ungeduldig auf dem Tisch und fragte verständnißlos:

„Kirchenstille? — Nichte eingeladen? — Ich begreife nicht!"

Der Amtsrichter drehte ingrimmig an seinem dichten Schnurrbart; plötzlich brach er heftig los, nur mit Mühe dämpfte er auf einen Wink des Kassierers die markige Stimme.

„Ja, weißt du Richard, ich habe schon lange auf dem Herzen dir vor zu werfen, daß du mich hättest bei Zeiten davor warnen sollen, mich nicht an eine so kühle Natur wie Jeannette ist, zu binden; du kanntest sie doch genau."

„Jeannette eine kühle Natur? — Ich dich warnen, dich, den Frauenkenner? — Ach, du scherzest! Und — Jeannette ist nicht kühl!"

„Gut, zu deiner Ehre will ich glauben, du habest meine Frau ungenügend gekannt. Nur so viel will ich dir verrathen: von dem Phlegma — um nicht zu sagen — der Langweiligkeit, die sie in sich trägt, kannst du dir keine Vorstellung machen!"

Der Amtsrichter, welcher, die Hände auf dem Rücken, erregt im Zimmer auf und nieder gegangen war, trat an den Tisch und leerte sein Glas hastig und in einem Zuge; unsanft setzte er es auf die Platte des Tisches und fügte in bitterem Sarkasmus hinzu:

„Wenn sie wenigstens noch schmollte!"

„Was?!" Richard Löpel warf einen ganz bestürzten Blick auf den Freund; beklommen kam ihm über die Lippen:

„Davon habe ich ja keine Ahnung; ich höre es zum ersten Mal!"

„Sollst auch nichts weiter davon hören, mein Junge! Ist nicht meine Art. Will mich schon zurecht finden; aber — ich habe mir die Sache schöner gedacht!"

Mit der ihm eigenthümlichen, wegwerfenden Handbewegung setzte er hinzu: „Ueberhaupt ist es mit dem Heirathen wie bei der Lotterie: die Gewinne kommen an die große Glocke, und die Nieten werden verschwiegen! —

Richard Löpel war zu sehr benommen von dem, was er gehört; er kannte seinen verschwiegenen Max zu genau und wußte, daß, wenn er sich über eine heikle Sache äußerte, bei ihm alle Hoffnung sie zu bessern, verloren sei.

Wortkarg saßen die Freunde beisammen und früher, als sie geplant, traten sie gemeinsam den Heimweg an. Mit einem mißgestimmten „Gute Nacht" trennten sich die Freunde.

* * *

Es war zwei Uhr Mittags. Um diese Zeit ging das Ehepaar Binder zu Tisch. Das sogenannte „stilvoll" wäre bei ihrer Zimmereinrichtung nicht angewandt gewesen, dagegen war sie geschmackvoll in jeder Beziehung.

Die junge Hausfrau hatte sich — bis auf einen müden, gelangweilten Ausdruck ihres Antlitzes — wesentlich zu ihrem Vortheil verändert. Das Haar, welches Krankheit ihr einst geraubt, trug sie wieder anmuthig geordnet und die vordem bleichen Wangen hatten einen zart rosigen Anhauch bekommen. Jedoch die auffallend gleichgültige Miene paßte so wenig zu ihrem ganzen Wesen, daß man sich mit Bedauern davon abwendete.

Das Paar ließ sich schweigend an dem solid gedeckten Tisch, im holzgetäfelten Eßzimmer nieder.

Der Amtsrichter griff nach der Weinflasche und fragte:

„Willst du weiß oder roth, Jeannette?“

Ach, das ist mir ganz gleichgiltig!“

Unmuthig sah er sie an und grollte:

„Es soll dir aber nicht gleichgiltig sein!“

„Wirklich, nimm nur welchen du willst; es ist mir einerlei, was ich trinke“, erwiderte sie gelangweilt und gab die Suppe auf.

In demselben Augenblick klingelte es heftig an der Vorgangsthür welche in Binders Wohnung führte. Man hörte darauf im Flur undeutliches Geflüster, leises Kichern, und plötzlich wurde die Thür des Eßzimmers weit aufgerissen. Ein bildhübsches, junges Mädchen, im Reiseanzug, blieb im Rahmen derselben stehen, breitete die Arme aus und rief:

„Da bin ich! Ihr seid doch hoffentlich vor Freude außer euch?“

„Siddy, Siddy! Blitzmädel, wo kommst du denn heute schon her! Sei willkommen, herzlich willkommen!“ scholl es ihr kräftig entgegen. Der Amtsrichter war wie elektrisirt aufgesprungen und schloß die junge Dame herzlich in seine Arme.

„Dank, Herzens-Onkel!“ erwiderte die Begrüßte mit etwas nasalem Tonfall. „Frau Majorin Quanz reiste heute hier durch und da du mich absolut, so bald wie möglich, haben wolltest, bestimmte Mama, daß ich die günstige Gelegenheit eines guten Reisemarschalls benutzte, und — so bin ich da! Heisa! Entflohen dem Versauern in der Kleinstadt!“

Jeannette war langsam näher getreten, reichte dem Gast die Hand und sagte mäßig freundlich:

„Sei auch mir willkommen, liebe Nichte, lege ab, und nimm gleich vorlieb mit dem was wir haben.“

Das junge Mädchen richtete ihre dunklen, die Familie Binder kennzeichnenden Augen, freundlich auf die Sprecherin und sagte bittend:

Du mußt mir schon erlauben, dich nicht Tante, sondern Jeannette zu nennen. Unter der Beziehung: Tante, schwebt mir stets etwas Matronenhaftes vor, und nicht so eine hübsche, junge Frau, wie du! Gelt, darf ich?“

„Wie du willst, Sidonie.

„Kommt jetzt, die Suppe wird kalt!“ rief Binder und nahm eigenhändig das Reisefilzhütchen vom welligen, kastanienbraunen Scheitel des Fräuleins. Wirr umgab ihr das Haar die niedrige Stirn; es war am Hinterkopf einfach zu einem Knoten verschlungen.

„Bist noch immer derselbe Krauskopf Siddy,“ sagte der Amtsrichter und strich ihr die Löckchen aus den Augen.

„Und auch noch immer derselbe Toll- und Querkopf“ erwiderte sie lachend „und werde dir dein Haus rum und dum kehren“; dann schob sie unvermuthet den neben ihr Stehenden mit beiden Händen in ein besseres Licht, sah musternd empor in sein Gesicht und erklärte halb neckend, halb ernst:

„Aber du Onkel bist nicht derselbe geblieben! Was soll denn die garstige Sorgenfalte da zwischen den Augen? Die wollen wir mal so bald wie möglich beseitigen.“

Er lachte gezwungen und Jeannette warf einen heimlich-bestürzten Blick auf das Antlitz des Gatten.

Die Hausfrau ließ ein drittes Gedeck auflegen, und bald war es dem jugendfrischen Gast gelungen, daß in dem bisher so stillen Raum herzliches Lachen erklang und daß selbst Jeannette nur mit Mühe ihre kühl gemessene Haltung behaupten konnte. Plötzlich sagte die Angekommene:

„Höre Jeannette, nimm dich nur in Acht, daß ich dir den Onkel nicht abwendig mache! Ich habe von jeher eine Vorliebe für ihn gehabt!“

Bei diesen Worten streichelte sie dem neben ihr Sitzenden die Hand und kicherte:

„Eine richtige, Bindersche Riesenpfote!“

„Und du hast das richtige Bindersche Schandmaul!“

„O, nein! Das sowohl, wie die krumme Hakennase gehört in die Möringsche Sippe.“

In dieser neckischen Art führten sie die Unterhaltung bei Tische weiter und später wurde sie in derselben Weise fortgesetzt. Es ward lebendig im stillen Hause und Sidonie von Möring, welche die Gabe hatte, leicht heimisch zu werden, bedurfte nur weniger Tage, um sich vollkommen als Familienglied zu fühlen.

In diesen wenigen Tagen wurde es Jeannette herzlich schwer, sich in der angenommenen Rolle einer langweiligen Frau zu behaupten; fast bereute sie, so bereitwillig auf die Intrigue ihrer Herzensfreundin, Anna Löpel gegen ihren Max eingegangen zu sein. Ein gewisser Ehrgeiz, auch Eigensinn, trieb sie zur gewissenhaften Durchführung der übernommenen Aufgabe; jedoch war sie froh, sich ihrem Gatten bald in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Freilich ahnte Jeannette nicht in welchem Grade ihr Max unter dem kühlen Wesen seines Weibes litt; sie kannte ihn zu kurze Zeit, um die stolze Verschlossenheit seines Herzens richtig zu beurtheilen.

Da kam die Nichte dazwischen.

Schön, jung und berückend liebenswürdig, stellte sie die schweigsame Tante sofort in ein ungünstiges Licht, und der Amtsrichter gab sich, nach der langen Oede seines Gemüthslebens, dem Zauber ihres Wesens mit doppeltem Genusse hin.

Auch Richard Löpel und das echte Pilsener bei Howald erschienen dem Amtsrichter entbehrlicher als das herzliche Lachen der Nichte, und er kürzte die „Sitzungen“ am Sonnabend nach Möglichkeit ab.

Jedoch, Max Binder war durch den Besuch der Nichte nur angenehm unterhalten, es that ihm wohl, mit ihr zu lachen, aber das still verschwiegene Leid über seine große Herzensenttäuschung nagte unausgesprochen fort.

Trotzdem empfand Jeannette Reue über den Scherz der Verstellung, und wurde sich bewußt, daß sie darin zu weit gegangen war. Instinktiv fühlte sie, daß sie ein frevelhaftes Spiel mit der Neigung ihres Gatten getrieben hatte. Eine eifersüchtige Regung stieg in ihrem Herzen auf, wenn sie die kleinen Aufmerksamkeiten beobachtete, mit welchen der jugendschöne Gast ihren Gatten umgab.

Sidonie trug zuletzt eine geradezu fanatische Verehrung für den Amtsrichter zur Schau, und nicht selten erschien es Jeannette als trete sie gradezu störend zwischen die halblaut und eifrig geführte Unterhaltung der Beiden.

(Schluß folgt.)

Hermann Riedesel von der Brackenburg.

I.

Zur Tapferkeit, wie sie dem Manne
Zur heil'gen Pflicht gemacht Lykurg,
Gesellte Biederkeit und Treue
Der Ritter von der Brackenburg
Der Landgraf*) war ihm wohlgewogen,
Am Hofe ward er vorgezogen;
Die Damen sah'n mit Wohlgefallen
Auf ihn, den manche still verehrt;
Dem Junker aber war von allen
Ein schönes Edelfräulein werth.**)

Erbmarschall Röhrigs***) einz'ge Tochter --
Sie war des Ritters Herzenswahl,
Und Margareth', von Lieb' beseeligt,
Erkor nur ihn sich zum Gemahl;
Doch ach! vergebens Margarethe
Um Mitleid zu dem Vater flehte,
Weil einen andern er erkoren,
Der hoher Würdenträger war
Und reicher, edler noch geboren,
Sie führen sollte zum Altar.

„Die reiche Erbin meiner Güter
Soll keines Abenteurers Lust
Und Beute werden!“ sprach der Marschall,
Hing weinend sie an seiner Brust.
Der Landgraf selbst in edlem Sinne
Nahm Antheil an der Buhlen Minne,
Daß er dem Marschall offenbarte,
Sein Starrsinn mache ihm Verdruß;
Der Marschall aber nicht willfahrte,
Unwandelbar blieb sein Entschluß.

II.

Schon neigte sich der Tag dem Ende —
Und in der Abendsonne Pracht
Lag Flur und Wald, den einst durchirrte
Der Ritter Hermann auf der Jagd,
Als plötzlich aus dem Hinterhalte
Ein lauter Hülferuf erschallte.
Er forscht, woher die Töne hallen —
Ein jäher Schrecken sträubt sein Haar,
Den Marschall sieht er überfallen,
Im Wald von einer Räuberschaar.

Beiseite wirft er Speer und Bogen
Zu Ende ist die Jagd; es gilt
Durchs Schwert jetzt muthig zu erlegen
Des dichten Waldes schlimmstes Wild.
Drauf stürzt er mit geschloss'nem Helme
Sich auf die räuberischen Schelme.
Wie aus Gewölk dem Donnergotte
Verheerend Blitz auf Blitz entfährt,
So auf die Häupter jener Rotte
Zuckt rechts und links des Ritters Schwert.

Laut hallt der Wald vom Schwerter-Klirren,
Der Boden dröhnt, aufwirbelt Staub,
Die aufgescheuchten Vögel flüchten,
Das Wild birgt sich im dichten Laub.

---

*) Ludwig I., der Friedfertige, regierte über Hessen von 1413 bis 1458.

**) Es war eine der schönsten und tugendhaftesten Damen Kassels.

***) Eckhard Röhrig von Röhrenfurt, oder Röhrenfort hatte sich als Rathgeber des jungen Landgrafen in den ersten Regierungsjahren desselben große Verdienste um das Haus Hessen erworben. Im Jahr 1418 war er Landvogt von der Loyne oder Lahn und 1423 in Hessen. Landgraf Ludwig suchte ihn durch die Ertheilung des Erbmarschall-Amtes zu belohnen.
C. W. Justis Hessische Denkwürdigkeiten.

Schon liegen an dem Fuß der Eichen
Verwundete bei blut'gen Leichen;
Den andern Räubern aber grauet,
Als fort und fort das Schwert mit Wucht,
Wer sich noch wehret niederhauet,
Entsetzt ergreifen sie die Flucht.

Der Ritter beugt die Knie im Staube,
Und dankt dem Himmel, der's gefügt,
Daß er im heißen, blut'gen Kampfe
Den meuchlerischen Feind besiegt,
Vom jähen Tod den Greis gerettet.
Drauf hat der Ritter ihn gebettet
Auf weiches Moos und Rasendecken,
Sein Haupt sanft in den Schoß gelegt.
Als sich der Greis erholt vom Schrecken,
Spricht er zum Ritter tief bewegt:

„O unbekannter Jüngling heische
Von mir, kein Lohn ist mir zu groß,
Die Biederthat dir zu vergelten,
Kein Dank sagt von der Schuld mich los!“
Der Jüngling spricht: „Der Ritterehre
Geziemt's nicht, daß sie Lohn begehre;
Doch muß ich eine Bitte wagen,
Zwar ist sie kühn, allein ich weiß,
Ihr werdet sie mir nicht versagen:
Gebt eure Tochter mir als Preis!“

Nicht eingedenk, was er beschlossen
Ob seiner einz'gen Tochter Hand,
Nicht prüfend lang des Ritters Ford'rung,
Ruft er: „Dich hat mir Gott gesandt!
Das höchste Kleinod meiner Gaben,
Du, edler Fremdling, sollst es haben,
Sollst haben sie und meinen Segen,
So du von edlem Blute bist!“
„Das bin ich!“ ruft mit Stolz der Degen,
„Wenn das allein Bedingung ist!“

Aufschloß er das Visier des Helmes —
Des Marschalls Antlitz hoch erglüht
Von Scham und Reu', als er betroffen
Ins treue Aug' des Mannes sieht,
Der jetzt der Retter seines Lebens,
Und der zu ihm so lang vergebens
Gefleht der Lieb' sich zu erbarmen.
Es war ein sel'ger Augenblick!
Der Jüngling lag in seinen Armen,
Berauscht vom nahen Liebesglück.

Nicht Worte schildern Glück und Wonne
Der Jungfrau, tief war sie gerührt,
Als unerwartet ihr der Vater
Den Heißgeliebten zugeführt. —
Der Landgraf aber ließ zur Stelle
Zur Trauung schmücken die Kapelle;
Es zierten Myrtekranz und Schleier
Bald Margarethens goldnes Haar,
Am Tage der Vermählungsfeier
Der Landgraf selbst Brautführer war. *)

Karl Finck.

Äus dr Schül.

(Schwälmer Mundart.)

Ins ahler Kanter wor gescheit
Ö wetzig owedrenn. [1])
En harre gärn wüll alle Leiht, [2])
Die Große ö die Kenn. [3])
Em [4]) wor nür — ö dos wor net schie, [5])
Dr Mettelbollidan net grie. [6])

Dr Mettelbollidan verbott [7])
De Stäcke [8]) i dr Schül. —
Eenst drew nü inner [9]) immerfott
Domm Zeihk [10]) o Kanters Stühl.
Dr Kanter äwwer, [11]) de greff zü
Ö schüff [12]) sich met demm Stäcke Rüh.

Off eemol gong die Schüldähr [13]) off. —
Dr Mettelbollidan! —
Doch weihrer [14]) schlühk dr Kanter droff
Ö säht [15]) da: „Hör mich an,
Du sagst der Mutter ganz genau,
Daß ich dich schlug heut blitzeblau!“ —

Demm Mettelbollidan bie Hoh [16])
Komm detz Benamme ver. [17])
Hä räsbert [18]) sich ö sproch da: «So! —
Wer hat den Stock erlaubt, Herr, wer?
Die Mutter kommt gewiß und klagt.
Was thu ich dann, wenn sie das wagt?»

„Dann schmeißen sie sie nur heraus.“ —
«Das wär' ein schön Geschäft!
Dann kommt der Vater mir ins Haus
Und schwadroniert und kläfft
Und droht mit den Gerichten. Mann,
Der Vater kommt. Was thu ich dann?»

---

*) Aus dieser Ehe Hermanns und Margarethens stammt die ganze jetzt blühende Familie der Freiherren von Riedesel zu Eisenbach ab, so wie die meisten Güter, welche dieses altadelige Haus noch jetzt in Hessen und Franken besitzt und die durch Margarethe an dasselbe gekommen sind. Margarethe starb 1455, Hermann im hohen Alter 1463.

C. W. Justi's Hessische Denkwürdigkeiten.

„Nichts, nichts, Herr Metropolitan."
So sproch dr Kanter droff;
„Der Vater kommt nicht, kommt nicht an." —
«Er kommt, wie ich es hoff'!» —
Dr Kanter: „Nein, ich bürg für mich;
Denn, Herr, der Vater — der bin ich."

Kurt Kuhn.

[1]) obendrein. [2]) Ihn hatten gerne wohl alle Leute. [3]) Kinder. [4]) ihm. [5]) schön. [6]) Der Metropolitan nicht grün, hold. [7]) verbot. [8]) Stock. [9]) einer. [10]) Dummes Zeug. [11]) aber. [12]) schuf. [13]) Schulthüre. [14]) weiter. [15]) sagte. [16]) wie Hohn. [17]) kam dieses Benehmen vor. [18]) räusperte.

Aus alter und neuer Zeit.

950 Jahre sind es heuer, daß einer der bedeutendsten Männer, welche dem Fuldaer Benediktinerkloster vorstanden, gestorben ist. Wir wollen die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne seiner zu gedenken. Es ist der Abt Richard, vorher dem Kloster in Amorbach angehörig, welcher 1018 bis 1039 in rühmlicher Weise seines Amtes gewaltet hatte. Von den mannigfachen Verdiensten, welche er sich um das seiner Obhut anvertraute Kloster erwarb, wollen wir nur die anführen, daß er der Abtei nicht nur bedeutenden Grunderwerb in der Wetterau und am Main zuführte, sondern ihr auch das Recht erwirkte, Münzen zu schlagen. Nach seiner segensreichen Wirksamkeit wurde er am 23. Juli 1039 vor den Altarstufen des von ihm erbauten Klosters Andreasberg (Neuenberg) zur Erde bestattet. Dort wurde seine Grabstätte erst nach 700 Jahren wieder bekannt und zwar bei Gelegenheit der 1766 erfolgten Neuplattung der Kirche. Während seiner Regierung weilte auch, von Bamberg kommend, Papst Benedikt VIII. im Vereine mit dem Kaiser Heinrich II., dem Heiligen, am Grabe des hl. Bonifatius.

J. H.

Allerlei über Melsungen. An Sagen und Geschichten ist die Umgegend von Melsungen reich. Ganz abgesehen nemlich von der Röhrenfurth, der alten Burg der Marschälle von Hessen, deren letzte Erbtochter ein Riedesel nach langem vergeblichen Werben durch die Rettung des alten Schwiegervaters aus Händen von Wilderern heirathete, und dem Bilde des hl. Sebastianus in der Kirche zu Röhrenfurth, das die Röhrenfurther im 30 jährigen Kriege von Tillys Plünderung retteten, soll hier erwähnt werden, daß auf dem Kessel, an dessen Fuß die Stadt liegt, ein Herr von Wolf einen der letzten Wölfe in Hessen schoß, einen andern schoß bei Fulda der Förster Lamm sodaß also einem Wolf und einem Lamm die letzten Unthiere zum Opfer fielen. Dann befindet sich am Wege nach Röhrenfurth eine tiefe Thalschlucht, die zu einer bestimmten Zeit (Neujahrsnacht?) eine schöne Prinzessin in gläserner Chaise herab in die Fulda gefahren sein soll und zwar unter einer sehr engen Brücke weg, die über die Chaussee führt. In der Stadt selbst war am Schloß nach der Westseite hin ein Riß, den das Erdbeben von Lissabon verursacht haben soll, und in der sogenannten Zills- oder Cyriakusgasse an einem steinernen Gebäude waren 4 rothe Striche zu sehen, die keine Uebertünchung sollte wegbringen können. Ein Mörder sollte die blutbefleckten Finger an der Mauer abgestrichen haben, nachdem er die blutige That vollbracht hatte. Endlich sei noch auf die Kaiserau in der Nähe der Stadt hingewiesen, die von Karl dem Großen den Namen erhalten haben soll. Die Stadt hieß in alter Zeit Melisungen oder Milsungen, ob aber der Name von den uralten Mühlen daselbst (nach Vilmar) kommt, ist mir des nahegelegenen Malsfelds wegen, bei den an Mühlen nicht zu denken ist, und das doch wohl mit Melsungen zusammenhängt, unwahrscheinlich.

C. F. Z.

Aus Heimath und Fremde.

Fürst Wilhelm von Hanau, seit dem am 24. März d. J. erfolgten Tode seines Bruders, des Fürsten Moritz, Majoratsherr des fürstlich Hanauischen Fideikommisses Hořowitz, hat dem durch seine künstlerischen Schöpfungen rühmlichst bekannten genialen Bildhauer Heinrich Natter in Wien den Auftrag ertheilt, für den Park zu Hořowitz ein Standbild seines Vaters, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, des Stifters des fürstlich Hanauischen Fideikommisses, anzufertigen.

Grimm-Denkmal. In der am 11. Oktober abgehaltenen Sitzung des großen Grimm-Comités zu Hanau, an welcher 28 Mitglieder Theil genommen haben, wurde zunächst auf Antrag des Vicebürgermeisters Heraeus einstimmig beschlossen, den am 4. Juli d. J. gefaßten Beschluß als erledigt anzusehen und von weiteren Verhandlungen mit Herrn Professor Wiese abzustehen. Nach Ablehnung des Vorschlags des Rechts-Anwalts Uth, der den Eberlein'schen Entwurf ausgeführt wissen wollte, wurde sodann wiederum einstimmig beschlossen, dem von den Herren Osius, Reul, Kehl, Dr. Suchier, Dr. Wackermann, Schmitz und Schleißner befürworteten Antrage des technischen Ausschusses vom 28. Juni d. J. beizutreten und dem Herrn Professor Eberle in München die Ausführung des Denkmals nach seiner preisgekrönten Modellskizze

mit dem Vorbehalte derjenigen Modifikationen, zu übertragen, welche unter thunlichster Berücksichtigung der von Professor Hermann Grimm entwickelten Anschauung mit Professor Eberle im Wege direkter Verhandlungen festzustellen seien. (Hanauer Ztg)

Nekrologe. Der Realschul-Insp. Pfarrer Eduard Breunung war zu Brotterode am 6. Mai 1819 geb. Er besuchte das Gymnasium illustre zu Gotha von 1834—38, studirte dann bis 1842 in Marburg und Leipzig Theologie und Philologie. Im Frühjahr 1842 trat er als Lehrer in einer Privatanstalt in Solz ein, ging 1845 nach Paris, um sich in der französischen Sprache auszubilden, wurde daselbst Hauslehrer bei dem hannöverschen Gesandten v. Stockhausen, leitete sodann einige Monate in der Nähe von Tours die Studien eines jungen Franzosen, der sich zum Baccalaureat vorbereitete und ließ sich im Spätherbste 1847 in Kassel nieder, wo er Privatunterricht ertheilte. Während der letzten Monate des Jahres 1850 wirkte er als Pfarrergehilfe in Steinbach-Hallenberg, bekleidete von Ostern bis Michaelis 1851 die Stelle eines Hilfs-Lehrers für neuere Sprachen und Literatur am Realgymnasium zu Eisenach und trat, nachdem er das folgende Winterhalbjahr in London zugebracht, Ostern 1852 als ordentlicher Lehrer in derselben Anstalt ein. In Sommer 1854 wurde ihm durch kurfürstliches Reskript vom 24. August die Stelle des zweiten Hauptlehrers an der reorganisirten Realschule zu Marburg übertragen. Ostern 1862 wurde er als Lehrer an das Gymnasium zu Fulda versetzt, von wo er 3 Jahre später zum Direktor der neu organisirten Realschule nach Hersfeld berufen wurde. Hier entfaltete er als Lehrer, wie als Leiter der ihm vertrauten Anstalt eine sehr erfolgreiche Thätigkeit. Mit dem 1. Mai 1881 wurde ihm die erbetene Pensionirung bewilligt. Im Herbste desselben Jahres verzog er nach Kassel, wo er in einem Kreise von alten Freunden und Bekannten, geliebt und geehrt, wie er es im vollsten Maße verdient hatte, seine Tage verbrachte. Er verschied am 14. September nach einem längeren Nierenleiden, von dem er im Bade Wildungen vergebens Heilung gesucht hatte. — Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß der Verstorbene ein außergewöhnliches Talent für Sprachen besaß und ein ausgezeichneter Klavierspieler von feiner musikalischer Bildung war. Sein Spiel, vereint mit dem Geigenspiel des Professors Beneke war s. Z. in Marburg berühmt. Nach dem Tode seines ältesten, reichbegabten Sohnes, der nach vorzüglich bestandenem Abiturienten-Examen im Anfang der 70er Jahre im Bade Kreuth plötzlich verstarb, rührte er seinen Flügel nicht mehr an. —

Gymnasialoberlehrer Dr. Albrecht Dieterich war am 24. Mai 1820 zu Wolfhagen als der älteste Sohn des dortigen Kantors Dieterich geboren. Von seinem Vater, einem sehr tüchtigen Lehrer, wurde er so weit vorbereitet, daß er in $3\frac{1}{2}$ Jahren das Kasseler Gymnasium absolviren konnte. Er studirte hiernach zu Marburg und Berlin Theologie und Philologie. In Berlin waren Schelling und Hengstenberg, Lachmann und Böckh seine Lehrer, in Marburg fühlte er sich am meisten angezogen von dem geistvollen Professor der Philologie Dr. Karl Friedrich Hermann, den er in hohem Grade verehrte. Diesem dankte er die hohe Begeisterung für das klassische Alterthum, die ihn zeitlebens erfüllt hat. Im Jahre 1845 begann er seine Lehrthätigkeit am Gymnasium zu Kassel, 1848 wurde er mit der Organisation des Progymnasiums zu Schlüchtern betraut, das unter seiner Leitung rasch emporblühte. Im Jahre 1850 wurde er an das Gymnasium zu Hersfeld versetzt. Hier hat er 35 Jahre lang, bis zu seiner im Jahre 1885 erfolgten Pensionirung, gewirkt. 1854 verheirathete er sich mit einer Tochter des ausgezeichneten Direktors Dr. Wilhelm Münscher, welche 1873 verstarb. Dieser glücklichen Ehe entstammte sein einziger Sohn Albrecht, dessen sorgfältige Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung ihm das größte Herzensbedürfniß war. Und reiche Früchte hat diese Erziehung getragen; es gewährte ihm die größte Freude, als sein Sohn Albrecht im vorigen Jahre zu Bonn insigni cum laude das philosophische Doktorexamen bestand. Auf das Innigste waren Vater und Sohn miteinander verbunden. Der Eine lebte, so zu sagen, in dem Andern. Nach seiner Pensionirung zog Dr. Dieterich zuerst nach Wahlershausen, hiernach kaufte er sich in Kirchditmold ein Haus, um der von ihm fast zärtlich geliebten Wilhelmshöhe nahe zu sein. Im Zusammenleben mit seinem Sohne, im Umgange mit einigen Freunden, in der Benutzung seiner bedeutenden Bibliothek und in dem Genusse der Naturschönheiten der dortigen Gegend, fand er seinen höchsten Genuß. Er starb nach wiederholtem Schlaganfalle an Herzlähmung. Der Verblichene war ein sehr frommer, charakterfester Mann, ein treuer Hesse, ein ausgezeichneter Gelehrter auf theologischem und philologischem Gebiete. Tausende von Schülern hat er herangebildet, und war er auch ein strenger Lehrer, so meinte er es doch gut mit ihnen, er nahm herzlichen Antheil an ihrem ferneren Schicksal und freute sich ihres Wohlergehens. Dankbar hat dies auch die große Mehrzahl seiner Schüler anerkannt. Sie kannten seine Gesinnung, sie wußten, daß sie sich auf ihn verlassen konnten; sie werden ihm ein treues Andenken bewahren. Er ruhe in Frieden.

Dem am 24. September in Kassel verstorbenen Geheimen Justizrath Dr. jur. Karl Kraushaar widmet die „Oberhessische Zeitung“ einen warmen Nachruf, welchem wir folgende Angaben entnehmen: Mit Karl Kraushaar ist wieder einer der alten bewährten hessischen Juristen dahingeschieden, dessen hervorragende praktische Leistungen auf juristischem Gebiete ihm ein bleibendes Andenken sichern. Anfangs war Kraushaar Rechtsanwalt in Kassel, war hierauf von 1836 bis 1849 Justizbeamter in Jesberg, 1850 Landrichter in Rinteln, von 1851—1852 Stadtgerichtsdirektor in Kassel, von 1852—1857 Justizbeamter in Hanau, von 1857—1862 Kriminalgerichtsdirektor in Schmalkalden, 1862—1864 Obergerichtsrath in Fulda, von 1864—1866 Obergerichtsrath in Kassel, in welcher Zeit er auch als Landtagskommissar fungirte. Nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen und nach Einsetzung der neuen Justizorganisation im Jahre 1867, bekleidete er viele Jahre lang bis zu seiner Pensionirung im Jahre 1879 die Stelle eines Kreisgerichtsdirektors in Marburg, zugleich war er Vorsitzender des Marburger Konsistoriums. Zum Geh. Justizrath befördert, wurde er gelegentlich seines 50jährigen Dienstjubiläums zum Ehrendoktor der Rechte der Marburger Universität ernannt. Mit treuer Anhänglichkeit hing er an seinem lieben Hessenlande. Nachdem er in den Ruhestand getreten, zog es ihn wieder nach Kassel hin, welches ihm eine zweite Vaterstadt war. Bieder, leutselig und einfach im Leben, erfreute er sich der Hochschätzung in den weitesten Kreisen. Ein Herzschlag endete sein Leben im 84. Lebensjahre.

Hessische Bücherschau.

Von unserem hessischen Landsmann, dem Dr. Joseph Rübsam, fürstlich Thurn und Taxis'schem II. Archivar in Regensburg, erschien soeben „Johann Baptista von Taxis, ein Staatsmann und Militär unter Philipp II. und Philipp III. 1505—1520, nebst einem Exkurs: Aus der Urzeit der Taxis'schen Posten, 1505—1520“, (Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagsbuchhandlung.)

Vorliegende, auf gründlichem Studium der archivalischen und gedruckten Quellen (nahezu 300 Nummern) beruhende Monographie handelt über des kaiserl. Generaloberstpostmeisters Johann Baptista von Taxis jüngsten Sohn, welcher in seiner Stellung als span. Botschafter am französ. Hofe auf die Geschicke Europas mächtigen Einfluß ausübte. Als Militär erwarb sich Taxis unter den Fahnen eines Alba, Don Juan d'Austria, Alexander Farnese von Parma und Grafen von Fuentes in den Kämpfen gegen die Türken, Niederländer und Franzosen reiche Lorbeern und bekleidete das Amt eines Generalinspektors der span. Armee in den Niederlanden.

Ganz besonderes Interesse gewinnt das Buch durch seinen Exkurs, welcher der Forschung die beiden ältesten, bisher unbekannten Urkunden über die internationale Gestaltung des Taxis'schen Postwesens zugänglich macht, deren eine aus dem Jahre 1505 von König Philipp I. von Castilien ausgestellt ist, während die zweite aus dem Jahre 1516 den Vertrag König Karls I (V.) von Spanien mit seinen Hauptpostmeistern Franz und Johann Baptista von Taxis über die Unterhaltung der Posten von den Niederlanden aus nach Spanien, Rom, Neapel, Deutschland und Frankreich darstellt. Eine ganze Reihe von Irrthümern auf dem Gebiete der Postgeschichte wird durch diese Publikation beseitigt. —

Der Verfasser hat sich bereits durch seine gründlichen historischen Forschungen in der Gelehrtenwelt einen sehr geachteten Namen erworben und alle die Vorzüge, welche seinen früheren Schriften nachgerühmt werden, finden sich in diesem neuen Werke vereinigt wieder.

Wir haben wiederholt in unserer Zeitschrift des Majors a. D. Otto Wachs in Potsdam, früher Offizier im kurhessischen Jägerbataillon, als eines ausgezeichneten Militärschriftstellers Erwähnung gethan. Heute sind wir in der Lage, ein Urtheil über dessen schriftstellerische Leistungen wiederzugeben, das Oberst a. D. Professor Emil Rothpletz zu Zürich in einem größeren Aufsatze „Militärische Schlagschatten“, in Nummer 271 der „Neuen Züricher Ztg.“ vom 28. Sept., veröffentlicht hat. Der geistreiche Verfasser behandelt in dem hochinteressanten Artikel den nächsten, früher oder später ausbrechenden Krieg, der sich zu einem Weltkriege gestalten werde und müsse, um die Macht Rußlands mit seiner gewaltigen Expansionskraft zu brechen, die eine beständige Gefahr für den Frieden Europas sei. Der Verfasser fährt dann fort:

„Ich bin in meinen Studien auf einen vortrefflichen Schriftsteller gestoßen, der in einer Reihe von Einzelarbeiten aus der Basis, von der ein zukünftiger Weltkrieg seinen Anfang zu nehmen hat, einzelne der wichtigsten Verhältnisse zum Gegenstand seiner politisch-militärischen Forschungen gemacht hat.

Dieser Schriftsteller ist Otto Wachs, königl. preußischer Major außer Dienst. — — — — —

Die Werke*) die ich von dem Autor las, behandeln folgende hochinteressante Themata:

---

*) „Die Weltstellung Englands ꝛc.“, mit 7 Karten, Kassel, Verlag Th. Fischer, 1886. Preis 4 M. 50 Pf.

„Der Kampf um Konstantinopel“. 2. Aufl. Leipzig, 1888. Preis 1 Mark.

„Die politisch-militärische Bedeutung des Kaukasus.“ 1889. Preis 1 Mark.

„Der Kampf ums Mittelmeer, ‚Biserta‘.“ Deutsche Rundschau, Februarheft, 1889. Wird später als „Separatabdruck“ erscheinen.

„Die Wehrkraft Italiens.“ Deutsche Rundschau, Juniheft 1889. Wird später als „Separatabdruck“ erscheinen.

Eine Darlegung der militärisch-politischen Lage Englands, „des Polypen mit dem Zwergenleib und den riesigen Fangarmen, welche den Erdball einschnüren", Englands, dessen beherrschende Weltstellung durch eigene Schuld ins Schwanken gekommen, in thatenscheuem Hindämmern zu einem Scheingebilde zu werden droht!

Die strategische Bedeutung und die Machtverhältnisse am Mittelmeer, dieser Wiege unserer Kultur, zu dessen Ufern Rußland mit allen Mitteln der Gewalt und List vorzudringen sucht.

Die Darstellung der Folgen einer Eroberung Konstantinopels durch die Russen, von der Napoleon I. ausrief: „Konstantinopel ist die denkbar glänzendste aller Eroberungen .... Konstantinopel russisch? Niemals! Das wäre die Herrschaft der Welt!" Und von der Thiers sagt: „Wenn einmal wirklich der russische Koloß den einen Fuß auf die Dardanellen, den andern auf den Sund setzt, dann wird die alte Welt zur Sklavin und die Freiheit wandert nach Amerika aus."

Endlich eine Studie der eminenten strategischen Bedeutung, die dem Kaukasus, in Verbindung mit den neuen Schienen- und Landwegen und den Kriegshäfen des schwarzen Meeres zukommt und die ihn als die vorbereitete Basis der russischen lang gehegten Eroberungspläne erscheinen läßt: zum Vorbrechen gegen Kleinasien und Konstantinopel, zur Gewinnung des freien Weltmeeres nach der Etappe des persischen Golfs, zur Eroberung Zentralasiens, zum Schutze seiner Flanke bei einem Vorstoß gegen Westen.

Probleme von so tiefem Inhalt und solcher politischer und militärischer Tragweite verlangen von dem Autor ebenso sehr ein allseitiges Wissen als namentlich auch die künstlerische Befähigung, das unendlich reiche Material so zu sichten und in harmonische Vereinigung zu bringen, daß der Leser, eine gute Karte zur Seite, sich in den großen strategischen Kombinationen sowie in dem Detail der militärischen Verhältnisse ohne Schwierigkeit zurecht finden kann.

Major a. D. Otto Wachs entspricht diesen Forderungen in vollem Maße und ich kann das Studium seiner Werke auf das wärmste empfehlen.

Wachs ist ein Mann von scharfem Urtheil, ein Soldat, dem ein gewaltiges Detail-Material in allen militärischen Beziehungen, zu Land und zur See, zu Gebote steht.

Wachs spielt mit den Kategorien von Raum und Zeit als echter Stratege. Seine von Reminiszenzen der Geschichte durchwobenen, strategisch-geographischen Schilderungen sind voll Eleganz und lebhafter Empfindung gezeichnet.

Seine Darstellungsweise ist klar und edel. Zuweilen steigert sich seine Sprache zum tragischen Pathos, dort, wo er die Blindheit der Völker und ihrer Regenten gegenüber dem unerbitlich fortschreitenden Verhängniß schildert, das nur eine eiserne Thatkraft abzuwenden vermag."

Demnächst wird im Verlage der E. Hühn'schen Hofbuchhandlung dahier eine neue Ausgabe der Gedichte Carl Preser's erscheinen. Dem uns vorliegenden Aushängebogen nach zu urtheilen, wird die Ausstattung eine sehr geschmackvolle werden, und was den Inhalt anbelangt, so genügt der Name des Verfassers, des beliebten hessischen Dichters, allein schon, um der neuen Gedichtsammlung die günstigste Aufnahme voraussagen zu können.

F. Z.

In der Hof- und Antiquariats-Buchhandlung von G. Klaunig dahier erschien soeben der 60. und 61. antiquarische Bücher-Katalog, enthaltend Bücher über Land- und Hauswirthschaft, Forst- und Jagdwissenschaft, sowie über Kunstgeschichte, Architektur, Malerei, Skulptur, Archäologie und illustrirte Werke. Es befindet sich darunter eine größere Anzahl von Büchern, die von hessischen Autoren stammen und sich mit einschlagenden hessischen Verhältnissen beschäftigen. Die Kataloge werden auf Wunsch von der Antiquariatshandlung frei und unentgeltlich versandt.

Briefkasten.

Ein Hanauer Kind Zürich. Wie sie sehen, heute benutzt. Verbindlichsten Dank.

—r. Bockenheim. Sie sandten uns vor einiger Zeit eine Erzählung in niederhessischer Mundart. Da wir dieselbe demnächst zum Abdruck zu bringen beabsichtigen, so richten wir an Sie das Ersuchen, uns vorher Ihre genaue Adresse mitzutheilen, damit wir Ihnen den Korrekturbogen zuschicken können.

Ph. L. Kassel. Gelangt zum Abdruck, sobald es nur irgend der Raum gestattet.

Dr. F. M. Gießen. Besten Dank. Folgt in nächster Nummer.

A. St.-N. Kassel; C. Sch. Bockenheim. Mit Dank angenommen.

C. F. Kassel. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 21. Kassel, 4. November 1889.

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Inserate werden mit 20 Pfg für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 21 des „Hessenlandes“: „Aus dem Leben“, Gedicht von Karl Finck; „Die industriellen Verhältnisse Hessens im Anfang dieses Jahrhunderts“, nach dem Tagebuche von Nemnich, von F. Zwenger; „Marburger Pandektisten“, II. Konrad Büchel, von F. Zwenger; „Sie schmollt“, Novellette von M. Friedrichstein (Schluß); „Waldsee“, Gedicht von Carl Weber; „E gout Woart ferr die Vihl“, Gedicht in Wetterauer Mundart von Friedrich von Trais; Aus alter und neuer Zeit: Brief über das Hinscheiden des Landgrafen Friedrich II. und den Regierungsantritt des Landgrafen Wilhelm IX., Marburger Erinnerungen II., Studiosus Knyrim, Wie die Hessen Fremdwörter zu verdeutschen wissen; Aus Heimath und Fremde.

Aus dem Leben.

Der Stein, der einfach nur und schlicht behauen,
Hier auf den Trümmern eines Tempels liegt,
Mit dem kann man zum zweiten Male bauen,
Weil seine Form sich leicht an andre schmiegt.

Doch jener Stein mit Gliedern und Skulpturen,
Der einst das herrliche Portal geschmückt,
Er liegt mit halbverstümmelten Figuren
Im Schutt, von Epheuranken dicht umstrickt.

Man wird ihn still im Schutte liegen lassen,
Wo er gelegen nutzlos manches Jahr,
Zu einem neuen Bau will er nicht passen:
Sein Schmuck, der eben macht ihn unbrauchbar.

Leicht find't der Alltagsmensch ein Unterkommen,
Wenn er einmal aus seinem Glücke fällt;
Bei jedem Neubau wird er gern genommen —
Für ihn gibt's einen Platz leicht in der Welt.

Doch anders steht's mit edelen Naturen,
Gebildet durch die Kunst mit Müh' und Fleiß;
Sie gleichen jenem Steine mit Skulpturen,
Den man nicht täglich zu verwenden weiß.

Karl Finck.



Die industriellen Verhältnisse Hessens im Anfang dieses Jahrhunderts.

Von F. Zwenger.

Es liegt uns ein altes wenig bekanntes Werk vor: „Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise" 8 Bdchen., Tübingen bei J. G. Cotta, 1809, welches den Licenciaten der Rechte Philipp Andreas Nemnich von Hamburg zum Verfasser hat. Derselbe war ein grundgelehrter Schriftsteller, der sich viel mit Volkswirthschaft beschäftigte und sich eine sehr gesunde Auffassung und einen scharfen Blick für industrielle Verhältnisse bewahrt hat. Er war 1764 zu Dillenburg geboren, hatte sich in Hamburg als Licentiat der Rechte niedergelassen, wo er im Jahre 1822 verstarb. Von seinen Werken wollen wir nur außer dem oben angeführten „Tagebuche" sein „Allgemeines Polyglotten-Lexikon der Naturgeschichte" 4. Bde. Hamburg 1793—1795; sein „Waren-Lexikon in 12 Sprachen", 1797, sein „Kanzlei-Lexikon" in 9 Sprachen, 1803, neue Ausgabe in 12 Sprachen, 1820; das „Universal-Lexikon der englischen und deutschen Handels-Korrespondenz", 1816; das „Neue Waren-Lexikon in 12 Sprachen", 1820, nennen. Am 26. Mai 1808 trat Ph. A. Nemnich seine der Kultur und Industrie gewidmeten Reise durch Deutschland u. s. w. an. Eine Frucht derselben ist das erwähnte von ihm herausgegebene „Tagebuch". Auf seiner Reise kam Nemnich auch durch Hessen. Er schildert ausführlich die industriellen Zustände der Residenzstadt Kassel, sowie der Städte Fulda, das freilich damals noch nicht zu Hessen gehörte, und Hanau. Seine Mittheilungen können immerhin als ein werthvoller Beitrag zu der Geschichte der hessischen Industrie betrachtet werden und aus diesem Grunde geben wir hier zunächst den Abschnitt aus dem ersten Bändchen seines Werkes wieder, welcher die industriellen Verhältnisse der Residenzstadt Kassel im Jahre 1808 behandelt:

Kassel, vom 2. bis zum 5. Juni 1808.

Mein Erstes, nachdem ich in Kassel eingetroffen, war, die zu Agathof, in der Nähe von Kassel, etablirte Kattundruckerei in Augenschein zu nehmen, und mir an der Quelle selbst die Notizen zu sammeln. Die Anlage von Agathof existirt schon seit vielen Jahren, und war ursprünglich zum Agatschleifen bestimmt. In der Folge verpachtete die Herrschaft das Wesen an einen Branntweinbrenner. Nicht lange darauf erhielt es ein Schweizer, um Leinwand zu bleichen, wozu die Herrschaft ihn mit einem Vorschuß unterstützte. Diesem Manne fehlte es nicht an Industrie, wohl aber an Kräften, seine Pläne auszuführen. Als er daher mit jener Bleiche eine Kattundruckerei etabliren wollte, so stürzte das Ganze, und er starb, ohne den landesherrlichen Vorschuß abtragen zu können.

Die Gebäude blieben einige Jahre unbenutzt, als 1785 die wegen ihrer seltsamen Lebensweise bekannten Brüder Ahnesorge, den Einfall bekamen, ihre bisherige Kattunfabrik in Altona nach Agathof zu verpflanzen. Die Landeshoheit überließ ihnen das Wesen auf sechs Jahre unentgeltlich. Nach Ablauf derselben übernahm Herr J. C. H. Spindler, die Fabrik der Gebrüder Ahnesorge, mit Beibehaltung der Firma, auf Erblehn. Gedachter Herr Spindler, aus der berühmten Schüler'schen Fabrik in Augsburg, war schon in Hamburg Associé jener Gebrüder. Unter seiner Leitung hat sich die Kattunfabrik auf Agathof seitdem im besten Flor und Kredit erhalten.

Es liefert diese Fabrik: Feine Glanz-Zitze, oder appretirte Zitze, in allen Gründen und Farben, gestreift und geblümt, und mit stets abwechselnden Dessins. Inzwischen werden fortdauernd viele alte Muster für verschiedene Märkte, die davon nicht abgehen wollen, gedruckt. Ordinäre Kattune werden gar nicht, oder nur dann und wann kleine Partieen auf besondere Bestellung bearbeitet.

Zum Drucken hat man hier bisher gemeiniglich Baftas und Cossas gebraucht. Seit ungefähr zehn Jahren hat die Fabrik angefangen, aus fremdem Garn Kattune in der Stadt Kassel und in den umliegenden Oertern weben zu lassen. Dieser Erwerb hat allmählich zugenommen, sogar in einem Jahre bis auf 3000 Stück, wozu an 12,000 Pf. Garn gehören.

Der Weber erhält für die Bearbeitung des vom Fabrikherrn ihm gegebenen Garns, 1 Rthlr. 6 Ggr. (Carolin à $6\frac{1}{2}$ Rthlr.) per Stück von circa 25 Kasselschen Ellen; die Breite vom Webstuhl ab, ist 7/4. Er webt lieber Kattun als Leinwand; denn bei jenem strengt er seine Kräfte nicht so sehr an. Bei gutem Garn kann ein Stuhl wöchentlich $2\frac{1}{2}$ Stück Kattun von der obigen Beschreibung liefern.

Bei der weißen Waare wird die gewöhnliche Bleiche beobachtet. Zur künstlichen Methode fehlt es an aufmerksamen Arbeitern.

Zum Kalandern braucht man hier Metall zur Mittelwalze. Die obere und untere Walze bestehen aus an einander gereiheten Pappdeckeln, die durch eiserne Scheiben und Stäbe zusammengehalten werden. Sie leisten bessere Dienste, als die dem Springen leicht unterworfenen hölzernen, sie müßten denn von Pockholz sein. Außerdem hat der Fabrikherr zwei Walzen von Pockholz, und die mittlere von Pappe. Jedoch ist die Wirkung dieses Werkes schwächer, und dient blos, um von Pferden getrieben zu werden, wenn entweder kein Wasser vorhanden ist, oder Hinderungen, das Wasser zu benutzen, eintreten.

Die Zahl der Arbeiter war in den besten Jahren etwas über 300, die Weber nicht mitbegriffen, die damals noch nicht sehr in Anschlag kamen. Gegenwärtig läuft die Zahl der sämmtlichen Arbeiter, mit Einschluß der Weber, zwischen 250 und 260. Zur Unterhaltung der Arbeiter, mit Ausschluß der Weber, wird im Durchschnitt von guten und schlechten Zeiten, die jährliche Summe von 18 bis 20,000 Rthlr. erfordert. Die Arbeiter sind, vier etwa ausgenommen, worunter ich einen Hamburger Drucker fand, insgesammt Landes-Einwohner.

Den Absatz der auf Agathof verfertigten Zitze kann man ungefähr folgendermaßen bestimmen. Ein Viertel geht nach Niedersachsen, hauptsächlich zur Braunschweigischen Messe; ein Viertel nach Osnabrück, Paderborn und Ostfriesland; ein Viertel nach Franken und Schwaben, mittelst der Frankfurter Messe. Von dem Rest geht ein mäßiger Theil nach Sachsen, wohin der Absatz ehemals größer war; jetzt aber ist die herabgesetzte preußische Münze dem Verkehr nachtheilig. Ein kleiner Theil geht zuweilen nach der Schweiz. Etwa ein Achtel bleibt in Hessen. Seit einem Jahre machen einzelne Bestellungen Hoffnung, den vormaligen Handel nach Holland wieder anzuknüpfen.

Die beste Periode des Absatzes, war zwischen den Jahren 1792 und 98. In der Folge schadete die Abtretung des linken Rheinufers, und der aufgehobene Verkehr mit Holland und Brabant, dem ferneren Emporkommen. Mächtig schadete zugleich die Ueberschwemmung von Britischen Artikeln. Dadurch wurde die Fabrik auf die ursprüngliche Periode von 1785 bis 92 zurückgesetzt. Obgleich nun jene Ueberschwemmung durch die bekannte allgemeine Handlungs-Sperre suspendirt ist, und die Bestellungen, aus eben diesem Grunde, täglich zunehmen, so kann doch die gegenwärtige Periode keinesweges zu den glücklichsten gezählt werden. Denn es fehlt an den unentbehrlichsten Bedürfnissen; die vorigen Preise fallen weg, und steigen beträchtlich; bei einer längeren Sperre, dürfte man vielleicht zu keinem Preise irgend eine gute Waare liefern können.

Im besten Jahre der vorberührten besten Periode, belief sich das ganze Quantum des Absatzes auf nahe an 10,000 Stück von 18 bis 19 Brabanter Ellen per Stück, im Durchschnitt gerechnet. Der Werth derselben läßt sich auch im Durchschnitt nicht füglich angeben; denn theils hängt er von den Bestellungen ab, ob selbige mehr oder wenige Fabrikations-Kosten erfordern; theils von den höheren und niederigeren Preisen der Farbe-Materialien, der rohen Kattune und des Garns. Inzwischen möchte der Durchschnitt von dem, was die Waare fertig kostet, ungefähr 100,000 Rthlr. jährlich sein. Das niedrigste Quantum der abgesetzten Stücke, kann man auf 6000 annehmen; darunter ist es bis jetzt nicht gewesen. —

Die Wachslichter-Fabrik vor dem alten Weißensteiner Thor, ist sehr bedeutend. Ein Braunschweiger, Namens Rabe, hat sie, vor ungefähr fünfzig Jahren, auf herrschaftliche Kosten angelegt. Sie wird von Steitz, seinem Schüler, fortgesetzt. Der größte Theil des rohen Wachses wird aus Bremen bezogen. Die Bleiche faßt 22,000 Pf.; sie war ganz mit Wachsspähnen belegt. Ein Jahr ins andere soll der jährliche Absatz von Wachslichtern 50,000 Pf. betragen.

Von der ehemaligen Heymschen Talglichter-Fabrik hört man jetzt nichts mehr.

Simon Steitz, Hof-Konditor, errichtete vor vierzig Jahren, aus eigenem Genie und Antrieb, eine Steingut-Fabrik, die hier gemeiniglich die Vasen-Fabrik genannt wird. Sie liegt der eben gedachten Steitzischen Wachsfabrik gegenüber, und liefert vornämlich theils einfarbige, theils marmorirte Vasen und Büsten, auch schöne schwarze Terracotta-Figuren. Der Unternehmer hat sich, bei seinem Kunstfleiß und seiner vortrefflichen Arbeit, weder durch einen hinreichenden Absatz, noch sonst aufgemuntert gefunden. Daher hat die Fabrik schon seit geraumer Zeit still gelegen. Jetzt, glaubt man, wird sein Schwiegersohn, der ehemalige Kanzellist Knierim, selbige in Aufnahme bringen. Es wäre ein Wunder, wenn gerade jetzt dem Wesen ein Glücksstern scheinen sollte.

Eine Porzellan-Fabrik, eine Fayence-Fabrik, und andere Fabriken haben, obgleich sie Menschen nährten, Industrie beförderten, und dem Lande zur Ehre gereichten, längst aufgehört, entweder, weil sie dem Landesherrn Geld kosteten, oder aus anderen Gründen.

Sehenswerth sind die vielfältigen Produkte des neuesten Geschmacks und der Schönheit in allen Theilen der Ausübung, welche die Arnoldschen Papier-Tapeten dem Auge darbieten. Seine Fabrik ist die einzige im Lande. Er hat sie vor achtzehn Jahren aus eigener Industrie etablirt, und zum gegenwärtigen Grade der Vollkommenheit gebracht. Er beschäftigt über zwanzig Arbeiter. Außer dem einheimischen Verbrauch geht vieles von seiner, selbst von den Franzosen bewunderten Waare ins Ausland, meistens nach dem Norden, bis Hamburg, auch bis zur schwedischen Grenze.

Als Herr Arnold mir die Tapeten-Muster, einige lackirte Theebretter und andere Gegenstände seines Genies zeigte, erinnerte er mich, zu bemerken, daß sich verschiedene Töpfer*) in Kassel in ornamentalen Oberöfen auszeichnen, und es in der Kultur dieser Arbeit seit zehn Jahren sehr weit gebracht haben.

Ich bezeugte Herrn Kommerzienrath Bähr meine Achtung. Er hat, ohne Eigennutz, sondern blos um den Armen eine wohlthätige Beschäftigung zu geben, ein Fabrikwesen seit sechs Jahren etablirt. Es werden darin Wollenband, Halbwollenband, Leinenband, und Baumwollenband gewebt; ferner Kattunets und Kottonaden; unter jenen versteht man gewürfelte, und unter diesen gestreifte und geflammte baumwollene Zeuge; endlich Tücher. Alles zum inneren Verbrauch.

Beim Anblick dieser Artikel fiel mir ein, in einem ganz neuen Buche gelesen zu haben, daß Kassel, außer einer Seidenband-Fabrik, keine Fabriken besitze. Ich erkundigte mich nach einer solchen Band-Fabrik. Man gab mir zur Antwort: Seidenband wird in Kassel gar nicht gemacht; der Bedarf wird aus der Schweiz bezogen.

Spitzen wurden ehedem viel in Kassel geklöppelt. Jetzt ist es fast aus damit. Andere Gegenden haben diesen Erwerb verdrängt.

Lederne Handschuhe, von allerlei Art und Güte, werden in Kassel in großer Anzahl gemacht und weit und breit vertrieben.

Die Tressen-Fabrik von Des Coudres ist zu bemerken. Sie arbeitet jetzt stark fürs Militär.

Der Hut-Betrieb, wiewohl in großem Umfange, ist hier mehr als ein bloßes Handwerk anzusehen. Inzwischen zeichnet sich Herr Mannlich in feiner Waare aus. Wachskappen für Hüte werden in Kassel in Menge, und von besonders guter Qualität, verfertigt.

Eine Tuchfabrik von Schiede liegt gegenwärtig danieder. Strube, ein Osteroder, macht Flanelle und Kamelotte, auch wollene Tücher, jedoch von keiner sonderlichen Bedeutung.

Von zwei Karton- und Spielkarten-Fabriken, die immer von der Vollkommenheit weit entfernt waren, ist die eine abgefallen, und die andere im Abfallen. Ein verständiger Arbeiter könnte, wenn er diesen Artikel besser lieferte, seinen guten Nutzen davon ziehen. Mehrere Papiermühlen im Lande würden ihn bequem mit dem rohen Bedarf versehen.

Eine vorgehabte Saffian-Fabrik, ich glaube für Rechnung des Ministers von Waitz, hat nicht gelingen wollen.

Tabaks-Fabriken gibt es drei, wovon die von Thorbeck bei weitem die ansehnlichste ist. Man bedient sich des holländischen Schneidezeuges und arbeitet darauf bis zu jeder verlangten Feinheit. Thorbeck fabrizirte sonst allein Virginia; seit einigen Jahren aber mischt er Landgut darunter. Er ist aus Zwoll gebürtig, und gehört zu der bekannten Familie von Thorbeck, deren Wappen er auf seine Päckchen druckt, und die Sorten des Tabaks mit Lit. A. B. etc. bezeichnet. Der Absatz ist vornämlich nach den Rheingegenden. Man wollte in Kassel vermuthen, daß Thorbeck seine Fabrik würde eingehen lassen. Mit dem Fabriziren des Schnupftabaks will es in Kassel gar nicht recht von statten gehen.

Den hessischen Landtabak baut man in Allendorf, Eschwege und Wannfried, in der Nähe der Werra, in einem Bezirk von acht Stunden. Er wird meistens in Kassel in Rollen gesponnen, und größtentheils im Hessischen verraucht.

Es wird auch Stärke und Puder in Kassel fabrizirt.

Das sogenannte Kasseler Gelb, heißt sonst im Allgemeinen Mineral-Gelb, und, wenn es aus Frankreich kommt, Pariser-Gelb. Mennige und Salmiak sind die Haupt-Bestandtheile. Es ist eine Malerfarbe. Der Assessor Flügger, Eigenthümer der Einhorns-Apotheke in Kassel, verfertigt sie nach der von ihm verbesserten Methode von Turner in London, wo er die Zubereitung zuerst gelernt hat. Das Kasseler Gelb wird weit verschickt.

G. E. Habich, ein Mann von Industrie, fabrizirt Salpeter, Salmiak ꝛc.; ferner Berlinerblau in verschiedenen Sorten. Auch hat er eine blaue Waschfarbe erfunden, wovon er die flüssige eine Wasch-Tinktur, die in Kugeln aber Hamburgerblau nennt.

Die Gebrüder Breithaupt, vorher in Philippsthal, verfertigen seit einigen Jahren in Kassel

*) Der gemeine Mann in Hessen nennt sie Gräper.

vortreffliche mathematische, physikalische und optische Instrumente.

Der Hof-Instrumentenmacher Föller excellirt in Fortepianos. Bekannt ist dessen Automat unter dem Namen von Apollonion.

Ich besuchte das bewunderte Modellhaus, in der Meinung, außer Gebäuden und Anlagen, auch Modelle von nützlichen Maschinen zu finden. Da ich aber diesen Zweck verfehlte, so betrachtete ich das Ganze, insonderheit aber den Karlsberg, als ein großes Nürnberger Spielwerk. Das Haus wird, wie ich gleichgültig vernahm, bald geräumt und zu anderen Dingen angewandt werden.

(Schluß folgt.)

Marburger Pandektisten.

Von F. Zwenger.

II.

„Wenn zwei oder drei hessische Juristen zu löblichem Thun versammelt sind, so bin ich mitten unter ihnen", das konnte mit vollem Fuge der selige Professor Konrad Büchel in Marburg von sich sagen. Er war eine der populärsten Persönlichkeiten der alma mater Philippina, bekannt und beliebt aller Orten, bei Alt und bei Jung, bei Studenten und Bürgern, wie man nur in Marburg bekannt und beliebt sein kann. Ein großer Gelehrter, witzig und schlagfertig, von heiterem Humor, ein Freund feucht-fröhlicher Geselligkeit, besaß er aber eine Eigenschaft, die sein ganzes Sein beherrschte und zu unfreiwilliger Komik nur zu oft Veranlassung bot — die liebe Eitelkeit. Er war eitel vom Wirbel bis zur Zehe, nicht blos auf sein Wissen, auch auf sein Aeußeres, auf das er eine peinliche Sorgfalt verwendete. Er trug die Kleider von feinstem Tuche, seine Finger strotzten von Ringen mit Diamanten und anderen Juwelen, seine Kravatten zierten die werthvollsten Brillantnadeln, stets führte er eine goldene und eine silberne Dose mit sich, die auch in seinen Vorlesungen paradiren mußten. Streitlustig war er auch dabei und die Polemik gegen seine Fachgenossen, und seien es auch die berühmtesten gewesen, verleitete ihn oft zu sehr drastischen Ausdrücken. Recht bezeichnend für ihn ist eine Erklärung, die er einst in einer seiner Pandekten-Vorlesungen gegeben haben soll, nachdem er seinen Gegner in irgend einer juristischen Materie, den berühmten Professor Puchta, heruntergerissen hatte: „Ueberhaupt, meine Herren, gibt es nur drei wirklich auf der Höhe der Wissenschaft stehende Pandektisten: Savigny, Vangerow, den dritten zu nennen, verbietet mir die Bescheidenheit". Seltsame Katheederblüthen trieb sein Vortrag, viele davon haben sich erhalten und sie waren es gerade, die einen dauernden Gesprächsstoff in der Juristenwelt bildeten. In der That, so oft in früheren Jahren hessische Juristen, sei es bei fröhlichen Gelagen, sei es bei anderen Gelegenheiten, zusammentrafen, ganz gewiß kam da die Rede auf den „alten Konrad", dem alle, vom ältesten Gerichtsrathe bis zum jüngsten Referendare, ein dankbares Andenken bewahrten, hatten sie doch unter ihm ihre Studien gemacht, wußten sie doch seine wissenschaftliche Bedeutung und seine trefflichen Eigenschaften als Mensch, unter denen seine Humanität und sein unbegrenztes Wohlwollen nicht die geringfügigsten sind, wohl zu würdigen. Gegen solche Vorzüge mußte denn auch die Schwäche übertriebener Eitelkeit in den Hintergrund treten, und wenn man sich auch in Erzählung der komischen Scenen aus dem Leben des alten „Konrad" mit Vorliebe erging, so geschah dies gewiß nicht aus argem Sinne, vielmehr sprach immer dabei eine gewisse Zuneigung mit, die man für den alten Lehrer hegte. Unzählig sind die Buecheliana, die einst, und zum Theile gegenwärtig noch kursiren, einzelne derselben werden wir in unserem nächstfolgenden zweiten Artikel erwähnen, heute ist es uns nur darum zu thun, unseren Lesern den Lebenslauf des ausgezeichneten Marburger Pandektisten Konrad Büchel in kurzen Zügen zu schildern.

Konrad Büchel ist am 20. November 1800 zu Fulda geboren. Als Sohn armer Eltern — sein Vater war ein Musikant, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte — lernte er schon in früher Jugend des Lebens rauhe Seite kennen, indem er alle jene Freuden und Genüsse entbehren mußte, die den Reiz der Kinderwelt ausmachen. Da man in dem Knaben ungewöhnliche Talente entdeckte, so entschloß sich der Vater, denselben studieren zu lassen. Das machte sich damals leichter als heut zu Tage. Schulgeld gab es nicht, der öffentliche Unterricht war frei für Arme und Reiche, und wenn nur ein Schüler erst die unteren Klassen des Gymnasiums überwunden hatte, so konnte er sich durch Ertheilen von Privatunterricht schon selbst Geld verdienen und wäre es auch nur ein Groschen für die Stunde gewesen; auch gewährten wohlhabende Bürger an bestimmten Tagen der

Woche dürftigen Gymnasiasten Freitisch, sog. Kosttag, so daß auch für deren leibliche Unterhaltung wohl gesorgt war, denn gut gekocht, reichlich aufgetragen und gern gegeben wurde von jeher in den bürgerlichen Haushaltungen der alten Bonifatiusstadt. Privatstunden ertheilte nun auch unser Konrad Büchel; nachdem er Schüler der dritten Klasse des Gymnasiums geworden war, aber „Kosttage" nahm er nicht an, dazu war er zu stolz. Hatte er sich schon als Gymnasiast durch rastlosen Fleiß und außerordentliche Willenskraft vor allen seinen Mitschülern hervorgethan, so traten diese Eigenschaften sowohl, wie sein Ehrgeiz noch mehr zu Tage, als er Schüler des Fuldaer Lyceums geworden war. Diese höhere Gelehrtenschule war 1805 von dem Erbprinzen von Oranien, dem damaligen Regenten des Fürstenthums Fulda, an Stelle der alten Universität, die von Anfang ihres Bestehens an (sie war 1734 von dem Fürstabt Adolf von Dalberg mit unzureichenden Mitteln gegründet) nur ein kümmerliches Dasein gefristet hatte, gestiftet und reichlich dotirt worden. Sie hielt die Mitte zwischen einem Gymnasium und einer Universität. Die Gegenstände, welche auf derselben gelehrt wurden, waren vorzugsweise Philologie und Philosophie, Geschichte und Literatur, Mathematik und Naturwissenschaften. Die Lehrweise war die akroamatische, verbunden mit der erotematischen. Tüchtige Lehrer wirkten an derselben, wir wollen hier nur aus der Zeit Büchels den Philologen J. Habersack, den Philosophen Burkard Schell, den Mathematiker J. B. Arnd nennen. Das Fuldaer Lyceum hatte schon mehr einen akademischen Charakter. Die Schüler wurden als „cives lycei academici fuldensis" inskribirt, sie wurden nicht mehr, wie am Gymnasium von ihren Professoren mit „Er", sondern, wenn auch nicht mit „Herr", so doch mit „Sie" angeredet; die Unterrichtsstunden hießen „Kollegien"; die Schüler, „Studenten" genannt, hatten ihren Fecht- und Tanzmeister, auch durften sie die Wirthshäuser besuchen, von welcher Erlaubniß sie denn auch recht ergiebigen Gebrauch machten. Da blieben denn auch die Verbindungen nicht aus, und hin und wieder mag denn auch die Rauflust der Herren Lyceisten erwacht sein und zuweilen sogar sich ihr Uebermuth zu „Paukereien auf geschliffene Rappiere" verstiegen haben. Dieses Leben und Treiben der Lyceisten gefiel dem jugendlich lebensfrohen Konrad Büchel ungemein, und wenn er sich demselben auch mit voller Neigung hingab, so verlor er doch keinen Augenblick den Zweck seines Studiums aus dem Auge. Mit glänzendem Erfolge durchlief er die drei Kurse des Lyceums, ihm wurde jedesmal bei der Schlußfeier des Schuljahres öffentliches Lob zu Theil. Er hatte sich als Schüler des Lyceums namentlich zu einem trefflichen Lateiner und gewandten Dialektiker ausgebildet, Eigenschaften, die ihm später als Marburger Professor sehr zu statten kamen. Noch nicht vollständig 17 Jahre alt, ging er zum Studium der Theologie an der katholisch-theologischen Lehranstalt zu Fulda über. Schon sollte er nach Verlauf zweier Jahre als Alumnus in das Priesterseminarium aufgenommen werden, die Kleidung für ihn als Kleriker war bereits angefertigt, seine Ausstattung lag bereit, da besuchte er eines Abends mit einigen ihm befreundeten Forstkandidaten, Studierenden der damals in Fulda bestehenden Forstakademie, einen Maskenball in dem Merz'schen Restaurationslokale (jetziges Hauptgebäude des freiadeligen Stiftes Wallenstein). Mögen nun die Eindrücke, die er da empfangen, Schuld gewesen sein, mögen sich andere Einflüsse bei ihm geltend gemacht haben, genug, Konrad Büchel nahm anderen Tags von der Gottesgelahrtheit Abschied, nicht ohne deshalb mit seinem Vater, dessen Stolz es war, seinen Sohn als „Herrn" zu sehen, wie man damals in Fulda die Geistlichen schlechtweg nannte, in Zwiespalt zu gerathen. Er stellte sich seinem Vater in dem Anzuge der Kleriker mit dem Bemerken vor, daß er diese Kleidung zum ersten und zum letzten Male trage. Er werde sich von jetzt an der Rechtswissenschaft, zu deren Studium ihn eine unwiderstehliche Neigung ziehe, widmen und zu diesem Zwecke die Universität Marburg besuchen. Auf den Vorhalt seines Vaters, woher denn bei der Mittellosigkeit der Familie die Studierkosten genommen werden sollten, erklärte Büchel, dafür sei bereits gesorgt. Der junge Stadttheologe hatte nämlich fleißig das Ballhaus besucht und sich den dort anwesenden Gästen durch seine dialektische Schlagfertigkeit, sowie durch sein treffliches Schachspiel bemerklich gemacht. Dem Advokaten Wilhelm hatte er seine geheimen Wünsche anvertraut, und dieser hatte ihm denn auch die Unterstützung wohlhabender Beamten und Bürger vermittelt, so daß es dem jungen begabten Manne ermöglicht wurde, die Universität Marburg beziehen zu können. Wir wollen es hier nicht unerwähnt lassen, daß dem damals in Fulda bestehenden Freimaurerkränzchen „Zum edlen Bruderbund" das Verdienst gebührt, einem Talente, wie Büchel es besaß, vorzugsweise den Weg zur Entfaltung geebnet zu haben.

In Marburg hörte Büchel Kollegien bei den Professoren Robert, Zachariae, Platner, Löbell,

Jordan, Endemann, Bickell, Multer, Leander von Eß, den Docenten Dr. Spangenberg und Dr. Vollgraf. Zu Ende des Jahres 1826 unterzog er sich dem examen rigorosum, in welchem er die beste Note, welche seit einer langen Reihe von Jahren nicht gegeben worden war und wohl kaum wieder gegeben worden ist: ad fere omnes (quaestiones recte, prompte et solide respondit) erhielt. Am 23. Februar 1827 wurde Büchel auf Grund seiner Dissertation: „de fiducia, pignore et hypotheca, commentatio prima de fiducia" zum Doctor iuris utriusque promovirt. Hierauf habilitirte er sich als Privatdocent der juristischen Fakultät zu Marburg und las hauptsächlich über römisches Recht. Im Jahre 1838 wurde Büchel zum außerordentlichen Professor befördert. Man schreibt die verhältnißmäßig lange Dauer seines Privatdocententhums dem Umstande zu, daß er als Mitglied der früheren Burschenschaft bei der Staatsregierung mißliebig gewesen sei. Zu Anfang Januar 1843 wurde Büchel zum ordentlichen Professor ernannt.

In der Mitte der dreißiger Jahre befanden sich in der kleinen Universitätsstadt Marburg, die damals wenig mehr als 300 Studenten zählte, drei Lehrer des römischen Rechts, die zu den ausgezeichnetsten Romanisten jener Zeit gehörten: Professor Dr. G. F. Puchta, Dr. K. von Vangerow und Dr. Konrad Büchel. Puchta, später Nachfolger Savigny's in Berlin, und Vangerow, seit 1840 an Thibaut's Stelle Professor in Heidelberg, hatten ihren, man kann sagen europäischen Ruf durch ihre klassisch zu nennenden Lehrbücher der Pandekten begründet, dazu kam bei Vangerow noch der kaum übertroffene Kollegienvortrag. Büchel, der bescheiden in Marburg verblieb, war weniger der umfassende Systematiker, als vielmehr der scharfsinnige Interpret der einzelnen Materien des römischen Rechts. Als solcher hat er in manchen Beziehungen neue Bahnen gebrochen, wir wollen nur seine Lehre von den dinglichen Rechten, vor allem von dem Pfandrechte, sowie seine Lehre von dem Notherbenrecht anführen. Es ist wohl hier am Platze, zu erwähnen, daß ihm gerade seine Forschungen auf diesem Gebiete zu Ende der dreißiger Jahre ein ganz eigenartiges Auditorium verschafften, indem die hervorragendsten Mitglieder des damaligen berühmten Obergerichts zu Marburg, die Obergerichtsräthe Wiederhold, Eyrim, Rang u. s. w. ein Privatissimum bei Büchel hörten.

Büchel's Vorlesungen erstreckten sich hauptsächlich auf Institutionen, Rechtsgeschichte, Pandekten. Auch las er ab und zu über Kirchenrecht. Besonders lehrreich war sein Pandekten-Examinatorium, welchem so mancher unserer gediegenen hessischen Juristen die Grundlage seiner Kenntnisse zu verdanken hatte. — Was die schriftstellerische Wirksamkeit Büchel's anbelangt, so war dieselbe weniger umfangreich, da er als das Hauptfeld seiner Thätigkeit das unmittelbare Lehramt betrachtete. Von seinen bedeutenderen literarischen Arbeiten führen wir an: „Civilrechtliche Erörterungen I. Band., enthält 1) über die Wirkung der Klagenverjährung, 2) über die Natur des Pfandrechts, 3) über iura in re und deren Verpfändung, Marburg 1832—1834 (2. Auflage 1846), II. Bd.: 1) über die Verpfändung f. nicht vollgiltige Obligationen, 2) Streitfrage aus Novelle 118, Marburg 1834—1836; ferner die Gelegenheitsschrift: disquisitio de uno casu, quo secundum §. 2 J. de actionibus (4, 6) in controversiis rerum corporalium is qui possidet, nihilominus actoris partes obtinet*), und schließlich sein Werk: Ueber die Natur des Besitzes, Marburg 1868.

Büchel lag ununterbrochen seinem Lehrberufe ob, bis ihn im Jahre 1870 wiederholte Ohnmachtsanfälle während der Vorlesungen nöthigten, diese einzustellen. Von da an kränkelte er und verfiel allmählig dem Siechthum, von welchem ihn ein sanfter Tod am 14. März 1875 erlöste. Seine erste Frau Therese, Tochter des Justizbeamten Will von Großenlüder, mit welcher er 1840 getraut worden war, starb im Jahre 1848. Zum zweiten Male verheirathete er sich mit Franziska, Tochter des pensionirten Hauptmanns Döring von Amöneburg, welche ihm zwei Jahre im Tode vorausging. Beide Ehen waren kinderlos geblieben. Während der beiden letzten leidensvollen Jahre seines Lebens genoß Büchel die sorgsamste Pflege seiner Schwägerin Dorothea, geb. Lieblein aus Fulda. Zu seinem Universalerben hatte er wenige Wochen vor seinem Hinscheiden den ihn von seinen sechs Geschwistern allein überlebenden Schuhmachermeister Heinrich Büchel von Fulda testamentarisch eingesetzt; auch die Universität Marburg hat er in seinem Testament reichlich bedacht. (Schluß folgt.)

*) Es war dies eine Inauguralschrift, die Konrad Büchel als abgehende Magnificenz zu Ehren des neugewählten Prorektors, des Professors Dr. Christian Ludwig Gerling, bei dessen feierlichen Einführung am 28. November 1847 herausgegeben hat.

Sie schmollt.

Novellette von M. Friedrichstein.

(Schluß.)

Eines Tages — es war Samstag — betrat die junge Frau unvermuthet das Arbeitszimmer ihres Mannes; betroffen blieb sie auf der Schwelle stehen. Die Portière, welche anstatt einer Thüre die Zimmer trennte, entsank ihrer bebenden Hand; denn sie hatte gesehen, wie Sidonie ihren Max stürmisch umschlang, und hörte, wie sie mit jauchzender, in Seligkeit vibrirender Stimme ausrief:

„Dank, Dank! Du guter, einzig geliebter Onkel!"

„Aber Siddy, Siddy!" warnte er mit herzlichem Wohlgefallen im Ton, „Wenn ich nicht so kernhaft gebaut wäre, hättest du mich jetzt zerbrochen!"

Jeannette war erblichen; sie hatte genug gesehen und gehört; sie hatte geahnt, daß es so kommen würde. Lautlos wankte das bebende Weib bis in's fernste Zimmer — dem Schlafzimmer zurück. An einem der Fenster, die nach dem Garten hinausgelegen waren, sank sie aufschluchzend in einen niederen Sessel und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Was nun?" Das war die Frage, von welcher sie unaufhörlich gefoltert wurde. Wilder Zorn loderte auf in ihr. So weit war es mit den Beiden gekommen?! Und sie — sie fühlte sich mit schuldig: Das war das Aergste! Diese unselige Verstellung! — Jetzt war sie die Gestrafte und nicht ihr Gatte. Aber dennoch, dennoch: es war empörend!

In diesem kritischen Augenblick, des wilden Aufruhrs ihrer Gedanken, näherte sich der Amtsrichter festen Schrittes ihrem Zimmer. Die Thüre wurde eilig von ihm geöffnet und er rief hinein:

„Bist du hier Jeannette? Lebe wohl! Ich habe Termin; es ist die höchste Zeit, daß ich gehe!"

Keine Antwort erfolgte.

Max Binder schaute sich verwundert und suchend im Zimmer um. Da entdeckte er Jeannette, die regungslos, ihren Kopf an die Fensterbank gelehnt im Schweigen verharrte.

Er trat ein und ging zu ihr.

„Fehlt dir etwas, Jeannette?" fragte er betroffen.

Sie schüttelte mit abgewendetem Gesicht schweigend ihren Kopf.

Prüfend hob er ihr denselben in die Höhe, nahm ihr fast gewaltsam die Hände von den Augen und rief:

„Du weinst, Jeannette?! Sprich, was hast du? Wer hat dir etwas zu Leide gethan?"

Da war es zu Ende mit Jeannette's Beherrschung; heftig sprang sie empor, schüttelte seine Hand ab und rief erregt:

„Und das fragst du? Du Max? O, es ist zu viel! — zu viel! Findest du deine Zärtlichkeit mit Sidonie in der Ordnung,? Geh!" —

Ihre grauen Augen blitzten; ihre Wangen rötheten sich, als sie hinzusetzte:

„Ich habe ertragen, was eine Frau schweigend ertragen kann; aber nun ist es genug mit aller Heuchelei! Geh, laß mich allein! — Geh!"

Ihre Stimme brach; schmollend wendete sie sich ab, bedeckte wiederum das Antlitz mit den Händen und sank in ihren Stuhl zurück.

Im ersten Augenblick hatte Max Binder seine Frau verwundert angesehen; dann war ihm glühende Röthe in dem ehrlichen Gesicht aufgestiegen. Plötzlich aber blitzten ihm die dunklen Augen freudig auf; er öffnete seine Arme und es gewann den Anschein, als wollte er das erregte Weib an sich reißen.

„Jeannette!" kam es in verhaltener Glückseligkeit über seine Lippen.

Diese wies — während sie mit der Linken die Augen bedeckt hielt — mit der Rechten gebieterisch nach der Thür.

„Geh! Ich will nichts von dir wissen!" hauchte sie mit schmerzzuckender Lippe.

Der also Aufgeforderte schien seinen Entschluß zu ändern; schweigend und hochgetragenen Hauptes ging er der Thüre zu; aber in seinem Antlitz leuchtete eine wunderbare Freudigkeit, just, als habe er soeben einen köstlichen Schatz entdeckt. Leise murmelte er vor sich hin: „Sie schmollt!" In der Thür wendete er sich noch einmal zurück und sagte:

„Ich werde heute wohl etwas spät wieder kommen: denn ich treffe mich mit Löpel bei Howald." —

Wie lange Zeit die zürnende Jeannette schmerzversunken auf demselben Platz verblieb, wußte sie wohl kaum. Schon begann es zu dämmern, da wurde leise an die Thür ihres Zimmers gepocht. Nur gewaltsam löste sich ein schwaches „Herein" von den Lippen der Grübelnden.

Sidonie von Möring steckte ihren hübschen Kopf in die Thür und fragte bittend:

„Darf ich herein zu dir, liebe Jeannette? Wo bleibst du? Es ist vorn so still wie im Grab! Ich fürchte mich beinahe."

„Brennt die Lampe noch nicht?"

„Nein."

„Nun, so werde ich gleich zu dir kommen."

Alle moralische Kraft der Seele, allen weiblichen Stolz hatte Jeannette zu dieser Erwiderung in sich wachgerufen, um vor dem jungen Mädchen ihre scheinbare Niederlage zu bemänteln, aber in dem Ton der Gekränkten lag eine so tiefe Traurigkeit, daß Sidonie rasch näher kam; ohne eine Aufforderung abzuwarten, zog sie sich ein Fußbänkchen heran, setzte sich zu Jeannettes Füßen darauf und sagte:

„Bitte, laß uns hier bleiben, Jeannette! Es ist so lauschig bei dir, und im Dunkeln, ist gut munkeln."

Die Gefragte blieb schweigend sitzen. Plötzlich legte ihr das junge Wesen ihre Arme auf den Schooß, blickte strahlend auf zu ihr und rief:

„Jeannette, was hast du für einen seelenguten, liebenswerthen Mann!"

„Wirklich, glaubst du?" die sonst so klangvolle Stimme der jungen Frau hatte eine rauhe Beimischung.

„Ach, Jeannette! Ich bin durch seine Güte so grenzenlos glücklich, so selig, wie aus dem Häuschen! Ich — ich könnte in die Luft springen vor Freude. Ich möchte ihn in Gold fassen, den guten, entzückenden Onkel!"

Ein herber Zug breitete sich über das Antlitz der Hausfrau. Sidonie preßte ihre Arme fester auf die Knie der vor ihr Sitzenden und rief übersprudelnd froh:

„Geliebte; ich muß reden! sonst vergehe ich noch vor Glückseligkeit! Ich habe zwar versprochen, *noch zu schweigen, aber* — ich kann es nicht; ich m u ß mich aussprechen!"

Ein unsicherer, fast entrüsteter Blick von Jeannette streifte das glückstrahlende, erhobene Antlitz des jungen Mädchens und sie suchte dem Mittheilungsdrange desselben mit den Worten zu wehren:

„Wenn du versprachst, zu schweigen, so halte doch Wort!" Verächtlich senkte sie die Mundwinkel und fügte hinzu: „Ich bin nicht neugierig!"

„Einzige Jeannette; es muß herunter von der Seele! Ich — ich bin, bin — verlobt!"

Im Uebermaß ihres schämigen Entzückens vergrub Sidonie ihren Krauskopf in den Schooß der Tante und es entging ihr dadurch völlig die plötzliche Wandlung in deren Zügen. Frohes Erstaunen glänzte auf in den grauen Augen; sie hob den Kopf des lieblichen Wesens sanft in die Höhe und fragte mit zitternder Stimme:

„Verlobt bist du Sidonie? Mit wem denn? Und warum sollte ich es denn nicht erfahren?"

Die Gefragte schüttelte lachend Thränen aus den Augen und rief:

„Ach, ich bin ja noch heimlich verlobt, weil Mama nicht damit einverstanden war! Aber nun wird alles gut; denn der liebe, prächtige Onkel — dem ich mein Leid geklagt — hat sich von allen Verhältnissen meines heimlich Verlobten gründlich unterrichtet, hat dieselben sehr gut befunden und will dadurch Mama's Mißtrauen verscheuchen. Wie sollte das seinem Einfluß nicht gelingen? Meinem reizenden Engels-Onkel!"

Jeannette bog mit der Rechten, welche sie dem glücklichen Kinde auf's Haupt gelegt hatte, dasselbe ein wenig zurück, sah ihm innig in die, ihrem Max so ähnlichen Augen, und drückte einen Kuß auf die frischen Lippen.

„Ich danke dir Siddy!" sagte sie und athmete, wie von schwerer Sorge befreit auf. „Gott segne dich zeitlebens für dein erlösendes Wort!"

Obgleich Sidonie nicht völlig begriff, weshalb die Tante von ihrer Verlobung so außergewöhnlich erregt war, sah sie doch den herzgewinnenden Blick der Liebe, in ihren grauen Augen hervorbrechend, auf sich gerichtet, und damit war der Damm jedweder Zurückhaltung ihres Liebesleides und -Glückes durchbrochen. Unaufhaltsam, in flüsterndem Raunen schüttelte sie ihre jungen Sorgen vor der theilnahmvoll lauschenden Jeannette aus. Erst die völlig eingetretene Dunkelheit scheuchte die alles um sich her Vergessenden aus ihrem Zwiegespräch auf. — — —

Inzwischen hatte der Amtsrichter nach beendetem Termin und einigen Geschäftsgängen, seine Schritte der Howald'schen Schlemmerhöhle zugelenkt. Eine kurze Strecke vor dem Ziel klopfte ihm jemand auf die Schulter und die etwas scharfe Stimme des Bankbeamten rief:

„Alle Wetter! Max, wenn du nicht verheirathet wärst, könnte man glauben, du seiest in Liebesgedanken! Ich trotte hier schon eine ganze Weile neben dir her, und du hörst und siehst nichts von mir. Wie geht's! Guten Abend!"

„Danke, gut. Dir auch? Sei willkommen!" Nach wenigen Schritten waren die Freunde bei Howald und machten es sich im Eckzimmer bequem.

Der Amtsrichter schleuderte seinen Hut auf den Stuhl und ging wuchtig und in nervöser Unruhe auf und nieder. Sein Freund sah ihn von der Seite an und sagte:

„Du siehst ja heute so strahlend aus, Max: So, wie ich dich, leider Gottes, seit langer Zeit nicht gesehen. Ist dir ein besonderes Glück widerfahren?"

Der Gefragte hielt in seiner Wanderung inne, ein freundlicher Blick aus seinen dunkelflammenden Augen traf den Kassierer; und er erwiederte freudig:

„Ja, Richard. Gepriesen sei dieser Tag! — Denn — meine Frau schmollt mit mir!"

Was?"

Richard Löpel sprang von seinem Platz im Ecksopha empor; er trat — während sich Erstaunen in seinem Antlitz ausprägte — näher zu dem Freunde und wiederholte:

„Was sagst du da? Deine Frau schmollt! Und dazu zeigst du, mit dem glücklichsten Lächeln von der Welt, deine beneidenswerth festen Zähne? Thust so, als habest du einen unverhofften Schatz entdeckt?"

„Habe ich auch, alter Junge; habe ich auch!"

Mit einem schelmischen Pfiff legte der Amtsrichter dem Freunde hastig seine großen Hände auf beide Schultern, schüttelte ihn urkräftig und sagte:

Laß mich schweigen von dem, was vergangen! Mein Ruf, Frauenkenner zu sein, hat arg Schiffbruch gelitten! Eins aber weiß ich sicher: Wenn die Frau aus Eifersucht schmollt, so liebt sie, und — und . . .

Hier brach Binder plötzlich ab, die Stimme versagte ihm, und der Kassierer sah Thränen in seinen Augen aufquellen. Heftig preßte der erregte Mann die geballten Fäuste gegen die Augen und murmelte:

„Weiß Gott, die Geschichte hat mich mehr gequält, als du glaubst, und wenn ich eine große Herzensfreude habe, muß ich stets flennen, wie ein Waschweib!"

In diesem Augenblick fragte die den Herren fremde Stimme des Kellners:

„Befehlen die Herren Pilsener, Bairisch, Kulmbacher oder hiesiges Bier?"

Das war ein willkommener Blitzableiter für den Amtsrichter; wüthend fuhr er herum und schnaubte den so unvermuthet Eingetretenen, im tiefsten Baß an:

„Was haben Sie hier herein zu gleiten wie eine Blindschleiche?! Bringen Sie Champagner; die beste Marke, welche Sie führen!"

„Sehr wohl, Herr Amtsrichter!" Mit hochrothem Kopf zog sich der Kellner schleunigst zurück.

„Ja, altes Haus, heute wird geschwelgt!" rief Max Binder und griff dem Freunde neckisch in den lang wallenden Bart. „Heute wollen wir mal eine recht solide „Sitzung" halten!"

Der Bank-Kassierer kannte seinen Freund zur Genüge, um zu wissen, daß er jetzt über das, was ihn in so frohe Laune versetzte, nicht mehr gefragt sein wolle; er hoffte durch seine Frau — denn wann haben die Frauen nicht die Hand im Spiel — zur Klarheit über den häuslichen Glückswechsel des Amtsrichters zu gelangen.

Und es blieb ihm keine Zeit zu heimlichen Grübeleien! Max Binder war in seiner fröhlichen Laune von übersprudelnder Lustigkeit; sein herzhaftes Lachen wirkte ansteckend. Der Champagner that das seine und spät erst traten die Freunde ihren Heimweg an.

Als der Amtsrichter, welcher den weitesten Weg hatte, sich seinem Hause näherte, bemerkte er, daß aus den Fenstern seines Arbeitszimmers Licht schimmerte.

Ein heftiger Schreck faßte den Heimkehrenden; im ersten Augenblick dachte er an Feuer oder Krankheit. Hastig eilte er die Treppe hinauf, öffnete die Thür seines Zimmers und — blieb überrascht und zugleich beruhigt von dem, was sich seinem Blicke bot, wie gebannt auf der Schwelle stehen.

In seinem von hochragenden Bücher-Repositorien angefüllten Büreau, da, wo Jeannette ihm — fast mit Gewalt — ein behagliches Plätzchen zum Ausruhen hergerichtet hatte, saß sein Weib! —

Auf dem ovalen Tisch, vor dem dunkelpolstrigen Sopha, stand eine niedere, brennende Lampe. Ein zarter, grüner Schleier milderte das grelle Licht derselben. Zur Seite des Tisches lehnte behaglich in dem bequemen Schaukelstuhl die junge Hausfrau; sie war mit dem Buch auf dem Schooß eingeschlummert.

Einige Sekunden weidete sich der Amtsrichter an dem traulichen Anblick; dann schritt er so leise, als ihm seine Behäbigkeit erlaubte, dem Tische zu, legte die Hand behutsam auf die Schulter der Schlummernden und raunte sanft zärtlich:

„Jeannette, was machst du denn so spät noch hier?"

Die Angerufene fuhr jäh empor, öffnete die schlummertrunkenen Augen und blickte verwirrt um sich. Endlich glitt ihr ein glückliches Lächeln über die Lippen und ihre klangvolle Stimme belebte den nachtstillen Raum.

„Ach Max, bist du endlich da! Ich konnte mich vor Müdigkeit nicht mehr wach erhalten!"

Sie stand auf und legte das Buch auf den Tisch. Er warf den Hut von sich, sah sie erstaunt an und fragte:

„Ja, aber warum bist du denn um Gottes Willen aufgeblieben? Grade heute, wo unsere Sitzung ausnahmsweise lange gedauert?!"

Sie hob die verschlungenen Hände bittend zu ihm auf, richtete die schönen, grauen Augen mit flehendem Ausdruck auf ihn und stammelte:

„O, Max vergieb mir mein heutiges Schmollen! Ich habe dir viel abzubitten, und wollte die Sonne nicht wieder aufgehen lassen, bevor du mir die Kränkung, welche ich dir zugefügt, verziehen hast!"

„Jeannette“, sagte er weich und legte den Arm um sie „weißt du nicht, daß dein heutiges, eifersüchtiges Schmollen mich unsagbar beglückte, weil es mir verrieth, wie viel wärmere Gefühle du für mich hegtest, als du zeigen wolltest.“

„Geliebter Mann!“ rief sie aufschluchzend, „sei nicht so liebevoll zu mir! Wie wirst du zürnen über meine thörichte Verstellung, die ich dir gegenüber zur Schau trug.“

„Aber, so sprich doch, Kind! Was ängstigt dich denn so? Komm her, und bekenne es offen!“

Der schon im Voraus Verzeihende rückte den Tisch etwas auf die Seite, setzte sich in die Sopha-Ecke und zog das zagende Weib auf seine Knie.

„So, nun beichte!“ ermahnte er halb scherzend und lehnte ihren Kopf an seine Brust.

Jeannette gewann Muth. Zuerst wollten die Worte nur zögernd über die Lippen; dann aber gestand sie ehrlich, welche Intrigue sie angezettelt, um den hartherzigen Frauenkenner zu strafen und hinter's Licht zu führen.

Der Amtsrichter war doch etwas betroffen über die Konsequenz, mit welcher dieser Vorsatz seiner Frau durchgeführt war; bald aber gewann seine Gutmüthigkeit wieder die Oberhand; dennoch sagte er im Tone des Vorwurfs:

„Kind, wie konntest du! Ahnungslos bist du an einen Abgrund gewandelt, und wie kummerschwere Tage hast du mich unnöthig durchleben lassen!“

Von neuem brach Jeannette in Thränen aus, umschlang ihren Gatten und bat innig:

„Vergieb! Vergieb! Und sei mir wieder gut, du über Alles geliebter Mann!“

Da war sie wieder in seinen treu-ehrlichen Augen, die ihm verhaßte, verrätherische Thräne; er half sich diesmal selbst und sagte polternd:

„Mit Frau Anna hätte ich wahrlich noch ein Hühnchen zu pflücken! Du bist gestraft durch die erwachte Eifersucht; aber ich denke: die Anstifterin der ganzen Komödie wird auch nicht leer ausgehen. Ich kenne meinen Freund Richard und überlasse ihm getrost die Vergeltung für ihr Thun; er wird dieselbe energisch in die Hand nehmen.“

Liebevoll hob der Amtsrichter den gesenkten Kopf seines Weibes in die Höhe, sah ihm tiefsinnig in die schönen Augen und flüsterte:

„Auch ich habe in diesen Tagen eine Erfahrung gesammelt, Jeannette!“ Er küßte ihr die schlanke Hand, welche in der seinen ruhte, neigte sich zu ihr herab und gestand ihr:

„Ich weiß jetzt, daß ein großer Unterschied in dem Schmollen des Weibes besteht, und daß wir uns — bevor wir verurtheilen — fragen müssen, aus welchem Grunde sie schmollt.“

Waldsee.

Der See liegt still und einsam
Im dunklen Waldesgrün;
Die grauen Wolken seh' ich
So flüchtig drüber ziehn;
Sie blicken in seine Tiefe
Und spiegeln in seinem Glanz;
Die stille Wasserrose
Nickt leis' aus grünem Kranz.

Und mir wird weh und eigen
So wunderbar zu Muth,
Ist meinem Herz nicht gleichend
Der See und seine Fluth?
Sind es nicht die Gedanken,
Die durch das Herz mir zieh'n?
Und bist du nicht die Rose —
Sah' ich nicht dein Erblüh'n?

Carl Weber.

E gout Woart ferr die Vihl.

(Wetterauer Dialect.)

Dr Sommer eaß seweit ewäcker [1]),
Dr Wahld se dorr, ohm Bahm kahn Bload,
Eann off de Wisse, off de Äcker
Do leit [2]) schuhnd Raaf [3]) genungk eann soad!
Die Vihlerchen — eaß dann e Wonner? —
Gihn beann [4]) eamm Oart vo Haus ze Haus.
„Imm Goitteswenn [5]), schneall Fricht eronner [6]),
„Se sein verkeist [7]). Etzt daalt [8]) enn aus!“

E kahler [9]) Weanter! Dorch die Gasse
Fihrt hen met Schnie eann dobt eamm Feald.
Etzt hun die oarme Vihl ds Basse [10]),
Dr Bäcker gett naut, ihrscht [11]) ds Geald.
Do kauche [12]) se etzt verr de Schauern [13]),
Manch oarmer Deuwil muß erfriern;
Die Hoffning eaß, deaß goure Bauern
Die Lawe [14]) öffne eann spendirn.

Do seaht emohl dean Brast [15]), dean Jommer!
Dr Hunger stihr enn eamm Gesicht.

„Mir [16]) singe uch [17]) joa aach de Sommer
— Hääßt's — straat uhns eappes Heannerfricht [18]).
„Eamm Maigkmuhnd [19]) hun merr uch gepeaffe
„Manch Steckilche vo Läib eann Fraad,
„—'s horr uhns ordelich ohngegreaffe —
„Etzt dour [20]) Ihr aach woas" woar gesaht.

Do setze se dann die Gebroirer [21]),
Däi saich eamm Voatterland se schihn
Ihnder [22]) gehahn [23]) bei schmoale Goirer [24]),
Als deaß se eann die Frimde gihn.
Die ahle ihrliche Gesichter
Sein troib — doas mächt die Hungerschnuuth
Die Aage sahn [25]): „gerechter Richter,
„E bessi [26]) Bruud, e bessi Bruud!"

Woartt [27]) ihr emohl off Meddoagssoppe,
Ihr Menschekeann, e Doaher [28]) zwa,
Horr uch verkält eann leid ohm Schnoppe,
Do wärt's uch aach näit ahnerla.
Kahn Schouh, kahn Förwessi [29]), naut Woarmes,
Kahn Froind zoum Geawwe oawwer Lihn [30])!
Naut Ährmersch gett's [31]) als wäi e Oarmes,
Oaboardi [32]) ohne Ballebihn.

Do seaht emohl, wäi oarm die Maise!
„Zipp, zipp", dr Spatz säht, 's wehr [33]) näit schihn,
Hen wehr se leicht, merr söll enn paise [34]),
Hen wehr dr halwe Kerls näit mihn.
„Zipp, zipp", etzt wehr hen gern e Geckil [35])
Eann hätt sein Ordning, kresch e laut,
Eamm Nuuthfall meegt merr [36]) Katzebeckil [37]);
„Zipp, zipp" 's batt enn Alles naut.

Se härre goar sche langk gelearre [38],
Do kennt ohm Enn e Buhl kribirn [39]).
E Weibche räif „woas sein's dann ferr e [40]),
„Däi so boarwoarisch lamedirn?"
— „Bloutfinke, Maise, Umschinn [41], Roawe,
„Zipp, zipp — die gahnz Famillje Spatz!
„Uhns Fourerwerks [42]) eaß all begroawe,
„Ach, macht uhns doach enn Fourerplatz!"

„Etzt gabb's off ahnmohl Werks zoum Achenn [43]),
Met Kroste kohm's, met Flaasch eann Weck.
's scheckt dr Kecheschank, die Kachenn [44])
Eann hungerig geng Kahner wägk.
— Selangk de Weanter Schnie geläje
Woar Fourer alle Doagk gestraat [45]).
„Off doas Haus legkt sich Goittes Säje, —
„Zipp, zipp", — hatt do dr Spatz gesaht.

Friedrich von Trais,
(Verfasser der Heimathsklänge aus der Wetterau.)

---

[1]) Hinweg. [2]) liegt. [3]) Reif. [4]) betteln. [5]) um Gottes willen. [6]) herunter. [7]) erkältet [8]) theilt aus. [9]) kalter. [10]) Passen. [11]) erst. [12]) kauern. [13]) Scheuern. [14]) Laube (Speicher). [15]) Kummer. [16]) wir. [17]) euch. [18]) Hinterfrucht. [19]) Maimonat. [20]) thut. [21]) Gebrüder. [22]) eher. [23]) gehalten. [24]) Gütern. [25]) sagen. [26]) bischen. [27]) wartet. [28]) Tager zwei, [29]) Vorfüßchen (vom Strumpfe) [30]) Leihen. [31]) giebt's. [32]) à part, namentlich. [33]) es wäre. [34]) wägen (peser). [35]) Kickel (Hahn). [36]) man. [37]) Katzenbücklinge. [38]) gelitten. [39]) crepiren. [40]) für welche. [41]) Amseln. [42]) Futterwerk. [43]) Acheln (Essen). [44]) Kachel. [45]) gestreut.

(Nachdruck im Interesse der Sache gestattet.)

Aus alter und neuer Zeit.

In Folge gütigen Entgegenkommens, für das wir unseren verbindlichsten Dank abstatten, sind wir in der Lage einen vom 29. November 1785 datirten Brief, welcher das am 31. Oktober des genannten Jahres erfolgte Hinscheiden des Landgrafen Friedrich II. und den Regierungsantritt des Landgrafen Wilhelm IX. zum Gegenstande hat, mittheilen zu können. Der Brief ist geschrieben von dem Regierungs-Sekretär Georg Becker in Kassel, der eben erst am Tage des Todes des Landgrafen Friedrich II. vom Hofarchivar zum Regierungs-Sekretär befördert worden war, und an seinen Bruder, den Amts- und Stadtgerichts-Advokaten Jakob Christian Becker in Neukirchen gerichtet. Wir lassen hier das interessante Schriftstück seinem Wortlaute nach folgen:

„Ich hatte mich eben den Vormittag als Reg.-Sekretär verpflichten lassen, war guter Dinge und saß über meinem Klavier, als der Assessor Lennep auf einmal zur Stube hineintrat: „nun Du bist so lustig da, und weißt noch nicht, was vorgefallen ist?" — „Wie so, was?" — „Vielleicht stirbt heute der Landgraf noch, eben ist er über Tafel umgefallen und schwerlich wird wohl Rettung übrig sein". — Ich schnell mich angezogen, und zum Dinge hinaus. Da lief's, rannt's und fuhr's schon Creutz und Queer in den Straßen herum. General von Schlieffen begegnete mir in vollem Galoppe, und hast Du nicht gesehn, nach dem Weißensteine hin. Alles war verstört, und mir war, als sähe ich in China eine Sonnenfinsterniß mit an. Eben trat ich bei dem Regierungsrath Robert ein, als der Rath Dury schon kam und uns die Nachricht brachte, daß der Herr wirklich todt und die Thore schon zu wären. Ich ging nun gleich zum Geheimen Rath Lennep hin, und da hieß es: die Minute auf die Regierung. Um 6 Uhr war das ganze Collegium schon beysammen, und nun eröffnete der Geheime Rath zwei eigenhändige Ordres von unserm nunmehrigen Landgraf, wovon mündlich einmal ein mehreres. Darauf flogen die Räthe und Secretairs, wie dienstbare Geister nach allen Enden hin, um die befohlene Obsignation vor-

zunehmen. Mir trug es die Reihe zur Kriegs-Casse hin, und wie dies geschehen war, mußte ich das Hauptwerk von der ganzen Affaire, das Schreiben der Regierung an den neuen Landgraf noch so gleich auf der Stelle entwerfen. Kannst leicht denken, wie mir, der ich erst den nemlichen Tag Secretair geworden, dabey zu Muthe war. Ich raffte mich aber zusammen und es gieng. Um 11 Uhr kam ich erst nach Hause. Herr von Wittorf war noch den Abend nach Hanau abgegangen und schon Mittwochs in aller Frühe dorten eingetroffen. Der Erbprinz, unser nunmehr regierender Landgraf, war voller Freude gewesen, seinen Papa, wie er ihn nannte, einmal bey sich in Hanau zu sehen, was selbst nach der Versöhnung noch nicht der Fall gewesen, und bald nach dem ersten Abord, da die Rede auf das Wohlbefinden seines Herrn Vatters, des Landgrafen, gekommen, erzählt ihm der Herr von Wittorf:

„Se. Durchlaucht hatten vergangenen Sonntag einen Anfall von Ohnmacht, der aber bald wieder vorübergieng. Den Montag aber befanden Sie sich wieder außerordentlich wohl, und über Tafel sprachen Sie eben von einem Felsen bei dem Weißenstein, den Sie wollten sprengen lassen"; (ich habe dabei so ganz für mich an Jakobi 4. 13, 14 gedacht) „als Sie sich auf einmal etwas bückten, die Serviette vor den Mund nahmen und — Ihren Geist in die Hände des Herrn aufgaben."

Der Erbprinz ist über diese unerwartete Wendung ganz außer aller Fassung gerathen, und wem würde es nicht ebenso gegangen sein? — Mittwochs wurde der Höchstseelige Landgraf secirt. Der Professor Brühl, mein sehr guter Freund, hat dies Geschäft verrichten müssen, und mir erzählt, daß das Gehirn gänzlich ohne alles Blut, und wie ein dünner Brey ohne die geringste Consistenz, das Herz wie eine ausgepreßte Citronenschaale, die Lunge entzündet und angewachsen und in derselben ein Geschwür gewesen. Nach seiner mir eröffneten Meinung ist er weder an einem Steck- noch Schlagflusse, sondern an einer völligen Unfähigkeit derer Theile des Körpers, die die Operationen des menschlichen Lebens verrichten müssen, gestorben. —

Dienstags (in der folgenden Woche) war Huldigung beym Civil; die Collegia auf dem Schlosse und die Bürgerschaft auf der Rennbahn; das Militaire huldigte aber erst den Mittwochen. Und seitdem ist kein Tag verflossen, daß wir nicht neue Auftritte gehabt hätten. Die erste Ordre war die Abschaffung aller Französischen Moden bey dem Militaire, und seitdem sieht man keine Vergette, keine zahlreichen Locken und keine gepuderte Röcke mehr, bey den Officiers so wenig, als bei den Civil-Personen. Die zahlreiche Suite auf dem Weißensteine wurde nach Cassel geschickt, und niemand aß nun mehr dorten, als wer vom Herrn selbst invitirt war, wozu jeden Tag drey Herrn vom Militaire und drey von den Collegien kamen. Von letzteren war vorher einmahlen die Rede gewesen. Sämtliche Franzosen, die der Herr noch zuletzt von Paris mitgebracht, bekamen gleich ihren Abschied. Die Cammerdieners, bis auf einen, der ein gebohrener Hesse ist, wurden entlassen, und von den Flügeladjutanten behielt der Herr niemand, als den Herrn von Stockhausen und den Graf von Bohlen. Die ganze Französische Comoedie ist vorige Woche abgeschafft, die Chevauxlegers unter andere Cavallerie-Regimenter untergesteckt, und die Schweitzergarde ebenfalls abgedankt und unter die erste Garde und das Leibregiment verlooft worden. Die Garde du corps und erste Garde sind von ihrer vorigen hohen Gage herunter und andern Regimentern völlig gleich gesetzt worden. Die Heyducken, Leibhusaren ꝛc. müssen wie jeder andere Soldat Dienste thun und alle Exemtionen der Garden in Ansehung ihres Fori und Verhältnisses gegen den Gouverneur ꝛc. sind aufgehoben. Die Soldaten müssen nun auch hübsch wieder in die Kirche gehn und der Herr geht selbst mit ihnen hinein. — Das Don gratuit von 100,000 Thaler, das das Land bei jedem neuen Regierungsfalle zu zahlen pflegt, hat der Herr ausgeschlagen, und dagegen 200,000 Thaler ausgesetzt, womit er dem armen Unterthan unter die Arme greifen will. Der Anfang wird am Diemelstrohme gemacht, wo die Noth am größten war und man den Bauern schon 76,000 Thaler rückständige Cameral praestanda gestrichen hat. Das Lotto hat schon sein Aufhebungsdecret und wird mit der bevorstehenden nächsten Ziehung aufhören. Die Amtspachtungen sollen ebenfalls mit Endigung der noch bestehenden Contracte expiriren. Alles dies ist auf Antrag der Landstände resolvirt und Du kannst Dir nicht vorstellen, was diese für eine Freude haben, daß alle ihre Desiderien so ganz über alle Hoffnung geschwind erledigt worden. Jetzt geht es nun an dem Hufenedikt her. — Die Anecdoten und einzelne Auftritte, die der Herr veranlaßt, sind unzählbar, alle zeigen aber, daß er durchaus selbst regieren, und wie er selbst den Zünften und Gilden mit Thränen im Auge versichert hat, als ein gebohrener Hesse leben und sterben will". —

F. Z.

Marburger Erinnerungen II.*) Studiosus Knyrim. Die wiederholte Erwähnung von Vorfällen aus dem Leben des in H. verstorbenen Pfarrer Th. Knyrim hat in mir die Erinnerung an ihn und die mit ihm verlebte Studentenzeit wachgerufen.

*) S. Nummer 12 unserer Zeitschrift vom 18. Juni d. J.

K. war nicht nur ein stets hilfsbereiter Kamerad und Freund von geradem, offenem Wesen und biderbem Charakter, sondern auch ein wegen seiner ungewöhnlichen Körperkraft, welche er seine Gegner im Streit recht eindringlich fühlen ließ, bei den sog. Philistern und Knoten Marburgs allgemein gefürchtet.

Er bezog 1838 diese Universität und trat bei den roth-weiß-goldenen Markomannen in's Corps, deren Senior damals der hier verstorbene erste Staatsanwalt Wilhelmi war. Ich sehe ihn noch mit meinem geistigen Auge vor mir, den gutmüthigen K., wie er, ein Hüne von Gestalt, in schwarzem Frack, weißen Beinkleidern, hoher Kravatte, die Mütze auf dem rechten Ohr, mit gewichtigem Stock in der derben Faust, welche sogar bei Gruß und Handschlag des reckenhaften Freundes gewaltige Körperkraft nur allzunachhaltig empfinden ließ, durch die engen Gassen der alma Philippina in langsam abgemessenem Schritt wandelte, niemandem auswich und auf die ihm ehrfurchtsvoll von den scheu zur Seite getretenen jungen Leuten gebotene Begrüßung, von oben herab sie betrachtend, — unbekümmert um die Tageszeit — die Antwort gab: „guten Morjen Knot!" —; er steht mir noch lebhaft vor Augen, wie er nach abgelegter theologischer Prüfung aus dem Zimmer kam und dem Studiosus Schütte, der in dem Kreuzgang der Aula neben ihm ging, in der Freude seines Herzens ob des feliciter elapsus so kräftig auf die Schulter schlug, daß der kleine, ohnehin gebückt gehende Schütte zu Boden fiel.

Eine Glanzleistung unseres K. als Simson war aber die, welche im Englischen Hof vorkam. Dort fand an einem Sonntag Abend sog. Kuhschwof statt, an welchem — angezogen durch das ewig Weibliche — auch der Bruder Studio sich damals noch betheiligte, — die Theilnahme daran verbot 1840 den Hasso-Nassoven ein C. C. Beschluß bei 1 Thlr. Strafe — und wobei es öfter zwischen Studenten und Nichtstudenten zu Reibereien, die gar manchmal in Thätlichkeiten ausarteten, kam. An solch einem Abend war es, als auf unseren unter den Bäumen vor dem Englischen Hof lustwandelnden K. mehrere Studenten zuliefen und dessen Hilfe gegen die Tänzer im Saal erbaten, von denen sie soeben hinaus gedrängt worden seien. Der stets hilfbereite Simson K. betrat in Folge dessen gehobenen Hauptes und siegbewußt das zu ebener Erde gelegene Tanzlokal des Englischen Hofes, gefolgt von der kleinen Anzahl der in ungleichem Kampf mit den Philistern unterlegenen Studiengenossen und rief, seinen Ziegenhainer in der markigen Rechten drohend schwingend, mit der ihm eigenen Stentorstimme in die überraschte Gesellschaft hinein: „ruhig!", worauf sich alles still verhielt. Dann schritt er gemessen, den Kopf rechts und links wendend, die Stirne „umwölkt", mit Unheil verkündenden Blicken, dem nächsten Fenster zu, öffnete dieses und forderte die jugendlichen Tänzer, welche sich beim Streit mit den Musensöhnen betheiligt hatten, in entschiedenem, nicht gar freundlichem Ton auf, den Ort ihrer Lustbarkeit unter Zurücklassung ihrer „Besen" auf diesem nicht ganz gewöhnlichen Weg zu verlassen.

Dies Ansinnen rief unter allen Anwesenden unverkennbares Erstaunen und gerechten Unwillen, ja bei manchem Tänzer sogar lauten Widerspruch hervor. Rasch entschlossen forderte nun K. seine anwesenden Kameraden auf, keinem der Tänzer den Ausgang durch die Saalthüre zu gestatten, packte dann den vorlautesten Schreier vor der Brust, hob ihn in die Höhe und setzte ihn zum Fenster hinaus an die Luft. Hiernächst wandte er sich an die übrigen und rief: „marsch! auch da hinaus, sonst gibt's Keile." Als er darauf mit gehobenem Stock hinter einige Widerspenstige trat und sich anschickte, seinen drohenden Worten die That folgen zu lassen, da ergriffen alle das Hasenpanier und einer nach dem andern machte den „Weg durch's Fensterl" in den nicht tief gelegenen Garten; K. aber schloß das Fenster, wendete sich stolz um und sagte, befriedigt lächelnd: „Das war der Kehraus für die Stänkerer! Ihr andern könnt weiter tanzen. Musik!" Und es wurde munter weiter gespielt und fröhlich weiter getanzt als ob nichts vorgefallen wäre.

K. aber und die übrigen Studenten begaben sich nach diesem so glänzend errungenen Sieg in die Kneipe zu Heuser (später Schwaner vulgo Dunkel) auf dem Markte und leerten dort unter Anstimmung des Liedes „Herr Zachäus" auf das Wohl ihres „Freundes in der Noth" und den Rächer der ihnen wohl nicht mit Unrecht widerfahrenen Unbilden einen „Sechzehn-Schoppen-Schimmel." Ob diesem noch weitere folgten, „ja das verschweigt der Sänger aus Höflichkeit."

J. Schwank.

Wie die Hessen Fremdwörter zu verdeutschen wissen. Um das Jahr 1830 machte eine Schaar junger Männer, zu welcher auch der Erzähler gehörte, von Kassel einen Ausflug nach der an der Waldeck'schen Grenze bei Naumburg gelegenen Weidelsburg, einem in Trümmer liegenden Ritterschloß, von welchem man eine herrliche Aussicht über weithin ausgedehnte Wälder hat. Auf dem Weg dahin kamen wir zu dem Dorf Martinhagen, und hier bemerkte einer aus unserer Gesellschaft, daß in der Nähe ein ungeheuer großer Sandsteinblock liegen müsse, welchen man ursprünglich dazu bestimmt hatte, das achteckige Riesenschloß oberhalb Wilhelmshöhe zu krönen, den man aber später als ungeeignet im freien Feld liegen ließ. Es war nicht bloß die Schwierigkeit der

Fortschaffung, welche zu einer Aenderung des Plans bestimmte, sondern auch die Erwägung, daß das Gewicht des Steinblocks für das Gebäude, welches ihn tragen sollte, zu schwer sein würde. Landgraf Karl, der den Bau im Anfang des 18. Jahrhunderts aufführte, befahl daher, daß der Riesenstein in guter Ruhe liegen bleiben und daß auf die Spitze der steinernen Pyramide, welche sich über dem Riesenschloß erhebt, eine 31 Fuß hohe aus Kupfer getriebene Bildsäule des griechischen Halbgottes Herkules gesetzt werden solle. Die hessischen Bauern freilich, welche von den Arbeiten und Mühen des griechischen Halbgottes keine Ahnung hatten, und nicht begriffen, wie der in unserem Land ein Denkmal erhalten könne, bezeichneten die über den Wäldern des Karlsbergs weithin sichtbare Säule nach einem sagenhaften christlichen Helden und nannten sie den großen Christoffel. — Wir also, neugierig den Vorgänger des kupferen Herkules kennen zu lernen, hatten in Martinhagen nichts Eiligeres zu thun, als nach dem steinernen zu fragen. Allein unsere Erkundigungen waren vergeblich; Niemand wußte vom Herkules etwas zu sagen. Schon wollten wir unsere Nachforschungen aufgeben, als eine alte Bäuerin uns zurief: „Ach, se (Sie) wonn (wollen) gewiß den Herrn Kules sehen; der leit (liegt) ganz nah vor dem Dorf.“ Nun wußte Jedermann Bescheid, und mit leichter Mühe gelang es uns den Herrn zu finden; der sehr breitspurig in einer Länge von etwa 30 Fuß damals schon etwa 130 Jahre lange zur Seite des Dorfes gelegen hatte.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als die Wanderer aus Kassel zu Martinhagen die Bekanntschaft des Herrn Kules machten, trug sich in Wilhelmshöhe das Folgende zu. Kurfürst Wilhelm II., der die Sommermonate dort zuzubringen pflegte, besuchte eines Nachmittags den damals in der Nähe des Schlosses gelegenen Marstall. Da er den Stallmeister, mit welchem er sprechen wollte, nicht vorfand, so beauftragte er einen der Stallknechte diesen zu rufen. Ehe aber der Mann sich auf den Weg gemacht hatte, rief ihn der Kurfürst zurück und fragte: „Wie heißt denn das Pferd hier?“ Königliche Hoheit, he schriewet sich „Hanebambel“ war die Antwort des Stallknechts. „Dummes Zeug, sagte der Kurfürst, wie kann denn ein Pferd schreiben. Mach', daß Du fortkommst!“ Nach kurzer Zeit stellte sich der Stallmeister ein und erkundigte sich nach den Befehlen des Fürsten. Dieser gab ihm einige Aufträge und wiederholte dann seine frühere Frage, indem er auf einen stattlichen Rappen hinwies: Das Pferd heißt Hannibal, Königliche Hoheit, antwortete der Stallmeister. Der Stallknecht aber, der in der Nähe stand, wiederholte: „Hon (habe) ech's dann nit gesät (gesagt): he chriewet sich Hanebambel?“

F. M.

Aus Heimath und Fremde.

Am Montag den 28. Oktober hat der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde seine Monatsversammlungen für dieses Winterhalbjahr wieder aufgenommen. Nachdem der Vorsitzende, Major a. D. von Stamford die geschäftlichen Mittheilungen beendigt hatte, hielt Dr. phil. F. Seelig den angekündigten Vortrag: „Der Name Hessen und das Chattenland, sowie die Gebietsentwickelung der Landgrafschaft“. Im Inhalte wie in der Form war dieser Vortrag gleich vortrefflich. Mit gespannter Aufmerksamkeit und lebhaftem Interesse folgten die Zuhörer den auf den gründlichsten Studien beruhenden, streng wissenschaftlichen, klaren und allgemein verständlichen Ausführungen des Redners, dem am Schlusse reicher Beifall zu Theil wurde. Der Redner wies nach, daß „Chatte“ und „Hesse“ Laut für Laut mit einander übereinstimmen. Der Name „Hessi“ komme zum erstenmal im Jahr 720 in einem Reiseberichte des hl. Bonifatius vor, während der Name „Chatti“ zuerst kurz nach Christi Geburt bei Strabo und dann häufiger erwähnt werde, bis er 392 völlig aus den Geschichtsquellen verschwinde. Bei Bestimmung der Grenzen des Hessenlandes vermöge allein die Sprachwissenschaft mit Hilfe der mundartlichen Forschung Aufschluß zu geben. Redner bezeichnet dann die Sprachgrenze des Hessenlandes wie folgt: Im Norden läuft sie von der Ederquelle bis nach Münden hin, dann springt sie fast rechtwinklig nach Osten und läuft auf der Wasserscheide zwischen Fulda und Werra, hiernach der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser folgend zum Vogelsberge hinüber, dessen Nordabhang allein hessisch ist. Vom Taufstein im Vogelsberg aus wird eine Linie über Laubach, Grünberg, Lollar und Gladenbach zum Ederkopfe ungefähr das Richtige treffen. Das Hessenland fällt sonach mit dem Gebiete der althessischen Flüsse Fulda, Edder und Schwalm, sowie der oberen Lahn zusammen. Dieses Gebiet, der größte Theil des heutigen Regierungsbezirks Kassel, ist höchst wahrscheinlich fast unverändert das alte Chattenland. An der Fulda, Edder, Schwalm, Ohm und der oberen Lahn wohnten die Chatten und wohnen die Hessen seit etwa dritthalb Jahrtausend. Der Bund zwischen Hessenerde und Hessenvolk ist ein heiliger, hinaufreichend bis in die sagenhaften Nebel germanischer Vorzeit. Eingehend behandelte Redner die Gebietsentwickelung der Landgrafschaft an der Hand der Geschichte. Da wir in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift den Vortrag des Herrn Dr. F. Seelig seinem wesentlichsten Inhalt nach wiedergeben werden, so mögen für heute diese kurzen Andeutungen genügen. Zum Schluß wollen wir zu bemerken nicht unterlassen, daß der Vortrag beredtes

Zeugniß ablegte von dem deutsch-patriotischen Sinn und der treuen Anhänglichkeit des Redners an sein Heimathland, das Hessenland.

In Anschluß an den in Nr. 18 unserer Zeitschrift enthaltenen Artikel von J. Grineau „Die Bonifatiusgruft im Dome zu Fulda“ bemerken wir, daß die Sammlungen zur künstlerischen Ausschmückung der Grabesstätte des Apostels der Deutschen einen recht erfreulichen Fortgang nehmen. Bekanntlich wird das Unternehmen seitens des königl. Staats-Ministeriums in Berlin unterstützt, indem dieses gleich anfänglich den Professor Luthmer in Frankfurt a. M. und den Baurath Hoffmann zu Fulda mit Ausführung der Vorarbeiten beauftragt hat. Auch haben sich jetzt sämmtliche bayerische Bischöfe, sowie der Bischof von Mainz, wie dies früher schon von dem preußischen Episkopate geschehen, dem von dem geschäftsführenden Komité erlassenen Aufruf vom 24. Juni d. J. angeschlossen. Wir zweifeln nicht daran, daß man in unserer Stadt Kassel, wie im ganzen Hessenland, dieser Angelegenheit ein erhöhtes Interesse zuwenden wird, handelt es sich doch um eine würdige künstlerische Ausschmückung der Gruft, in welcher die Gebeine des hl. Bonifatius ruhen, dem unser engeres Vaterland das Christenthum verdankt und der am liebsten auf seinen Stiftungen im Hessenlande zu verweilen pflegte.

Von Dr. iur. G. Mollat erschien soeben im Druck und Verlag von Friedrich Scheel „Lesebuch zur Geschichte der deutschen Staatswissenschaft von Kant bis Bluntschli“. Diese zum akademischen Gebrauche vom Verfasser bearbeitete und herausgegebene Schrift bildet die erste Abtheilung einer „Geschichte der deutschen Staatswissenschaft von Kant bis Bluntschli“, die zweite Abtheilung wird eine kritische Darstellung der Staatstheorieen von Kant bis zur Gegenwart enthalten, während die dritte eine bibliographische Uebersicht dieser Literatur darbieten wird. In dem Schlußabschnitte einer demnächst von Dr. G. Mollat erscheinenden Schrift „Juristische Propädeutik oder Einleitung in das Studium der Rechts- und Staatswissenschaft“ wird der Verfasser die Gesichtspunkte näher darlegen, von denen er sich bei der Herausgabe des vorliegenden Lesebuchs hat leiten lassen. Pietätsvoll hat der Verfasser die Schrift seinen Eltern gewidmet. — Wir verfehlen nicht, auf dieses neue Werk des gelehrten Herrn Verfassers ganz besonders hinzuweisen.

Universitäts-Nachrichten. — Der Professor der Chemie Dr. Theodor Zincke in Marburg hat einen Ruf an die Universität Kiel erhalten, denselben aber, dem Vernehmen nach, abgelehnt.

Todesfälle. — Am 16. Oktober verschied zu Fulda in Folge eines schweren Magenleidens der Domkapitular Wilhelm Kleespieß. Geboren am 28. Oktober 1828 zu Frammersbach in Unterfranken, studierte er nach Absolvierung des Gymnasial- und philosophischen Kursus Theologie zu Würzburg und empfing am 15. November 1851 die Priesterweihe. Zum Pfarrer und Dechant von Orb ernannt, trat er nach dem Uebergange dieses Dekanats von der Diöcese Würzburg auf das Bisthum Fulda in das letztere ein. Zu Anfang Mai 1882 wurde er zum Domkapitular in Fulda ernannt. 38 Jahre hat er als Seelsorger segensreich gewirkt und sich das Vertrauen, die Hochschätzung und die Liebe seiner Pfarrangehörigen in hohem Grade erworben. Er war ein Freund des Volkes, ein treuer Helfer in der Noth und um die Förderung von gemeinnützigen und Wohlthätigkeits-Anstalten hat er sich wesentlich verdient gemacht. Dem durch die Biederkeit und Lauterkeit seines Charakters ausgezeichneten Manne, dem würdigen Priester werden alle, die ihn kannten, ein ehrenvolles Andenken bewahren. R. i. p. — — Am 18. Oktober starb zu Kassel nach langem Leiden der Prorektor des Friedrichs-Gymnasiums Professor Dr. Otto Weber. Geboren war derselbe zu Obersuhl am 5. Februar 1823. Er besuchte das Gymnasium zu Kassel, welches er 1840 absolvirte Hiernach studierte er Philologie und Philosophie an der Landesuniversität Marburg, wo er Korpsbursche des Korps Hasso-Nassovia war. Von 1845—1846 war er Praktikant am Gymnasium zu Marburg, von 1846—1850 beauftragter Lehrer, von 1850—1853 Hilfslehrer, im Dezember 1853 wurde er zum ordentlichen Gymnasiallehrer ernannt und im Juni 1857 an das Gymnasium zu Kassel versetzt, am 14. Juli 1869 wurde er zum Oberlehrer befördert und am 19. Januar 1876 zum Prorektor bestellt, zugleich wurde ihm der Titel Professor verliehen. — Der Direktor und das Lehrerkollegium des Friedrich-Gymnasiums widmen dem Verblichenen einen warmen Nachruf, in welchem es u. a. heißt: „Ausgerüstet mit reichen Gaben des Geistes und ausgezeichnet durch Fülle und Tiefe des Wissens hat er mehr als 32 Jahre lang mit großer Pflichttreue und reichem Segen an unserer Anstalt gewirkt und sich auch in den Herzen seiner Amtsgenossen für alle Zeit ein ehrendes Andenken gesichert.“ Er ruhe in Frieden.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 22. Kassel, 19. November 1889.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Inserate werden mit 20 Pfg für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 22 des „Hessenlandes": „Sehnsucht nach der Heimath", Gedicht von R. Ritter; „Der Name Hessen und das Chattenland sowie die Gebietsentwicklung der Landgrafschaft", Vortrag, gehalten zu Kassel im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde am 28. Oktober 1889, von Dr. Fritz Seelig; „Die industriellen Verhältnisse Hessens im Anfang dieses Jahrhunderts", nach dem Tagebuche von Nemnich, von F. Zwenger; „Vom Tambour Braun", nach hinterlassenen Aufzeichnungen des Geheimen Regierungsraths Eduard Wendelstadt, von W. Rogge-Ludwig; Aus alter und neuer Zeit: Aus Heimath und Fremde. Hessische Bücherschau; Briefkasten.

Sehnsucht nach der Heimath.

Wenn an Bergeshalde roth die Sonne sinkt,
Und im Waldesgrunde matt das Horn verklingt,
Leise mich umwehen Lüfte wonnig mild,
Zaubern vor die Seele mir der Heimath Bild.

Stolze Eichenwälder auf den steilen Höh'n,
Grüne Trift im Thale, wo die Herden geh'n,
Auf des Flusses Wellen wiegt sich leicht der Kahn —
Heimath, theure Heimath, hast's mir angethan.

Stolzer Burgen Zinnen glüh'n im Abendschein,
Grüne Rebenhügel lachen freundlich drein,
Hoher Dome Spitzen streben himmelan,
Heimath, theure Heimath, hast's mir angethan.

Hoch in Deinen Bergen wohnt ein stolz' Geschlecht,
Dem noch Vätersitte gilt und Treu' und Recht,
Fest wie seine Eichen ist des Mannes Sinn,
Treu' und Glauben nahm ihm noch kein Fremdling hin.

Drum, Ihr lauen Lüfte, die mein Haupt umzieh'n,
Tragt zur lieben Heimath meine Grüße hin,
Rauscht durch ihre Wälder stark mit Sturmgebraus,
Doch mit leisen Schwingen um der Liebsten Haus.

R. Ritter.



Der Name „Hessen“ und das Chattenland sowie die Gebietsentwicklung der Landgrafschaft.

Vortrag, gehalten zu Kassel im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde am 28. Oktober 1889.

Von Dr. phil. Fritz Seelig.

Hochansehnliche Versammlung!
Geehrte Frauen und Herren!

Sie werden an der Wahl meines heutigen Vortrages wohl manches auszusetzen haben und auch ich selbst befürchtete im Anfang, daß das Zubesprechende den Einen zu bekannt, den Andern zu fernabliegend erscheinen möchte. Doch entschloß ich mich aus guten Gründen dafür, dies und kein anderes Thema zu wählen.

Zunächst ist es leicht erklärlich, daß Ergebnisse der Wissenschaft erst spät und allmählich in weitere Kreise dringen, und man soll deshalb keine Gelegenheit versäumen, den Vorgang durch Wort und Schrift zu beschleunigen, und hoffentlich gelingt es mir, Sie heute von der buchstäblichen, bisher oft geleugneten Uebereinstimmung von Chatte und Hesse zu überzeugen.

Weiter deckt sich der volksthümliche Begriff „Hessenland“ durchaus nicht mit dem Umfang des z. Th. willkürlich gewachsenen Begriffes „Hessische Geschichte“, und dennoch werden beide in Gesprächen und Büchern fortwährend verwechselt, sodaß neulich noch ein Abriß einer Geschichte des Hessenlandes erschienen ist, der uns einen Leitfaden hessischer Geschichte gab. Auch gegen diese Ungenauigkeiten möchte ich Einspruch erheben, obwohl meine Behauptung durch geschichtlich Gewordenes widerlegt zu werden scheint. Denn allgemein spricht man heute von einem Königreich Sachsen, einem Großherzogthum Hessen, während streng genommen ersteres mit dem alten Sachsen noch weniger zu thun hat, als dieses mit dem eigentlichen Hessen: Dort bildet „Meißen“ die Grundlage und hier die obere Grafschaft Katzenellenbogen nebst anderen rheinfränkischen Gebieten, während von echt hessischem Boden nur die Umgegend von Alsfeld als kleinster Bruchtheil dazu gehört.

Endlich möchte ich die Versammelten auf mehrere mit Erfolg neubebaute Forschungsgebiete aufmerksam machen, und erlaube ich mir im Anschluß daran zu jenen von dem verstorbenen Oberbibliothekar Dr. Duncker im Supplement X der Neuen Folge ausgesprochenen, wohlbegründeten Forderungen, eine Erweiterung und zwei neue Bitten an die Hörer, an die Mitglieder des hessischen Geschichtsvereins, ja an alle Söhne des Hessenlandes hinzuzufügen:

1. Fehlt uns nicht nur ein genaues Verzeichniß der in den mehr denn 45 Bänden der Zeitschrift niedergelegten, reichen Forschungen, sondern alle bibliographischen Hilfsmittel — selbst die besten — sind in Bezug auf Hessen veraltet, einseitig oder lückenhaft. Walthers Repertorium gilt zunächst nur für Hessen-Darmstadt, und Ackermanns Bibliotheca Hassiaca ist nur für den landeskundlichen Theil musterhaft, die geschichtliche Hälfte steht noch aus. Keine bestehende Büchersammlung aber, selbst nicht unsere Landesbibliothek, ist in hessischer Literatur vollständig, sodaß der Druck einer möglichst reichhaltigen Bücherkunde zur hessischen Geschichte geradezu ein Bedürfniß wird. Dazu aber muß und kann Jeder beitragen, selbst wenn es nur ein Scherflein ist. Daher darf ich wohl hier auf meine im „Hessenland“ Nr. 19 ausgesprochene, darauf bezügliche Bitte kurz verweisen, die von mehreren Zeitungen wiederholt worden ist.

2. regt sich jetzt allgemein ein gesundes Streben, die Mundarten der deutschen Sprache, für die man wieder Sinn und Anerkennung hat, wissenschaftlich festzuhalten und ihre Verzweigungen darzustellen, und auch hierbei kann jeder helfen, indem er ihm bekannte oder auffallende Worte und Redewendungen getreulich sammelt oder einem Sammler mündlich zukommen läßt.

3. fehlt es vollständig an einer kartographischen Darstellung der hessischen Gebietsentwicklung und will ich Sie, verehrte Anwesende, auf dieses wichtige Bedürfniß hinweisen, dessen Ausfüllung belebend auf unsere hessischen Geschichtsstudien einwirken muß. Wenn aber der Ausführung dieser Karten große Schwierigkeiten entgegenstehen, so ist die bisherige Theilnahmlosigkeit der Menge nicht die geringste. Vielleicht

erweckt mein Vortrag dafür bei Ihnen einiges Interesse, wenigstes aber zeigt er uns die klaffende Lücke in Bezug auf eine klare bildliche Darstellung der territorialen Entwicklung Hessens. —

Ihnen allen aber, verehrte Anwesende, bin ich zu Dank verpflichtet, daß Sie auch diesen ferner liegenden Fragen ihr Interesse schenkten und so zahlreich hier erschienen sind. Sollten meine schwachen Kräfte für diesen ersten Versuch nicht ausreichen, das Bild genügend zu beleben, so bitte ich im Voraus um Verzeihung. Der Muth aber, den Versuch gewagt zu haben, entsprang allein der treu-festen Liebe zum Heimathland.

Im Jahre 720 tritt uns — abgesehen von einer schwankenden Schreibung eines lothringischen Ortsnamens (699) — zum ersten Male die Form „Hessi" entgegen in einem Reiseberichte des hl. Bonifatius.

Dann haftet der Name in beschränktem Umfange im Karolinger- und später im Deutschen Reiche an dem sächsischen und fränkischen Hessengau, bis er erst mehr denn 500 Jahre später staatliche Bedeutung von neuem gewinnt in der Landgrafschaft Hessen, die sich auf jene zwei Gaue, die Werralandschaft und den Oberlahngau begründete.

Der Name selbst ist schwache Nebenform neben älterem Hassus, das regelmäßig ablauten mußte, und ist ein den Personennamen anzuordnender Volksname. Denn Ländernamen, wie Preußen, Bayern, Sachsen und Hessen sind erst sehr spät als solche entstanden aus substantivirten Dativen mit ze: Unser Land hieß ursprünglich „ze den Hessen; das lant zu Hessen."

Der Deutung des Volksnamens würden wir rathlos gegenüber stehen, wenn nicht die Hessen in den Ursitzen der Chatten säßen und daher ein Zusammenhang beider Namen von vornherein annehmbar erscheinen müßte.

Der Name Chatte aber erscheint zuerst kurz nach Christi Geburt bei Strabo (VII, 1, 3); denn Livius hat ihn noch nicht gehört und Cäsar kennt dort nur Sueven. Dann aber wird unser Volksstamm häufiger erwähnt, von Velleius Paterculus, Plinius u. A., bis Tacitus, vor Allen durch seine Germania (Kap. 31) im Winter 98/99. unsern Ahnen ein herrliches Denkmal setzt. Der Name „Chatten", zuletzt bei Ammianus Marcellinus (XXX, 3. 4.), schwindet um das Jahr 392 n. Chr. völlig aus den Geschichtsquellen; denn die letzte Nennung bei Sidonius Apollinaris (455) ist lediglich dichterische Ausschmückung, also daß unser Heimathland über 300 Jahre lang in der Ueberlieferung namenlos bleibt, ebenso wie wir annehmen müssen, daß die Chatten schon lange vor Strabo ihr Land in Besitz genommen hatten.

Das Wort „Chatten" zu deuten, ist bisher oft versucht worden, aber alles ist abzuweisen bis auf zwei Erklärungen, die beide viel für sich haben und beide sprachlich möglich sind. Entweder leitet man es ab vom Verbalstamm hat — (unser haßen) als partizipiale Bildung mit aktivem Sinne = die Feindseligen (von Nachbarn nämlich so genannt) oder vom Nominalstamm hat (an hatr.) = die Kopfbedeckung oder die Binde, also daß ihr Stammesgott, ihre Priesterschaft oder die Chatten selbst sich durch eine solche Tracht von anderen geschieden hätten.

Dieser letzten Ansicht Grimm's und Müllenhoff's huldige ich zur Zeit, zumal auch die Namen der Franken und Sachsen ganz ähnlich nach äußeren Abzeichen entstanden sind.

Mag aber das Wort *Χάττοι* (so ist nämlich zu schreiben und zu sprechen, nicht Katten), heißen, was es will, der Germanistik ist es neuerdings gelungen, wenigstens das bestimmt nachzuweisen, daß Chattús und Hassus (Hesse) Laut für Laut dasselbe Wort sind; ein Beweis, der Jacob Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache noch nicht glückte und den Vilmar und dessen sprachlichen Nachtreter für unmöglich hielten, sodaß sie hierauf gestützt auch in geschichtlichen Dingen auf die bedenklichsten Abwege geriethen.

Da sollen die Chatten einem in der Neuzeit verloren gegangenen „Hatzen" entsprechen und ihr Land „Groß-Chattenland" sein mit gar weit gesteckten Grenzen; während die Hessen nur ein kleiner Theil hiervon seien, deren alter Name „Chatisi" uns zufällig nicht überliefert wäre. Alles nur leere Phantasiegebilde und Geschichtsfälschungen!

Karl Müllenhoff, der bedeutendste Kenner des germanischen Alterthums und unserer Heldenzeit († 1884 als Professor in Berlin) trug schon lange in seinen Kollegien sein neues Wissen vor und gab es größeren Kreisen 1878 in der Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. XXIII (N. F. 11) Seite 5 ff. in dem Aufsatze von Irmin und seinen Brüdern, wo nebenbei bemerkt auch die sprachliche Entwicklung von Mattium zu Maden klar gelegt wird. Vor allem ist nach ihm Chattuarii von Chatten völlig zu trennen und die Batten-Fabel des Tacitus für völlig haltlos anzusehen. Danach liegt weiterhin in dem überlieferten Chattus mit Doppel-„t" eine Assimilation vor an das zweite t (das nur eine Bildungssilbe, -ta, ist) und im Stamme stand ursprünglich eine Spirans, die dann lautgesetzlich in „ss" übergehen mußte.

Es ist also dieser Fehler allein in der lautlich unvollkommenen Ueberlieferung der Römer zu

suchen. Diese konnten gehörtes Chadh-tus nur mit -tt wiedergeben. Jene Lautgruppen „dh + t“ wurden aber regelrecht (wie viele Beispiele beweisen) zu Doppel-s (ss) im Germanischen.

Ja, verehrte Anwesende, mit dem ausnahmslosen Gesetze vom der Lautverschiebung (mechanisch plump als tam-tam gefaßt) kommt man heute als Germanist nicht mehr aus. Da gilt es lautphysiologisch von Fall zu Fall zu entscheiden und Laien sollten in diesen schwierigen Fragen ihre Finger davon lassen, wollen sie nicht alles roh verwirren und großes Unheil anrichten.

Die kurzen Andeutungen Müllenhoffs waren für die Wissenschaft genügend, doch hat nun 1879 darauf fußend Kögel in Paul und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache Bd. VII S. 170 ff., besonders S. 178 unter 16 und S. 197 in „Ueber einige germanische Denlalverbindungen“ die Frage von neuem untersucht und in breiterer Beweisführung erledigt: Er findet folgendes: Allen germanischen Worten mit „ss“ liegt im zweiten s die Bildung mit ta, ti oder tu zu Grunde, die stets auf der Endung den Hochton trug, und das erste s war ursprünglich stets ein Dentallaut. Althochdeutsch Hassi, Hassio ist identisch mit Chattús bei Tacitus. Grundform: hadh-tás — das erste t ist assimilirt mit d oder dh, eben weil die Endsilbe -tas hochbetont war. Jedoch ist die spätere Entwicklung zu „ss“ frei von dem Tongesetz darzustellen und sie war um das Jahr 600 schon abgeschlossen, sodaß die zweite, hochdeutsche Lautverschiebung an „ss“ nichts mehr ändern konnte.

Wer also sehen und hören will, für den ist Chattús gleich Hesse. Freilich gelang dieser Beweis erst der Wissenschaft unserer Tage. Wer auf Grimm's Standpunkt eigensinnig stehen bleibt, kann hier nicht folgen. Denn die Wissenschaft ist eine lebendige Macht, bei ihr ist mehr denn irgendwo ein Haltmachen schon nach kurzer Zeit ein Rückschritt oder Verfall. Nur der ist ein wahrer Schüler Grimm's, des Begründers der Germanistik, der auf ihm fußend, über ihn hinausgeht: Jacob Grimm selbst würde diejenigen arg belacht und abgewiesen haben, die, weil sie ihn einst hörten, jetzt noch wissenschaftlich bei ihm stehen bleiben und auf des Meisters Worte schwören.

Doch zur Sache und verzeihen Sie, verehrte Anwesende, den bisherigen trockenen Ton, der sich in der Beweisführung kaum vermeiden ließ. Chattús erscheint also Laut für Laut gesetzmäßig entwickelt und dauert fort in Hesse!

Wo liegt aber nun das Hessenland?

Auf diese Frage kann uns allein wieder die Sprachwissenschaft, im Einzelnen die mit Hilfe der Lautphysiologie neu aufblühende mundartliche Forschung, Aufschluß geben. Und da regt sich zur Zeit rühriges Streben auf allen Gebieten, und auch hier kann Bausteine ein Jeder herbeitragen, wenn auch das Amt des Werkführers und Baumeisters technisch gelernt sein will. Zur Beihilfe aber möchte man alle Hessen auffordern und anspornen.

Der Wencker'sche Sprach-Atlas von Mittel- und Norddeutschland, der leider mit Lieferung I aufhörte, soll mit Beginn des Jahres 1890 neu und gesichert bis zu Ende in anderer Form erscheinen; er giebt bis in's kleinste im Kartenbilde deutlich den heutigen Lautstand wieder, so daß für jeden in Zukunft ein Nachprüfen leicht sein wird und ein Bild unseres Hessenlandes unschwer zu umgrenzen ist.

Daneben aber beginnt Dr. Bremer in Halle eine Sammlung von Grammatiken einzelner Ortsdialekte auf phonetischer Grundlage: Eine Darstellung der Hersfelder Mundart ist schon vollendet, eine solche der Gudensberger ist in Angriff genommen und hoffentlich finde ich bald Zeit zu einer Kasseler Grammatik. Auch hier kann jeder helfen durch Beiträge, zuerst durch Sammeln von Wortschatz und stehenden Redewendungen und dann durch Berichtigung von Tonfall und Klangfarbe. Ehe alle diese Vorarbeiten beendet sind, hat es mit einem ernsthaften Wörterbuch der hessischen Mundart noch gute Wege.

Also auf zur kräftigen Beihilfe! Die Zeitschrift „Hessenland“ oder jede hessische Zeitung ist der geeignete Ort, mundartliche Gedichte oder kleinere Erzählungen im Heimathdialekte zu bringen, auf schon Veröffentlichtes hinzuweisen sowie gesammelte oder einzelne mundartliche Ausdrücke zu besprechen. Denn, Gott sei Dank, ist jene Zeit vorüber, wo vielen die Volksmundarten als ein entartetes Hochdeutsch erschienen. Heute liest man Fritz Reuter und Karl Stieler und erfrischt sich am echten Born der Sprache und Dichtkunst. Die Mundarten sind das ältere und natürliche; sie haben ihr volles Recht neben der Schriftsprache, die sich aus ihnen neue Lebenskraft holen kann und soll, will sie nicht verknöchern.

Gestützt auf mundartliche Arbeiten und Versuche fand ich nun folgende Sprachgrenze des Hessenlandes, die freilich im Süden und Südwesten noch mannigfacher Verbesserung im Einzelnen bedürfen wird.

Im Norden hat sich die alte Scheide zwischen Nieder- und Mitteldeutsch nur unmerklich seit Jahrhunderten verschoben und wir Hessen liegen hart an der Sprachgrenze von der Ederquelle an bis nach Münden hin, also daß Winterberg,

Böhl, Wolfhagen, Zierenberg und Immenhausen schon auf sächsisch-westfälischer Erde liegen.

Dann springt die Sprachgrenze fast rechtwinklig um und läuft im Osten auf der Wasserscheide zwischen Fulda und Werra, also daß die Kreise Eschwege und Witzenhausen zum größten Theil, sowie die Umgegend von Sontra dem thüringischen Sprachgebiete schon anheimfallen.

Von dem hohen Rhöngebirge sodann läuft unsere Sprachgrenze, der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser folgend, zum Vogelsberg hinüber, dessen Nordabhang allein hessisch ist. Dann aber wird es schwierig weiterhin die Grenze vom Taufstein bis nach dem Ederkopfe hin zu ziehen; doch wird eine Linie über Laubach, Grünberg, Lollar und Gladenbach nicht allzuviel Abweichendes enthalten. Denn in die Thäler der Wohra, Ohm und oberen Lahn bis zur Einmündung der Salzböde sind die Chatten schon früh eingedrungen und haben diese Gegenden völlig und dicht besiedelt.

Wir haben damit als Umfang des Hessenlandes außer dieser Ausbuchtung in das Flußgebiet der Lahn abgeschlossen vor uns das Gebiet der althessischen Flüsse Fulda, Edder und Schwalm und weiter nichts. Die alte Gaueintheilung also genügt nicht völlig dafür, da außer dem oberen Lahngau und dem Hessengau noch Grenzgebiete des Grabfeldes und der Wettereiba einbezogen werden müssen.

Dieses unser Hessenland ist auch höchst wahrscheinlich fast völlig unverändert das alte Chattenland gewesen, wenn sich auch nicht läugnen läßt, daß in den politisch strittigen Grenzgebieten des sogenannten sächsischen Hessengaues, in den unteren Werragegenden und im Gaue Wettereiba die Chatten sich in größerer Anzahl niederließen und ansiedelten. Doch vermochten dieselben nur mehr oder minder deutliche Spuren in der dortigen Bevölkerung und Sprache zurückzulassen. Die große Wanderstraße der Chatten aber geht nach dem Zerfall des Römerreiches und Durchbrechen des limes Romanus südwestlich, Lahnabwärts und Moselaufwärts bis an die deutsch-französische Sprachgrenze, wie unser Landsmann Arnold in seinen „Siedlungen und Wanderungen“ so glänzend gezeigt hat. Sind wir also vollauf berechtigt, dort chattisch stark gemischte und von uns sprachlich beeinflußte Franken anzunehmen, also daß die Nassauer unsere nächsten Vettern sind trotz sprachlicher und geschichtlicher Unterschiede, so ist all jenes Gebiet doch kein reines Chattenland.

Dasselbe lag und liegt da, wo noch heute der Begriff „Hessenland“ in Sprache und Volksthum sich unverfälscht verwirklicht: nicht in dem fälschlich „Hessen“ genannten Großherzogthum, sondern im Königlich Preußischen Regierungsbezirk Kassel der Provinz Hessen-Nassau.

Vergleichen wir nun noch kurz das politische Gebilde dieses Bezirkes mit dem volksthümlichen Begriffe „Hessenland“, so ergeben sich folgende Abweichungen:

Fünf Theile des Hessenlandes sind im Laufe der Zeit abhanden gekommen und unterstehen deshalb heute nicht mehr der Königl. Regierung zu Kassel:

1. Der größere, südliche Theil des fürstlich Waldeck'schen Ederkreises; doch stand derselbe einst im engsten Lehnsverbande zu Hessen und gehört heute noch militärisch zum 3. Hessischen Infanterie-Regiment von Wittich.

2. Die Gegend um Landwehrhagen und gegenüber von Münden, womit 1252 die braunschweigische Hilfe erkauft wurde.

3. Der Nordabhang des Vogelsberges mit Grünberg, Alsfeld und Lauterbach. Dieses Gebiet ist seit 1604 darmstädtisch, militärisch aber heute dem XI. Armee-Korps angegliedert.

4. Das Hinterland mit Battenberg, Biedenkopf und Gladenbach, das von 1647—1866 darmstädtisch war, jetzt aber zum Regierungs-Bezirk Wiesbaden und im Gerichtsstande nach Marburg gehört,

und 5. das Gebiet des Ederkopfes, die Grafschaft Wittgenstein, jetzt zum Regierungs-Bezirke Arnsberg gehörig, dessen Söhne auch im XI. Armee-Korps dienen.

Gegenüber diesen fünf Verlusten gehören andererseits eben so viele Theile des Regierungsbezirkes Kassel nicht zum Hessenlande:

1. Der Kreis Rinteln, der seit fast 250 Jahren politisch mit Hessen vereinigt ist. Es ist die halbe Grafschaft Schaumburg und liegt auf niedersächsischem Boden, sodaß einem dortigen Zweigverein das Volksthum des Landes und seine Geschichte am besten zufallen würde.

2. Die Kreise Hofgeismar und Wolfhagen (außer Naumburg) sind westfälisch, bilden aber seit alter Zeit bis zum Reinhardswald hin den sächsischen Hessengau und tragen seit 642 Jahren mit Hessen Freud und Leid. Ebenso

3. Die Landschaft an der Werra: Die Kreise Witzenhausen und Eschwege nebst Sontra, welche thüringischen Ursprungs sind.

4. Im Kreise Schmalkalden, ebenfalls thüringischer Sprache angehörig, ist Platz für einen Henneberger Zweigverein, da trotz 500jähriger Beziehungen erst 1583 der volle hessische Besitz dort eintrat.

5. Das Fürstenthum Hanau, zu dem später die Reichsstadt Gelnhausen hinzutrat, kam erst 1736 durch Erbschaft an Hessen-Kassel, blieb aber bis 1816 völlig getrennt und selbstständig in der

Verwaltung und hatte 1736—1785 sogar zwei andere Regenten als das Hauptland. Für den dortigen Zweigverein liegt ein schönes Arbeitsgebiet vor in den Resten aus der Römerzeit und in der Geschichte der alten Grafschaft Hanau.

Hochverehrte Anwesende, blicken wir kurz zurück!

An Fulda, Edder, Schwalm, Ohm und obereu Lahn wohnten die Chatten und wohnen seit etwa dritthalb Jahrtausenden die Hessen, so daß ich mit Stolz die Worte Jacob Grimm's, des größten Sohnes des hessischen Stammes, wiederhole:

„Die Hessen sind, auszer den Friesen, der einzige deutsche volksstamm, der mit behauptetem alten namen bis auf heute unverrückt an derselben stelle haftet, wo seiner in der geschichte zuerst erwähnt ward..... dies in seinem beginne unvordenkliche, mit dem volksgefühl verwachsene einhaben angestammter stätte ist ein vortheil, aus welchem mehr als eine tugend fließt."

Ja fürwahr, verehrte Anwesende, der Bund zwischen Hessenerde und Hessenvolk ist ein urheiliger, dessen Entstehung hinaufreicht in die sagenhaften Nebel germanischer Vorzeit.

(Schluß folgt.)

Die industriellen Verhältnisse Hessens im Anfang dieses Jahrhunderts.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Von Kassels ehemaligen öffentlichen Zierden ist in diesem Augenblicke Folgendes zu bemerken: Weg ist das Meiste und zugleich das Schätzbarste aus der Bildergallerie. Das Gebäude selbst, nebst den in den Zimmern und Nischen befindlichen Gemälden und Porzellan-Sachen, sind dem Kriegs-Minister des Königs, als Geschenk zu Theil geworden. Den Rest von Gemälden hat man nach dem Museum geschleppt, wo es nicht der Mühe werth gefunden wird, sie in Ordnung zu bringen.

Das seit 1776 vorhandene Gebäude der Maler- und Bildhauer-Akademie dient jetzt dem Staatsrath von Müller zur Wohnung. Unter demselben Dache befindet sich die seit einem Vierteljahre etablirte Königliche Französische Buchdruckerei, woraus der Westphälische Moniteur hervorgeht. Der Unterricht für Maler und Bildhauer wird seitdem im Museum ertheilt.

Das Museum hat die besten Statuen und andere Kostbarkeiten verloren. Die Medaillen, obgleich nebst anderen Schätzen in Sababurg verborgen, konnten dem Schicksal des Auswanderns nicht entgehen.

Das herrliche, wohl eingerichtete Schulgebäude (Lyceum Fridericianum) ist, nebst den daran stoßenden Schulmeister-Seminarium, zur Hälfte in ein Finanz-Büreau verwandelt.

Das Kadetten-Haus, jetzt Ecole militaire. Dieses vom Landgrafen Friedrich II. im J. 1778 errichtete vortreffliche Institut war damals für vierzig Zöglinge bestimmt. Unter seinem Nachfolger wurde es mit dem Pagen-Institut vereinigt, und dadurch die Zahl der Zöglinge bis auf sechzig vermehrt. In der Folge verringerte sich diese Anzahl bis auf vierundzwanzig. Dagegen erhielten die sogenannten Junker, oder die Kadetten von den in der Residenz befindlichen Regimentern, freien Unterricht im Kadettenhause. Der jetzt regierende König hat das Institut nicht nur bestätigt, sondern auch die Zahl der Zöglinge auf fünfzig vermehrt. Davon leben zehn ganz frei; zehn bezahlen die Hälfte, und zehn zwei Drittel; die übrigen zwanzig müssen das Ganze für ihren Unterhalt und Unterricht, welches jährlich ungefähr 160 Rthlr. ausmacht, bezahlen. Es sind bei diesem Institute angestellt: der Gouverneur, gegenwärtig ein General; der Adjutant-Major, jetzt ein Kapitain, hat die militärischen Uebungen zu besorgen; ein Regiments-Quartiermeister, der die ganze Oekonomie zu halten und die Rechnungen zu führen hat. Professoren sind: Herr Kapitain Gaugreve, in der Mathematik und Kriegswissenschaft; Herr Rath und Professor Glaß, in der Geschichte, Geographie und Literatur; Herr Professor Matsko, in der Arithmetik; ein Professor der französischen Sprache; Schreibmeister. Seit kurzem erst sind ein Fecht- und Tanzmeister hinzugefügt worden. Das untere Personal besteht aus mehreren Aufwärtern und einem Portier. Das vorige Kadettenhaus ist geblieben, und nur mit einigen Erweiterungen und bequemeren Ein

richtungen verbessert worden. Die Unterhaltungskosten sind bisher aus der Kriegskasse zugeflossen.

Wie es mit der Hessen-Kasselschen Alterthümer-Gesellschaft gehalten werden wird, darüber ist noch nichts entschieden. Seit der politischen Veränderung ist weiter keine Sitzung gehalten worden.

Die seit 1765 in Kassel bestehende Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste, dauert ununterbrochen fort.

Das Observatorium ist ganz verschont geblieben.

Buchhandlungen sind gegenwärtig die von Griesbach und die von Krieger. Letzterer lebt in Marburg, wo er, so wie in Herborn und Gießen, ebenfalls eine Buchhandlung hat. Beide klagen erbärmlich über die jetzigen Zeiten. — —

Von anderen hessischen Orten, die ich nicht besuchen konnte, habe ich mir Folgendes berichten lassen:

Karlshafen, ist ein gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erbautes Städtchen; es liegt an der Weser, bequem zur Handlung und Schifffahrt. Seit ungefähr achtzig Jahren ist daselbst für herrschaftliche Rechnung ein Blaufarbewerk angelegt worden, welches unter der gegenwärtigen Leitung des Herrn Inspektors Bernstein, einen größeren Grad der Vollkommenheit erreicht hat. Ein Salzwerk. Hier wird auch Cideressig gebraut.

Allendorf, hat ein berühmtes Salzwerk, dessen jährlicher Ertrag sich auf 30,000 Rthlr. belaufen soll.

Groß-Almerode. Hier werden die weltberühmten hessischen Schmelztiegel verfertigt. Sie sind bis China verfahren worden. Thönerne Tabackspfeifen. Knicker oder Schüsser von Thon; man hat sich derselben auch zum Kartätschenschießen bedient. Vitriol- und Alaunwerke.

Hessische Ballen oder Rollen sind ein bekanntes grobes Linnen. Kaufleute kaufen es auf von den im Lande zerstreuten Leinwebern, und handeln dann im Großen damit. Gegenwärtig sind es vornämlich die Kaufleute Riemann in Lichtenau, Schröder in Spangenberg, Lappe in Rotenburg, und Scholl in Melsungen.

(Wird später fortgesetzt.)

Vom Tambour Braun.

Nach hinterlassenen Aufzeichnungen des Geheimen Regierungs-Raths Eduard Wendelstadt.

Von W. Rogge-Ludwig.

Gewiß hat es in den dreißiger und vierziger Jahren in Marburg keinen Studenten gegeben, der nicht den Tambour Braun gekannt und von den vielen ihm nacherzählten urkomischen Geschichten gehört hätte. Jetzt ist aber die Zahl derer, die sie noch mit erlebt haben, schon eine sehr geringe geworden und nun auch deren bester Kenner und beliebtester Erzähler mit dem Geheimen Regierungs-Rath Wendelstadt aus dem Leben geschieden. Kein anderer Student hatte aber auch mit dem in seiner Doppeleigenschaft als Tambour und Studentenstiefelwichser so originellen Menschen in näherem Verkehr gestanden, als der mit so vielem Humor begabte Studiosus Wendelstadt, der auch Pathe eines seiner Kinder geworden war, und wie oft hat er seine Freunde mit der Erzählung seiner mit Braun selbst erlebten Geschichten erfreut! Ihm stand dabei der bei den hier folgenden Mittheilungen schwer zu entbehrende Vorzug zur Seite, daß ihm, wie keinem anderen die Kenntniß des Dialekts seines Hersfelder Landsmanns und die Nachahmung seiner Sprechweise, die hier nur angedeutet werden können, zu Gebote standen.

Vor nun bald fünfzig Jahren wohnte ich mit meinem Studiengenossen Wendelstadt in Marburg in einem Hause und war hier häufig Zeuge von dessen Verkehr mit seinem Wichsiér, namentlich auch, wenn dieser Sonntags Morgens auf die durch Verleihung eines Butterbrots und eines Schnapses gestützte Aufforderung die Geschichte seines Lebens erzählte. Wendelstadt hat sie in späteren Jahren, gestützt auf alsbald gemachte Notizen, niederzuschreiben begonnen, aber leider unvollendet gelassen. Diese mir von ihm seiner Zeit zur Benutzung überlassenen Aufzeichnungen beschränken sich auf die erste militärische Dienstzeit Brauns in Breslau in einem preußischen Infanterie-Regiment, und mußten leider meine Bitten um Fortsetzung von Wendelstadt wegen seiner überhäuften Dienstgeschäfte und seiner dann beginnenden Kränklichkeit unerfüllt bleiben. Die Mittheilung dieses Bruchstückes möchte aber doch wohl den vielen Freunden Wendelstadts und namentlich allen, welche den alten Tambour noch gekannt haben um deswillen willkommen sein, weil ihnen darin schon der ganze Mann, wie er noch in ihrer Erinnerung lebt, wieder lebhaft vor Augen tritt.

Zuvor wird es aber nöthig sein, für diejenigen, welche ihn nicht mehr gekannt haben, einiges zu seiner Charakteristik mitzutheilen.

Braun war gegen Ende der dreißiger Jahre nach mehr als 20jähriger Dienstzeit, zuletzt bei dem 3. Inf.-Regiment in Hanau, nach Marburg als einziger Tambour zu der dort für die Bewachung der Eisengefangenen bestimmten Invalidenabtheilung gekommen. Hier beschränkte sich sein Dienst, außer seiner nur selten vorkommenden Verwendung zur Ordonnanz des Stadtkommandanten, auf das allabendliche Schlagen des Zapfenstreichs, und war ihm, da er im Besitze einer sehr zahlreichen Nachkommenschaft war, ebenso, wie seinen im Dienst altgewordenen Kameraden gestattet, sich den nöthigen Nebenverdienst als Stiefelwichser der Studenten zu erwerben. Als solcher war er sehr beliebt und gesucht, nicht, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, wegen seiner Schlauheit und Gewandtheit, wohl aber wegen seiner Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und Propretät, bei welcher immer der alte Soldat erkennbar war. Auch in seiner äußeren Haltung zeigte er sich als solchen, wenn diese auch in seinen vorgerückten Jahren bei seiner kleinen Statur oft einen etwas komischen Eindruck machte. Zufällig war ich einmal Zeuge davon, wie sein militärischer Sinn mit seiner Beschäftigung als Stiefelwichser in Collision gerathen war. Ich war eines Morgens bei Wendelstadt, als der als Dichter und Mineralog bekannte Philipp Braun, damals Lieutenant bei der Marburger Garnisonskompagnie zu jenem zu Besuch kam. Wir begleiteten ihn bei seinem Weggehen auf den Gang und bemerkten hier an der Tapetenwand einen großen Fettflecken. Braun, darüber zur Rede gestellt, erklärte, der Herr Lieutenant sei gekommen, als er gerade sein Butterbrod in der Hand gehabt, und habe er dieses nur dadurch aus der Hand bringen können, um diese an die Hosennath zu legen und Possentur zu machen, daß er es hinter sich an die Wand geklebt habe. In seiner Eigenschaft als Tambour hatte er immer große Anerkennung gefunden, er war aber auch so stolz auf seine Kunst und sein Instrument, wie es nur der größte Geigenvirtuos sein konnte. Mit der größten Entrüstung erzählte er, daß ihn einmal eine Frau habe engagiren wollen, in ihrem Keller eine Zeit lang zu trommeln, um die Ratten daraus zu vertreiben, der habe er aber gesagt, zu so was sei ein kurfürstliches Instrument nicht da. Die bekannteste der vielen von ihm erzählten Geschichten ist die von dem verlorenen Brief. Eines Tages war er an der Postschalter mit den Worten erschienen „Hier habe ich einen Brief vom Herrn General", der Brief war aber nicht da und von ihm unterwegs verloren worden. Als er dann zurückgegangen, und unter Klagen, daß er einen Brief verloren, auf der Straße danach gesucht, war ein Mädchen mit einem Brief in der Hand zu ihm getreten und hatte gesagt, sie habe einen Brief gefunden; Braun wies sie aber mit den Worten ab „ja Mädchen, dann passen mer nit zusammen, ich habe einen verloren."

Von den Erlebnissen Wendelstadts mit Braun, seien folgende erwähnt. Er erzählte: Ich hatte einmal ausnahmsweise zwei paar Stiefel an einem Tage gebraucht und diese zum Putzen vor die Thüre gestellt. Da kam am andern Morgen Braun ganz aufgeregt mit einem Paar vor mein Bett und sagte „Sehen Sie mal, was Sie da für sonderbare Stiefeln haben, die passen gar nicht zusammen, die sind ja alle beide links geschäftet und die andern draußen passen auch nicht zusammen, die sind beide rechts geschäftet." Eines Abends hatte ich etwas lange irgendwo mit Freunden übergekneipt und einen derselben, der den Heimweg nicht gut finden konnte, mit in meine Wohnung genommen und in mein Bett gelegt, mir selbst aber ein Lager auf dem Sopha bereitet. Am andern Morgen war Braun zuerst in die Schlafstube gekommen; hatte aber auf seine gewöhnliche Begrüßung „Guten Morgen Herr Wendelstadt" keine Antwort erhalten und war bald darauf in mein Wohnzimmer getreten. Als er mich hier auf dem Sopha liegend fand, ließ er vor Schrecken die Stiefeln, die er in der Hand trug, zur Erde fallen und rief ganz entsetzt aus „Herr Gott, Herr Wendelstadt, da liegen Sie ja noch einmal."

Im Anschluß hieran theilen wir nun in Folgendem mit, in welcher Weise Braun seiner Zeit Wendelstadt nach dessen Aufzeichnungen Mittheilungen aus seiner ersten Lebensperiode gemacht hat.

„Ich bin von Hersfeld gebürtig. Meine Mutter war ein schönes Frauenzimmer und merkwürdig ausgeziert, ich bin ganz auf sie geartet mit der Possentur und dem majestätischen Blick, wo ich hingucke, da weiß ich gleich, wie viel Uhr daß es ist. Ja wie konnte ich denn auch auf meinen Vater arten, den habe ich ja gar nicht gekannt und weiß gar nicht, wer es gewesen ist. Ich hatte immer ein abortiges Plaisir an dem Milletärstand, der lag mir scharf in den Knochen, ich glaube, ich bin mit der Trommel und dem Tornister auf die Welt gekommen.

In der Schule bin ich nicht lange gewesen, von wegen der Gescheidtigkeit. Der Herr Rektor Beisheim, Gott hab'en selig, hat gar manchmal einen ludermäßigen Zappenstreich auf mir herum getrommelt. Zuletzt hatte ichs dicke, dachte „krieg du die Kränk" und ransonirte mich zur Kappelgasse hinaus. Wie ich aufs Markt komme, steht da Königlich Preußisches Milletair, das aus dem Krieg gegen Frankreich zurückkam, vor der Hauptwache und ich gleich hin, Possentur gemacht und frage „haben der Herr Hauptmann was zu be-

ehlen? Ja wohl, Braun, sagte der Herr Hauptmann, geh' hin und hole mir ein halb Kännchen und einen frischen Wecke. Das holt' ich in vollem Pleng Karree und wie ich wieder kam, schurri — stach mir der Herr Hauptmann einen hinter die Ohren und sagte „verdammter Schweinepelz, wie kannst du mir den Wecke in deiner schmutzigen Lausekappe bringen." Zu befehlen, Herr Hauptmann, sagte ich, meine Kappe ist so rein, da kann'mer Pfannkuchen drin backen.

Das Königlich Preußische Milletär war auf der Route nach Breslau, Residenzstadt Schlesingen in Polen drein, und weil der Herr Hauptmann und die ganze Mannschaft so freundlich mit mir gethan, so machte ich mit. Das was aber ein mordmäßig kalter Winter. Schon in Eisenach hatte ich Nase und Ohren erfroren, daß sie rappelten wie altes Eisen, und in Bunzlau war mir an einem Fuß der kleine Zehen ganz abgefroren und im Stiefel stecken geblieben. Der ist aber auch wieder angewachsen. Ja, da brauchen Sie nicht zu lachen, da können Sie noch jetzt alle Leute in Bunzlau fragen; fangen sie nur vom Tambour Braun an. Das kam aber von der Bärenwurzel, die ich brauchte. Die thun Sie nur immer in Ihren Branntwein, denn die verstärket die Natur und ist vor alle Schäden gut.

In Breslau wurde ich Tambour bei dem Königlich Preußischen 32. Inf.-Regiment, 3. Kompagnie, Hauptmann von Ramplitzki.

Sie meinen wohl, Herr Wendelstadt, die Trommel wäre leicht zu lernen? Das glauben Sie aber ja nicht! Das ist ein ludermäßiges Instrument, die hat 9 lebendige Teufel im Leibe, da muß man den Verstand im Handgelenke haben, denn da sitzt alles drin, zuletzt müssen die Finger nach den Trommelstöcken stehen. Hier in Marburg giebt's gewiß viele gescheidte Professoren, aber wenn sie die Trommel lernen wollten, da sollte es was Schönes geben, da flögen gewiß die Trommelstöcke in der Luft herum wie die Spatzen.

Ich habe aber 'nen lernschen Kopp und hatte es bald gelernt. Wenn ich in Breslau vor der Kumpanie herging und mir das Herze so recht nach dem Schlagen stand, da rissen sie alle Fenster auf, abortig die Frauenzimmer. Da hieß es dann „das ist ein alerter Mensch, der schlägt die Trommel, daß einem das Herze im Leibe lacht."

Die Frauenzimmer dorten sind meist schwarz wie der Teufel, und haben Augen im Koppe wie ein Schandarm, sie binden galante Locken vor, haben weise Striffel um den Hals und kapezienerrothe Kleider an. Das ist ein Zierrath!

Ich hatte in Breslau eine Liebste, die konnte tanzen, das war eine wahre Raretät. Wann ich mit ihr tanzte, wars meinen Kummeraden allemal ein Stich ins Herze, die that mir keiner gönnen, vorablich ein Pfeifer nicht von unserer Kumpanie.

Vor den Pfeifern müssen Sie sich wahren, Herr Wendelstadt, das sind ale schlechte Kerls, die haben den Teufel im Leibe.

Der Pfeifer hatte einen höllischen Hassard auf mich und schnitt immer ein Gesichte, wie ein Chausseegelderheber, und zuletzt hat er mich um meine Liebste gebracht. Das hat mich schwer schackenirt und mir bald das Herze abgestoßen. Allemal wann mir der Pfeifer begegnete, stieg Gift und Galle in mir auf und mußte ich ein Kännchen trinken, ums 'nunterzudrücken, sonst hätt's ein Unglück gegeben. Aber seit der Zeit schlug ich die Trommel noch einmal so gut, weil ich daran mein ganzes Gift auslassen that.

In Breslau sprechen die Leute polnisch, das ist aber leicht zu lernen, leichter wie das Trommelen, und Se mögen's glauben oder nitt, das sprechen da schon die kleinen Kinner. Ich hab's gleich gelernt und kann es noch sprechen. Wenn mer ins Wirthshaus kommt, sagt mer „schen Dower" das heißt guten Abend, dann „Wotki, das heißt Schnaps und wenn mer weggeht, sagt mer „Dower notsch" das heißt gute Nacht. Seh'n Se, das ist polnisch.

Sehr ecklich viele Juden giebts da und die sehen gar närrisch aus, sie tragen einen langen Tralar, haben einen struppigen, langen Bart und das Haar hängt ihnen in langen Strähnen um den Kopf, hinter den Ohren haben sie Locken. Gerade so sieht der ewige Jude aus, den ich nachher mal gesehen habe, wie ich in Hersfeld in Garnison lag. Ich kam mal an 'nem Sonntag, als es schon Dämmerung war, von Friedewald her an ein altes Gemäuerze, welches neben der Straße im Wald liegt. Das war einmal eine Kirche und darum herum lag ein Dorf, das aber schon vor 400 Jahren im Kriege verdemolirt ist und von dem nichts mehr zu sehen ist, als das alte Kirchengemäuerze. Wie ich mir das angucke, kommt auf einmal so ein himmellanger polnischer Jude mit einem zwei Fuß langen schneeweißen Bart und einem ganz verrungenirten Hut auf dem Kopfe auf mich zu und guckt mich mit seinen Augen an, als wenn zwei Bankenetter auf einmal auf mich eingingen. Ich bot ihm die Zeit und wollte machen, daß ich wegkam, da rief er mich aber mit einer gruseligen Stimme an „He, Tambour, liegt denn nicht hier ein Dorf, das sich Giesel schreibt?" Als ich ihm sagte, daß davon seit 400 Jahren nichts mehr übrig sei, als dies alte Gemäuerze, war er sehr verwundert und brummte in den Bart „wie ich zuletzt hier war, da stand das Dorf noch und habe ich bei dem Herrn Pfarrer eine Erbsensuppe gegessen." Sie wissen, Herr Wendelstadt, daß ich mich vor 9 lebendigen Teufeln nicht fürchte, ich will mit dem

Teufel und seiner Großmutter aus einem Napfe essen, wie ich das aber hörte, da standen mir die Haare bolzenstrack in die Höhe und ich lief, als ob 66 Stück Eisbären hinter mir her wären. Seh'n Se, das war Ihnen der ewige Jude, sonst hätte er nicht vor 400 Jahren bei dem Pfarrer Erbswurst essen können. Nachher erzählten sie in Hersfeld, sie hätten ihn da auch gesehen, er habe bei dem Jude Dellevie geschnorrt.

An die Geschichte will ich mein Lebtage denken.

Am besten hat mir in Breslau, Residenzstadt Schlesingen, der Taback geschmeckt. Der kommt mehrstentheils von Ohlau her aus dem Türkenland, das nicht weit hinter Schlesingen liegt und wo man den besten Taback baut. Das Pfund kostete eine Mise (2 albus) das heißt auf polnisch „2 Böhm". Der ist mir lieber, wie hier unser rother A. B. Wenn ich den rauche und in die Lahn spucke, dann krepiren die Fische davon.

In Breslau ist auch 'ne Uneverschetaet, wo viele vornehme Herrn studiren. Die geh'n viel ins Wirthshaus und können saufen, wie die Haiducken und, was ein richtiger Senior ist, der frißt dann auch noch das Branntweinglas mit hinunter. Die Uneverschetät steht unter dem Herrn Bischoff. Der konnte mich besonders gut leiden, denn ihm ging nichts über einen guten Tambour. Darum hatte er sich an unsern Herrn Oberstleutnant gewendet, daß ich ihm zweimal die Woche die Trommel in seinem Quartier schlagen durfte. Ich mußte es immer thun, wann er an seiner Predigt schrieb und hat er da manchmal zu mir gesprochen: „Braun, Sie schlagen mir die Predigt aus dem Kopfe, da ist Kraft drin, wenn's noch so fest sitzt, Sie schlagen's mir heraus." Ich muß sagen, ein gemeiner Mann war der Herr Bischoff nicht, er that mich gut bezahlen, und die Jungfer Köchin, die auch ihre Freude an meinem Trommeln hatte, hat mir manchen guten Bissen in den Tschacko gesteckt. Der Herr Bischoff verstand was vom Trommelen, dem werden, wenn er noch lebt, die neumodigen niedrigen Trommeln, die wie Kastrollen aussehen, auch nicht gefallen. Die klingen ja, als wenn man mit 'nen hölzernen Kochlöffel auf 'nen todten Juden schlägt. Wenn der sich jetzt mit so'ner Trommel die Predigt aus dem Kopfe schlagen läßt, dann wird se auch dernach sein."

Hier enden die Aufzeichnungen Wendelstadts. Braun wurde in den fünfziger Jahren als Tambour in das Invalidenhaus zu Karlshafen aufgenommen und hat hier bis zu dessen im Jahre 1866 erfolgter Auflösung allabendlich mit derselben Begeisterung wie in Marburg den Zapfenstreich getrommelt. In Karlshafen sah Wendelstadt nach vielen Jahren seinen alten Wichsiér einmal wieder, worüber er Folgendes erzählte.

„Ich war dort in den sechziger Jahren in Dienstgeschäften anwesend und ließ mir meinen alten Freund in das Gasthaus, in welchem ich abgestiegen war, rufen. Obgleich er mich nicht wieder erkannte, nahm er doch meine Einladung zum Essen und einer Flasche Wein ohne Umstände an und erzählte auf mein Befragen, wie es ihm jetzt ginge, immer noch, ohne mich zu erkennen, aus seinem früheren Leben und von einen jetzigen Verhältnissen. Als ich ihn aber an einige specielle mit ihm erlebte Marburger Geschichten erinnerte, sprang er auf und rief voller Freude „Gott verdamm mich, ich glaube, es ist das Luder der Wendelstadt."

Nach einer mir gemachten Mittheilung hat der brave alte Soldat nach 1866 bei einem seiner Söhne erst in Dortmund und zuletzt in Hamburg gelebt, und ist dort erst vor wenigen Jahren gestorben.

Mit ihm ist ein Original dahingegangen, welches in auch nur ähnlicher Weise in der jetzt alles nivellirenden Welt niemals wiederkehren wird.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus dem 30jährigen Kriege. Fünf Jahre waren vergangen, seit auf Deutschlands Boden der große Krieg entfesselt worden war, der nach und nach immer weitere Kreise mit seinen Schrecknissen erfüllte. Noch hatte das hessische Land bis dahin diese nicht zu erleiden gehabt, obwohl verschiedene Durchzüge schon einen Vorgeschmack dessen gewährt hatten, was dem Lande bevorstehe, wenn es in den Krieg eintreten würde. Sein Fürst, Landgraf Moritz, hatte sich dem Kaiser nicht als Anhänger gezeigt, doch auch, da seine Landstände ihm die Mittel zur Rüstung nur widerstreben d und stückweise gewährten, nicht in offener Feindschaft gegen das Reichsoberhaupt sein Banner erhoben. Tilly bat im Februar 1623 den Landgrafen um freien Durchzug für sein Heer, die Verhandlungen mit ihm blieben ohne Ergebniß und mit dem Anfange des Monats Mai brachen die ligistischen Heersäulen von der Wetterau her in Hessen ein. Der Bischof von Würzburg hatte auch vier Regimenter zu dem Heere geworben, welche von den Obersten Schmitt, von Truchseß, von Gronsfeld und von Schönberg befehligt wurden; sie rückten am Sonnabend vor Pfingsten in Hessen ein, zu welchem Zeitpunkte Tilly bereits Hersfeld besetzt hatte. Schönberg lagerte sich im Kloster Kreuzberg (jetzt Philippsthal)

ein, wo er 15 Tage blieb, Truchseß in dem Städtchen Vacha.

In diese Tage fiel ein Begebniß, welches an sich ungerechtfertigt, kaum aus dem in dieser Landschaft seither Vorgefallenen erklärlich, traurige Folgen haben sollte. Zwei Schönbergische Reiter kamen in der Nähe des an der Werra gelegenen Dorfes Heringen vorüber, als sie von einem Trupp Bewohner desselben angefallen wurden, dem Einen glückte es unter Verlust seines Mantels zu entkommen, während der Andere gefaßt und vom Pferde gerissen wurde. Nachdem er auf das grausamste mißhandelt worden war, beraubte man ihn aller seiner Kleider, hob ihn halbtodt auf sein Pferd und führte den Unglücklichen begleitet von der tolljubelnden Menge am Ufer der Werra hinab, bis man eine tiefe Stelle des Flußes erreichte. In diese stürzte man ihn sammt dem Rosse. Indessen weckten die Fluth und die Todesnoth des Forttreibenden Kräfte und, des Schwimmens kundig, gelangte er an das andere Ufer der Werra. Doch alsbald eilten einige aus dem Haufen nach der Brücke von Widdershausen, dem Reiter den Weg abzuschneiden. Als sie ihn wieder eingefangen hatten, schleppten sie ihn zur Werra, banden einen schweren Stein an seinem Halse fest und stürzten ihn dann in den Fluß, der sein Opfer diesmal nicht wieder herausgab.

Es scheint, daß das ganze Dorf sich wie in trunkenem Zustande befunden habe, denn nicht Einer muß wohl an die Rache gedacht haben, welche unausbleiblich vorauszusehen war. Sie folgte der Frevelthat auf dem Fuße. Kaum war die Menge zum Dorfe zurückgekehrt, so erschien infolge der von dem geflüchteten Reiter gemachten Anzeige eine Abtheilung Schönbergischer Reiter vor der Brücke von Heringen. Die Männer des Dorfes griffen sofort zu ihren Feuerrohren und beschossen die Reiter. Diese sandten indessen, ohne gleich den Kampf aufzunehmen, einen Trompeter vor; selbst auf diesen wurde anfänglich geschossen und nur mit Mühe gelang es ihm, sich Gehör zu verschaffen Er hatte die Auslieferung des in den Händen der Bauern gebliebenen Reiters und für den Fall, daß letzterer getödet sei, diejenige der Thäter zu fordern; es sollte dann dem Dorfe kein Leid geschehen. Würden sie aber die Schuldigen nicht ausliefern, so stände ihr und des Dorfes Untergang bevor.

Die trotzige Antwort war: nichts gestehen wir euch zu, als Kraut und Lot und die Spitze des Degens! Nochmals warnten die Reiter und stellten in Aussicht, bald stärker wieder zu erscheinen. Auch tauchten jetzt in den Köpfen Mehrerer der erregten Heringer Gedanken an drohendes Unheil auf, sie eilten zum Pfarrhause, wo sie sich sicher wähnten. Die Hauptzahl erwartete den Feind. Dieser ließ auch nicht lange auf sich warten, und die Reiter drangen von allen Seiten in das Dorf ein. Die Bauern hatten sich getheilt, ein Haufe vertheidigte den Uebergang über die Werrabrücke, der andere warf sich denen entgegen, welche von oben her das Dorf angriffen. Nicht lange blieb der Kampf der ungeordneten undisciplinirten Masse gegen die geübten Kriegsmänner unentschieden, die Bauern wurden überwältigt, warfen die Gewehre weg und suchten sich zu retten. Viele wurden niedergeschossen, eine große Zahl verwundet, darunter auch die Frau des Pfarrers, einige, darunter der Pfarrer, gefangen gemacht und nach Heimboldshausen zum Profoß-Lieutenant des Regimentes gebracht. Das Dorf aber, welches 150 Männer zählte, wohlhabend und seither von allen Kriegsnöthen verschont geblieben war, wurde der Plünderung preisgegeben. Die verzweifelnden Bewohner vermochten nur mit größter Mühe den Obersten Schönberg milder zu stimmen, sodaß er seinen Befehl, Heringen niederzubrennen, zurücknahm, dafür legte er aber dem Orte eine Brandschatzung von 1000 Gulden auf. Es war den Ausgeplünderten nicht möglich, diese Summe zusammen zu bringen, für welche der Pfarrer mit den anderen Gefangenen als Geiseln dienen mußte; erst als der Geistliche losgegeben wurde, um das Geld zusammenzuborgen, gelang ihm dies. Wie Geier sich nach dem Aase ziehen, war zu der Plünderung Heringens durch Schönberg's Reiter — eine Züchtigung für den Mord ihres Kameraden — ein Theil des doch nicht betheiligten Truchseßischen Regiments herbeigeeilt und half rauben. Zeichen der Zuchtlosigkeit, welche der Krieg erzeugte.

So war die vermuthlich von einem Einzelnen veranlaßte Missethat grausam gesühnt worden, eine *Anzahl Unschuldiger mit Schuldigen niedergemetzelt* und der Wohlstand der Dorfschaft für lange Zeit hinaus zerstört worden. Zwei Tage vor dem Eintreffen des Schönbergischen Regimentes war das Schmitt'sche in Heringen einquartiert gewesen, mancher Bauer mußte 20—30 Mann in seinem Hause aufnehmen und hatte, der neuen Last ungewohnt, sie als sehr drückend empfunden, obwohl die fremden Krieger Niemanden etwas zu leide gethan hatten, soweit die Aufzeichnung über diese Tage Kunde giebt.

Die Begebenheit spiegelt in engem Rahmen ein Bild wieder, welches die Entwickelung des großen Krieges zu seiner Furchtbarkeit darstellt. **v. St.**

D a s N a p o l e o n s f e s t. Vor einiger Zeit wurde uns ein den obigen Titel tragendes Spottgedicht aus der Westphälischen Zeit mitgetheilt, welches vielleicht für manchen Leser des „Hessenlandes“ nicht uninteressant ist. Soviel wir wissen, ist dasselbe noch nicht gedruckt, wir lassen es also nach einer alten Abschrift hier wörtlich folgen.

Auf Napoleonshöh' genossen
Diesen fünfzehnten August
Kassels Schützen unverdrossen
Eine königliche Lust.

Denn der Maire, brav und bieder,
Wie es wenig Maires sein,
Lud gesammte Schützenbrüder
Zum Napoleonsfeste ein.

„Unser König giebt euch Allen“,
Sprach er, „auf Napoleonshöh'
Bloß allein euch zu Gefallen
Offen Ball und Assemblée.

Drum erkennt die große Gnade
Und macht euch durch Putz ihr werth,
Zeigt, wie ihr im höchsten Grade
Euren guten König ehrt.

Laßt euch Uniformen machen,
Schafft euch seidne Strümpfe an
Und spart nichts an euren Sachen,
Was euch Ansehn geben kann.

Laßt vorzüglich eure Weiber
Mit Geschmack gekleidet sein,
Schwarze oder weiße Kleider
Werden hierzu schicklich sein.

Sorgt, daß sie im höchsten Glanze,
Schön wie Frühlingsrosen blühn;
Denn der König wird zum Tanze
Huldreich jede Dame ziehn.

Auch zur Tafel wird der König
Höchstselbst gegenwärtig sein,
Und dann werden sie nicht wenig
Ueber euren Putz sich freun.“ —

Kaum war dies im schönsten Bilde
Unsrer Stadt bekannt gemacht,
Als die ganze Schützengilde
War auf ihren Putz bedacht.

Schmiede, Schuster, Bader, Schneider,
Putergott und Lobesang (?)
Schafften alle neue Kleider
Sich zum großen Feste an.

Gleich als ob's zum Tode ginge,
Wurde schlaflos manche Nacht
Voll Erwartung aller Dinge
Von den Weibern zugebracht. —

Endlich kam der längstersehnte,
Längstgewünschte Augenblick,
Wo so manches Weibchen wähnte;
Heute blüht ihr schönstes Glück.

Eh' die Sonne ihre Kreise
Um den Erdball konnte drehn,
Sah man schon zur großen Reise
Alles fix und fertig stehn.

Ganz in ihrem Glück versunken
Trabte alles, groß und klein,
Von Vergnügen wonnetrunken,
Lustig nach dem Weißenstein.

Greise und Matronen wallten
Keuchend hin in Schritt und Trab,
Und um Kraft zur Eile schallten
Seufzer zum allmächt'gen Gott.

Schützen und die Bürgergarde
Eilten da im schnellsten Lauf
Stolz, als wie die Leoparden
Nach Napoleonshöh hinauf.

Jeder suchte vor dem andern
Eifernd immer mehr und mehr
Mit Gewalt vorbei zu wandern
Zum Genuß der ersten Ehr'.

Endlich sind sie angekommen,
Endlich ist ihr Ziel erreicht,
Doch wie sie ihr Glück vernommen,
Seht, wie da ihr Teint sich bleicht.

Voller Sehnsucht, voll Verlangen,
Hoffte alles, klein und groß,
Daß der König sie empfangen
Werde, in dem schönen Schloß.

Doch vergebens war ihr Warten,
Ganz vergebens ihre Müh';
Denn der König war im Garten
Und gedachte nicht an sie.

Tröstend sprach nun eins zum andern:
„Auf den Abend gehts erst los,
Laßt solang herum uns wandern!
Abends gehen wir in's Schloß.“

Alle Wasserkünst' und Bäche,
Die Fontainen groß und klein
Sprudelten zur freien Zeche
Heute lauter Gänsewein.

Wetterennen, Klettern, Springen,
Ein verbrannter Luftballon,
Krönten heut vor allen Dingen
Dieses Fest Napoleon.

Durch die große Menschenmenge,
Die das Schauspiel wollte sehn,
Wollten sich die Schützen drängen,
Um als erste da zu stehn.

Mancher hat in seiner Größe
Sich wohl Wunder was gedacht,
Doch mit derben Kolbenstößen
Wurden sie zurückgebracht.

Doch dies alles konnt nicht schrecken
Unsre Schützenbrüderschaft,
Sich mit Ehre zu bedecken,
Hofften sie noch diese Nacht.

Doch vergebens war ihr Harren,
Niemand kam und rief sie ab.
Daher liefen wie die Narren
Sie zum Schloß im schnellsten Trab.

Sieh', in ihren schönsten Kleidern
Stellte sich die Schützenschaar
Sammt den allerliebsten Weibern
Auf dem Platz des Schlosses dar.

Einer — und gewiß der Beste —
Frug den dienenden Laquai:
Wo denn zu dem heut'gen Feste
Der Salon bereitet sei?

Dieser, der von gar nichts wußte,
Half sie bald aus ihrem Traum
Und sprach: „Für so schön geputzte
Herrn ist überall noch Raum.

Dort im Wirthshaus, hab ich immer
Noch von jedermann gehört,
Giebt es groß und kleine Zimmer,
Wie man sie vom Wirth begehrt.

Wollt ihr euch dahin begeben,
Meine schönen Damen und ihr Herrn,
So kann ich mein Wort euch geben:
Dieser Wirth, der sieht euch gern." —

Wie man sieht, ist das Gedicht nichts weniger als ein Meisterwerk der Dichtkunst und nur wegen des behandelten Stoffes von Interesse. Das Ereigniß, auf welches es sich bezieht, ist wohl die Feier des kaiserlichen Geburtstages im Jahre 1810. Schon im Jahre zuvor war dieses Fest mit außergewöhnlichem Aufwand und Glanz in Kassel begangen worden, der aber durch die Pracht der Feier des Jahres 1810 noch bei weitem übertroffen wurde. Das „Napoleonsfest" fand diesmal auf der zu Ehren des Kaisers so umgetauften „Napoleonshöhe" statt, wohin nicht nur die ganze Bevölkerung der Hauptstadt und ihrer Umgebung, sondern auch sehr viele Menschen aus weiter entfernten Departements des Königreiches zusammenströmten. Für Vergnügung des Publikums war durch Schaustellungen und andere Belustigungen jeglicher Art reichlich gesorgt. Tausende von Menschen erfreuten sich da an dem herrlichen Schauspiel, welches die springenden Kaskaden und die übrigen Wasserkünste gewährten. In dem oberen Theile der Wilhelmshöher Allee, von Wahlershausen an, standen Budenreihen mit Lebensmitteln und Erfrischungen aller Art. Dort waren auch die in dem Gedicht erwähnten Kletterbäume aufgestellt, an deren Spitze glänzende Preise, bestehend in Uhren, silbernen Löffeln u. dgl. die Jugend anlockten. Auch ein Luftballon — damals noch eine Seltenheit — wurde steigen gelassen. Unser Gedicht gedenkt in der 23. Str. seines unglücklichen Schicksales. Er gerieth nämlich in Flammen und setzte dazu noch beim Niederfallen ein Kornfeld hinter dem alten Treibhause in Brand. Um das Feuer zu löschen, ließ man durch Chevauxlegers die reifen Aehren niederreiten. — Eine eigenartige Huldigung wurde dem Königspaar durch einen Schwälmer Brautzug dargebracht, welcher auch einen seiner volksthümlichen Tänze vor dem Schlosse aufführte. Ein andrer Tanz, an welchem sich alle Stände, ja sogar der Hof betheiligten, fand auf der Plantage statt. Am Abend war Ball im Schloß, zu dem diesmal auch die Offiziere des Kasseler Schützenkorps und der Nationalgarde mit ihren Frauen eingeladen waren. Auf diese Einladung wird sich wohl der Hauptsache nach unser Gedicht gründen. Aber leider vermögen wir nicht mitzutheilen, wie es sich mit der Enttäuschung, welche die guten Schützen erfuhren, verhält; denn die Pointe des Gedichtes bildet doch der Umstand, daß die Schützen sich zuletzt betreffs der Einladung gefoppt sahen. Prof. Fr. Müller, an dessen Werk „Kassel seit siebzig Jahren" wir uns auch in der obigen Schilderung gehalten haben, gedenkt dieses Umstandes mit keinem Wort und erwähnt nur (l. c. I. p. 28.), daß „die Ehre der Einladung zum Hofball viele Köpfe verwirrt habe." — Vielleicht ist unter den Lesern des „Hessenlandes" jemand in der Lage, hierüber, sowie auch über Namen und Person des Verfassers des Gedichtes, die uns leider ebenfalls unbekannt sind, uns nähere Aufschlüsse zu ertheilen.

Ph. L.

Aus Heimath und Fremde.

Am 2. November fand zu Dresden die Vermählung der Prinzessin Karoline Louise von Ardeck, der jüngsten Enkelin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, mit dem Grafen und Edlen Rudolf von Lippe-Biesterfeld, erbherrlicher Linie, statt. Die Trauung wurde in der Sophienkirche durch den Hofprediger Lic. theol. Benz vollzogen.

Vor einigen Tagen brachten hiesige Zeitungen eine sehr befremdliche Nachricht. Nach derselben soll vom 27. bis 30. d. M. in Köln eine Versteigerung von Kunstsachen, Mobilien, Gemälden 2c. aus dem Nachlasse des Fürsten Moritz von Hanau stattfinden. Darunter befinden sich auch Andenken an die Kurfürsten Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm I., so eine komplete Uniform der hessischen Garde du Korps, ein Militärrock mit Epauletten des hessischen Garderegiments, welche der letzte Kurfürst getragen hat, ferner Orden, die Kurfürst Wilhelm II. getragen hat, sodann auch die Uhr, welche dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. in Prag von treuen Hessen zum Andenken verehrt worden ist, u. s. w. Dem Vernehmen nach läßt die Gräfin Bentzel-Sternau, Nichte des Fürsten Moritz, Tochter der Prinzessin Alexandrine von Hohenlohe-Oehringen, der zweiten Tochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, als testamentarisch eingesetzte Erbin, die Sachen zum Verkauf bringen. Ein solches Verfahren, soweit es die persönlichen Erinnerungsstücke betrifft, widerspricht den Begriffen von Takt und Pietät, wie sie einmal bei uns auch in bürgerlichen Kreisen bestehen. Hoffentlich gelingt es, wenigstens die Orden und Uniformen, sowie die 1869 dem letzten Kurfürsten gewidmete Uhr vor den Händen der Trödler zu retten. In dieser Hinsicht macht der „Kasseler Spaziergänger“ in der Sonntagsnummer des „Tageblatt's“ bei Besprechung der Angelegenheit einen Vorschlag, der sich u. E. der Beachtung empfiehlt. Er schreibt: „Nun haben wir hier ein von der Tochter Wilhelms II., der Gräfin Bose, gestiftetes Hessisches Museum, welches außer für Werke hessischer Künstler ganz speciell zur Aufbewahrung hessischer Erinnerungen bestimmt ist. Was in dem Gebäude bisher angesammelt worden, hat die Oeffentlichkeit noch nicht beschäftigen können, da der Weg zu demselben noch nicht allgemein zugänglich ist, bei dieser Gelegenheit aber dürfte wohl das Hessische Museum ein Lebenszeichen nach außen hin von sich geben und bei der Auktion diejenigen Stücke, welche an das erloschene Regentenhaus erinnern, der Privatspekulation entreißen.“

Vor einigen Wochen stand an dieser Stelle die Mittheilung: daß der vor langen Jahren von Herrn Oberstlieutenat a. D. J. von Bardeleben gegründete und bis jetzt geleitete „Lesekranz“ sein Ende finden müsse, weil der verehrte Herr, wegen vorgerückter Jahre, Entlastung wünsche und keiner der Theilnehmer sich geeignet fühle, ihn zu ersetzen. Heute sind wir in der angenehmen Lage, melden zu können, daß es den vereinten Bitten der vorwiegend aus alten Hessen bestehenden Theilnehmer gelungen ist, Herrn von Bardeleben, dem für die rein geschäftlichen Vereinsangelegenheiten eine Stütze beigegeben werden soll, zu bewegen, seines Amtes weiter zu walten, wodurch der Fortbestand des Lesekranzes gesichert ist. Herr von Bardeleben, der den bekannten literarischen Sinn seines Vaters, des noch heute in seiner Heimath unvergessenen Generallieutenants von Bardeleben geerbt hat, erwarb sich im Laufe dieses Jahres ein großes Verdienst dadurch, daß er durch Ueberlassung des Briefwechsels des letzteren mit Dingelstedt, an unseren Landsmann Rodenberg zur Veröffentlichung, diesem sehr werthvolles Material zu den in der deutschen Rundschau erschienenen Schilderungen der Jugendjahre und der Thätigkeit des berühmten Intendanten des Wiener Hof-Burgtheaters in Hessen, geliefert hat. **v. L.**

Friedrich Wilhelm Hoffmann †. Am 30. Oktober d. J. entschlief zu Homberg nach jahrelangen schweren, aber in Geduld ertragenen Leiden im 87. Lebensjahre der Metropolitan Friedrich Wilhelm Hoffmann, ein Mann, dem auch seine zahlreichen Gegner auf politischem und kirchlichem Gebiet die Anerkennung nie versagt haben, daß er als ein ganzer Mann für seine Ueberzeugung einstand und bereit war, lieber Alles zu leiden, als seinem Gott und sich selbst untreu zu werden.

Er war am 6. Juni 1803 im Pfarrhause zu Harmuthsachsen als dritter Sohn seiner Eltern geboren und seine ersten Jugenderinnerungen reichten noch in die schmach- und drangsalvollen Jahre der französischen Fremdherrschaft zurück. Er hatte aber auch schon an der Freude seines Vaterhauses und unseres ganzen Volkes Theil genommen, als das Joch zerbrach.

Seine erste wissenschaftliche Ausbildung erhielt er in der altberühmten Klosterschule der Lullusstadt und bezog dann die Universität Marburg. Hier schloß er sich mit jugendlicher Begeisterung der Burschenschaft an, der auch seine älteren Brüder sowie die Gebrüder August und Wilhelm Vilmar theils angehört hatten, theils noch angehörten. Es konnte nicht fehlen, daß der körperlich und geistig reich begabte, mit rücksichtslosem Muthe und scharfem Witz ausgerüstete Jüngling, der mit diesen Vorzügen eine tadellos vornehme Haltung verband, zu hohem Ansehen unter seinen Genossen gelangte und den Widersachern der Burschenschaft ein sehr gefürchteter Gegner wurde. Er hatte aber auch der Burschenschaft viel zu verdanken, da sie ihn mit hohen Idealen erfüllte, die ihm bei seiner aufs praktische Leben gerichteten Naturanlage sonst fern geblieben wären.

Auf seiner ersten Pfarrstelle zu Sielen blieb H.

volle zwanzig Jahre und reifte während dieser Zeit zu dem festen, geistesmächtigen und glaubensstarken Manne heran, welchen die jüngere Generation in ihm kannte, als er in größeren Wirkungskreis eingetreten war. Im August 1851 wurde er an Stelle seines nach Kassel versetzten ältesten Bruders zum Metropolitan und ersten Pfarrer in Homberg ernannt. War schon in den sturmbewegten Jahren 1848—50 die Haltung H's bestimmt durch seine unerschütterliche Treue gegen seinen Landesherrn, wie durch seinen fest gegründeten Glauben, so trat dies während seiner Amtsführung in Homberg noch schärfer hervor und erwarb ihm auf der einen Seite hohe Achtung und Anerkennung, zog ihm aber auf der anderen auch reichlichen Haß und Anfeindung zu, gegen welche er aber durch seinen unerschütterlichen Muth und seinen festen Glauben gerüstet war wie wenige. Die Art aber, wie er sein geistliches Amt ohne Ansehen der Person und ohne Menschenfurcht verwaltete, nötigte auch seinen Gegnern hohe Achtung ab. Die schweren und sehr schmerzhaften Leiden, welche er in den ersten Jahren seiner Homberger Amtsverwaltung zu ertragen hatte, konnten ihn wenig an der treuen Ausrichtung seines beschwerlichen Amtes hindern. Fast wie ein Wunder erschien es, daß und wie der fast schon zu den Toten gerechnete Mann durch eine homöopathische Kur von seinen Steinbeschwerden befreit und seinem Amte wieder gegeben wurde.

Schon war die Persönlichkeit H.'s in ganz Hessen eine wohlbekannte und hoch angesehene, aber noch höher stieg seine Bedeutung als er 1854 als Metropolitan nach Felsberg versetzt war, besonders nachdem er Schulter an Schulter mit seinem alten Freund Wilhelm Vilmar in den Kampf für den Rechtsbestand der hessischen Kirche eintrat und mit scharfer Feder die lauen und mattherzigen Freunde und mächtigen Gegner bekämpfte. Es wird niemand dem hohen Muth und der ganz und gar selbstlosen Art, mit welcher die beiden Männer W. Vilmar und Fr. Hoffmann diesen Kampf führten, seine Achtung versagen können.

Nach seiner „Amtsentsetzung" zog H. wieder nach Homberg, wo er die letzten 15 Jahre seines Lebens zubrachte und sein kirchliches Ideal, ein rein lutherisches Kirchentum, zu verwirklichen strebte. Die Mehrzahl seiner bisherigen Kampfgenossen, vor allem sein Freund Vilmar konnten ihm bei diesen Bestrebungen nicht folgen und sahen den lieben Freund mit tiefem Bedauern aus ihren Reihen scheiden, keiner aber konnte dem überzeugungstreuen Manne seine Achtung versagen. Dies zeigte sich auch bei seinem am 2. Novbr. stattgefundenen Leichenbegängnis, zu dem fast alle noch lebenden ren. Pfarrer zum Teil aus weiter Ferne herbeigeeilt waren, und wohl keiner hatte aus inneren Gründen gefehlt. Auch seine frühere Gemeinde Homberg bezeugte durch zahlreiche Beteiligung an der Leichenfeier ihrem früheren Hirten ihre Achtung und die Anerkennung seiner Ueberzeugungstreue. R. i. p.

γ.

Hessische Bücherschau.

So eben erschien im Verlage von G. Wendel in Frankfurt a/M. der dritte Band der „Deutschen Gedichte aus Oesterreich von A. Trabert unter dem Titel „Tröst-Einsamkeit". Der Verfasser leitet diese neue Sammlung mit folgendem Gedichte ein:

Mein stilles Haus am Grabesrand,
Tröst-Einsamkeit, so sei's genannt.
Tröst-Einsamkeit! Hier tretet ein,
Ihr letzten Tage, die noch mein.

Mein Leben war ein Waffengang
Mehr als ein halb Jahrhundert lang.
Ich hab' gesorgt, gekämpft, gewacht
Und selten auch an mich gedacht.

Bin deshalb ich so ganz allein?
Nur mein Erinnern ist noch mein,
Ihr aber, meine Lieder, seid
Mein Trost in allem Erdenleid.

Wir werden auf diese Gedicht-Sammlung unseres poetisch reich begabten hessischen Landsmannes, die wahre Perlen echter Poesie enthält, in einer späteren Nummer zurückkommen.

H. Bücking, Mittheilungen über die Eruptivgesteine der Sektion Schmalkalden. In dem vor Kurzem erschienenen Jahrbuch der Geologischen Landesanstalt (Berlin 1889) behandelt unser gelehrter Landsmann die Eruptivgesteine der Schmalkalder Gegend und veranschaulicht in drei der Abhandlung beigegebenen, höchst lehrreichen Profilen einestheils die als Decken entwickelten Eruptivgesteine in ihren Lagerungsverhältnissen von der Schmalkalder Gegend bis nach Steinbach-Hallenberg hin, anderentheils die interessanten Ganggesteine des Trusenthales. Hier kommen solche mit einem Eruptivgestein vor, daneben aber auch gemischte Gänge mit 2, ja 3 Gesteinen in regelmäßiger Lagerung z. B. Syenitporphyr mit Gangmelaphyr, Granitporphyr und Syenitporphyr, Granitporphyr und Gangmelaphyr, Granitporphyr neben Syenitporphyr und Gangmelaphyr.

A. Trinius, Thüringer Wanderbuch. 3. Bd. (372 S.) Minden, J. C. Bruns' Verlag 1889. Dieser dritte Theil der mit warmer Begeisterung für das Thüringer Land geschriebenen Wanderbilder führt uns in den nordwestlichen Thüringerwald, in die Gegend vom Inselsberg bis zur Wartburg, von der Höhe des Rennstiegs herab in die Gründe beider Gebirgsflanken. Da in die Schilderung der gefeiertsten Partieen, wie Friedrichroda, Inselsberg, Wartburg, Wilhelmsthal, Ruhla, Thal, Winterstein u. a., auch herrliche Einzelbilder hessischer Oertchen, wie Brotterode, Steinbach-Hallenberg, eingeflochten sind, so wollen wir nicht unterlassen, die Leser des Hessenlandes auf das prächtige Werk aufmerksam zu machen.

A.

„Praeludium und Fuge" (op 8) von Johann Lewalter, deren erstmaliges Erscheinen wir unsern Lesern vor etwa 2 Jahren berichteten, ist soeben im Verlage von Ries und Erler in Berlin in zweiter, verbesserter und erweiterter Auflage erschienen. Wir erinnern unsere musikalischen Leser hiermit an das Werk, über dessen Werth wir uns schon damals ausgesprochen haben und bemerken noch, daß dasselbe überall eine ausgezeichnete Kritik erfahren hat. Da der Preis ein geringer ist (1 Mark), so dürfte sich „Praeludium und Fuge" doppelt schnell Eingang in das Haus verschaffen.

r.

Demnächst wird erscheinen:
Neues Marburger Historienbüchelche vun eem ahle Marburger."

Wir sind heute schon in der Lage, als Probe folgendes Geschichtlein aus diesem Schriftchen mittheilen zu können: Russische Einquartirung*). Am s. g. kurzen Brückchen in Marburg stand vor langen Jahren das Haus des Metzgermeisters Sälzer. Wenige Schritte führten den Besitzer in die Euker'sche Wirthschaft am Deutschhausweg (jetzt Physiolog. Institut), da trat er eines Morgens ein und begrüßte wie gewöhnlich die anwesende Frau Euker mit: Gaure Morge Fraa Eikern (Husten) schenkese e mol ens en (Husten) der gewittersche Häuste lißtem går ke Räuh (Husten) åch, wåsmer net doch schun all erlebt hot! mer wäß's bahle selber nit mieh (Husten) wissese noch domols, anno 13, wäi di Russe kåme (Husten) harremer fünf Mann Einquartering (Husten) on däi Kärle wollte kä Worscht fresse (Husten) do sarich (Husten) meiner Fraa, gieh mol noff! lang mer mol der Håut, der Stecke on der Sonntågsrock ronner (Husten und einen Schluck trinkend) äch will e mol noch'm Kummandeer gieh — schenkese noch e mol ens en Fraa Eikern — der låg off'm Mahrt ens Eberhardts Haus (Husten) wäich do noff kåm, sarich der Ordonnanz (Husten) meld säi mäch e mol, äch sein der Mextermeester Sälzer (Husten), der ging nenn on kåm wärre raus on saht: Herr Sälzer, säi sillte renn komme. (Husten). Wäiich nu nenn kåm saht der Kummandeer: Gaure Morge Herr Sälzer, setze se sech (Husten) nemmese Platz, wås winnse da? Herr Kummandeer sarich, äch hun 5 Mann em Quarteer, däi Käerle wille ke Worscht fresse (Husten). Wås, saht der Kummandeer däi wille ke Worscht fresse? Ordonnanz kommse mol renn, wås hunse da fere Hausnommer Herr Sälzer (Husten)? Äch hun, sarich, Nr. 417. Ordonnanz, saht der Kummandeer, da giehse mol do nonner on langse mol däi 5 Mann daroff. (Husten.) Etzt kame mei Kärle, hott der Kummandeer russisch met'n ballatscht, hun ke Wårt d'rvon verstanne (Husten) on do jahte se zorr Dehr naus on saht Herr Sälzer etzt stelle säi säch emol häi ans Fenster (Husten), säi sille mol sieh wäi däi Kärle dås Worschtfresse gelernt wärn. (Husten.) Etzt kåm ener aus'm Roothaus, broocht en Pausch Struh, schmessen mette offs Mahrt, mußt sich ener drofflege, do kåm noch ener aus'm Roothaus (Husten) merrem gruße Kantschauh (Husten) on zog'm 25 ewwer on do kåm ener vom Mahrtborn met'm Emer Wasser on schett'n ewwern naus, on den annern 4 Kärle gings gråd so (Husten) äch krog der Plarr. Do saht der Kummandeer Herr Sälzer etzt sille se emol sieh wäi den Kärle die Worscht schmeckt, (Husten), on ech sahn ihne Fraa Eikern mer hun ins'r Lebe ke Enquartering wärre gehatt, däi die Worscht so gern g'fresse hott wäi mei Russe. (Husten.) Na machefes gåut Fraa Eikern, äch komme hernoch noch emol. —

*) Wer dieses Stücklein lesen oder erzählen will, übe sich einen entsprechenden Husten an den angemerkten Stellen möglichst täuschend nachzuahmen.

Briefkasten.

A. W. Kassel. Ließ sich beim besten Willen nicht in der vorliegenden Nummer bewerkstelligen.

E. K.-B. Kassel. Folgt in nächster Nummer.

J. A. K. Marburg. Bitte die Verzögerung zu entschuldigen. Freundlichen Gruß.

R. R. Borken. Mit Dank angenommen.

F. U. Schmalkalden. Mit Interesse gelesen. Mußte vorerst noch zurückgestellt werden. Freundlichsten Gruß und besten Dank.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 23. Kassel, 3. Dezember 1889.

Das „**Hessenland**“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Inserate werden mit 20 Pfg für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1889 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2705.

Inhalt der Nummer 23 des „Hessenlandes“: „Spätherbstklage“, Gedicht von D. Saul; „Der Name Hessen und das Chattenland sowie die Gebietsentwicklung der Landgrafschaft“, Vortrag, gehalten zu Kassel im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde am 28 Okt. 18 9, von Dr. Fritz Seelig (Schluß); „Marburger Pandektisten“. II. Konrad Büchel, von F. Zwenger (Fortsetzung); „Pietà“, Novelle von H. Keller-Jordan; „Die Grabstätte der Aebtissin Marianne von Stein“, Gedicht von G. Th. Dithmar“; „Falter“, Gedicht von Edgar Kramer-Bangert; Aus alter und neuer Zeit: „Heinrich Schütz, genannt Sagittarius“ von Schwank, „Helius Eobanus Hessus“, von A. Trabert; Aus Heimath und Fremde: Schönwissenschaftliche Werke hessischer Dichter für Weihnachten 1889, von Dr. Seelig.

Spätherbst.

Wieder schreit' ich durch das Thal,
Doch es liegt in Spätherbsttrauer;
Von dem Himmel trüb und fahl
Rinnt ein leiser Regenschauer.

Gelbes Laub mit jähem Ruck
Fegt der Wind von Baum und Strauche,
Weil die Erde keinen Schmuck,
Die gestorbene, mehr brauche.

Aber links dem Wiesensteig
Halbversteckt in Dorngehegen
Seh' ich einen grünen Zweig
Zitternd sich im Winde regen.

Sieh, so führte mich mein Gang
In des alten Glückes Mitten,
Da ich unter Blüthenhang
Diesen Pfad mit Dir geschritten.

All des Maien holde Zier
Muß nun welk zur Erde wandern,
Es verflog der Lenz — und wir
Wissen nicht mehr Eins vom Andern.

Wohl, daß mir noch leuchten mag
In das Herz ein Deingedanke,
Wie in den Novembertag
Einsam diese grüne Ranke.

D. Saul.



Der Name „Hessen“ und das Chattenland sowie die Gebietsentwicklung der Landgrafschaft.

Vortrag, gehalten zu Kassel im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde am 28. Oktober 1889.

Von Dr. phil. Fritz Seelig.

(Schluß.)

Wandelten wir bisher zumeist an der Hand der Sprachforschung, so müssen wir uns jetzt der Führung der Geschichte anvertrauen, wenn wir die Gebietsentwicklung der Landgrafschaft Hessen näher betrachten wollen.

Wie uns schon das Endergebniß anzeigt, daß nämlich fünf Theile zu viel und fünf Theile zu wenig vom Hessenlande zu Kurhessen im Jahre 1866 gehörten, und daß seit 1567 Darmstadt völlig aus der Entwicklung ausscheidet, gestaltet sich diese Entwicklung als in geschichtlichen und menschlichen Verhältnissen begründet, nicht ganz regelmäßig. Daß die Erwerbungen zum großen Theil ganz äußerlich und zufällig erfolgten, hoffe ich im Folgenden Ihnen, meine geehrten Zuhörer, darzuthun und gedenke ich Ihnen zugleich klare Bilder von dem verschiedenen Umfange Hessens in den geschichtlich bedeutendsten Zeiten zu geben. Sollte dadurch bei Ihnen ein Interesse für die uns noch fehlende Territorialkarte Hessens geweckt werden, sollte bei Ihnen das Gefühl der Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer solchen sich befestigen, so wäre mein Ziel erreicht. Denn die großen Geschichts-Atlanten von Spruner-Menken und Droysen können ebenso wie Brecher's Territorial-Karte von Thüringen (1886) unser Gebiet nur nebenbei behandeln, und die einzige mir bekannte Karte von Fix (in seiner Preußischen Territorial-Geschichte, seit der 2. Auflage) ist viel zu klein und zeigt nur solche Theile, die 1866 noch kurhessisch waren. Vorher Abgetretenes übergeht er.

Versuchen wir also ohne nennenswerthe Vorarbeiten nach den Geschichtsquellen uns die Landgrafschaft Hessen in den verschiedenen Stufen ihres Wachsthums klar zu machen.

Erstens müssen wir dabei feststellen, was der klugen und tapfern Landgräfin Sophie für ihren Sohn Heinrich das Kind aus dem thüringisch-hessischen Erbfolgekrieg zu retten gelang.

Das waren zuerst die althessischen Lande, die sie als nächste Erbin der Allode ansprach und die einst durch Heirath vor 135 Jahren aus der Erbschaft der Grafen von Gudensberg an die Landgrafen von Thüringen gekommen waren. Es waren dies die Schlösser, Städte und Gebiete von Kassel, Wolfhagen, Zierenberg, Immenhausen, Grebenstein, Gudensberg, Homberg, Felsberg, Melsungen, Rotenburg, Marburg, Wetter, Frankenberg, Biedenkopf, Gladenbach, Alsfeld, Grünberg, Ulrichstein u. s. w. und dazu kam noch von Braunschweig, an das jedoch vorher der Winkel bei Münden abgetreten war, die Landschaft an der Werra (Eschwege, Witzenhausen, Allendorf, Fürstenstein und vielleicht auch Wanfried, Sontra, Bilstein und Arnstein). Diese Lande übernahm 1265 Heinrich I., der 1279 seinen Ansprüchen auf das väterliche Brabant entsagte und Kassel zu seiner Residenz wählte.

Am 12. Mai 1292 wurde er bei König Adolf Reichsfürst für die zu Lehn gegebene Stadt Eschwege und das Reichs-Schloß Boyneburg. Sein Land war kein zusammenhängendes Gebiet, sondern lag in drei Fetzen da, zerrissen durch die Grafschaft Ziegenhain und Nidda, die sog. Hessischen Aemter des Erzbisthums Mainz (Fritzlar, Naumburg, Amöneburg und Neustadt) und kleinere Gebiete, wie die Herrschaft Spangenberg.

Kleinere und vorübergehende Gebietsänderungen muß ich mir versagen bei der vorgerückten Zeit Ihnen vorzuführen; ich erwähne nur die drei Jahre während Todtheilung Ganz-Hessens, die 1311 durch Landgraf Johannes von Kassel Tod und Otto's Entschlossenheit schadlos vorüberging, und die kurzen Abtrennungen Grebensteins und Nordecks, die mit Ludwigs des Junkers, beziehungsweise Hermanns Tode (1345, bezw. 1369) ihr Ende erreichten.

Aus dieser Beschaffenheit des hessischen Besitzstandes ergiebt sich der Verlauf der ersten Geschichte ganz von selbst: Es konnten die Kämpfe mit Mainz nicht ausbleiben, das sogar eine

Lehnshoheit über Hessen beanspruchte, und zum Schutze seiner Städte mußte der Landgraf, ob er wollte oder nicht, der heftigste Feind der Ritterbünde jener Zeit werden. An dem oben entworfenen Karten-Bilde hatte sich recht wenig geändert, als am 6. December 1373 Kaiser Karl IV. feierlich ganz Hessen zu einer untheilbaren Landgrafschaft erhob.

Angenehm war dann der Kauf der oft störenden Herrschaft Spangenberg und der Erwerb der Hälfte von Itter und der Mitbesitz von Halb-Schmalkalden, die noch Heinrich II. der Eiserne erlebte, aber sie traten alle ebenso zurück wie die Erwerbungen Landgrafs Hermann I. des Gelehrten (Halbherrschaft Lisberg und Wolkersdorf nämlich) gegenüber den Erwerbungen und erlangten Lehnshoheiten des Landgrafen Ludwig I. des Friedsamen, mit denen wir ein zweites Karten-Bild auszufüllen suchen. Ihm gelang es die zerrissenen Lande der Landgrafschaft Hessen durch Neuerwerbungen glücklich abzurunden und zu einem zusammenhängenden Ganzen zu gestalten durch die 1450 erfolgte Einverleibung der Grafschaften Ziegenhain und Nidda. Dieser Heimfall war eine Lebensfrage für Hessen geworden und hat auffallende Aehnlichkeit in seinen Folgen mit den preußischen Annexionen des Jahres 1866; an Stelle der getrennten Osthälfte mit Kassel und der Westhälfte mit Marburg trat plötzlich ein Gebiet, das mit Ausnahme der geistlichen Gebiete die Kernlande des Hessenlandes umfaßte. Das war keine Zufallserwerbung, sondern das Werk langer, sehnsuchtsvoller Arbeit, die endlich der Erbvertrag des Jahres 1413 krönen sollte. Nicht unwichtig trat dazu die Schirmherrschaft über die Abtei Hersfeld, die hessische Lehnshoheit über Waldeck, Plesse, Rietberg, Schauenburg und andere Dynasten, sowie der halb erlangte, halb vorbereitete Heimfall der Grafschaft Schonenberg mit Hofgeismar und Helmarshausen, sowie der Kauf des Amtes Neuengleichen bei Göttingen. Ueberhaupt, verehrte Anwesende, wird Ludwig I. allzuviel als bloßer Friedensfürst nach seinem Beinamen dargestellt. Man vergißt zu leicht, daß er es war, der den Mainzer Vergrößerungsplänen, die im Herzen Deutschlands ein großes geistliches Fürstenthum zu gründen bezweckten, durch seine Siege bei Fritzlar und Fulda (1427) für immer ein Ziel setzte. Er war es, der damals mit den Worten „Heute Landgraf oder keiner" auf die Feinde eindrang und die Seinen zum Siege führte.

Bei Ludwigs Tode erstreckte sich die Landgrafschaft von der Diemelmündung bis an die Wetterau und von Biedenkopf bis Treffurt. Leider schritten seine Söhne Ludwig II. und Heinrich III. nach blutigen Kämpfen zu einer Theilung Hessens, die, wenn auch durch eine zwölfjährige Vormundschaft Heinrichs über seine niederhessischen Neffen unterbrochen, volle 42 Jahre währen sollte.

Auf der zu entwerfenden Karte wäre eine zweifache Theilungslinie anzulegen, da der habgierige Heinrich 1460 zu Oberhessen noch Ziegenhain erhielt, ein Vergleich, der 1467 am Spieß ziemlich genau bestätigt ward, wo bis ins kleinste (bis auf Eier und Käse) die Theilung ausgeführt ist; auch für Hermann, den dritten Bruder, ein Theil ausgesondert ward. Der uns erhaltene Vertrag böte zugleich die beste Prüfung für unsere, gerade diese Zeit darstellende Gebietskarte dar.

Schon 1741 starb Landgraf Ludwig II., ohne noch den Heimfall der reichen Grafschaften Ober- und Nieder-Katzenellnbogen an seinen Bruder Heinrich III., deshalb der Reiche zubenannt, zu erleben. Diese fielen 1500, nach dem Aussterben der Marburger Linie an den Landgraf Wilhelm II. von Kassel, der neben ihnen und der von ihm selbst erkauften halben Herrschaft Eppstein nach Absetzung seines Bruders wieder ganz Hessen vereinigte. Aber Wilhelm II. erlebte diese Machtfülle nur noch 9 Jahre lang und fügte in dieser Zeit seinen in drei Theilen getrennt liegenden, schönen Landen noch Homburg v. d. H. 1504 zu, das ihm aus der Theilnahme an dem bayerischen Erbfolgekrieg zufiel. Betrachten wir uns dies Erbe des vierjährigen Landgrafen Philipp etwas näher, es soll ein drittes Karten-Bild füllen.

Die geeinigte Landschaft kennen wir schon, die der Spieß in ein Ober- und Niederfürstenthum schied und über die zwei Grafschaften Katzenellnbogen wird es genügen Rankes Worte anzuführen, um den Werth der Lande um Darmstadt und um St. Goar, Rheinfels und Katzenellnbogen darzuthun: „Es war eine sorgfältig gepflegte, blühende Landschaft, von welcher die alten Grafen nie ein Dorf, nie ein Gut weder durch Fehde noch durch Kauf hatten abkommen lassen."

Prägen wir uns, verehrte Zuhörer, dieses Karten-Bild ja recht genau ein, denn es sind die Lande, auf die gestützt Philipp der Großmüthige seine weltgeschichtliche Rolle in den Wirren der Reformation spielen konnte.

Doch vergessen wir nicht, daß der neue Zuwachs ein zufälliger war: Hätte die Erbtochter Anna von Katzenellnbogen einen andern, etwa einen Grafen von Nassau oder Wirtemberg geheirathet, niemals hätten die Landgrafen von Hessen am Mittelrhein zweifach Fuß fassen können, und das rasche Aussterben der Marburger Linie ist im Sinne der Gesammt-Gebietsentwicklung

der hessischen Landgrafschaft nur als ein großer Glücksfall zu bezeichnen. Vier Jahre vor Philipps Geburt hatte auch einmal der Spruch: tu felix Hassia nube! Geltung, sonst aber ist Hessen durch Heirathen stets kleiner geworden, indem es in entscheidender Zeit stets von neuem der Theilung anheimfiel.

Philipp der Großmüthige selbst änderte wenig am Besitzstande seines Hauses: er trat 1553 an Nassau-Dillenburg ein Viertel der Grafschaft Dietz u. a. ab und schloß 1554 einen folgenreichen Erbvertrag mit Henneberg ab. Aber er ließ sein Land nicht ungetheilt.

Weltbekannt ist, daß innerer Familienzwist, der aus Philipps Doppelehe erwuchs, im Jahre 1567 die mächtige Gesammt-Landgrafschaft Hessen (nebst Katzenellnbogen) für immer zertrümmerte. Die Söhne der Nebengemahlin (Grafen von Dietz und Lisberg) erhielten die Aemter Bickenbach, Umstadt, Homburg v. d. Höhe, Lisberg, Ulrichstein, Schotten und Stromfeld; jedoch fiel alles an die Söhne erster Ehe zur Vertheilung zurück, als 1603 der letzte Graf unbeerbt verstarb.

Ebenso unbeerbt starb 1583 der dritte Sohn Philipps, gleichen Namens, dem ob seiner heiteren Sinnesart die niedere Grafschaft Katzenellnbogen mit ihren guten Weinlagen, etwa ein Achtel des Ganzen, zugefallen war, das nach mehrfachen Theilungen und Umtausch zumeist an Hessen-Kassel gelangte. Der zweite Sohn Ludwig hatte ein Viertel des Ganzen, das Oberfürstenthum (Marburg) mit Eppstein erhalten und regierte bis 1604, *ohne Kinder zu hinterlassen*, also daß s e i t d e m zwei Linien bestanden: Hessen-Kassel, die Hälfte des Ganzen, abstammend von dem ältesten Sohn, Wilhelm dem Weisen, († 1592) und Hessen-Darmstadt, ursprünglich ein Achtel des Ganzen, abstammend von dem jüngsten (4.) Sohn Philipps des Großmüthigen, Landgraf Georg († 1596).

Beide Linien gehen seit 1604 völlig auseinander, ja stehen sich sogar oft feindlich gegenüber, und führte das eine seit 1803 den Kurtitel, das andere hieß seit 1806 Großherzogthum Hessen.

Beginnen wir mit der älteren Linie, für die uns ein viertes Blatt die Erwerbungen bis zum Ende des 30jährigen Krieges vorführen soll. Wir können hierbei ein authentisches Aktenstück zu Grunde legen, wenn wir vorher zu dem 1567 Wilhelm IV. zugefallenen Theilen dessen Erwerbungen hinzunehmen. (1571 Plesse, 1583 Schmalkalden, 1582 Uchte und Freudenberg, sowie 1585 Auburg, alle drei nordwestlich von Münden gelegen; dann noch 1583 Rheinfels und St. Goar). Ueber alle diese Gebiete hat Landgraf Wilhelm IV. selbst eine genaue Statistik verfaßt, den sogen. „Oekonomischen Staat von Hessen" nebst einem hessischen Dorfbuch, das sich in eigenhändiger Niederschrift im Archiv zu Marburg und in beglaubigter Abschrift auf der Landesbibliothek zu Kassel befindet (Mss. Hass. 4°. 41).

Danach besaß damals die Landgrafschaft Hessen-Kassel auf 110 Quadratmeilen 30 Städte (eingeschlossen das seit Philipps Hilfe im Bauern-Krieg halb hessische Hersfeld sowie Schmalkalden), 8 Landesschlösser mit dazu gehörigen Aemtern, 626 Dörfer und 80 Höfe, in Allem 33,075 Hausgesessene oder Mannen, davon 1062 allein in Kassel. Dies Gebiet vergrößerte Landgraf Wilhelm IV. um 6 Dörfer und 15 Höfe und brachte die Einwohnerzahl um 3350 Männer vorwärts — also daß ganz Hessen etwa vor dem 30jährigen Krieg 260,000 Einwohner zählte. Eine bequemere und genauere Grundlage für unsere Gebietskarte (Nr. 4) als des Landgrafen Dorfbuch können wir uns gar nicht denken.

Unheilvoll sodann in territorialer Beziehung war die Regierung des Landgrafen Moritz des Gelehrten, der durch seinen Uebertritt zur reformirten Kirche den Marburger Erbschaftsstreit herauf beschwor, dessen kartographische Darstellung in allen Stufen von 1604 bis 1651 schwer, aber für das Verständniß unumgänglich ist.

Ferner bestimmte Moritz noch, ehe er sich lebensmüde nach Eschwege zurückzog, daß seine Kinder zweiter Ehe mit Landestheilen abgefunden werden sollten. Moritz ist der Urheber der Rotenburger Quart, die, wenn auch nicht selbstherrlich, doch als Grundherrn in Rotenburg (früher auch in Eschwege und Rheinfels) bestand bis zum Jahre 1834. Auch diese Nebenlinie verdient es, einmal näher dargestellt zu werden, sammt einer Karte ihres wechselnden Besitzes. Wilhelm V. endlich setzte nun für seinen Theil die Primogenitur fest und führte bis zu seinem frühen Tode in der Fremde die Zügel der Regierung mit fester Hand, als treuer Bundesgenosse Gustav Adolfs.

Seine Wittwe Amelie Elisabeth von Hanau führte dann bis 1650 durch die Wirren des 30jährigen Kriegs mit Entschlossenheit die Vormundschaft. Wunderbar, wie dies kleine Land, heimgesucht von allen Greueln des Krieges, ein so stattliches Heer ins Feld schicken konnte, daß die Partei der Landgräfin neben Kaiser, Schweden und Franzosen vollauf mitzählt, ja der letzte Theil des Krieges geradezu der Hessenkrieg genannt wird. Neben endgiltiger Beilegung des Marburger Erbschaftsstreites, die Oberhessen für immer theilte, und dem Austausch von halb Itter erwarb die große Landgräfin die halbe

Grafschaft Schaumburg, die weit ablag, und das bequem liegende Stift Hersfeld, nahm Schaumburg-Lippe zu Lehen und eröffnete durch einen Erbvertrag mit Hanau Aussichten auf ihre eigenen Stammlande. Bis zu dieser Erbschaft, die 1736 erfolgte, blieb Hessen-Kassel unverändert, denn die Nebenlinien Hessen-Philippsthal und Hessen-Philippsthal-Barchfeld wurden nicht nennenswerth mit Land ausgestattet.

Wie schon erwähnt, war Hanau, das durch Darmstädter und Fuldaer Gebiet vom Hauptlande getrennt lag, bis 1785 nicht einmal durch Personalunion mit Hessen-Kassel verbunden, indem 1736 – 1751 Prinz Wilhelm für seinen Königlichen Bruder und 1754—1785 dessen Enkel Wilhelm, zuerst unter seiner Mutter Maria regierten. Dies und das folgende zeigt uns Karte Nr. 5.

Der Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 brachte Hessen für den Verlust von Rheinfels neben der Kurwürde das Stift Fritzlar, die Reichsstadt Gelnhausen und das Reichsdorf Holzhausen, die sich gar wohl in die Erblande einfügten. Der allzugenaue Landgraf Wilhelm IX. hatte nicht genug Goldfüchse springen lassen und war bei Napoleon zu wenig beliebt, sonst wäre damals mehr Gebiet zu erjagen gewesen. Mißglückt war ihm vorher 1787 die Annexion von Lippe-Bückeburg.

Nach kurzer Zeit brach dann das Verhängniß herein und Napoleon dekretirte 1806: La maison de Hesse a cessé de regner. Kartographisch wäre nun auf Blatt 6 darzustellen, wie Kurhessen in das Königreich Westphalen eingefügt ward, während Hanau zum Großherzogthum Frankfurt geschlagen wurde.

Die Befreiungskriege führten Kurfürst Wilhelm I. nach siebenjähriger Verbannung nach Hessen zurück und ist diesen 53 Jahren das letzte (7.) Kartenblatt gewidmet; abgesehen von kleineren Grenzberichtigungen erhielt, 1813 – 1866, Kurhessen für Abtretung von Exklaven wie Niederkatzenellnbogen, Plesse, Neuengleichen, Uechte, Auburg, Freudenberg u. s. w. zugewiesen neben der Grafschaft Ysenburg, der Stadt Volkmarsen u. a. m. fast das ganze Bisthum Fulda, Gebiete, die sich trotz der Stammesgemeinschaft ob ihres katholischen Bekenntnisses und ihrer dadurch gesonderten Geschichte ungern an das protestantische Kurhessen anschlossen, worüber man bei Treitschke, Band III. Ergötzliches nachlesen kann. Somit hatte Kurhessen seine abschließende eigenthümliche Gestalt erreicht, um das großherzogliche Oberhessen herumgelagert, die man gern mit einem antiken Helmbusch verglich. Denn 1822 erhielt nur die Quartlinie persönlich von Preußen Ratibor und Corvey, die auch an die Fürsten von Hohenlohe 1834 übergingen.

Endlich wären auf dieser Karte die geringen Gebiets-Umwälzungen des Jahres 1866 noch nachzutragen. Der Verlust einiger oberhessischer Exklaven mit Nauheim wurde reichlich aufgewogen durch die Angliederung von Vöhl, Orb und Gersfeld.

Also lebt das Gebiet des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen fast ungeschmälert fort im Preußischen Regierungs-Bezirk Kassel.

Denselben Gang, den wir, geehrte Anwesende, im Kartenbilde verfolgten, lehrt uns auch die geschichtliche Betrachtung des Kurhessischen Wappens kennen, wobei ich jedoch auf Hoffmeisters Abhandlung (in Zeitschrift, Bd. VI) verweisen kann.

Bei der Gebietsentwickelung der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt können wir uns um deswillen kurz fassen, da eine gute Territorialübersicht nebst Karte von Ewald (1862) vorliegt, die jedoch wieder abgetretenes Gebiet leider nicht bezeichnet. Eine zweite Auflage von 1872 kam mir trotz allen Suchens nicht zu Gesicht.

Die Darmstädter Nebenlinie Butzbach starb bald aus, dafür aber dauerte mit wechselndem Gebiet die Landgrafschaft Hessen-Homburg von 1622 bis 1806, um 1816 nach 10 Jahren der Mediatisirung, um Meisenheim vermehrt, für fünfzig Jahre wieder als souveräne Landgrafschaft aufzuleben. Als der letzte männliche Sproß dieser Linie 1866 starb, fiel das Land an das Großherzogthum zurück, das es jedoch nach wenigen Monaten an Preußen wieder abtreten mußte. Auch dieses Ländchen wäre endlich einmal kartographisch zu behandeln.

Zuerst erwarb Darmstadt einen bedeutenden Theil der Marburger Erbschaft von Kassel, nachdem es einige Zeit lang das Ganze beansprucht hatte, und erhielt dann aus der Hanauer Erbschaft nach langem Streiten die Lichtenberger Hälfte, welche zum Theil im Elsaß gelegen unter französischer Oberhoheit stand. Dann aber ist in Darmstadt meist Schmalhans Küchenmeister gewesen bis 1803. Für viele Abtretungen erhielt damals Darmstadt überreiche Entschädigungen in kurmainzischen und pfälzischen Aemtern, in der Reichsstadt Friedberg und dem Herzogthum Westfalen. 1806 wurde der neue Rheinbundsfürst Großherzog, und Ludwig I. sonnte sich völlig in dem Glanze Napoleons, der ihm viele Reichsunmittelbare unterordnete und ihn sonst bei jeder Gelegenheit reich ausstattete.

1813 zur rechten Zeit noch abgefallen, ertauscht das Großherzogthum Hessen für Süd-Westfalen, Theile des französischen Departements Donnersberg mit Mainz, sodaß Ludwig sich fortan nennt: Großherzog von Hessen und bei

Rhein. Alles bleibt dann bis 1866 ungeändert, wo Hessen neben kleinen Austauschen Homburg und das Hinterland an Preußen abtritt.

1867 tritt das Großherzogthum mit Oberhessen dem Norddeutschen Bunde bei und bildet seit 1871 ein Glied des Deutschen Reiches; in demselben eint das XI. preußische Armeekorps beide Hessen, Nassau, Waldeck, Südwestfalen und Thüringen. —

Wir sind am Ende: Die Rolle der Kleinstaaten war ausgespielt, lange ehe Kurhessen politisch sein Ende fand. Vorher aber war dieses Hessen ein wichtiges Glied im heiligen römischen Reich deutscher Nation, selbst noch als Hessen-Kassel allein dastand, hochberühmt durch kriegerische Thaten seiner Söhne und Fürsten, wie Landgraf Wilhelm V. und Friedrich I. sowie glücklich regiert durch Volkswohlstand, Wissenschaft und Kunst liebende Fürsten, wie Wilhelm IV. der Weise, Moritz der Gelehrte, Wilhelm VI. der Gerechte, Landgraf Carl, Wilhelm VIII. und Friedrich II.

Heute gehören wir einem Großstaate an, dessen König unser jetziger Landgraf von Hessen ist, und auf dessen Haupte die deutsche Kaiserkrone glänzt. . . Für uns gilt es mehr als je: An's Vaterland, an's theure schließ' dich an, das halte fest mit ganzem Herzen!

Aber wo kann diese Liebe zum deutschen Reiche unerschütterlicher gedeihen, als festhaftend und hervorwachsend aus der treuen Anhänglichkeit an die Heimath? —

Gestatten Sie mir, verehrte Anwesende, ein Bild zu gebrauchen. Im Walde der Völker steht mächtig und trutzig die deutsche Eiche: Der kernhafte Stamm derselben ist das neue deutsche Reich, geeint durch Preußen, und die Zweige und Blätter des Baumes, ja das ist Groß-Deutschland, soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt. Aber woher erhält der Eichstamm seinen Lebenssaft, warum treibt er heute noch frisch Aeste und Blätter in die Weite? — Einzig und allein aus der Nährkraft der Wurzeln! Eine solche und wahrlich nicht die letzte unter den vielverzweigten ist unser Hessenland.

Lassen Sie uns Alle diese Wurzel pflegen und hüten. Freuen wir uns unserer alten ruhmreichen hessischen Geschichte und schauen wir dem trauten Lande der Chatten, mit dem Wanderstabe in der Hand, fest in's wetterharte Antlitz, damit dienen wir am besten uns und dem Vaterlande.

Marburger Pandektisten.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Wir gehen in unserem heutigen Artikel zunächst zu den „Buecheliana“ über, von denen eine solche Anzahl existirt, daß zu ihrer vollständigen Wiedergabe selbst ein umfangreicher Band nicht schicken würde. Selbstverständlich können wir hier nur einzelne anführen, die wir theils gütiger Mittheilung von befreundeter Seite verdanken, theils während unserer Studentenzeit in Marburg selbst erlebt haben.

Wie bereits früher erwähnt, war die Lehre vom Pfandrecht ein Steckenpferd Konrad Büchels. Seine Schüler erinnern sich gewiß mit Vergnügen der einleitenden Worte seines Vortrags über das Pfandrecht, die wir im Nachstehenden wiedergeben:

„Ueber die Natur des Pfandrechtes hat man eine solche Anzahl von Büchern geschrieben, daß ein großer mit vier Ochsen bespannter Wagen kaum genügen würde, dieselben wegzuschaffen. Man definirte das Pfandrecht früher als das in securitatem crediti konstituirte jus in re aliena, allein in dieser Definition liegt offenbar nichts weiter, als daß das Pfandrecht ein accessorisches Recht sei und zwar ein jus in re aliena, aber es war die Definition sonst inhaltlos oder man mußte doch fragen: Was für ein jus in re aliena ist denn das Pfandrecht? Ist es etwa eine Servitut oder eine Emphyteuse oder gar ein superficiarisches Recht oder was für ein jus in re aliena ist es? Darüber gab jene Definition keinen Aufschluß, wie denn überhaupt große Unklarheit in dieser Materie herrschte. Da trat Konrad Büchel in Marburg auf und brachte Licht in die Sache. Büchel definirte das Pfandrecht als obligatio rei in securitatem crediti constituta. Es haftet eben die verpfändete Sache accessorisch für die prinzipale Forderung, ähnlich wie der Constituent beim constitutum debiti oder der Bürge bei der fidejussio, nur daß das Pfandrecht eine accessorische Obligation der Sache ist, während das constitutum debiti und die fidejussio accessorische obligationes personae sind. Dieser Theorie sind denn auch die meisten Neueren beigetreten, insbesondere v. Vangerow, Huschke, v. Madai, Seuffert, Brinz. Doch

hat sich gegen meine Definition auch eine lebhafte Opposition erhoben. Ein gewisser Wächter in Leipzig nennt dieselbe sogar ein „juristisches Amphibium." Nun, meine Herren, der Mann versteht mich nicht. Ich werde Ihnen meine Begründung nochmals vorführen." Büchel gab nun nochmals eine Erläuterung seiner Definition, nach deren Beendigung er sich in entrüstetem Tone an seinen Gegner, den er als anwesend unterstellte, mit den Worten wandte: „Und das nennen Sie ein Amphibium, Herr Wächter? Ich kann Ihnen nur erwidern: „Mit nichten, Herr Geheime Rath!" Hierauf fragte er seine Schüler: „Meine Herren, ist Ihnen etwas unklar geblieben an meiner Definition?" Selbstverständlich wurde diese Frage mit Entrüstung verneint, was Büchel zu der Aeußerung veranlaßte: „Nun das meine ich denn auch, es ist so klar wie Klösebrühe! Ich weiß nicht, ob . . . . . ich den Herren verständlich bin. Die letzten Worte pflegte er mit abgewandtem Gesicht nur durch Lippenbewegungen zu markiren, so daß nur der erste Redetheil: „Ich weiß nicht ob . ." für gewöhnlich verständlich war.

In den juristischen Prüfungen pflegte er das Pfandrecht häufig zum Gegenstand seiner Fragen zu machen. Ein Fall ist uns erinnerlich, in welchem der über die Natur des Pfandrechts examinirte Kandidat H. in lateinischer Sprache — damals wurden die Examina in lateinischer Sprache abgehalten — erwiderte: „In hac materia summae tenebrae per multa saecula profusae erant; tunc tu, illustrissime, exstitisti et lucem in rem tulisti." Als nun Büchel, den diese Einleitung nach seinem beifälligen Lächeln zu schließen, sehr gekitzelt hatte, den Kandidaten weiter fragte: Sane, candidate ornatissime! Et quomodo Büchel pignus definivit? — da mußte der Kandidat leider die Antwort schuldig bleiben, was bei Büchel ein „Schütteln des Kopfes", bei seinen Kollegen und der Corona aber große Heiterkeit hervorrief. —

Büchel wob seinen Vorlesungen gern kleine Anekdoten ein. Wenn er beispielsweise einem Kollegen den Vorwurf machen wollte, daß er einfache Sachen durch große Weitschweifigkeit nur verdunkelt und entstellt habe, so pflegte er mit dem ihm eigenthümlichen Tonfall zu sagen: „Es kömmt mir das gerade so vor, wie jener garçon, der eigentlich Neb hieß, von den Gästen aber der Kürze halber Nebukadnezar genannt wurde. Ich weiß nicht, ob . . . ." —

Sehr erregt konnte Büchel werden, wenn Arndts, nach dessen Lehrbuch er in den 60er Jahren die Pandekten las und den er kurzweg „Verfasser" zu nennen pflegte, ihn in einer Materie, über welche er — Büchel — geschrieben hatte, bei Aufführung der einschlägigen Literatur nicht erwähnt hatte. Er sagte dann im ärgerlichen Tone: „Der Verfasser hat mich hier wieder nicht citirt. Wo er mit mir anderer Meinung ist, da führt er meinen Namen an, wo er mich aber abschreibt, da citirt er mich nicht! —

Büchel sah es, wie aus Vorstehendem erhellt, nicht nur gern, wenn sein Name in den juristischen Werken genannt war, sondern er führte auch sich selbst mit Vorliebe als juristische Autorität an. Um so schmerzlicher berührte es ihn, als ein zu allerlei Kurzweil aufgelegter stud. K. ihn einmal bei einer solchen Gelegenheit nicht zu verstehen schien. Büchel citirte: „Vergleichen Sie hierüber meine civilrechtliche Erörterungen, Band I S. 447 und folg." Stud. K. fragte: „Meine?" worauf Büchel, ärgerlich, daß er nicht verstanden war, nachmals wiederholte: „meine civilrechtlichen Erörterungen Bd. I S. 447 und folg." Als nun aber stud. K. weiter fragte: „Meine", ist das der Konservator Dr. Meine hier?" — da rief Büchel laut: „Ach was! meine, das bin ich, Büchel, Büchel! Dieser Meine hier, ich meine auch gar, ich weiß nicht ob . . und wiederum folgte unter dem Gelächter des Auditoriums die bezeichnende Lippenbewegung. — (Schluß folgt.)

Pietà.

Von H. Keller=Jordan.

„Ich wünsche Ihnen recht herzlich gute Besserung, liebe Frau Ruppius, und hoffe Sie nun auch bald wieder einmal bei mir zu sehen."

„Ich danke", sagte die blasse Kranke, die im Sessel lehnte, „mit den Besuchen wird es aber wohl noch eine Weile dauern, ich fühle mich noch sehr müde."

„Wird schon wieder recht werden, tröstete die große Frau, die vor ihr stand, an ihrem Handschuh zupfend, „besonders wenn der Herr Sohn erst die Mama besucht — und —"

„Rudi wird seine Mutter nicht besuchen, Frau Kanzleiräthin," fiel hier eine Stimme ein, die sich bis jetzt nicht an der Unterhaltung betheiligt hatte und einem älteren Mädchen angehörte, welches an einem Tische mit Rechnen beschäftigt

war, „wir haben ihm gar nicht mitgetheilt, daß die Tante krank sei."

Die Frau Kanzleirath wandte den Kopf und sah verwundert nach der unscheinbaren Person, die so kühn gewesen war, sie zu unterbrechen.

„Aber ich meine, das hätten Sie doch in allen Fällen thun müssen, Fräulein Grete," sagte sie mit einem Tone leiser Zurechtweisung, „Frau Ruppius war doch recht krank und ich vermuthe, der junge Herr würde in einem solchen Falle seine Mutter wohl besucht haben."

„Eben das wollte die Tante verhindern," erwiderte Grete, die Bleifeder hinter ihr Ohr schiebend und dicht vor die knochige Frau tretend, „sie wußte, daß Rudi, von Angst gejagt, sofort die weite Reise unternommen haben würde — und daß sein anstrengender Beruf ohnehin schon alle seine Kräfte in Anspruch nimmt."

Sie legte bei den letzten Worten ihre Hand sanft auf den Scheitel der Kranken und machte sich an dem Haar derselben zu schaffen, um ihrem momentanen Empfinden den Ausdruck von Zärtlichkeit zu nehmen.

„Aber nun, da Frau Ruppius beinahe genesen ist," fuhr die Frau Kanzleirath hartnäckig fort, „nun dürfte ihn ein Wiedersehen doch nicht mehr alteriren. Ich weiß die Zeit nicht mehr, da der junge Herr zum letztenmale in Neuhausen war."

„Ja, es ist schon ziemlich lange her," nahm jetzt Frau Ruppius selbst das Wort, während sich ein leises, nervöses Roth über ihre Wangen legte, „aber was sollte er auch in dem abgelegenen Neuhausen?"

„Was er sollte? Nun seine Mutter besuchen und alte Freunde wiedersehen, ich dächte doch, dazu würde man niemals zu vornehm."

„Nein — und am allerwenigsten Rudi," erwiderte Grete gereizt, „aber der einzig wirkliche Freund, den er hatte, ist längst nicht mehr in Neuhausen und seine Mutter — die kann er ja sehen wo er will, deshalb braucht er nicht gerade hier her zu kommen."

Und sie glättete abermals mit ihren Fingern die Zöpfe der Tante.

Die Frau Kanzleirath sagte jetzt nichts mehr, sondern empfahl sich nun wirklich, abermals „gute Besserung" wünschend. Nur draußen auf dem kleinen Vorplatze, wohin Grete sie begleitete, konnte sie sich nicht versagen, noch einmal auf das Gespräch zurückzukommen.

„Die gute Ruppius," sagte sie theilnehmend, „hat alles dem Sohn geopfert und er dankt es ihr doch wenig, er war wirklich leichtsinnig und hochmüthig über seinen Stand hinaus, liebe Grete, so sehr gerade Sie sonderbarerweise sich bemühen, das zu leugnen. Und dann, als er das Glück hatte eine Adelige zu heirathen — und er durch diese endlich etwas wurde, da —"

„Das ist nicht wahr, Frau Kanzleiräthin," unterbrach jetzt das Mädchen die süße, salbungsvolle Rede derselben, „Rudolf Ruppius hat Niemanden seine Stellung zu verdanken als sich selbst, seine große Begabung hat wohl noch keiner in Abrede gestellt, — und daß die vornehme Dame ihn liebte und heirathete — —"

„Nun das verstehen Sie gewiß am besten, liebe Grete," sagte Jene, mit sauersüßem Lächeln des Mädchens Schulter klopfend, „es ist deshalb auch kein Wunder, wenn Sie sich gegen die Wahrheit zu verschließen suchen, Sie sind unerfahren — und haben ihm alle Ihre gescheiterten Hoffnungen vergeben."

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Frau Kanzleiräthin," erwiderte das Mädchen ruhig, während ihre blassen Lippen zuckten — „ich —"

Aber die große Frau, mit dem unternehmenden Strohhute, ließ das Mädchen nicht aussprechen, sie legte nur mit einem überlegenen Kopfnicken, als ob nichts sie von ihrer Meinung abbringen könne, ihre Hand flüchtig in die Grete's und ging die Treppe hinunter.

Das Mädchen blieb noch eine Weile auf dem Vorplatze stehen, bis die Lippen, die vorher gezuckt hatten, wieder fest verschlossen blieben und aus ihrem Gesichte die jähe Blässe gewichen war, dann ging sie zurück in die Stube und nahm stillschweigend ihren Platz am Tische wieder ein. Frau Ruppius hatte ihren Stuhl dichter an das Fenster gerückt und sah über das niedere Nachbarhaus hinweg, in die wogenden Kornfelder, die von junger Buchen- und Eichenwaldung umsäumt wurden.

Ein leiser Spätsommerwind strich durch die Wipfel der Bäume, huschte über das reife Korn und verlor sich in sanftem Träumen zwischen den Kreuzen des Friedhofes, seitlich vom Hause.

In der Straße war es still, die Leute des kleinen Städtchens arbeiteten in Feld und Garten, und man vernahm deutlich das Tropfen des alten, steinernen Brunnens, dessen einförmiges Geräusch die blasse Frau in allen schönen und schweren Stunden ihres Lebens begleitet hatte.

Sie wußte nichts von der Welt da jenseits der Berge, nur was Rudi ihr zugetragen, was ihn da draußen beglückt und erschüttert hatte — das wußte sie.

Jung, fast noch ein Kind, war sie ihrem Manne, der Lehrer gewesen, aus dem schlichten Pfarrhause, aus reinen, frommen Eindrücken heraus, nach Neuhausen gefolgt und hatte zwei glückliche — unvergessen glückliche Jahre, mit ihm dort unten im Schulhause verlebt. Dann aber hatte der Tod plötzlich Einkehr gehalten, ihr

Mann starb und es blieb ihr, neben Kummer und Sorgen, ein vereinsamtes Herz!

Sie war bald nachher mit ihrem Knäblein in das stille Haus mit den grünen Jalousien gezogen, das sie noch heute bewohnte. Sie konnte von dem Eckfenster desselben das kleine Kreuz auf dem Grabe ihres Mannes schauen, und das war ihr in manchen einsamen Stunden ein sanfter Trost. In den unteren Räumen hatte sie einen kleinen Laden mit Garn nnd Nähutensilien angelegt, um einen Zuschuß zu der kleinen Pension zu verdienen, von der sie sich nicht ernähren konnte.

Martha Ruppius war eine stille, träumende Natur, das Pfarrhaus in Botenweil mit dem gelehrten Vater und der sinnigen Mutter hatte keine merkantilen Eigenschaften in ihr groß gezogen; sie verstand es nicht sich zu bevortheilen und mit den Leuten zu feilschen, das Geschäft ging nicht und sie mußte es aufgeben.

Nun stand sie rathlos. Aber wie es oft im Leben geht, zeigte ihr der Zufall den Weg. Ihr älterer Bruder, der sie wegen ihres Maltalentes, mit welchem sie, wie er sich ausdrückte, beklexte was ihr in den Weg kam, so oft geneckt hatte, kam als Korrespondent in eine Tapetenfabrik und erinnerte sich der geradezu verblüffenden Farben- und Arabesken-Phantasie seiner jungen Schwester. Er sprach mit seinem Prinzipale, Martha mußte Proben senden, und der Anfang war gemacht.

An demselben Fenster, von welchem sie heute über die Landschaft blickte, hatte sie Tag für Tag mit geneigtem Kopfe gesessen und gemalt. Zuerst nur Tapetenmuster, dann Fächer und schließlich auch für eine namhafte Fabrik auf Porzellan.

Ob sie jetzt daran dachte? Daran, wie ihr Herz immer ruhiger wurde, ihre Wege sorgloser und ihr Rudi nach und nach ihre Welt? Da unten im Gärtchen zwischen den Aster- und Dahlien-Beeten, da sah sie ihn im Sande spielen, wenn sie den Kopf wandte, sah, wie er zärtlich zu ihr aufschaute, in die Hände klatschte und ihr Blumen zum Strauße pflückte.

Ach, was war das für eine schöne beglückende Zeit gewesen! —

Grete bemerkte, daß die Tante lächelte und wußte, was in ihr vorging. Selbst der Schmerz um ihren Mann hatte sich in sanftes Weh gelöst, denn sie trug alle Herzensliebe, die sie einst ihm gegeben, auf sein Kind über — alle Hoffnungen, alle Träume! Es gab kein Denken, mit welchem Rudi nicht verwachsen gewesen wäre. Bei jedem Stück Papier, das sie bemalte, bei jedem Fächer, dem sie Blumen gab, gestalteten sich goldene Zukunftsträume für ihn.

Und dann als er heranwuchs, sich geistig reckte und der Welt mit so unbändiger Kraft entgegenreifte, wie war ihr Herz beglückt und wie schwellte es sich mit Hoffnungen und Lichtgebilden! Es war ihr dann oft, als säße sie wieder an stillen Sonntagnachmittagen im Pfarrgarten in Botenweil und lausche dem Rauschen des Flusses, der ihr so seltsame Dinge flüsterte von der Welt, die sie nicht kannte.

„Wie schade, Grete,“ sagte sie, sich zu dieser wendend, als habe dieselbe ihren Gedankengang mit durchwandelt, „daß Du Rudi nicht als Knaben kanntest, wie war er schön, klug und gut.“

„Als ob er das nicht immer auch nachher gewesen wäre,“ fiel das Mädchen in gleichem Tone ein, „mir ist es, als sähe ich ihn noch heute, wie er zum erstenmale von der Universität kam und Dich so stürmisch in die Arme schloß.“

„Und wie er sich dann zu Dir wandte, Grete,“ fuhr die Mutter fort, „Dir seine beiden Hände entgegenstreckte und sich freute, daß ich nun einen Ersatz für ihn habe und Hilfe bei meiner Arbeit.“

„Damals trug er eine braune Sammt-Pekesche, Tante, von der gleichen Farbe seines Haares, mit Schnüren, ich meine, ich hätte nie etwas Schöneres gesehen.“

Frau Ruppius neigte das Gesicht und sann. Man hatte ihr im Städtchen verdacht, daß sie, die sich mit ihrer Hände Arbeit nährte, ihren Sohn auf die Universität gegeben und nicht in ein Seminar, wie es sich doch eigentlich gehört hätte — als ob er des Direktors eigener Sohn wäre! Vertraute Freundinnen hielten mit ihren Anspielungen nicht zurück und es hatte sich damals die erste Wolke über ihren Weg gelegt. Aber als dann Rudi kam — so schön und klug — mit dem goldgestickten Käppi und dem Verbindungsbande an seines Vaters silberner Uhr — und wie er erzählte, daß sich ihm vornehme Häuser öffneten und man ihn lieber habe — viel lieber, als den jungen Baron von Birkenau, da war alles vergessen und sie arbeitete gern ein paar Stunden länger, um Rudi glücklich zu sehen.

„Weißt Du, Tante,“ fiel Grete wieder in ihr Träumen hinein, „das war alles nur Neid von den Menschen, weil Rudi so klug nnd kühn war und sich Niemanden ergab — wie hätte er Lehrer, gewöhnlicher Lehrer, werden können — ich bitte Dich — so wie Fritze Berger drüben in der Schule — Rudi mit seiner großartigen Weise!“

Und über das Gesicht des alternden Mädchens legte sich ein rosiger Hauch, wie verspäteter Sonnenglanz über ein welkes Lilienblatt.

„Und daß Rudi mehr verausgabte als Andere, Tante,“ fuhr Grete fort, als sie den Schatten bemerkte, der auf dem früh gealterten Gesichte von Frau Ruppius lag; das war so begreiflich bei seiner Art — er schrieb, dichtete, fabulirte, wie

sollte er dabei an leidiges Geld denken? Erinnerst Du Dich noch, wie wir damals die Partie nach den Hünengräbern im Birkenauer Walde machten — und er, als Du Dich müde fühltest, eine Flasche Wein aus seinem Ränzel zog und in die Luft schwang?"

„Er wußte, wie mich das Gehen müde machte und ein Glas Wein mich vor Kopfweh schützte", lächelte Frau Ruppius, „er war allzeit ein so guter Junge."

„War es nicht an demselben Tage", fuhr sie nach einer Weile des Schweigens fort, „wo er Dir einen Kranz von Maikräutern in die Haare legte und behauptete, Du habest Dich verwandelt, denn Du seist plötzlich schön geworden — nachher suchtet ihr Vergißmeinnicht auf der Waldwiese im Erlenhain."

Grete's Augen hatten sich gesenkt und über ihr Gesicht zog eine Ahnung jenes Ausdruckes, den Rudi schön genannt hatte.

„Ich glaube, es war das mein glücklichster Tag, Tante."

Sie legte die Bücher, in denen sie vorher gerechnet hatte, mechanisch übereinander, erhob sich langsam und rückte den Stuhl an das Fenster, wo die Tante saß.

„Auch Rudi war damals glücklich," sagte diese — „auch noch in den folgenden Jahren, bis —"

„Ja, bis —" wiederholte Grete.

„Aber weißt Du," fuhr sie dann, wie im Traume redend, fort, „glücklich — so was andere Menschen glücklich nennen — war Rudi doch eigentlich nie und deshalb, Tante — siehst Du deshalb —" Grete war hier der alten Frau näher gerückt und schmiegte sich an ihre Seite — „habe ich immer so tiefes, tiefes Mitleid mit ihm gehabt. Er kam mir vor, wie Einer, den immer dürstet — nach Fremdem, Unerreichbarem — aber der diesen Durst nicht löschen kann."

„Doch, doch — er wäre vielleicht gelöscht worden, Grete — wenn — —

„Wenn Erika seine Frau geworden wäre, meinst Du? Aber sie gehörte doch, als Rudi sie zuerst sah, einem Andern, — es wäre das doch immer ein verkümmertes Glück geblieben."

Frau Ruppius legte ihr Gesicht in die Hände und beide schwiegen.

„Meinst Du nicht doch —" fragte das Mädchen nach langer Weile leise, — wie der Hauch, der über den Friedhof ging — „daß Rudi in dieser Liebe nur eine Heimstätte suchte für sein schmerzerfülltes, unbefriedigtes Herz? Hätte sie ihn wirklich vollkommen glücklich gemacht?"

Rudi's Mutter nickte gedankenvoll mit dem Kopfe.

„Glücklich — im Sinne der Welt wohl kaum —," sagte sie noch leiser als Grete, „Rudi's Empfindungswelt war immer so schrankenlos, aber Erika würde ihn verstanden haben, mit ihm gedürstet, gelitten — und ihm endlich Ruhe gegeben. Das ist auch Glück, Grete. Glück! —"

Und ihre Augen irrten hinüber zum Friedhofe, zu dem kleinen Kreuze, unter welchem Rudi's Vater lag.

Sie sprachen Beide nichts mehr, bis die Dämmerung über die Berge zog und es nach und nach dunkel in dem traulichen Zimmer wurde.

Grete zündete die Lampe an, stellte sie auf den großen Arbeitstisch und rückte ihrer Tante den Stuhl an den altgewohnten Platz.

„Ich habe das Malgeräthe heute früher fort geräumt, Tantchen", sagte sie, als Frau Ruppius ihre Augen über den Tisch gleiten ließ, „ich wollte die Bücher einmal genau durchsehen, denn ich hatte das Gefühl, als müsse unser Defizit vollständig gedeckt sein."

Frau Ruppius sah wehmüthig in das Gesicht des Mädchens und reichte ihr über den Tisch hinüber die Hand.

Sie verstanden es beide nicht, viele Worte zu machen, aber Grete neigte sich über dieselbe und küßte sie.

„Es hat jetzt kein Mensch mehr das Recht, Dir Vorwürfe zu machen, Tante," sagte sie beherzt, „wir schulden der Firma nichts mehr, im Gegentheile, es kommen uns noch 150 Mark zu gute."

„Die schreibe gleich auf Dein Konto, Grete."

„Auf mein Konto?"

„Ich dächte wohl", sagte Frau Ruppius nun mit glänzenden Thränen in den Augen, „es wäre jetzt Zeit für Dich zu sorgen, — Du hast so großmüthig —"

„Ich, Tante?" fragte Grete beinahe entrüstet, „gehört denn nicht Rudi eben so gut zu mir, wie zu Dir?"

„Gewiß, Kind, ich wollte nichts anderes sagen, aber ich — ich bin gebrechlich geworden — ich kann voraussichtlich nicht viel mehr arbeiten — und es wäre mir eine Beruhigung, Dein Alter vor Sorgen gesichert zu wissen."

Grete wehrte mit der Hand.

„Rudi ist jetzt ein wohlhabender Mann," fuhr sie fort, „er braucht nichts mehr von uns — aber er darf doch niemals wissen, Grete, — niemals, hörst Du? Du weißt, er ist so stolz —"

„Du meinst, nicht wissen, daß wir noch immer malten, um das Geld abzutragen, welches er brauchte, als er seine Stelle aufgab?"

„Der arme Junge" — hauchte die Mutter, „er litt damals grenzenlos — auch um Erika — die Leute sagen wohl, es sei das rücksichtslos und egoistisch von ihm gewesen, — aber wir, Grete, wir wissen es besser."

„Egoistisch!“ wiederholte das Mädchen entrüstet, „Du ließest ihn ja niemals merken, Tante, daß Du nicht Geld genug habest.“

„Wie sollte ich ihn auf seinen groß geplanten Weg auch noch materielle Sorgen geben? Und gar damals in jener Zeit, wo er das Leben kaum ertrug — wo er auch seine literarische Thätigkeit aufgab — und —“

„Aber das geschah nicht Erikas wegen“, unterbrach sie Grete mit gerötheten Wangen, „sondern weil er nie ein Genüge fand in dem, was er leistete, weil ihn, wie er mir einmal sagte, die Zeit nicht verstand und ihm das Feilschen mit seinem Höchsten so unsäglich zuwider sei.“ —

„Er verstand sich niemals in das Leben zu schicken, der Rudi“, sagte Frau Ruppius nach längerem Schweigen so aus ihrer Gedankenwelt heraus, als spräche sie mit sich allein, „vielleicht bin ich auch oft zu nachsichtig gewesen — und wenn er seinen Vater gehabt hätte —“

„Der hätte ihn nicht geändert, sicher nicht,“ unterbrach sie Grete, „die Bedingungen zum Glücke, die müssen doch wohl von Anbeginn in der Menschenseele vorhanden sein — und wenn man in seinen Ideen so groß und rein ist, so leidet man unausgesetzt.“

„Aber die Welt urtheilt anders, Grete, und klagte mich an,“ sagte Frau Ruppius, während sie sich erhob und langsam mit gesenkten Lidern durch das Zimmer schritt, „o ich habe die Vorwürfe gefühlt, die Anzüglichkeiten verstanden, wenn ich auch tausendmal schwieg. Jetzt freilich . . . .“

„Ja, jetzt beneidet man Dich, Tantchen,“ ergänzte Grete, während sie ihren Arm in den der Tante schob und mit ihr in gleichem Schritte ging, „aber ich würde nun doch auch an Deiner Stelle Rudi bitten, einmal nach Neuhausen zu kommen — schon wegen der Kanzleiräthin und ihrem Gefolge von Klatschbasen, die den armen Rudi, weil er in ihr enges Maaß nicht passen wollte, sein ganzes Leben lang verleumdet haben. Ich möchte nur ihre langen Gesichter sehen, wenn Rudi mit der schönen Theodora am Arm — o Tantchen, das wäre mir eine Genugthuung, wie ich sie mir nicht schöner denken könnte.“

Frau Ruppius lächelte nun gleichfalls, aber sie dachte weniger als Grete an den Triumph, sondern sie vergegenwärtigte sich das Gesicht ihrer kühlen Schwiegertochter, wenn sie die ärmliche Behausung betreten würde, die kleinlichen Verhältnisse gewahren und wie dann Rudi leiden könne, wenn ein Abglanz dieser Gedanken um die schönen Lippen zuckte.

Ja — Theodora! Rudi war glücklich, er sagte es, aber ihr, seiner Mutter, hatte sie nichts Liebes gethan bei ihrem Besuche — sie hatte sich so namenlos gedrückt gefühlt — so total überflüssig und sie, die keine andere Welt kannte, als die ihres Rudi — sie war schließlich sogar froh gewesen, als sie wieder in Neuhausen war, in ihrem kleinen Häuschen an dem Maltische saß und an ihn denken konnte — so wie sonst.

Sie hatte sich wieder still auf ihren Stuhl gesetzt und faltete die Hände. Ihre Augen hafteten dabei an der letzten Photographie ihres Sohnes, die inmitten des großen Tisches auf einer Staffelei stand. Es war ein groß angelegter Kopf mit kräftigem Halse, den ein Paar mächtige Schultern trugen. Das volle Haar fiel lässig von der breiten Stirne, aber die Linien, die um den festgeschlossenen Mund lagen, verriethen bei aller Güte einen Zug energischen Trotzes. Ein Etwas, das sich auflehnen möchte gegen Dinge, denen die Masse zu Füßen liegt. Es war das ein Zug, der alle mächtigen Eigenschaften, die Kopf und Stirne verriethen, zu Nichte machen konnte und den ein Dämon oft in hämischer Schadenfreude denen giebt, welche die Götter mit ihren Gaben überschütteten.

Wie viele Hoffnungen und Träume hatte Martha Ruppius in diese Züge hineingedacht, wie viele Wünsche an das Glück dessen geknüpft, der sie trug!

Ob sie jetzt litt, weil sie wußte, daß alle opferfreudige Mutterliebe dennoch nicht im Stande sei, die Kinder zu beglücken? Wenigstens lag ein Zug leidvollen Weh's in ihrem Gesichte, als sie sich erhob und gedankenvoll in ihr Schlafzimmer ging. Es war das ein Theil des Mutterherzens, den Grete nicht verstand, die viel zufriedener und hoffnungsfreudiger geworden war, seitdem sie Rudi mit Theodora vermählt wußte — und somit von den Banden jener verzehrenden Leidenschaft für Erika erlöst, die ihren Schatten auch über ihren eigenen, stillen Weg geworfen hatte. Sie hatte sich die kleine Staffelei bis dicht an den Platz gerückt, wo sie saß, sie war kurzsichtig und konnte das Gesicht nur in dieser Nähe erkennen.

Sie that das allabendlich und dachte dabei an die ihr kurz zugemessenen Frühlingsstunden, in welchen sie von einem gemeinsamen Glücke mit Rudi geträumt hatte.

Warum das entscheidende Wort niemals gefallen war, das hatte sie begriffen: er stand ja in jeder Beziehung so hoch über ihr; aber träumen und ihn lieben in ihrer Weise, das durfte sie — und das war für ihre genügsame Natur dennoch ein Glück.

Heute sah sie indessen nicht so still glücklich in die geliebten Züge, die Worte der Tante, die sein Glück mit Erika in Verbindung gebracht, hatten sie erregt und all die Zeit, die stürme=

voll auch durch ihr Herz gefahren, war wieder lebendig geworden.

Sie stand langsam auf, ging zum Schranke und wickelte aus einem seidenen Tuche, das in einem Fache verborgen gelegen — einen Rahmen in korinthrothem Sammt, der das Pastellbild einer Frau trug. Sie stellte dasselbe gegen die Bücher gelehnt, neben die Photographie Rudi's. Dann setzte sie sich auf ihren alten Platz und grub ihre Augen in dieses Gesicht.

Es waren seltsame Züge, die Erika trug, unregelmäßig, fast unschön, aber durchgeistigt von einem Etwas, das nichts gemein hat mit der Form.

War es das leidenschaftliche Aufflammmen der Augen, das sich in den Linien des Mundes verlor und dort zum Träumen wurde, was sie so fesselte? Oder die Gedanken, welche die breite niedere Stirne verrieth und die eine Fülle dunkelblonder Löckchen sich koboldartig bemühte zu verdrängen?

Grete wußte es nicht, sie hatte das nie ergründen können, aber das unregelmäßige Gesicht übte auch auf sie eine Macht aus. Wie das Ende dieser Liebe gewesen, die sich in keine gesellschaftliche Form zwingen ließ, das wußte sie nicht, auch Frau Ruppius mochte das wohl nie erfahren haben.

Rudi hatte nur eines Tages gebeten, das Bild Erika's für alle Zukunft zu vernichten und nicht lange nachher den tadellos schönen Puppenkopf Theodorens geschickt, mit der Nachricht, daß sie seit einigen Tagen seine Verlobte sei.

Warum sollte er nicht glücklich sein? sie war vornehm, schön, reich! Der unbemittelte Dozent hatte bald darauf einen Lehrstuhl bestiegen und es war damit ein langgehegter Wunsch in Erfüllung gegangen. Vor einigen Jahren hatte Theodora ihm, nach dreijähriger kinderloser Ehe, auch einen Sohn geschenkt — was konnte ihm noch fehlen?

Grete erhob sich und öffnete das Fenster.

Der Mond lag, von schleierartigen Wolken verhüllt, über den Kreuzen auf dem Friedhofe und gab sein sanft gedämpftes Licht in das wallende Korn. Rechts im Hintergrunde lag Birkenau, mit den Hünengräbern und der Waldwiese im Erlenhain — und alle Hoffnungen und Frühlingsgebilde, die sie im Herzen getragen. Sie konnte nichts unterscheiden in der gedämpften Beleuchtung der Nacht, sie ahnte nur die Kronen der Bäume auf der Bergesfirne und sie träumte, wie Rudi ihr Vergißmeinnicht pflückte und sie glücklich war.

— — — — — — — — — — — — —

(Schluß folgt.)

Die Grabstätte der Aebtissin Marianne von Stein.

Sonntag war es, und die Sonne schien am Herbsttag hell und mild
Auf der Erde welkend schönes, Auge fesselndes Gebild,
Als am alten Heimathorte mich's verlangte einzugehn
Zu des Gottesackers Pforte, Grab und Grabschrift zu besehn.
Und von Hügel hin zu Hügel lenkte suchend ich den Schritt,
Hier nur flüchtig, dort verweilend, wie es Ort und Stunde litt.
Stand bald an des Freundes Grabe, der so früh von hinnen zog,
Bald an zarten Kindes Hügel, das der Tod um's Glück betrog.
Ja die Ruhstatt guter Eltern hieß mich stehn und sinnen lang,
Die ich einst hierher begleitet, als ihr Grabgeläute klang.
Eine Stunde war verstrichen, und ich sprach: es ist genug,
Denn die Zahl besuchter Gräber an die fünfzig schon betrug,
Als ich ein Pfad bemerkte am dicht unscheinbar Gräberpaar,
Das mit gleichem Eisenkreuze, gleicher Schrift bezeichnet war.
Einer Traueresche Zweige, stehend zu der Gräber Haupt,
Hingen nieder zu der Erde, von dem Herbstwind schon entlaubt;
Gras war beider Hügel Decke, wie von lieber Hand gepflegt,
Und ringsum war diese Stätte von dem Gitter fest gehegt,
Das von Eisen, ohne Pforte, allenthalben unversehrt,
Nahen Zutritt, trotz Versuches, meinem Fuße hat verwehrt.
Jede Inschrift, einst vergoldet, hat die Hand der Zeit verwischt,
Eisenfarbig, nie vom Pinsel eines Malers aufgefrischt.
Sie zu lesen ward dem Auge trotz Bemühung gar nicht leicht,
Bis allmählich es gelungen und die Lösung ward erreicht.
Ueberraschend und belohnend wurde die Erforschung mir,
Denn zwei hochgeborne Frauen nannten die Inschriften mir:
Frau von Gilsa, die Dechantin von dem Edelfräuleinstift
Hieß es auf dem Kreuz zur Linken, und zur Rechten hieß die Schrift:
Marianne, die Aebtissin, ruht hier, von und zu dem Stein.

Las es, zog den Hut vom Haupte, ehrend dieser Frau'n Gebein,
Die begabt mit Heldengeiste in den Zeiten deutscher Schmach,
Mitgeplant und mitgelitten, bis des Korsen Kette brach.
Ja hier ruht der Frauen größte, die das Steingeschlecht gebar,
Hier bei Homberg in der Erde, drüber rauschten sechzig Jahr.

G. Th. Dithmar.

NB. Das adelige Fräuleinstift Wallenstein ist gegründet um 1750 von einer Gräfin Görtz, geb. von Wallenstein. Die Damen, resp. Fräulein waren an die lutherische Konfession gebunden. Fräulein Marianne von Stein, Schwester des großen Ministers von Stein, starb und ward beerdigt auf dem Friedhofe zu Homberg im September des Jahres 1881.

„Falter!"

Ich möchte so ein Falter sein,
Und zieh'n von Ros' zu Rosen,
Bei der Geliebten flög' ich ein,
Und wollte kosen — — kosen. —

Dann könnt' ich sterben kummerlos,
Am Ende der schönen Runde,
Der Falter stirbt, an seiner Ros' —
Und ich: — — „an Deinem Munde!"

Edgar Kramer-Bangert.

(In Musik gesetzt von Adolf Kugler, Franz Ludwig, Karl Bohm.)

Aus alter und neuer Zeit.

Der bevorstehende 6. Dezember ruft in uns die Erinnerung an einen Mann wach, dessen hier zu gedenken wir für angebracht halten. Wir meinen den am 6. Dezember 1672 zu Dresden als Hofkapellmeister verstorbenen Heinrich Schütz, genannt Sagittarius. Er war zwar kein Hesse von Geburt, denn er wurde am 8. Oktober 1585 zu Köstritz im Voigtland geboren, aber dadurch, daß er dem gelehrten und kunstsinnigen Landgrafen Moritz seine Ausbildung und seinen Ruf verdankte, mit unserem Heimathland eng verbunden. Der Landgraf nahm ihn als 15jährigen Jüngling in seine Hofkapelle auf, schickte ihn auch nach Vater Schütz's Wunsch auf die Hochschule zu Marburg, damit er sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmen sollte, welches Fach aber der Neigung des jungen Schütz nicht entsprach. Dieser nahm denn auch mit Freuden das Anerbieten seines Gönners an, dem Studium der Musik sich zu widmen und ging in seinem 25. Lebensjahre nach Venedig woselbst er bei Giovanni Gabrieli vier Jahre Unterricht in der Musik erhielt. Nachdem er von 1617 an in Kassel als Organist thätig gewesen war, folgte er einem Ruf Georgs I. nach Dresden. Er wurde der bedeutendste und einflußreichste deutsche Tondichter im 17. Jahrhundert, schuf zahlreiche kirchliche Kompositionen und nach dem Vorbild der Italiener die deutsche Oper, als deren Vater man ihn bezeichnen kann. Zur Feier der Vermählung der sächsischen Prinzessin Sophie mit dem Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt schuf er das erste deutsche Singspiel „Dafne", welches 1627 in Torgau aufgeführt wurde und dessen Text kein geringerer, als Martin Opitz von Boberfeld, der „Vater und Wiederhersteller der deutschen Dichtkunst" und Begründer der ersten schlesischen Dichterschule geschrieben hat.

Kassel. **Schwank.**

Helius Eobanus Hessus. Vor längerer Zeit schon brachte die Zeitschrift „Hessenland" eine Mittheilung über den Geburtsort des Poeten Eobanus Hessus, welche, wie ich mich sehr wohl erinnerte, mit einer Notiz im Widerspruch stand, die ich mir vor jetzt schon mehr als dreißig Jahren gemacht hatte. Als ich jene Mittheilung d. Bl. las, suchte ich unwillkürlich nach meiner Notiz, war aber nicht im Stande, letztere wieder aufzufinden. „Im Sturme der Zeit verloren," dachte ich, wie so manches Andere und Werthvollere, das mir mehr am Herzen lag, als das Nachforschen nach der Geburtsstätte Eobans. Jetzt ist mir das verloren geglaubte Zettelchen wieder in die Hände gefallen, und ich unterlasse nicht, den Inhalt desselben der Redaktion des „Hessenlandes" zur Verfügung zu stellen. Meine Notiz ist dem in den Jahren 1848 bis 1852 revidirten Steuerkataster der hessischen „Gemeinde Halgenhausen, Amts Rosenthal" entnommen, über welche einst Kloster Haina den Blutbann übte, und lautet, wie folgt:

„Als geschichtliche Nachricht ist anzuführen, daß im Jahre 1488 einer der berühmtesten lateinischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, Helius Eobanus Hessus, auf freiem Felde auf der Höhe zwischen Mohnhausen und Halgenhausen geboren ist und wahrscheinlich auf der Stelle, die den Namen „Todtenstrauch" führe — kartirt unter B. 28 = 1³/₄ Acker 35 Rth. Land — und wo sich die Gemarkungen Mohnhausen, Bockendorf und Halgenhausen berühren. Die fragliche Stelle auf dem bezeichneten Lande ist seit Menschengedenken durch ein Rasenplätzchen, worauf ein Baum und ein Stein, ähnlich einem Grenzsteine, stehen, markirt."

Ueber den Werth dieser geschichtlichen Notiz eines hessischen Steuerkatasters zu urtheilen, überlasse ich unseren vaterländischen Gelehrten.

Wien. **A. Trabert.**

Aus Heimath und Fremde.

In der am Montag den 25. November dahier abgehaltenen Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde berichtete der Vorsitzende Major von Stamford, daß der Vorstand den bei ihm eingegangenen Antrag, betr. die Einfriedigung und bessere Erhaltung des Denksteins auf dem Forste für die während der Fremdherrschaft unter König Jérôme erschossenen treuen Hessen, dem hiesigen Stadtrathe unterbreitet und von diesem bereits eine zustimmende Antwort mit dem Bemerken erhalten habe, daß eine entsprechende Vorlage dem Bürgerausschusse gemacht werden solle. Die Namen der dort gefallenen Hessen sollen nach dem Antrage des Vorstandes des Geschichtsvereins dem Denkstein eingefügt werden. — Hiernach hielt Oberstlieutenant a. D. von Stamford von Detmold den angekündigten Vortrag über den Rachekrieg des Germanicus im Jahre 16 n. Chr. Der Vortrag wurde von den Zuhörern beifällig aufgenommen.

Im historischen Verein für das Großherzogthum Hessen hielt zu Darmstadt am 18. November der Archiv-Direktor Dr. Freiherr von Schenk einen Vortrag, in welchem er eingehende Mittheilungen über Hessische Heraldik auf Grund neuerer Veröffentlichungen machte. Freiherr von Schenk ist bekanntlich eine Autorität auf diesem Gebiete, und da seine Mittheilungen für uns Hessen von besonderen Interesse sind, so lassen wir hier den Bericht der „Darmstädter Zeitung" über den Vortrag folgen:

Freiherr von Schenk legte zunächst das Werk von O. Posse: Die Siegel der Wettiner bis 1324 und der Landgrafen von Thüringen bis 1247 vor, das zum ersten male eine sichere Grundlage auch für die älteste Heraldik des hessischen Wappens bietet. Der Löwenschild erscheint danach zuerst 1182 im Siegel Landgraf Ludwig's III.

Der Vortragende bekämpfte die Annahme Posse's, daß die Erwerbung der Sächsischen Pfalzgrafschaft der Beweggrund zur Annahme des Löwenwappens gewesen sei, und erwähnte eine Lücke des Werkes, die sich bei Benutzung des Großh. Hausarchivs hätte vermeiden lassen. Es fehlt nämlich das Siegel des Landgrafen Hermann II., des Sohnes der heiligen Elisabeth, des ersten selbstständigen hessischen Fürsten, das an einer Urkunde von 1238 hängt. Es zeigt das Bild des jugendlichen Landgrafen zu Pferd auf der Falkenjagd, die Umschrift bezeichnet ihn als Hermann, Sohn des Landgrafen von Thüringen.

Uebrigens finden sich in dem Werke auch die bis 1273 reichenden schönen Siegel der Herzogin Sophie von Brabant, der späteren Erbin des Fürstenthums ihres Bruders.

Der Vortragende besprach sodann das Werk von F. Warnecke: Die mittelalterlichen heraldischen Kampfschilde in der St. Elisabeth-Kirche zu Marburg. Er weilte besonders bei den sorgfältig beschriebenen und abgebildeten beiden ältesten Schilden des Landgrafenhauses, deren ältester zweifellos dem Deutschmeister Landgrafen Konrad von Thüringen zuzuschreiben ist, während der sehr reich ausgestattete jüngere recht wohl dem ersten hessischen Landgrafen aus dem brabantischen Herzogshause zugeschrieben werden kann.

Freiherr von Schenk stellte einige irrthümliche Bestimmungen der Schilde hessischer Adelsfamilien richtig, und wendete sich dann gegen die Annahme Warneckes, daß man es hier durchgängig mit eigentlichen Kampfschilden zu thun habe. Es seien vielmehr in der Hauptsache Totenschilde, die über den Gräbern der in der Kirche beigesetzten Stifter von Seelenmessen aufgehangen worden seien. Eine hessische Urkunde von 1382 zeigt, daß das häufig erst lange nach dem Tode des Stifters seitens des bedachten Klosters geschah. Der Umstand, daß bei einigen Schilden die Rückseite ein anderes Wappenbild als die Vorderseite zeigt, dürfte beweisen, daß man alte Totenschilde von der Wand abnahm, um sie neuerdings zu verwenden.

Hierauf zirkulierte die Photographie eines Gewebes des 14. Jahrhunderts mit den vereinigten Hessischen und Cleve'schen Wappen mit der Umschrift „Elizabet van Cleve, Lantgrevinne van Hessen", welches Kabinetsbibliothekar Dr. Sahl im Germanischen Museum bemerkt hatte. Der Vortragende legte ein Originalsiegel ihres Gemahls, des Landgrafen Otto (des Schützen) vor, und beschrieb dessen Wappen, das sich in dem werthvollen Werke von V. Bouton, Wapenboeck ou Armorial de 1334 a 1372 par Gelre héraut d'armes (Paris 1886) findet.

Zum Schlusse verwies Freiherr v. Schenk warm empfehlend auf das Werk G. Seylers, Geschichte der Heraldik, welches seines Erachtens einen großen Fortschritt bedeute, und besprach im Ganzen zustimmend die Ausführungen des Autors über die Heraldik des 12. Jahrhunderts.

Aus Hořowitz ist uns folgende vom 25. Novbr. datirte Mittheilung zur Veröffentlichung zugegangen: „Die Nachricht von einer bevorstehenden Versteigerung das Andenken unseres hessischen Fürstenhauses berührender Gegenstände hat in Hessen eine Erregung hervorgerufen, die einen vielseitigen und lebhaften Ausdruck auch durch Zuschriften, namentlich an Seine Durchlaucht den Fürsten Wilhelm von Hanau in Hořowitz gefunden hat. Diese Kundgebungen haben

als Aeußerungen eines ebenso richtigen, allgemein menschlichen Urtheils wie als Beweis eines noch warmherzigen Interesses für das Andenken an die Person unseres Kurfürsten und seines Vaters, des Kurfürsten Wilhelm II. nur eine dankbar sympathische Aufnahme finden können, zumal sie von der begründeten Voraussetzung ausgingen, daß ein solches Aergerniß nur in Folge zufälliger Umstände habe unvermieden bleiben können. Einzelne dieser Zuschriften haben einen so überzeugenden Ton innerster aufrichtiger Theilnahme angeschlagen, daß es bedauert wird, den anonymen Absendern nicht den Dank für ihre bei diesem Anlaß bewiesene Gesinnung aussprechen zu können. Man darf auch annehmen, daß die mehrbenannten Gegenstände, wenngleich sie in dem Katalog des Nachlasses des Fürsten Moritz Aufnahme gefunden haben, doch von der Versteigerung ausgeschlossen bleiben werden. Jedenfalls ist alle erforderliche Vorsorge getroffen, um sie den Angehörigen zu erhalten und ihnen für die Zukunft eine ihrer Bedeutung entsprechende Aufbewahrung zu sichern. Uebrigens sind, was nicht unerwähnt bleiben darf, in dem Katalog eine Reihe von Gegenständen als kurfürstlich bezeichnet, die es thatsächlich nicht sind."

Der Oberbürgermeister von Gotha, Herr Hünersdorf, früher Obergerichtsrath zu Marburg und einer von den gemaßregelten verfassungstreuen Beamten aus der Hassenpflug'schen Aera, tritt in den Ruhestand. Die Gothaer Stadtverordneten haben dem verdienten Beamten die Jahre 1850—54, während derer er sich in Folge jener Maßregelung außer Amt befand, zu den übrigen Dienstjahren hinzugerechnet, um ihm seinen vollen Gehalt als Pension zu belassen.

Dem Vernehmen nach ist von der Intendanz des hiesigen Königl. Theaters die dreiaktige Operette „Der Gaunerkönig“ von O. Ewald und W. Bennecke, Musik von Dr. Franz Beier, zur Aufführung angenommen worden.

Universitätsnachrichten. Wie die „Oberh. Ztg.“ meldet, wird der Professor für neuere Literatur Dr. Max Koch in Marburg dem an ihn von der Universität Breslau ergangenen Rufe Folge leisten und mit Anfang drs nächsten Semesters dorthin übersiedeln.

Schönwissenschaftliche Werke hessischer Dichter für Weihnachten 1889.

Wer diesmal eine poetische Weihnachtsgabe wählen und dabei die Werke hessischer Dichter berücksichtigen will, kann sich über Mangel an Auswahl nicht beschweren. Von neuen Erscheinungen wollen wir im Folgenden einige als besonders empfehlenswerth hervorheben.

E. Mentzel bietet uns im „Feldspath“ *) drei Erzählungen aus Hessen dar, die zu dem Anmuthigsten gehören, was wir seit langer Zeit gelesen haben. Die Verfasserin ist mit Land und Leuten in der Marburger Gegend genau bekannt, mit dortiger Sitte, Denkart und Sprache vertraut, sodaß alle ihre Schilderungen frische Lebenswahrheit athmen. Was Berthold Auerbach für den Schwarzwald, Maximilian Schmidt für Oberbayern, Karl Immermann für Westphalen waren, ist E. Mentzel für Oberhessen geworden, die Schöpferin der hessischen Dorfgeschichte. Wir freuen uns ihrer Erfolge und wünschen noch recht viele kernige und hochpoetische Bauernnovellen von der Verfasserin Muse geschenkt zu erhalten wie die vorliegenden. Welch eine lebenswahre humoristische Figur ist der „Insitzfrieder“, ein oberhessischer Dorf-Salomo, der seinen Mutterwitz zum Besten der Gemeinde walten läßt! Wie harmonisch klingt das feingearbeitete Kabinetsstück „Moos“ aus, eine Probe auf den alten Spruch, daß echte Liebe nicht rostet! Doch ist die mittelste Erzählung dem Umfange nach die größte und dem inneren Werthe nach die bedeutendste: „Dora“. Zwei für einander geschaffene junge Leute sollen wegen ungleich verteilter Glücksgüter für immer auseinandergerissen werden, und Hanjust's Eltern sind schon auf der Brautfahrt nach der reichen Lenetraut, einer herzlosen Kokette, als eine mächtige Lahnüberschwemmung die lösende Katastrophe herbeiführt, in der die arme Dore ihrem Schatz das Leben rettet und dadurch diesen sich selbst erringt. Neben den fest gezeichneten Hauptpersonen mit ihrem eigenartigen Denken und Fühlen sind prächtige Nebengestalten geschaffen, wie der treuverschwiegene Mappen-Kaspar, der wildbrausende jähzornige Unterförster und der grundehrliche Oberknecht Martin. Jeder wird die spannenden, tiefgefühlten Erzählungen mit hohem Genusse lesen und gern zu ihnen zurückkehren. —

Einen größeren Anlauf, als E. Mentzel in ihren schlichten Dorfgeschichten, nimmt Julius W. Braun in seinem Romane „In Fesseln“,*) den er selbst ein Seelengemälde benennt. Und in der That ist es ihm gelungen, das höchste Fühlen der Menschenbrust zu schildern und vor uns entstehen zu lassen:

*) Leipzig. Verlag von Liebkind, eleg. gebunden 3 Mk. 50 Pf.

*) Berlin, Verlag von F. Fontane, 1889, Preis 5 Mark 50 Pfg. elegant gebunden.

wir empfinden der Liebe Leid, der Liebe Lust und wandeln an Dichters Hand bis in jene Pfade, wo Genialität zum Wahnsinn ausartet, wenn die irdischen Fesseln zu drückend geworden sind, wenn alte Verpflichtungen mit neuem Fühlen und Wollen in Streit gerathen. Es sind neben gut bürgerlichen recht enge drückende Verhältnisse, in die uns der Dichter hineinschauen läßt und die er mit großer Sach- und Ortskenntniß schildert, so daß wir ein Stück Kasseler Kulturgeschichte als Hintergrund der Handlung vor uns haben. Daß berechtigte Gefühle einer hochgeachteten Familie verletzt werden, darf nicht verschwiegen werden, ist aber persönliche Sache des Verfassers und hat mit der künstlerischen Werthschätzung seines Werkes nichts zu thun. Bis zum Höhepunkt, dem Treubruch Gustav's an Margarethe um der schönen und geistreichen Hermine willen, ist ein psychologisches Meisterwerk geschaffen, ein Ring des Verhängnisses greift in den andern und Humor und Lebenswahrheit beleben das Ganze. Der Schluß freilich kann, da er unaufhaltsam die traurige Lösung herbeiführen muß, eine gleiche Spannung nicht erzielen. Niemand aber wird ohne Antheil und hohen geistigen Genuß „In Fessen" aus der Hand legen.

Ferner sei ein größeres Werk von Hugo Frederking hier erwähnt, das sich mit des Lebens Mühen und Kämpfen der heutigen Gesellschaft eingehend beschäftigt: „Stromschnellen", Roman in drei Bänden. Berlin 1889, Verlag von O. Janke.

Hans Elben, der uns 1884 mit dem Sange von Bilstein erfreute, hat dieses Jahr seinen verhüllenden Dichternamen aufgegeben und hat als Fritz Bode ein neues Epos veröffentlicht: Stolberg, eine Geschichte aus dem 15. Jahrhundert. Kassel 1890. G. Wigand. (Fein gebunden 3 Mark). In wohlgelungenen Versen, die uns an Scheffel's Trompeter und Julius Wolff's bessere Tage erinnern, steigt vor uns der Harz empor und die kräftigen Gestalten des Grafen Botho VII. von Stolberg und Wernigerode und seiner Getreuen, denen bei Mann und Weib noch trotzig Cheruskerblut durch die Adern rinnt. Gegen die Herrschsucht in weltlichen und geistigen Dingen des Bischofs Burchard von Halberstadt und seiner Mönche, die frech des Müllers Tochter an den üppigen Hof mit Gewalt entführten, erhebt sich die Grafschaft Stolberg und bereitet 1437 den Frevlern die verdiente blutige Niederlage am Todtenwege. Dem Dichter ist es gelungen, ein treffliches Kulturbild zu schaffen aus den Zeiten unmittelbar vor der Reformation, wo aber dem Volke unbewußt noch viel Heidenthum in Fleisch und Blut steckt aus uralter Zeit. Auf diesem Hintergrunde heben sich kräftige Männer- und Frauengestalten, der Graf, der Bischof, der Mönch, der Magister, Till, Margarethe, Kathereine, die blonde Ilse herzerfreuend ab, sodaß jeder Leser gern mit dem Sang von Stolberg sich vertraut machen wird.

Von den beliebten hessischen Schriftstellerinnen Sophie Junghans und H. Brand liegt für diese Weihnachten keine neue Gabe vor, doch genügt ein Hinweis auf die zahlreichen Romane und Novellen der ersteren, die jede Buchhandlung in reicher Auswahl vorlegen kann, und Brand's hessische Zeitromane erfreuen sich ja allgemeiner Beliebtheit, da sie uns die Hauptthaten der Geschichte Hessen-Kassels dichterisch verklärt vor Augen führen will. Bearbeitet sind schon Heinrich das Kind, das 16. Jahrhundert (In Lehnspflicht), der 30jährige Krieg (Allzeit getreu), und Landgraf Karl (Gute Zeit im Lande), denen, wie wir hören, die Zeit des Landgrafen Friedrich II. nachfolgen soll. —

Von lyrischen Erscheinungen aus Hessen liegen uns vor: C. Preser's Gedichte in 4. Auflage reich vermehrt. Kassel 1890 bei E. Hühn (Preis 3 Mark). und A. Trabert: Deutsche Gedichte aus Oesterreich. Frankfurt a. M. bei G. Wendel. 3 Bändchen (3 M. 50 Pf.), jedes auch einzeln käuflich. I. Schwertlieder eines Friedsamen II. Ein Menschenleben und III. Trost-Einsamkeit.

Neben diesen Neuerscheinungen muß aber auch eine neue, die 5. Auflage des Prinzen Rosa-Stramin von Eduard Helmer (Ernst Koch) als last not least erwähnt werden. Kassel 1890 bei G. H. Wigand. Das Altmüller'sche Geleitswort zur dritten Auflage wurde von P. R. durchgesehen und ergänzt und das Biographische erweitert. Die Dichtung selbst aber ist in Kurhessen überall so bekannt und beliebt, daß hier eine Erwähnung der neuesten Auflage genügt, um dieses Kleinod hessischer Haus- und Gemüthspoesie als schätzbarstes poetisches Festgeschenk für den Weihnachtstisch in Erinnerung zu bringen.

Kassel, Ende November 1889.

Dr. phil. **Seelig.**

☛ Diejenigen Abonnenten, welche das „Hessenland" durch die Post bestellt haben, denen es aber außerdem noch irrthümlicher Weise unter Streifband zugeht, werden dringend ersucht, dem Unterzeichneten hiervon vermittelst Postkarte baldgefälligst Mittheilung zu machen. Durch Erfüllung dieser Bitte ersparen sie uns Zeit, Mühe und Kosten.

Zugleich werden die Streifband-Abonnenten, welche noch mit der Zahlung von Quartals-Beträgen im Rückstande sind, höflichst gebeten, dieselben im Laufe dieses Monats an den unterzeichneten Redakteur und Verleger einzusenden.

F. Zwenger,
Kassel, Jordanstraße 15.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 24. Kassel, 20. Dezember 1889.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Inserate werden mit 20 Pfg für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Redaktion Jordanstraße 15, und die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1890 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2772.

Inhalt der Nummer 24 des „Hessenlandes“: „Weihnacht“, Gedicht von D. Saul; „Marburger Pandektisten“, II. Konrad Büchel, von F. Zwenger (Schluß); „Hessische Offiziere im Dienste des schwarzen Königs Heinrich I. von Haïti“, von J. Schwank; „Pietà“, Novelle von H. Keller-Jordan (Schluß); „Trost“, Gedicht von C. Chr. F. Krause; „Wehmuth“, Gedicht von Karl Schaumburger; Aus alter und neuer Zeit: „Aus meiner Urgroßmutter Ausgabebuch“; Aus Heimath und Fremde; Hessische Bücherschau; Briefkasten; Abonnements-Einladung.

Weihnacht.

Weihnachtsfestzeit, liebliche du und traute,
Die den gabenspendenden Baum uns baute,
Ob im Lebensstrome wir flüchtig treiben,
Wirst du uns bleiben.

Lieber Baum mit Flitter und bunten Lichtern,
Angestaunt von kindlichen Frohgesichtern,
Gold'ne Zeiten bringest du hold uns wieder
Himmelhernieder.

Aus den starren Aesten des Tannenbaumes
Kommt es wie ein Wehen des Jugendtraumes,
Und uns wird bescheeret im Glück der Kleinen,
Was wir beweinen.

Mag der Schnee auf unsere Scheitel drücken,
Mag die Zeit uns beugen die morschen Rücken —
So ist uns noch einmal vergönnt auf Erden
Kinder zu werden.

D. Saul.



Marburger Pandektisten.

Von F. Zwenger.

(Schluß.)

Die Aufstellung treffender und umfassender Begriffsbestimmungen war eine Hauptstärke Büchels. Seine Schüler erinnern sich gewiß der Eindringlichkeit, mit welcher er auf die große Bedeutung richtiger Definitionen aufmerksam zu machen pflegte. Ja, meine Herrn, sagte er z. B. in der Lehre über das Gewohnheits-Recht, definiren Sie mir einmal den Begriff „Gewohnheit"! Sie alle haben doch Gewohnheiten, der eine ist gewohnt, zu einer bestimmten Stunde zu rauchen, den Herrn stud. K. sehe ich zu einer bestimmten Zeit täglich in die Kneipe wandern, vielleicht ist auch einer von Ihnen gewohnt, morgens um 5 Uhr aufzustehen. Ob der letzterwähnten problematischen Unterstellung lächelten die meisten Schüler, zu deren Geflogenheiten das Frühaufstehen wohl nicht gehören mochte, besonders ein stud. B., an welchen sich Büchel daher mit der Frage wandte: „Nun Herr B., Ihnen fällt es gewiß sehr leicht, die richtige Definition zu geben. Was ist denn Gewohnheit?" Als nun Herr B. statt der Antwort ein Lächeln zurückgab, fuhr Büchel fort: „Ja, meine Herrn, man muß die Begriffe scharf fassen in iure! Da fällt mir aus alter Zeit ein gewisser Etzel aus Fulda ein, den Sie, Herr K., — Büchel wandte sich an einen stud. aus Fulda — sicherlich noch kennen werden. Er lebt als betagter Mann in Fulda und ist immer noch Rechtspraktikant. Dieser Etzel gelangte auf eine wunderliche Art zum Studium der Rechte. Im Anfang dieses Jahrhunderts noch mußte man, um zu dem juristischen Studium ohne Weiteres zugelassen zu werden, entweder der Sohn mindestens eines Rathes, oder aber adelig sein. Andernfalls war besondere Genehmigung des Landesherrn erforderlich. Da nun bei Etzel die erwähnten beiden Voraussetzungen nicht vorlagen, so richtete er eine Eingabe an die höchste Landesstelle und war sehr erstaunt, als er umgehend die Antwort erhielt, er brauche ja gar keine besondere Genehmigung, er sei ja adelig. Etzel stammte nämlich aus Roßbach und hatte die Eingabe unterzeichnet: Etzel von Roßbach. Hierdurch war der Irrthum entstanden, der nun dem Herrn Etzel zu Gute kam. Als er bei seiner Ankunft in Marburg mir einen Besuch machte, — ich war damals noch Privatdozent — antwortete er mir auf die Frage, was er eigentlich studiren wolle: „Er wolle sich zuvörderst dem Studium der Rechts- und Kameral-Wissenschaften widmen, daneben auch das Studium der Mathematik und Naturwissenschaften eifrig betreiben und die heilige Theologie nicht vernachlässigen!" „Nun, das ist ja recht schön, Herr Etzel", erklärte ich ihm, es will mich nur bedünken, daß die Ausführung Ihres schönen Vorsatzes auf Schwierigkeiten stoßen wird." Da lachte Herr Etzel, als ob er sagen wollte: „Nun, du wirst schon sehen!" Als er einige Zeit danach in meinem Kolleg erschien und ich gerade dieselbe Materie wie heute behandelte, da war es der Herr Etzel, welcher bei meiner Mahnung, daß man die Begriffe scharf fassen müsse in iure lachte. „Nun, Herr Etzel", sagte ich, „Sie lachen, sagen Sie mir doch gefälligst einmal: Was ist denn ein Huhn?" Da lachte Herr Etzel wieder und sagte: „Nichts leichter als dies! Ein Huhn . . . nun, ein Huhn ist . . ein Huhn!" Weiter kam er nicht, nun meine Herrn, das so nebenbei, Sie sehen aber, wie schwer es ist, dem einfachsten Begriff richtig zu definiren. Also kehren wir zu unserm Gewohnheits-Recht zurück.

„Unter Gewohnheit im Allgemeinen versteht man die durch längere Zeit fortgesetzte Befolgung derselben Handlungsweise herbeigeführte unbewußte innere Nöthigung." Bezieht sich nun diese Handlungsweise auf das äußere Zusammenleben der Menschen, und liegt den Handelnden das Bewußtsein zu Grunde, daß ihre Handlungsweise der in ihnen wohnenden Rechtsansicht entspreche, also in diesem Sinne Recht sei, (sog. opinio necessi (tatis), so entsteht der Begriff der rechtlichen Gewohnheit und das auf solchen rechtlichen Gewohnheiten beruhende Recht nennt man Gewohnheits-Recht. Ich weiß nicht, ob ich den Herrn verständlich bin. —

In den 40er Jahren liebte es Konrad Büchel ganz besonders, gegen Puchta, Vangerow, von Savigny zu polemisiren. Sehr rücksichtsvoll und wählerisch war er dabei in seinen Aeußerungen nach Gelehrtenart gerade nicht, wie folgende verba Conradi ipsissima beweisen.

„Die actio de dolo hier" — es handelte sich

um die Lehre vom Darlehn — „wie Puchta will, auszuschließen,“ heißt gar nichts, es ist „schlächtes Geschwätz“! Meinen kann jede Frau Bas! Ja, wenn wir eine Klage aus dem mutuum von Seiten des mutuum accipiens gegen den mutuum dans hätten, ja dann wäre es etwas anderes, die haben wir aber nicht, Herr Puchta!“ —

Bei Erörterung des successio graduum et ordinum in locum praedefuncti parentis ließ er sich wie folgt vernehmen: „Vangerow's Meinung ist ein wahres Hexengebräu. Sehen Sie, meine Herrn, da ist's einem gerade so, als erhielte man rechts und links Ohrfeigen. So eine Verwirrung, wie sie hier in einem juristischen Kopfe herrscht, wie bei Vangerow, ist mir noch nicht vorgekommen.“ —

„Die dummen römischen Juristen, die haben das nicht verstanden: der Ulpian, der Gaius, der Modestinus und wie sie alle heißen. Erst der Herr Minister von Savigny mußte kommen und ihnen ein Licht anstecken.“

Auch auf die Hegelianer hatte er es abgesehen: „So meinte er einst, Wenn die Hegelianer da mitschwatzen“, „ob der Besitz ein Recht oder ein Faktum ist, so ist das gerade so gut, als wenn die Gänse mitschnattern.“ —

Im Herbst 1846 war Konrad Büchel zum Prorektor der alma mater Philippina gewählt worden. Da hatte er denn nach seiner feierlichen Einführung in diese Würde nichts eiliger zu thun, als nach Kassel zu reisen, um dem Rector magnificentissimus, der kein Geringerer war, als Se. Königliche Hoheit der Kurprinz und Mitregent selbst, seine Aufwartung zu machen. Die nachgesuchte Audienz wurde ihm bewilligt. Büchel erschien in escarpins, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, den Galadegen an der Seite. Der sonst so wortkarge Kurprinz unterhielt sich auf das Leutseligste mit dem gelehrten Pandektisten, an dem er Gefallen gefunden hatte. Als nun die Audienz beendet war und Büchel sich rückwärts unter tiefen Komplimenten nach der Ausgangsthür bewegte, gerieth ihm der ungewohnte Degen zwischen die Beine und er kam auf dem glatten Parketboden zu Falle. Da soll der Kurprinz lächelnd zu ihm gesagt haben: „Ist dieser „Fall“ auch in dem Corpus iuris vorgesehen? Ist es vielleicht jener famose „casus“, der den Juristen so viel Kopfzerbrechens macht.“ Schlagfertig soll da Büchel geantwortet haben: „Halten zu Gnaden, Königliche Hoheit, dieser casus beruht auf einer vis maior, cui humana infirmitas resistere nequit.“*) „Haben Magnificenz gut gemacht“, soll darauf der Kurprinz geäußert und später bei Tafel den Vorfall mit großer Heiterkeit selbst erzählt haben, worauf sich Büchel nicht wenig einbildete.

*) Diese Unterredung soll Büchel zu der Herausgabe der Abhandlung Disquisitio de „uno casu“ paragraphi 2 Inst. de act. (4. 6) veranlaßt haben, die dann bei dem Prorektoratswechsel erschien.

Büchel war kein Splitterrichter, wenn es sich um gelungene Studentenstreiche handelte, das hat so mancher Bruder Studio erfahren, welchem es während seines Prorektorates beschieden war, vor den Akademischen citirt zu werden. Er war eine prächtige Magnificenz: die Paukereien im Englischen Hofe und auf dem bunten Kitzel, deren es freilich damals weniger gab, als heutzutage, konnten in jener Zeit ungestört ausgefochten werden und die Feierabendstunden wurden unter ihm nichts weniger als rigoros gehandhabt. Zwei Erinnerungen haften aus jener Zeit noch in unserem Gedächtnisse, die von der wahrhaft humanen und vernünftigen Gesinnung des Prorektors Büchel beredtes Zeugniß ablegen:

Auf der Teutonenkneipe in Marburg bestand seit 1845 ein engerer Verein, der sich „Weisheitsverein“ nannte und die Pflege des Humors und treuer Kameradschaft zum Zwecke hatte. Die Mitglieder trugen in den Sitzungen weiße Hemden über den Kleidern und weiße Zipfelmützen auf dem Haupte. An beiden waren große Fragezeichen angebracht. Am Stiftungstage, 27. Januar, feierte der Verein zugleich sein Neujahrsfest. Dasselbe sollte im Jahre 1847 ganz besonders feierlich begangen werden. Zwei Mitglieder, die Studiosen K. und G., rückten in dem Weisheits-Kostüme mit der in der Farbe der Unschuld prangenden Fahne aus, wurden aber von dem Pedellen Röse, da Maskeraden und ähnliche Aufzüge nach den Universitätsgesetzen bei strengster Strafe, unter Umständen sogar mit dem consilium abeundi, verpönt waren, angehalten. Der Pedell entwand ihnen die Fahne. Ueber solches freventliche Gebahren aufgebracht, rückten die beiden „Weisen“ in ihrem Ornate dem Prorektor Büchel in die Wohnung und führten Beschwerde über den Pedellen. Der Prorektor wurde nicht klug aus der Sache, sagte aber, um die aufgeregten Herrn Studiosen zu beruhigen, Untersuchung des Falles zu. Abends erzählte Büchel in der Weinstube, die er regelmäßig zu besuchen pflegte: „Denken Sie, meine Herren, kommen da heute Nachmittag die Studiosen K. und G. in meine Wohnung, haben das Hemd, das man doch sonst auf dem bloßen Leib zu tragen pflegt, über den Kleidern an und eine weiße Schlafmütze auf und sagen, sie seien die drei Weisen aus dem Morgenlande, während sie doch nur zu zweien waren, der Pedell Röse habe sie schwer gekränkt, indem er ihnen die Fahne, welche ihnen als Leitstern zu ihrem löblichen Werke dienen sollte, entwunden

habe, sie verlangten Genugthuung; ich weiß nicht, was ich davon halten soll." Als dem Herrn Prorektor von einem anwesenden Studenten der mit den Verhältnissen vertraut war, die Sache klar gestellt wurde, da lachte er selbst weidlich über den Vorfall; die beiden Herrn Studiosen wurden zwar vor den Akademischen geladen, kamen aber mit einer sehr milden Strafe durch und hatten außerdem noch die Genugthuung, daß Magnificenz dem Pedellen Vorhalt machte wegen seines bei dem Falle bewiesenen Uebereifers. —

Im Winter 1847 glaubte eine Anzahl flotter Musensöhne, die in der Heuser'schen Wirthschaft am Markte ihre Kneipe hatten — auch der Schreiber dieser Zeilen gehörte zu denselben — die Sonntags-Nachmittage nicht besser verwerthen zu können, als dadurch, daß sie sich dem edlen Cerevisspiele hingaben. So sollte es denn auch wieder an einem Novembersonntage geschehen, leider blieb der vierte Mann, stud. C., aus. Es war dies um so auffallender, als gerade dieser Studiosus, wegen seines runden glattgeschorenen Schädels „Kohlrabenkopp" bespitznamt, wenigstens bei solchen Gelegenheiten die Pünktlichkeit selbst war. Der Fax der Kneipe wurde nach ihm ausgeschickt, konnte ihn aber nirgends auftreiben. Da entschlossen wir uns kurz, ihn auszuschellen. Wir kauften bei Arcularius in der Barfüßerstraße, in dessen Hause, nebenbei bemerkt, damals Konrad Büchel wohnte, eine mächtige Schelle und begannen den Akt gegen 4 Uhr Nachmittags an der Ketzerbach, zogen dann den Steinweg hinauf nach der Wettergasse. Den Ausrufer machte der von Heidelberg zu Besuch anwesende stud. P., der über eine ungemein kräftige Stimme verfügte, die viel stärker noch war als diejenige des bekannten officiellen Ausrufers Nüll. Stud. P. verkündete, daß ein gewisser stud. „Kohlrabenkopp" verloren gegangen sei und daß dem redlichen Finder, der ihn auf der Heuser'schen Kneipe abliefere, eine Belohnung von zwei gGroschen zu theil werden solle. Daß dieser Jokus, namentlich am Sonntag zu der erwähnten Tageszeit, in welcher sich Alt und Jung in den engen Straßen Marburgs drängte, großes Aufsehen erregen mußte, war nur allzu natürlich. Die Menge folgte denn auch dem Ausrufer und seinen Genossen mit großem Gejohle. Da, als stud. P. in der Wettergasse seines Amtes waltete, öffnete sich in dem Schippel-schen Hause ein Fenster und daraus erscholl der Ruf: „ich melde mich zum Finderlohn"! Es war stud. C. selbst, der bei seinem dort wohnenden Freunde M. zu Besuche war. Er erschien auch gleich auf der Heuser'schen Kneipe und das Cerevisspiel konnte beginnen, das dann zur Zeit der Feierabendstunde so endete, wie eben die Cerevisspiele in der Regel zu enden pflegen. — — Die Sache war von der Polizei bei dem Prorektor zur Anzeige gebracht worden. Magnificenz Büchel ließ den Verfasser dieses Artikels, als Mitbetheiligten, zu sich rufen und erkundigte sich nach dem Vorgange. Die Anzeige lautete dahin, daß mehrere Studenten, die zum Theil namhaft gemacht waren, den Verkauf von Kohlraben zu zwei gGroschen in der Heuser'schen Wirthschaft ausgerufen und dadurch ruhestörenden Lärm verursacht hätten, ein Unterfangen, das gegen die Polizeigesetze verstoße und doppelt strafbar sei, weil es an einem Sonntage stattgefunden hätte. Als nun Prorektor Büchel den Sachverhalt erfuhr, lachte er und meinte, das sei wieder einmal ein gelungener Studentenstreich gewesen; er werde der polizeilichen Anzeige keine Folge geben. Und so geschah es denn auch.

Wie die meisten Pandektisten war Büchel ein eifriger Verehrer eines oder vielmehr mehrerer Becher guten Weines; er liebte muntere Gesellschaft, die er auf seine Weise erheiternd und anregend zu beleben wußte. Bei öffentlichen Festlichkeiten hielt er gerne Reden, deren Werth aber im umgekehrten Verhältnisse zu den Weinsorten stand, die kredenzt wurden. Bei Festessen kommen bekanntlich erst die geringeren Weine, denen sich dann die feineren und gehaltvolleren anschließen. Bei Büchel war die erste Rede in der Regel die gehaltvollste. Er sprach da stets ausgezeichnet, mochte er sich nun der deutschen oder der lateinischen Sprache bedienen. Seinen folgenden Reden konnte man aber dieses Lob gerade nicht immer spenden.

Eine besondere Neigung hegte Büchel für die Muse Terpsichore. Er war ein gewandter flotter Tänzer, und wenn er nicht der hervorragende Rechtslehrer gewesen wäre, mit Leichtigkeit hätte er ein berühmter Tanzkünstler, ein zweiter Vestris, werden können. Dieses Urtheil zu unterschreiben, werden gewiß alle diejenigen keinen Anstand nehmen, die im Wintersemester 1844/45 den Ball „ohne Damen" im Gasthofe zum Ritter in Marburg mitzumachen Gelegenheit hatten.

Bei den Studenten war Büchel außerordentlich beliebt. Das hinderte aber nicht, daß sie sich zuweilen einen kleinen Jux mit ihm erlaubten, den er aber nur sehr selten übel zu nehmen pflegte. Der Schreiber dieser Zeilen ist zugegen gewesen, als eine angeheiterte Schaar von Musensöhnen in großer Gesellschaft im Pfeifer'schen Garten zu Marburg einen Salamander auf den anwesenden Professor Konrad Büchel rieb. In der vorausgehenden Rede hatte der Exercitienmeister den hochberühmten Professor, den Stern

erster Größe am Firmament der Jurisprudenz, nicht nur als den größten Romanisten, sondern auch als den vorzüglichsten Kanonisten unserer Zeit gefeiert und weiter bemerkt, was das deutsche Recht anbelange, so werde er nur von Einem übertroffen, das sei Se. Königl. Hoheit, der Kurfürst von Hessen. Was that Büchel nach dieser Anrede? Statt mit gerechtem Unwillen den grandiosen Ulk zurückzuweisen, dankte er für die Anerkennung seiner Leistungen als Professor des römischen Rechts. Dagegen könne er das ihm als Kirchenrechtslehrer und Germanisten gespendete Lob nicht annehmen. Hierauf lehrte er sein Glas in Erwiderung des auf ihn geriebenen Salamanders mit einem Hoch auf die anwesenden Studenten. Die liebe Eitelkeit ließ ihn einmal nicht zu der Erkenntniß kommen, daß es sich hier, wie in vielen ähnlichen Fällen, blos um einen Jux handelte. —

Konrad Büchel machte in seiner äußeren Erscheinung einen sehr sympathischen Eindruck. Er war ein Mann von Mittelgröße, seine Figur hätte man zierlich nennen können, wenn er nicht zue Fettleibigkeit geneigt hätte. Hände und Füße waren von außerordentlicher Kleinheit. Sein Antlitz war einehmend, die Züge verriethen Geist und Wohlwollen, das Charakteristischste aber war an ihm die hohe hervorspringende Denkerstirne, an der die tubera frontalia, welche ja nach der Lehre der Phrenologen den Sitz des Scharfsinns anzeigen sollen, mächtig hervortraten. Sein Anzug war stets der feinste, man konnte von ihm sagen, daß er stets „geschniegelt und gebügelt“ einherschritt, ja diese Eigenschaft erstreckte sich sogar bis auf seinen Schlafrock. Störend wirkte nur, daß er sich zu viel und zu auffallend mit goldenen Ringen, Busennadeln u. s. w. belud. Indem wir dieses niederschreiben, zaubert uns das wohlgelungene Brustbild des Professors Büchel, welches seine Schüler in der Mitte der 40er Jahre durch den Universitäts-Zeichenlehrer Dr. L. Chr. Hach anfertigen ließen, seine ganze Persönlichkeit vor die Augen. Dasselbe fand eine außerordentlich große Verbreitung, keiner der damals in Marburg Rechtswissenschaft Studirenden unterließ es, sich das Portrait des verehrten Lehrers anzuschaffen und es als theures Andenken mit in das Philisterium zu nehmen. —

Ueber den Charakter Büchels können wir uns nur lobend aussprechen. Er war in hohem Grade wohlwollend, und gern zur Hilfeleistung bereit, offen und ehrlich, als Freund wie als Gegner, freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann, nur nicht — seltsamer Widerspruch — gegen seine Familienangehörigen, da soll er ein kleiner Haustyrann gewesen sein. Daß auch er nicht frei war von menschlichen Schwächen, haben wir schon in unserem ersten Artikel hervorgehoben, sie wurden aber weit aufgewogen durch die thatsächliche Bedeutung Büchel's als Mannes der Wissenschaft. Seine großen Verdienste um die Rechtswissenschaft werden stets die gebührende Anerkennung finden und sein Andenken wird unauslöschlich mit der juristischen Fakultät der Universität Marburg, zu deren Zierden er gehörte, verbunden bleiben.

Hessische Offiziere im Dienste des schwarzen Königs Heinrich I. von Haïti.

1816—1820.

Von J. Schwank.

In den 30er Jahren lebte zu Fulda still und zurückgezogen der Major Trost, ein früherer hessischer Offizier, der nach einem vielbewegten, schicksalsvollen Leben dort zur Ruhe gelangt war. Mochte er auch seine Eigenheiten besitzen, mochte er in manchen Beziehungen ein Sonderling sein, so hinderte das nicht, daß man vor dem alten Herrn gewaltigen Respekt hatte und daß man den Erzählungen seiner Erlebnisse gespannt und mit großem Interesse zuhörte. Trugen sie doch den Stempel der Wahrheit und fesselten sie doch durch den Reiz der Neuheit.

Major Trost war in seiner Jugend hessischer Genie-Offizier. Aus Abneigung gegen die französische Wirthschaft unter König Jérôme nahm er seinen Abschied und trat in dänische Dienste über. Auch dort mochte es ihm wohl nicht gefallen, sonst würde er nicht der an deutsche Ingenieure ergangenen Einladung des schwarzen Königs Heinrich I. von Haïti gefolgt und in dessen Dienste getreten sein. Er siedelte mit seiner Frau (geb. Meisterlin) und seinem am 25. April 1811 zu Eckernförde geborenen Sohne Karl nach der Antilleninsel San-Domingo über. Am 6. Januar 1817 landete das Schiff in der Bai von Haïti. Trost erhielt eine höhere Stelle

als Artillerie-Offizier im Innern des Landes, in der den Weißen sonst unzugänglichen Haupt- und Residenzstadt „Sanssouci“.

Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte von „Haïti“ möge uns hier gestattet sein. Die Insel, nach Cuba die größte unter den großen Antillen Westindiens, wurde am 3. Dezember 1492 von Columbus entdeckt, der ihr den Namen Hispaniola gab und die erste spanische Niederlassung darauf gründete. Die unter fünf Kaziken stehenden indianischen Ureinwohner, an Zahl etwa eine Million betragend, waren schon 1533 durch die harten Arbeiten, welche die Spanier ihnen auferlegten, fast gänzlich aufgerieben, sodaß man Neger einführen mußte. Es wurden mehrere Städte gegründet, namentlich San-Domingo, nach welcher auch die Insel lange benannt wurde. Die Flibustier setzten sich 1630 auf ihr fest und veranlaßten französische Niederlassungen auf dem westlichen Theile, der 1697 förmlich an Frankreich abgetreten wurde. Dieser französische Theil entwickelte sich im 18. Jahrhundert zu hoher Blüthe, erzeugte aber auch in der ungeheueren Neger- und Mulattenbevölkerung sehr gefährliche Elemente, welche zum Ausbruche kamen, als die Revolution von 1789 ihren Gährungsstoff in den leicht entzündbaren Boden brachte. Neger und Mulatten machten erst gemeinsame Sache gegen die Weißen und spalteten sich dann unter einander. Nach mancherlei Parteiungen und Unruhen brach am 23. August 1791 der Aufstand der Farbigen von Kap Français aus, der sich, unter den greulichsten Metzeleien und Verwüstungen und nachdem am 23. Juni 1793 Kap Français erobert worden war, über die ganze Kolonie verbreitete. Gegen die Engländer und Spanier aber, welche seitdem die Kolonie angriffen, kämpften Franzosen und Neger gemeinsam. 1795 trat Spanien auch den östlichen Theil an Frankreich ab. Der Neger Toussaint l'Ouverture war 1794 zum französischen Obergeneral auf der Insel ernannt worden und hatte 1797, mit Rigaud, die Engländer vertrieben, suchte sich aber unabhängig zu machen und gab am 9. Mai 1801 der Insel eine eigene Verfassung. Gegen ihn wurde von Frankreich der General Leclerc mit 25000 Mann entsendet. Toussaint wurde verhaftet und nach Frankreich gebracht, wo man ihn in der Festung Joux bei Besançon 1803 todt fand. Auf der Insel brach unter dem Neger Dessalines von neuem der Aufstand aus und im November 1803 mußte der französische General Rochambeau mit dem Rest der Franzosen abziehen. Dessalines ließ sich am 8. Oktober 1804 als Kaiser Jakob I. von Haïti ausrufen, gab dem Staate am 20. Mai 1805 eine Verfassung, kam aber am 17. Oktober in einem Aufstande um, den der Neger Heinrich Christoph und der Mulatte Alexander Pétion geleitet hatten. Diese kämpften nun um die Herrschaft, bis der spanische Theil 1808 von Spanien wieder in Besitz genommen, im französischen Theile aber sich im Süden eine Mulattenrepublik unter Pétion und im Norden eine Negerrepublik unter Christoph bildete. Dieser, mit welchem wir es hier zu thun haben, ließ sich im Jahre 1811 als Heinrich I. zum Könige von Haïti krönen. Er wird von Trost als ein kräftiger, breitschulteriger, ebenholzschwarzer Mann geschildert, welcher, eine stattliche Erscheinung, in goldbetreßter Uniform, auf dem mächtigen Dreimaster die landesherrlichen blau-roth-weißen Federn, häufig im Geleite seiner Adjutanten und Großwürdenträger des Reiches inmitten zweier Kavallerie-Abtheilungen dahinsprengte. Als Freund ceremoniellen Pompes erfand er noch ein berittenes Amazonenkorps, bestehend aus den Damen der Würdenträger, welches mit Federn und Flitterwerk aufgeputzt und mit buntbemalten Bogen, Köchern und ellenlangen vergoldeten Pfeilen ausgerüstet, lustig dahinraste. Daß er nach des Kaisers Napoleon Vorbild sich auch mit neukreirtem Adel umgab und sogar Herzoge von Limonade und Marmelade schuf, ist bekannt. Die nach französischem Muster uniformirte Armee blieb indessen ohne Schuhe und Sold und erhielt nur eine sehr nothdürftige Verköstigung. Der schwarze König hatte sonderbare Passionen, von denen wir nur diejenige für Katzen anführen wollen. Da erzählte man sich, daß er einst eine seiner Lieblingskatzen, welche es gewagt hatte, sein Lieblingsgericht vorwegzumausen, durch einen Adjutanten auf 14 Tage auf die Festung verbringen ließ.

Trotz des europäischen Firnisses blieb König Heinrich doch ein schwarzer Barbar und Despot. Er ließ alle aus Europa kommenden und dahin abgehenden Briefe untersuchen, bezw. unterschlagen. damit keine Kunde über die inneren Zustände seines Reiches in das Ausland gelangte. Kein Europäer, der in seine Dienste getreten war, sollte je wieder das Land verlassen. So kam es denn auch, daß Trost, als er ohne Kenntniß dieser Verhältnisse, nach fast vierjähriger Dienstzeit um seine Entlassung und die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland einkam, in Ungnade fiel und in Untersuchung gezogen wurde. Die Folge davon war, daß Trost mit seiner Familie nach Fort Royal verbannt wurde mit dem an den dortigen Kommandanten gerichteten Befehle: „Ils sont là pour crever!“ Der Aufenthalt daselbst galt für gesundheitsgefährlich, ja todbringend, so daß der König hoffen konnte, der dort internirten Deutschen auch ohne Prozeß und Urtheil ledig zu werden. Im Uebrigen bekümmerte sich Niemand um die

Gefangenen, bis endlich nach drei Monaten der Gouverneur im Namen des Königs erschien, alle Habseligkeiten der Trost'schen Familie untersuchte, die Papiere beschlagnahmte, wobei es Trost gelang, ein großes, mit erläuternden Zeichnungen versehenes Tagebuch bei Seite zu schaffen. Vierzehn Tage darauf erfolgte ein schärferer Haftbefehl. Dann brachte ein Adjutant die Patente Trost's zurück, sagte einige Artigkeiten von braven Deutschen, doch wurden alle Thüren und Läden geschlossen und die armen geängsteten Menschen ganz auf das Innere des Hauses und den mit hohen Mauern umgebenen Hof beschränkt. Trost war auf alles gefaßt, er und seine Familie hatten mit dem Leben abgeschlossen. Da erscholl eines Tages, es war im Oktober 1820, lautes Geräusch an das Ohr der Verhafteten, die Thüren öffneten sich und ihnen wurde die Kunde, daß sie frei seien. Es war eine von dem Mulatten Boyer geleitete Empörung gegen den schwarzen König Heinrich ausgebrochen, seine Truppen verließen ihn und er selbst endete am 8. Oktober sein Leben durch einen Pistolenschuß. Boyer, der Nachfolger Pétion's vereinigte am 22. November die beiden Theile zu der Republik Haïti. Nun erhielt Trost mit seiner Familie die Erlaubniß zur Heimkehr. Nach siebenwöchentlicher glücklicher Fahrt trafen sie wieder in Deutschland ein.

Vorstehende die Familie Trost betreffende Angaben, sind den Aufzeichnungen entnommen, die der Sohn, der am 1. März 1884 zu München verstorbene ausgezeichnete Maler Karl Trost hinterlassen hat, und die s. Z. in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden sind.

Schlimmer als dem Major Trost erging es dessen Leidensgefährten Louis Neuber. Ueber ihn liegen uns folgende Notizen vor, die wir der gütigen Mittheilung seines Neffen, des Herrn Landgerichtssekretärs K. Neuber dahier, verdanken. Louis Neuber, am 3. Dezember 1791 zu Kassel geboren, war in westfälischer Zeit Lieutenant im 1. leichten Infanterie-Bataillon, während des Kriegs gegen Frankreich Lieutenant im hessischen Infanterie-Regiment „Kurfürst". Da er sich nach den großen Befreiungskriegen in seinen Hoffnungen getäuscht sah, so wanderte er mit noch einigen Altersgenossen im Oktober 1816 nach Haïti aus. Er wurde freundlich aufgenommen und seinen Fähigkeiten entsprechend beschäftigt. Als aber die von Louis Neuber und dem Artillerie-Major Trost angestellten Proben in Geschütz-Gießereien mißglückten, verloren beide die Gunst des schwarzen Königs und wurden sogar 11 Tage in Haft gehalten. Dann freigelassen, vermochten sie doch nicht ihre frühere Stellung wieder zu gewinnen. Ihre Lage gestaltete sich sehr ungünstig, indem beide zwar von neuem mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt wurden, aber lange auf den wohlverdienten Gehalt warten mußten und daher bittere Noth litten. Auch Neuber wurde ebenso wie Trost die Erlaubniß zur Rückkehr nach Deutschland verweigert. In trüben Farben schildert er seine Lage und den gegen ihn ausgeübten Zwang in dem letzten an die Seinigen in Kassel gerichteten Brief am 30. April 1820. Ihm war es nicht beschieden, seine Heimath wieder zu sehen und ungewiß ist es geblieben, welches Ende er genommen. Nach hierher gelangter Nachricht soll er schon im Sommer 1820 den schädlichen Einflüssen des Klimas und den in Folge davon eingetretenen Fieberanfällen erlegen sein. Einem anderen Gerüchte zufolge, das weit schrecklicher lautet, soll er von dem schwarzen König Heinrich beauftragt gewesen sein, den Plan zu einem Gefängnisse zu entwerfen, welcher den Beifall des Herrschers gefunden habe. Nach Errichtung des Baues habe der König den Baumeister Neuber selbst hineinstecken lassen, um dessen Anliegen todtzuschweigen und ihn durch Versagung der erforderlichen Nahrung und Pflege bei seiner ohnehin zerrütteten Gesundheit elendiglich umkommen zu lassen.

Wem fällt da nicht der alte lateinische Spruch, freilich in anderem Sinne, als ihn Freund Horatius meint, ein:

Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Pietà.

Von H. Keller-Jordan.

(Schluß.)

In den nächsten Wochen wurde in dem kleinen Häuschen am Veilchenrain, wie die Straße genannt wurde, in welcher Frau Ruppius wohnte, alles gesäubert und verschönt. Die Tante hatte den Bitten Grete's nachgegeben und Rudi mit Frau und Kind für die Ferien eingeladen sie zu besuchen. Ob sie kommen würden und Theodora mit dem zufrieden sein, was sie bieten konnte?

Es hatte sich ihrer, seitdem der Brief mit der Einladung abgegangen war, eine krankhafte Unruhe bemächtigt, für welche sie selbst keinen Grund fand.

Rudi hatte lange nicht geschrieben, immer seltener in der letzten Zeit, und obwohl sie an seine sprunghafte Art in allem was er that, gewohnt war, so begann sie doch jetzt, da ihr letzter Brief abgegangen war, alle möglichen Hindernisse zu befürchten, die seinem Kommen im Wege liegen könnten.

Grete ahnte von allem Dem nichts, sie putzte und ordnete inzwischen, und unter ihren Händen gestalteten sich die einfachen Räume immer schöner und reizvoller. In dem Wohnzimmer hatte die blaue Tapete, die Rudi immer geschmacklos gefunden, einer altdeutsch gemusterten weichen müssen, und sie hatte die blendenden Musselingardinen so künstlerisch um die Fenster drapirt, daß die Tante meinte, sie fühle sich fremd im eigenen Zimmer. Erst als die Geranien, Orchideen und Monatsrosen wieder das eine der Fenster umdufteten und der Kanarienvogel im vergoldeten Käfig — ein Geschenk Rudi's — in die schöne Herbstsonne hineinjubelte, lächelte sie und dachte an ihren Sohn. O, er war in dem kleinen Heim kein Fremder geworden, das wußte sie, was auch die Welt da draußen ihm geben mochte, er —

„Tantchen, nun komm," rief Grete aus dem anderen Zimmer heraus, „komm und sieh, jetzt ist auch das Schlafzimmer der Beiden fertig."

Frau Ruppius, der Grete um sie zu schonen, alle Arbeit abgenommen hatte, ließ das Mädchen gewähren und die Dinge ordnen nach ihrer Weise. Als sie aber jetzt über die Schwelle des Zimmers trat, blieb sie überrascht stehen. Die beiden einfach angestrichenen Bettstellen, in welchen Rudi und Theodora schlafen sollten, hatte Grete mit duftigem, mattgelben Stoffe umhangen, mit rosa Seidenschleifen genestelt und somit alle Schäden verhüllt, welche die an Eleganz gewöhnten Augen der Beiden beleidigen konnten. Der alte, angestrichene Tisch, an welchem sich Rudi in längst vergangener Zeit zu waschen pflegte, war frisch in Marmorton gefirnißt und trug zwei neue rosa Waschgeschirre, bei deren Anblick Grete die Hände immer wieder freudig ineinander schlug. Das alte Sopha war mit Arbeiten ihrer Hände überdeckt und für die Tante ganz unkenntlich geworden. Sogar der alte Teppich hatte einem neuen weichen müssen.

Die arme Frau stand noch immer auf der Schwelle, aber ihr Gesicht war blaß und starr geworden.

„Grete, wo hast Du das Geld zu allem dem hergenommen? ging es endlich zaghaft über ihre Lippen.

„Das Geld, Tantchen? Haben wir nicht ein Saldo von 150 Mark? Aber davon laß' uns heute nicht reden," wehrte sie mit der Hand, als Frau Ruppius Miene machte etwas zu entgegnen, „wir Beide haben uns so lange kein Vergnügen gegönnt — ich denke der liebe Gott —"

„Aber wir wissen ja noch nicht einmal ob Rudi kommen wird, Grete", unterbrach sie die zitternde Frau, während sich ihre Hände ineinander falteten, als müsse mit diesen Worten auch ein Gebet zum Himmel steigen, „wir haben noch keine Antwort, obgleich —"

„Doch, doch, Tantchen, wir haben eine Antwort," jubelte Grete, während sie einen Brief aus ihrer Tasche zog und ihn triumphirend in die Luft schwang.

„Wahrhaftig, Rudi's Handschrift," sagte Frau Ruppius denselben ergreifend, und sie betrachtete ihn von allen Seiten, als müsse sie erst die Freude auskosten, die ein süßes Erwarten in sich trägt.

Grete legte den Arm um die Tante und geleitete sie zurück in das Wohnzimmer, zu dem altgewohnten Sitz am Fenster, wo ihre Brille in dem Arbeitskorbe lag, der auf dem breitbeinigen alten Nähtische stand. Sie hatte sich hinter den Stuhl gestellt und nachdem Frau Ruppius mit zitternden Fingern das Couvert zerrissen hatte, lasen beide zu gleicher Zeit:

„Ich komme Samstag, Mütterchen, aber ohne Theodora und Udo, die beide seit einigen Wochen in Meran sind. Erschrick nicht, wenn Du mich etwas verändert findest, ich war in der letzten Zeit nicht ganz wohl, hoffe aber bei Dir und Grete zu genesen."

Frau Ruppius ließ den Brief in den Schooß fallen und weinte. Sie sollte ihren Sohn wieder haben, ihren Rudi, so wie in alter Zeit, — sie konnte die Freude kaum fassen. Auch Grete weinte, weil er ihrer zu gleicher Zeit mit seiner Mutter gedacht hatte.

„Du bist doch nicht besorgt um Rudi's Gesundheit, Tantchen?" fragte sie, sich über die alte Frau neigend.

„O nein, nein, das kann nicht von Bedeutung sein, sonst würde Theodora nicht mit dem Knaben in's Bad gereist sein. Du siehst ja auch, daß er schreibt, wie er bei uns zu genesen gedenke."

„O, wir wollen ihn schon pflegen, Tante," sagte Grete beherzt; ich gehe sogleich hinunter in die Stadt zum Metzger und sorge für die besten Stücke Fleisch während seines Hierseins — und in den schönen Pavillon im Garten, wo er immer so gerne saß, da werde ich die neue Matte legen, die ich immer — als habe ich eine Ahnung gehabt — so sorgfältig verwahrte."

Und während Grete, den Kopf voll der kleinen Dienstleistungen, die sie in selbstloser Liebe so bereitwillig für Andere hatte, zur Thür hinaus ging, nahm die blasse Frau wieder den Brief zur Hand und ließ ihre Augen über die theuren

Züge irren, die zu allen Zeiten ihrem Leben Inhalt und Werth gegeben hatten. Sie war unbesorgt wegen seines Unwohlseins, ja freute sich beinahe ihn einmal wieder pflegen zu dürfen — und ihren stattlichen Rudi durch das Städtchen zu führen — o, es sollte das eine Genugthuung sein, nach manchen Jahren bitterer Kämpfe, die seine eigenartige Natur herauf beschworen hatte — und die man ihr und nur ihr allein zu ewigem Vorwurfe gemacht.

Und wieder tropften die Thränen auf das Blatt und sie dankte Gott für alles — auch dafür, daß sie ihren Rudi immer verstanden hatte und sie es allein von allen Menschen wußte, daß sein geheimstes Empfinden doch viel, viel größer und bedeutender sei — als die kleinen Fehler, welche der Menge in die Augen fielen. — — —

Es war Samstag Abend.

Die Glocken hatten nach altem Brauche den Abendsegen geläutet und die Dämmerung sich in stillem Frieden über die Gefilde gelegt.

Grete stand am Fenster und erwartete Frau Ruppius und ihren Sohn. Sie hatte alle Vorbereitungen zum Empfange beendet und während die Tante zum Bahnhof ging, überließ sie sich zum erstenmale ganz der Freude des Wiedersehens.

Rudolf Ruppius war inzwischen ein angesehener Mann geworden — auch Gatte und Vater — sie würde ihn verändert finden und sie gab sich Mühe, sich ihn vorzustellen, wie er möglicherweise geworden sein könne. Aber das war nicht leicht — denn die Bilder, wie sie ihn früher gekannt hatte, den blonden, lustigen Burschenschafter, den später stürmischen Kämpfer gegen unabänderliche Mißbräuche der Gesellschaft — und dann, o diese Bilder verdrängten alle Versuche der Vorstellung und sie ließ die Augen über die Stoppelfelder hinweg auf den Friedhof schweifen, wo die Kreuze in schemenhaften Contouren mehr und mehr verblichen. Am unvergessensten lebte er dennoch in ihr, wie er damals ausgesehen, als die Leidenschaft für Erika seine Züge so ausdrucksvoll gemeiselt hatte, als sollten sie fortan die Inschrift auf dem Grabe dieser Liebe sein.

Niemals war sie sich kleiner neben Rudi vorgekommen, als in jener Zeit — sein titanenhaftes Empfinden, das paßte nicht in ihre stille Welt — sie wußte es — aber dennoch — sie wäre damals für ihn gestorben, um ihn glücklich zu machen! — — — — — — — — — — —

Inzwischen stand Frau Ruppius mit zitterndem Herzen und schaute nach der schnaufenden Lokomotive, die eben pfeifend in den kleinen Bahnhof von Neuhausen einfuhr. Es war beinahe dunkel geworden und sie suchte bei der spärlichen Beleuchtung der Laternen nach der hohen Gestalt ihres Sohnes.

Sie entdeckte nichts.

Erst als der Zug, nach wenigen Minuten Aufenthaltes, wieder von dannen brauste und die Menschen sich verliefen, gewahrte sie an die Mauer des Bahnhofsgebäudes gelehnt, eine menschliche Gestalt.

„Großer Gott, Rudi — Du?

„Ja ich, Mutter, liebe Mutter, — Du siehst, die Reise ist mir schlecht bekommen — und ich muß ein paar Augenblicke ruhen, bevor wir den kleinen Weg nach Hause machen."

Und er legte seinen Arm so sanft und innig um der Mutter Schulter, als habe er ihrer niemals so bedurft, sie niemals so geliebt, wie in dieser Stunde.

Frau Ruppius hatte jetzt ihre eigene Kraft wieder gefunden — ihr Sohn bedurfte ihrer und das genügte, um sich selbst zu vergessen. Sie streichelte sein Gesicht, das sie bei der schlechten Beleuchtung mehr ahnen als sehen konnte, zog den Kragen seines Ueberziehers fürsorglich um seinen Hals und legte seinen Arm in den ihren. Aber sprechen konnte sie nicht, es war zu Vieles, das in ihr arbeitete.

Auch Rudi sagte kein Wort mehr, sie fühlte nur an der Art, wie er sich an ihre Schulter schmiegte, daß er glücklich war, bei ihr zu sein — und das Bewußtsein betäubte sie beinahe, denn durch lange Jahre hindurch hatte sie ihm nichts sein können — er ihrer nicht bedurft — nur still für ihn gearbeitet hatte sie — das war alles gewesen.

Sie geleitete ihn langsam an der Friedhofsmauer vorüber, über den kleinen Steg des Baches, der den Weg abschnitt und sie erreichten in wenigen Minuten das kleine Haus, welches seitlich von den knorrigen Aesten eines Apfelbaumes umklammert wurde. Die Fenster waren erleuchtet und warfen ihren Schein über die Jelängerjelieber-Laube, deren vereinzelte Spätblüthen die Luft würzten.

Der große Mann, der sich wie ein hilfsbedürftiger Knabe auf die Schulter der Mutter stützte, blieb hier ein paar Augenblicke stehen und betrachtete das kleine Heim, das so viel Liebe in sich trug. Und dann sah er auf die leicht gebückte Gestalt der Mutter an seiner Seite, deren sanfte Züge er beinahe vergessen hatte.

„Das ist ja wohl Grete, die da an der Gartenpforte steht und ihr Tuch schwingt?" ging es endlich mit bewegter Stimme über seine Lippen.

„Ja, Grete," sagte die Mutter leise.

„Willkommen, willkommen," rief das Mädchen jetzt mit schneidender Stimme, in welcher sie ihre Bewegung zu verbergen suchte, „willkommen auch ohne Frau und Kind, wenn es denn nicht anders sein kann, Rudi!" und sie öffnete die Garten-

thüre und war in wenigen Sätzen neben Mutter und Sohn.

Aber die Hand, die sie dem Vetter entgegen streckte, sank wie gelähmt zurück, denn der Schein der Straßenlaterne fiel auf sein fahles Gesicht und zeigte kranke — beinahe sterbende Züge.

„Fehlt dir etwas, Rudi?“ fragte sie mit einer Theilnahme in der Stimme, die ihren gewöhnlich harten Klang beinahe adelte.

„Ich bin vor der Zeit alt und morsch geworden, Grete, sonst nichts,“ antwortete er lächelnd, während er versuchte den neckischen Ton anzuschlagen, wie er ihn mit dem Mädchen gewohnt war, „und ich habe mich nicht so gut konservirt wie Du; merkwürdig, Mutter, sie tappt immer noch mit ihren Fingern auf der Schürze herum, wie sie es vor zwanzig Jahren gethan hat.“

Und Grete trommelte jetzt in der That mit ihren großen Händen auf der breiten Schürze, um ihrer Bewegung Herr zu werden.

Auch Rudi suchte, während er beherzter über die Schwelle des Hauses schritt, seine Aufregung zu verbergen, denn seine Augen hatten das Gesicht der Mutter gestreift und da den Schmerz und die Sorge gelesen, die sein Zustand ihr bereiten mußte.

Hatte er etwas anderes als Kummer auf ihre Wege gegeben?

Aber als sie jetzt oben im Zimmer angekommen waren und er ihre beiden Hände ergriff, da sah er in ihren Zügen nichts als Liebe, und es kam ihm der tröstende Gedanke, daß diese Liebe ihr doch wohl allzeit nur Glück gegeben habe und die Sorgen und Schmerzen aufgewogen, die er ihr bereitet hatte.

„Mütterchen, wie traut und herrlich ist es bei Euch,“ sagte er, als er in dem bequemen Sessel saß, den ihm Grete zum Tische gerückt hatte, und die warme Bouillon schlürfte, die sie so meisterhaft zu bereiten verstand, „einen solchen Platz giebt es dennoch nicht da draußen in der Welt.“

Frau Ruppius wehrte den Thränen und Grete sah starr in sein Gesicht.

So hatte er in früheren Jahren niemals gesprochen, wenn er flüchtige Tage zu Hause gewesen war und seine Gedanken immer dort in der Welt zurück gelassen hatte. Konnte dieselbe ihm heute kein Glück mehr geben?

„Aber warum hat Dich Theodora verlassen, Rudi?“ fragte Frau Ruppius endlich, die Augen immer auf seinem blassen Gesichte, „Du bist leidend und bedurftest der Pflege.“

Rudolf zuckte die Achseln, dann sagte er, während er mit der Gabel das Fleisch zurücklegte, das er nicht zu essen vermochte, „ich wollte gern von Dir gepflegt sein, Mütterchen, auch bereitet Niemand in der Welt die Fleischbrühe, wie unsere Grete.

„Und was Theodora angeht,“ fuhr er nach einer Weile fort — die Augen starr auf seinen Teller, „Du lieber Gott, sie ist jung und will glücklich sein — ich alter Invalide bin ihr längst nicht mehr angenehm — ich —“

„Aber Rudi, um Gotteswillen,“ unterbrach ihn die Mutter, während Grete mit den Thränen kämpfte, „scherze nicht mit so ernsten Dingen, wie sollte eine Frau glücklich sein, wenn ihr Mann —“

„Wie Ihr alles tragisch nehmt, Kinder,“ antwortete er, den Kopf hebend und wehmüthig auf die beiden Frauen blickend, in deren reines Empfinden das Leben keinen Makel gegeben, „ich selbst habe sie fortgeschickt, sie soll sich amüsiren, ihre Natur bedarf des — voilà tout. Uebrigens bin ich nicht so krank, Mutter — nur müde. In dieser gesegneten Ruhe und bei Gretes Fleischtöpfen werde ich bald wieder ausschlagen lernen wie früher, gebt Acht! Und nun geleite mich in mein Allerheiligstes, Mutter, unter den blassen Betthimmel, den Grete wohl Kanzleiraths Amande zum Trotze da aufgethürmt hat.

„Sie wird wohl nicht schöner geworden sein in der Zeit, die Amanda,“ fuhr er fort, während er sich erhob und Grete seine Hand zur „gute Nacht“ bot, „daß ich auch damals nicht anbeißen wollte — morgen erzählst Du mir von ihr, Grete, die alte Geschichte, Du weißt, wie sie nach Breslau reiste und mit einem Gebisse zurückkam, — weil sie gehört, ich würde kommen — und wie ich dann nicht kam. Werde auch der Frau Kanzleirath meine Aufwartung machen und ihr danken für das lebhafte Interesse, das sie allzeit für meine Person an den Tag gelegt hat.“

„Rudi sprich nicht so viel,“ mahnte seine Mutter, ihn sanft zur Thüre drängend, „Du hast etwas Fieber und gar nichts gegessen, ich werde Dir ein Chininpulver zurecht machen —“

„Nur mein Bett, sonst nichts, Mütterchen, die Reise hat mich müde gemacht.“ Und während er seine Mutter durch die Thüre gehen ließ, wandte er sich noch einmal zurück und reichte die Hand zum zweitenmale seiner Kousine, ein langer herzlicher Blick streifte dabei Gesicht und Gestalt.

„Gute Nacht, Grete, bei Euch vergißt sich alles — selbst Berufssorgen — und Elend — gute Nacht!“

Und Elend! — Auch ohne daß Rudi es ausgesprochen, hatte Grete es in seinem Gesichte gelesen. Elend — wie es im Kinderherzen zu keimen beginnt, unscheinbar und winzig und dann, wenn es nicht ausgerottet wird, wächst und wächst — ein giftiger Parasit großer Charakterzüge — als wolle die Natur ausgleichen, wo sie zu ver-

schwenderisch gegeben. Stellen diese Menschen doch unmögliche Anforderungen an das Leben — liegt es darin?

Grete senkte den Kopf und wehrte den Thränen. Sie hatte keine Antwort auf diese Frage, wußte auch nicht, warum sich dieselbe in ihr Denken drängte. Es ließ sich doch, bei ernstem Wollen mit so Wenigem glücklich sein in dieser Welt. Vielleicht würde das auch Rudi noch lernen, wenn er wieder genesen — er war ja heute viel munterer als damals, wo die Geschichte mit Erika — —. Sogar an Amanda dachte er, von der er sonst niemals etwas hören wollte.

Aber das Elend — das grundlose Elend — das mußte wohl da draußen in der Welt liegen.

Wie oft war Rudi in früheren Zeiten zerfahren gewesen, unzufrieden, ohne einen besonderen Unglücksfall, wie er doch eigentlich solchen Stimmungen vorangehen müßte. Wozu grübelte er auch über Dinge, die nicht zu ändern waren und wollte Unmögliches erstürmen?

Das Elend!! — —

„Grete, geh' lieber heute gleich mit mir zu Bette," sagte Frau Ruppius, die wieder ins Zimmer zurückgekommen war, ohne daß Jene es bemerkt hatte; „Du siehst müde aus."

„Ich komme gleich, Tantchen, nur einen Augenblick, ich muß erst meinen Rundgang durch Haus und Garten machen, — ich hätte das beinahe vergessen."

Und sie eilte zur Thüre hinaus, aus Angst, Frau Ruppius könne anfangen von Rudi zu sprechen und das wäre ihr an diesem Abende unerträglich gewesen. Ihre Tante schien es ja in ihrem Mutterglücke kaum zu bemerken, wie sehr sich Rudi verändert hatte — und sie selbst, sie wußte, ihre Thränen ließen sich nicht dämmen, wenn sie diesem Leid Ausdruck geben sollte. —
— — — — — — — — — — — — —

„Ich will sehen, ob Rudi schon aufgewacht ist, Grete, und ihm dann sein Frühstück an's Bett bringen," sagte Frau Ruppius am andern Morgen zu ihrer Nichte, die am Fenster des Wohnzimmers stand und gedankenversunken — wie sie es sonst auf ihre Schürze that — gegen die Scheiben trommelte, „meinst Du nicht auch?"

„Es ist noch sehr früh," sagte Grete, auf die Schwarzwälderuhr an der Wand blickend, die erst auf sechs zeigte, „aber Rudi hat vielleicht keine gute Nacht gehabt, es wäre immerhin gut, wenn Du leise nach ihm sehen wolltest."

Sicher hat Rudi nicht gut geschlafen, dachte Grete, als Frau Ruppius nicht zurück kam — er wird wach sein — wir hätten sonst nicht Beide diese Nacht solche Unruhe gehabt. Wenn die Tante es sich auch nicht eingestehen will und alles auf das Glück wirft, ihn dort drüben im Zimmer zu wissen — sie leidet dennoch! Und dann die fieberhafte Art seines Gebahrens gestern Abend!

Sie ging seufzend zum Tische, zündete den Spiritus unter der kleinen Wiener-Kaffeemaschine an, die Rudi einst mitgebracht hatte, und ordnete die Tassen. Während das Wasser zu zischen begann, wurde es nach und nach hoffnungsfreudiger in ihrem Herzen. Vielleicht hatte Rudi doch geschlafen und er wollte den Kaffee gemeinschaftlich mit seiner Mutter und ihr trinken, die Tante blieb ja auch unerklärlich lange aus.

„Grete!!"

Wer hatte den Angstruf ausgestoßen? Aber ohne sich selbst Antwort zu geben, riß das Mädchen schon die Thüre auf, die zu Rudi's Zimmer führte — und blieb vom Schmerze erstarrt auf der Schwelle stehen.

Mutter — bei Dir sterben zu können — das — war mein — — vergieb mir!

Diese Worte berührten noch wie ein Hauch — als hätten sie die Lüfte geathmet — Grete's Ohr — und dann sah sie wie der Kopf eines Sterbenden an seiner Mutter Schulter lehnte und der Tod sich nach und nach über sein Antlitz breitete. Die Augen starr auf die ergreifende Gruppe gerichtet, sank sie in die Kniee nieder und betete laut.

Auf dem vergrämten Gesichte der Mutter lag neben dem Schmerze dennoch ein heiliger Friede, wie auf dem des Sohnes. Sie hatte ihn ja wieder gefunden ihren Rudi für alle Zeit — und da draußen in der Welt, da geschah ihm kein Leid mehr.

Und Grete mußte an die Gruppe der Pietà in der Kapelle von Birkenau denken, wo die Mutter ihren sterbenden Sohn im Arme hält — und wie von höherem Geiste erleuchtet, verstand sie den Sinn dieser allmächtigen, duldenden Liebe! —

Trost.

Verzage nicht, mein armes Herz,
Wenn Dich des Lebens Sturm bedroht!
Verzweifle nicht in bangem Schmerz,
Hoff' auf ein goldnes Morgenroth!

Die Sterne blinken voller Pracht,
Sie grüßen Dich aus Himmelsau'n.
Wenn Du vom Schlummer bist erwacht,
Wirst Du den Frieden Gottes schau'n.

C. Chr. F. Krause.

Wehmuth.

Aus bitter'm Weh und Muth geboren,
Erwächst ein schmerzlich=süß Gefühl,
Wer viel besaß und viel verloren,
Nur den beglückt's am Lebensziel.

Du hast mit festem Muth gerungen,
Klar auf Dein Ziel den Blick gelenkt,
Dir ist im Leben viel gelungen,
Von Neid und Scheelsucht ungekränkt.

Dir ist ein hohes Gut beschieden,
Des Lebens Glück und reinste Zier,
Genügsamkeit und holder Frieden
Sind heimisch bei Dir für und für.

Es mehren sich des Lebens Güter,
Von treuer Hand sorgsam bewahrt, —
Da greift der Tod, der Machtgebieter,
In Deinen Frieden rauh und hart

Da wird viel Theures Dir genommen,
Erstarrend unter Reif und Schnee,
Erstirbt die Blüthe, hold erglommen, —
Das ist ein bitter=tiefes Weh!

Doch wer gefaßt ist auf Entsagen,
Weß Herz in Gottes Frieden ruht,
Der wird auch nicht im Schmerz verzagen,
Der zeigt auch selbst im Weh noch Muth.

Du wirst es nimmerdar vergessen,
Was Deine Freude war und Lust,
Ein holdes Glück, einmal besessen,
Als theurer Schatz ruht's in der Brust.

So strebtest Du wohl nicht vergebens,
Doch gab's auch bittern Leids genug;
Beglückt, wer aus dem Weh des Lebens
Ein Herz voll Muth zum Hafen trug!

Da ruht das Rennen, Ringen, Jagen,
Des Lebens Stürme sind vertost,
Und aus Erinnern und Entsagen
Erblüht der Wehmuth süßer Trost.

Carl Schaumburger.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus meiner Urgroßmutter Ausgabebuch. Welche Bedeutung die Kasseler Messe vor hundert Jahren für die Haushaltungen hatte, wie die Hausfrauen damals auf der Messe allein Gelegenheit fanden, gewisse Gegenstände zu kaufen, diese aber auch dann in größeren Vorräthen kaufen mußten, um damit womöglich bis zur nächsten Messe auszureichen, dafür können als ein Beleg die nachfolgenden Ausgaben dienen, welche ich in einem zufällig erhaltenen Ausgabebuch meiner Urgroßmutter von 1770 finde und die deshalb vielleicht auf ein allgemeineres Interesse Anspruch machen. Die für die Mägde ausgeworfenen Trinkgelder geben Zeugniß dafür, welches Ereigniß für das ganze Volksleben damals eine Messe war. Um die Preise zu beurtheilen, wird man sich vergegenwärtigen müssen, daß das Geld damals einen Werth hatte, welcher mindestens das Dreifache des heutigen Geldwerthes darstellte.

1. Ostermesse.	Thlr.	Albus	Hllr.*)
1 Reihe Perlen	—	18	—
3 Ellen Nesseltuch	2	—	—
25 Pfd. Mehlis	4	5	4
23 Pfd. Kandis	4	—	—
Der Kathrine	1	16	—
Der Dorthe	1	—	—
12 Pfd. Koffe	4	—	—
Weißer Kandis	1	—	—
14 Pfd. Raffinade	3	4	6
Eine Kiste Nudeln	1	5	4
Für ein Paar Schuhe	1	7	—
Muskatnuß	—	10	—
4 Ellen schwarzen Taffet	2	27	—
Zwirn	—	16	—
Thee	2	—	—
Linnen Band	—	6	—
Eine Butterschale	—	7	8
Zwirn	—	12	—
6 Schnupftücher	1	21	8

2. Augustmesse.	Thlr.	Albus	Hllr.
$5^3/_4$ Pfd. Kandis	4	—	—
$5^3/_4$ Pfd. Mehlis	1	10	—
Koffe	2	—	—
Linnen Tuch, 10 Ellen	1	3	—
Band, 9 Ellen	1	4	—
Kartun, 3 Ellen	1	2	—
Spitzen	3	—	—
Schwarze Spitzen	1	—	—
Linnen Band	—	16	—
Zwirn	—	5	4
Thee	2	—	—
Schwarze Spitzen	—	14	—
Band, 12 Ellen	—	24	—
Seife	1	—	—
Für Holz	4	10	—

D. G.

*) 1 Thaler = 32 Albus, 1 Albus = 12 Heller.

Aus Heimath und Fremde.

Auf den 4. November fiel der hundertjährige Geburtstag einer der hervorragendsten, genialsten und fruchtbarsten Dichterinnen unseres Hessenlandes, der Frau Elise Philippine Amalie von Hohenhausen, Tochter des hessischen Generals Adam Ludwig von Ochs, der als Divisionsgeneral der westfälischen Armee in Spanien und Rußland kämpfte und als Chef des kurhessischen Generalstabs, sowie als militärischer Schriftsteller einen Namen von bestem Klange hatte. Elise von Hohenhausen war zu Waldau bei Kassel geboren. Sie starb am 2. December 1857 zu Frankfurt a. d. Oder bei ihrer zweiten Tochter Elise, die 12 Jahre alt mit dem Regierungsrathe von Rüdiger sich verheirathet hatte. Auch sie ist eine anerkannt vortreffliche Schriftstellerin, die gleichfalls ihre literarischen Arbeiten unter ihrem elterlichen Namen als E. von Hohenhausen zu veröffentlichen pflegt. Sie lebt schon seit Jahren in Berlin und unsere Zeitschrift „Hessenland“ verdankt ihr höchst schätzenswerthe Beiträge. Ein Lebensbild ihrer Mutter Elise von Hohenhausen wird in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift folgen.

Am 12. Dezember feierte unser hochgeschätzter Mitbürger S. Hahndorf seinen 89. Geburtstag. Zahlreiche Glückwünsche von hier und auswärts liefen an diesem Tage bei dem Nestor der deutschen Schriftsteller ein, auch der „Deutsche Journalisten-Bund“ hatte ein Gratulationsschreiben gesandt. S. Hahndorf kann mit berechtigtem Stolze auf eine rühmliche, an Erfolgen reiche Vergangenheit zurückblicken. Gleich nach seiner Universitätszeit in Marburg, während welcher er Mitglied der Corps Hassia und Lahnania gewesen war und auch auf der Mensur seinen Mann gestanden hatte, begann seine publicistische Thätigkeit und schon am 14. Oktober 1881 konnte er sein fünfzigjähriges Jubiläum als Journalist begehen. Mitten im öffentlichen Leben stehend, widmete er den politischen Interessen wie den gemeinnützigen Bestrebungen seine Kraft, Zeit und Arbeit, und seine Wirksamkeit auf diesen Gebieten fand die Anerkennung seiner Mitbürger, wie ihm die Redlichkeit und Lauterkeit seines Charakters die Hochschätzung derselben eintrug. Der schönste Lohn aber ist für ihn das erhebende Bewußtsein, immerdar voll und ganz seine Pflicht gethan zu haben und den Idealen seiner Jugend treu geblieben zu sein. Möge ihm auch ferner ein heiterer Lebensabend blühen und mögen körperliche und geistige Frische ihm erhalten bleiben bis in die fernsten Tage.

Am 7. Dezember verschied zu Leipig in Folge eines Herzschlages der königl. preußische General der Infanterie z. D. Gustav Friedrich von Beyer in seinen 77. Lebensjahre. Im Kriege des Jahres 1866 war er der erste preußische General, der am 16. Juni mit seiner Division von Wetzlar aus in Kurhessen einrückte, am 18. Juni Kassel besetzte und die bekannten Proklamationen erließ.

Bei der vielbesprochenen Versteigerung des Allodnachlasses des am 24. März d. J. auf Schloß Groß-Viska (Horowitz) verstorbenen Fürsten Moritz von Hanau, die vom 27.—30. November bei J. M. Heberle (H. Lempertz' Söhne) stattfand, wurden im Durchschnitt recht ansehnliche Preise erzielt. So wurden, wie die „Frankfurter Zeitung“ meldet, für ein Paar Sèvresvasen 1000 Mark, für eine Prachtvase aus der königl. Porzellanmanufaktur 1100 Mark, eine japanische Schale 125 Mark, 20 chinesische Teller 200 Mark gezahlt. Ebenso wurde das Silbergeräthe, sowohl das früherer Jahrhunderte, wie das gewöhnliche Gebrauchssilber, hoch verkauft. Von den Pendulen gingen eine zu 3000, die andere zwischen 1000 und 3000 Mark, eine Marmorgruppe (junges Mädchen, nackt auf einem Ruhebett liegend, von F. d'Epinay) zu 5900 Mark ab. Von Gemälden erzielte ein „Traum des alten Fischers“ von Wilh. Kray 1810 Mark; von den neuen Porträts von J. H. Tischbein, darunter 7 Bildnisse hessischer Landgrafen und zwei von Kaiser Joseph II. und seiner Gemahlin, wurden z. B. 2 zu 2000 und 1610 Mark von der Landgräfin von Hessen und 2 weitere von einem Kölner Rococosammler zu 1400 und 2000 Mark erworben. Für die durch viele Reproduktionen bekannte „Heerde vom Gewitter überrascht“ von Verboeckhoven wurden 20,000 Mark erlöst. — Die Gräfin von Schaumburg, Wittwe des ältesten Sohnes des letzten Kurfürsten, Friedrich Wilhelm von Hanau, soll große Opfer zum Ankauf der von den beiden letzten Kurfürsten herstammenden Gegenstände gebracht haben, um zu verhindern, daß diese Sachen in unrichtige Hände gelangten. Auch soll der Fürst Wilhelm von Hanau die Orden und Andenken der beiden letzten Kurfürsten schon vor der Versteigerung für eine hohe Summe haben ankaufen lassen. Der Gesammterlös dürfte sich wohl auf 400,000 Mark belaufen haben. Einzelne Gegenstände sind auch nach Kassel gekommen, so das in dem Kataloge unter Nummer 409 verzeichnete prachtvolle Schachspiel in vergoldeter und versilberter Bronze, dessen vortrefflich cisilirten Figuren thurmtragende Elephanten, springende Pferde, römische und germanische Krieger darstellen und dessen Brett in schwarzem und weißem Marmor eingelegt ist. Dieser werthvolle Gegenstand wurde von einem hiesigen Privatmanne für seine Kunstsammlung erworben.

Universitätsnachrichten. Nach dem nunmehr fertiggestellten Personal-Verzeichnisse der Universität Marburg beträgt die Zahl der Studirenden im laufenden Wintersemester 783. Von diesen widmen sich der Theologie 146, der Jurisprudenz 103, der Medizin 239 und der Philosophie 295. Außer diesen Studirenden besuchen noch 51 nichtimmatrikulirte Hörer die Vorlesungen, so daß sich die Gesammtzahl auf 805 Hörer stellt. — Professor Dr. Max Lehmann in Marburg hat einen wiederholt an ihn ergangenen Ruf als Professor der Geschichte an die Universität Straßburg abgelehnt. — In Leipzig starb am 18. Dezember in seinem 60. Lebensjahre unser hessischer Landsmann, der Professor der landwirthschaftlichen Hochschule daselbst, Geheime Hofrath D. Adolf Blomeyer, gebürtig aus Frankenhausen bei Kassel.

Hessische Bücherschau.

Die Gedichte Carl Presers (4. Auflage, Verlag von Ernst Hühn, Kassel 1890) und das III. Bändchen der Gedichte A. Trabert's (Frankfurt, Verlag von G. Wendel 1889) haben wir unseren Lesern schon angezeigt, wir wollen aber um so weniger verfehlen, auf diese beiden literarischen Erscheinungen aufmerksam zu machen, als ihre Verfasser hochgeschätzte Mitarbeiter des „Hessenlandes“ sind. Presers Gedichte sind von tiefer Empfindung, großem Wohllaut und außerordentlicher Formvollendung; daß sie in unserer unlyrischen Zeit Würdigung finden, beweist der Umstand, daß sie in vierter Auflage erscheinen. Diese vierte Auflage ist bereichert und zwar vielfach durch Beiträge, an denen wir uns schon im „Hessenland“ erfreut hatten. Ein Gedichtchen, uns neu, sei als Probe hergesetzt:

Seit ich Dir Alles hingegeben
Und nichts behielt für mich zurück
Ist mir's, als lebte ich ein Leben
In lauter Reichthum, Glanz und Glück.

Zwar hab' ich nichts mehr zu verschenken,
Und doch: je mehr die Augen sich
In meine Armuth tief versenken,
Um desto wohler fühl' ich mich.

Was ist das für ein Wunderleben,
Sag an, du schöne Zauberin,
Daß ich, seit ich mich arm gegeben,
So überreich geworden bin?

Trabert's klangvolle Weisen sind unsern Lesern nicht minder vertraut. Wie die beiden ersten Bändchen seiner „Gedichte aus Oesterreich“, so bringt auch das vorliegende dritte, das den Sondertitel „Trösteinsamkeit“ führt, prächtige Strophen ernsten und heitern, friedlichen und polemischen Charakters. Gefallen haben mir insbesondere auch die Lieder „Ergo bibamus“, in welchen Freund Trabert so ausgelassen singt, daß wir fühlen: der Dichter ist jung geblieben im Herzen trotz der Jahre und trotz Alles dessen, was sie brachten. Ich schließe mit dem herzigen und beherzigenswerthen Liede Trabert's „Wein und Kuß“:

Laßt blinken den Becher des Weines voll
Im fröhlichen Zecherkreise!
Doch wißt: vom Kelche der Liebe soll
Man kosten heimlicher Weise.

Wohl lodert die Freude je heller, je mehr
Der Freunde sich finden beim Weine;
Doch küssen, sind Andre noch um uns her,
Das zieht den Kuß in's Gemeine.

Die Liebe sei Dir ein Tempel, um den
Die Schleier der Nacht sich breiten,
Und ihr enthülltes Geheimniß sehn
Soll einzig der Blick des Geweihten.

Wünschen möchte ich, daß die beiden hier nur flüchtig besprochenen Bücher ganz besonders auch in hessischen Kreisen Leser finden würden. **P. S.**

König Herwig's Brautfahrt. Schauspiel in vier Aufzügen von N. vom Hof. Die Verfasserin, welche seither hauptsächlich den Roman und die Novelle gepflegt hat, wir wollen hier nur die „Erbin“ und die bereits in diesen Blättern besprochene vortreffliche Erzählung „Krone und Kerker“ nennen, hat sich neuerdings auch der Bühne zugewendet und mit dem vorgenannten dramatischen Gedichte die Befähigung dargethan, daß sie auch auf diesem Felde Gutes zu leisten versteht. Der Stoff ist der Gudrunsage entnommen und da gegenwärtig die alten Mären gleichsam im Mittelpunkt des höheren dramatischen Interesses stehen, so dürfte man annehmen, daß ein Werk, welches die sympathische Gestalt der „Gudrun“ behandelt, von den Bühnen auch Berücksichtigung fände — aber, trotzdem das Werk beinahe seit Jahresfrist im Debit der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten in Leipzig erschienen ist, hat sich noch keine Intendanz oder Direktion bewogen gefunden, das Stück, trotz seiner Lebensfähigkeit — einige scenische Unbeholfenheiten lassen sich, beiläufig gesagt, sehr leicht beseitigen — zur Aufführung zu bringen. Doch man darf nicht ungerecht sein, ein Theater-Direktor hat das Stück wirklich angenommen, schon ehe es im Druck erschienen war, aber — noch nicht einstudirt. Schreiber dieses hatte Gelegenheit den betreffenden Bühnen-Leiter vor einiger Zeit darüber zu befragen, weshalb er so lange zögere, das Werk Fleisch und Bein werden zu lassen. „Das Stück ist gut“, erwiderte er, „gegen das Stück läßt sich fast gar nichts sagen und ich werde es auch ganz bestimmt geben!“ — „Aber wann?“ war meine bescheidene Frage. Er zuckte die Achseln und wenn er auch gerade nicht „Je nun“ sagte, so waren, ehe „König Herwigs Brautfahrt“ an die Reihe kommen sollte, doch erst noch recht viele andere Sachen zu besorgen, neue Stücke von bekannten Autoren vorzuführen, oder neue Stücke zu geben, welche eben an der Zeit waren und die bei einiger Verspätung für das Publikum kein Inter-

esse mehr hatten u. s. w. So ist es nun geblieben bis heute, und die Verfasserin? Ja, sie theilt das Schicksal vieler anderer dem Idealen huldigenden Dichter, denn auch die neu gegründete freie Bühne in Berlin scheint dem kahlen Materialismus in die Arme sinken zu wollen. **B.**

Sagenkranz aus Hessen-Nassau und der Wartburg-Gegend von Karl Heßler. Kassel, Verlag von Gustav Klaunig Hofbuchhandlung 1889.

Wem bieten die Sagen der Heimath nicht eine der liebsten Erinnerungen für das ganze Leben? Keine Jahreszeit ist aber zur Hebung dieses Schatzes geeigneter, als der Winter mit seinen trauten Familienabenden. So stellt sich auch der „Sagenkranz“ von Karl Heßler als eine recht willkommene Gabe für den Weihnachtstisch heraus, für welchen er sich neben seinem zum großen Theile vortrefflichen Inhalte auch durch seine geschmackvolle Ausstattung empfiehlt. Mit kundiger Hand hat der Herausgeber die Sagen unseres Hessenlandes zusammengetragen. Wir finden in seinem Werke wahre Perlen von Sagen, die er den Brüdern Grimm, G. Landau, Karl Lynker, Ludwig Bechstein, Franz Dingelstedt, Julius Rodenberg, Karl Schmitt, Ludwig Mohr u. s. w. entnommen hat, und wenn wir auch hier und da minderwerthigen Sagen begegnen, deren Aufnahme besser unterblieben wäre, so thut das doch dem Interesse, welches das Buch bei seinen sonstigen Vorzügen gewährt, keinen Abbruch. **F.**

Bericht der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau über den Zeitraum v. 1. IV. 87—31. III. 89 erstattet v. dem Direktor ders. Fr. Becker, Realschuldirektor a. D. (110 S. m. 3 lith. Taf.)

Der vorliegende Bericht gibt zunächst einen Nachweis über das Leben und die Thätigkeit der Gesellschaft in den letzten 2 Jahren. Herr Dr. Eisenach gibt sodann ein ausführliches Lebensbild des am 30. Januar d. J. plötzlich verstorbenen Hanauer Arztes San.-R. Dr. Friedr. Wilh. Noll. Es folgen dann sechs naturwissenschaftliche Abhandlungen, nämlich 1) S. 1—13 ein Verzeichniß der von E. Limpert und und R. Röttelberg in der nächsten Umgegend von Hanau beobachteten Schmetterlinge; 2) Notizen zur Flora des Hanauer Oberlandes von Prof. Dr. von Sandberger in Würzburg, 3) Beiträge zur Geologie der Umgebung von Hanau von Dr. Kinkelin zu Frankfurt. Allgemeine Themata behandeln noch die Herren Appunn in Hanau, Dr. Flach in Aschaffenburg und R. Temple in Budapest. Der Abhandlung des Letzteren über den Diamant ist von den Herren Fr. und Ludwig Houy ein Abriß über dei Entstehung und Ausbreitung der Diamantschleiferei in Hanau beigegeben. **— n.**

In glänzender Ausstattung ist gegenwärtig ein Faust-Album im Verlag von Nördling in Lübeck erschienen, welches in 18 Lichtdruckblättern die bedeutendsten Bilder unseres hessischen Landsmannes Heinrich Faust bietet. Der begleitende Text ist von dem Direktor der Kasseler Gemäldegalerie Dr. Oskar Eisenmann nnd Martin Greif, dem empfindungsvollsten der jetzt lebenden deutschen Lyriker, verfaßt. Das Album eignet sich vorzüglich zu einem Weihnachtsgeschenk. Wir werden auf das Werk noch eingehender zurückkommen. **B.**

Briefkasten.

T. A. Hanau. Leider nicht verwendbar. Senden Sie etwas Anderes.

A. A. Ziegenhain. Wir werden bemüht sein, Ihrem Wunsche nachzukommen.

S. in Naumburg, G. H. in Kassel, W. F. in Kassel, R. A. T. in Marburg, X. in Witzenhausen: Wir danken bestens und bitten Sie, für die Verbreitung des „Hessenlandes“ auch ferner thätig zu sein.

H. H. Hersfeld. Mundartliches ist immer willkommen.

☛ Einer großen Anzahl von Einsendern — insbesondere von Gedichten — diene zur Nachricht, daß wir wegen Raummangels bisher nicht in der Lage waren, ihre Beiträge aufzunehmen. Wir werden die Frage in Betracht ziehen, wie dem in Zukunft abzuhelfen sei.

G. M. Leipzig. Der Artikel wird in einer der nächsten Nummern zum Abdrucke gelangen. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

O. G. Hildesheim. Traf leider zu spät ein, um noch in dieser Nummer Aufnahme finden zu können, folgt aber in der nächsten.

J. G. Fulda. Mußte nochmals zurückgestellt werden. Für die freundlichen Zeilen verbindlichsten Dank. Brieflich Näheres.

G. Th. D. Marburg. „Büchel mortuus“ wird für einen spätern Artikel benutzt.

L. G. Kassel. Besten Dank für die mitgetheilten Notizen, die aber für heute wegen Raummangels nicht benutzt werden konnten. Der „Brief“ kommt noch zum Abdruck.

Berichtigung. In dem Gedichte „die Grabstätte der Aebtissin Marianne von Stein“ in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift muß der letzte Vers auf der ersten Spalte (S. 352) heißen: Als ich dicht am Pfad bemerkte ein unscheinbar Gräberpaar; dann auf der zweiten Spalte, Vers 4, muß es statt wie heißen „nie“, und in der Anmerkung auf Seite 353, 1. Spalte ist das Todesjahr mit 1831 statt 1881 richtig zu stellen.

Einbanddecken

für den Jahrgang 1889 der Zeitschrift „Hessenland“ anzufertigen, hat Herr Buchbindermeister W. Ritter dahier, Königsthor 5, übernommen. Dieselben werden in gleicher Ausführung hergestellt werden, wie die früheren. Wir bitten, Bestellungen möglichst bald direkt an Herrn Ritter zu richten, der, sobald eine genügende Anzahl von Aufträgen eingegangen ist, sofort mit der Anfertigung beginnen wird.

Die Redaktion.

Abonnements-Einladung.

Das **„Hessenland“** beginnt mit dem 1. Januar 1890 seinen vierten Jahrgang. In den drei Jahren seines Bestehens hat es Wurzel geschlagen im hessischen Volke, so daß wir heute sagen dürfen: das **„Hessenland“** erfüllt seinen Zweck.

Was wir wollen, das spricht aus jeder Nummer unserer Zeitschrift: wir wollen der lange vernachlässigten Pflicht nachkommen, die Erscheinungen des Volkslebens und Volksgeistes unseres hessischen Stammes festzuhalten. Zugleich aber pflegen wir alle geistigen Interessen des engern Heimathlandes und wir sagen von uns: Nichts Hessisches soll uns fremd sein.

Der stammesgeschichtlichen Forschung — und was mit ihr zusammenhängt — wird das **„Hessenland“** stets eine offene Stätte bieten. Mitarbeiter von anerkanntem Rufe unterstützen uns durch werthvolle Beiträge. Indeß ist das **„Hessenland“** kein Fachblatt, sondern es wendet sich an die Familie, an das Volk; seine wissenschaftlichen Aufsätze sind darum in gemeinverständlicher, belehrender Form geschrieben. Zugleich ist aber unsere Zeitschrift heute schon der Mittelpunkt des literarischen Schaffens auf hessischem Boden; die heimathlichen Dichter und Schriftsteller von Ruf sind fast ausnahmslos unsere Mitarbeiter und junge Kräfte für uns zu gewinnen, ist unser stetes Bestreben.

Unser Programm bleibt, wie es war: wir werden mit liebevoller Sorgfalt unsere hessische Stammesgeschichte pflegen also daß der Leser unseres Blattes allezeit über die Forschungen auf diesem Gebiete unterrichtet wird. Die „mundartliche Dichtung“ werden wir nach Kräften fördern. Dem Unterhaltungsbedürfnisse werden wir durch Veröffentlichung guter Erzählungen, Gedichte und Miscellen entgegenkommen. Insbesondere wird das **„Hessenland“** im nächsten Jahre es sich zur Aufgabe machen, treffliche Novellen anerkannter Schriftsteller zu bringen.

Unsere Leser bitten wir, uns auch künftig zu unterstützen. Ganz besonders geschieht das auch dadurch, daß sie zur Verbreitung des **„Hessenlandes“** beitragen. Möge Jeder von ihnen in seinem Kreise, insbesondere auch bei den ihm nahestehenden Landsleuten im Auslande, dahin wirken, daß unser Blatt immer mehr Boden gewinne und ein geistiges Band unseres Volksstammes werde.

Mag uns das kommende Jahr die alten Freunde erhalten und viele neue zuführen.

Die Redaktion.
F. Zwenger.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger F. Zwenger in Kassel. — Druck von Friedr. Scheel in Kassel.

